

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

**Klaus Beitzl**

und

**Franz Grieshofer**

Redaktion

**Eva Kausel**

Unter ständiger Mitarbeit von  
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München),  
Franz Lipp (Linz), Oskar Moser (Klagenfurt/Graz)

**Neue Serie  
Band XLIII**

**Gesamtserie  
Band 92**

WIEN 1989

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt**  
**mit Unterstützung**  
**des**  
**Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung**  
**der**  
**Burgenländischen Landesregierung**  
**der**  
**Kärntner Landesregierung**  
**der**  
**Niederösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Oberösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Salzburger Landesregierung**  
**der**  
**Steiermärkischen Landesregierung**  
**der**  
**Tiroler Landesregierung**  
**der**  
**Vorarlberger Landesregierung**  
**des**  
**Magistrates der Stadt Wien**

---

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitzl und Oberrat Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Eva Kausel; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Druck: Bohmann Druck und Verlag Gesellschaft m. b. H. & Co. KG., A-1110 Wien, Leberstraße 122. – AU ISSN 0029-9668

## Abhandlungen

James R. Dow, Zur amerikanischen Volkskunde. Standortbestimmung der heutigen Theorie und Praxis. Mit einem Beispiel aus der Feldforschung bei deutschsprechenden Amerikanern (Amische Alter Ordnung) . . . . .	1
Leander Petzoldt, Phantom-Lore oder: Vom Glück des Sammlers beim Finden . . . . .	24
Christine Burckhardt-Seebass, Zwischen McDonald's und weißem Brautkleid. Brauch und Ritual in einer offenen, säkularisierten Gesellschaft . . . . .	97
Ernst Gerhard Eder, An den Grenzen des Sittlichen. Fluß- und Freiluftbadelust vor den Toren Wiens . . . . .	111
Michael John, Solidarstrukturen in Zinshaus und Quartier – ein informelles soziales Netz? Zur Bedeutung von Nachbarschaft und Milieu im Wien der Vorkriegsjahre . . . . .	179
Vera Mayer, Wohnfunktion und Wohnverhalten. Aspekte der volkswissenschaftlichen Erforschung von Wohnkultur am Beispiel Wiens (10 Abb.) . . . .	206
Kriemhild Kapeller, Saisonwanderung und textile Heimarbeit als notwendige Nebenverdienste in Vorarlberg (Ein Überblick) . . . . .	275
Kurt Schuller, Das blaue Vortuch der Männer (16 Abb.) . . . . .	296

## Mitteilungen

Felix Karlinger, Legende und Ikone. Zu einem nur für Rumänien belegbaren Text des Motivs von der „Tricheirousa“ . . . . .	33
Rudolf Simek, Die Wundervölker in der Weltchronik des Rudolf von Ems und der Christherrenchronik . . . . .	37

## Chronik der Volkskunde

3. Tagung der Internationalen Gesellschaft für Rechtliche Volkskunde in Sarnen/OW am 14./15. Mai 1988 (Herbert Schempf) . . . . .	45
Bericht über das III. Internationale Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 1988 in Eisenstadt (Bertrand Hell) . . . . .	46
Bericht über die Tagung „Bilder als Geschichtsquellen. Fotografie und Film“ (Edith A. Weinlich) . . . . .	50
Impressionen vom „Centennial Meeting“ der American Folklore Society (AFS) vom 26. bis 30. Oktober 1988 in Boston, Massachusetts (Eva Kausel) . . . .	52
„Volkskunde und Rundfunk“. Symposium über Anspruch und Wirklichkeit des Populären in der Rundfunkarbeit (Oskar Moser) . . . . .	132
Ende oder Veränderung? Arbeiterkultur seit 1945. Tagungsbericht von der 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 30. April bis 4. Mai 1989 (Hannelore Fielhauer, Gertraud Liesenfeld) . . . . .	134

Wien – Wohnen im Wandel. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Volkskundliche Eindrücke. Eröffnung einer Sonderausstellung im Österreichischen Freilichtmuseum Graz-Stübing (Hubert Christian Ehalt, Vera Mayer) . .	140
Bericht über die Feldforschungsreise im September 1988 nach Krakau und Südpolen (Felix Schneeweis) . . . . .	143
Hans-Ulrich Bentzien † (1934–1987) (Oskar Moser) . . . . .	147
Josef Schepers † (1908–1989) (Oskar Moser) . . . . .	148
Hans Trümpy † (Eva Kausel) . . . . .	149
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1988 (Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Gerhard Maresch) . . . . .	229
Arbeitsbericht des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee für das Jahr 1988 (Felix Schneeweis) . . . . .	237
„Herd- und Küchengerät aus der Metallsammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde“. Sonderausstellung in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg (Gudrun Hempel) . . . . .	238
Museumsgründung im Waldviertel – Aussiedlermuseum Allentsteig (Margot Schindler) . . . . .	239
Im Auge des Ethnographen/Nell'ottica degli etnografi. Volkskultur und Südtirol/Cultura popolare e l'Alto Adige. Symposium/Convegno 5.–7. 5. 1989, Lana, Südtirol/Alto Adige (Helmut Eberhart) . . . . .	242
„Methoden und Probleme der Alltagsforschung im Zeitalter des Barock.“ Bericht vom 10. Symposium des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde in St. Pölten vom 10. bis 13. Juli 1989 (Burkhard Pöttler) . . . . .	246
Kulturwissenschaftliche Tourismusforschung. 1. Arbeitstagung der AG „Tourismusforschung“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mörfelden, 13. bis 16. Juli 1989 (Elisabeth Bockhorn) . . . . .	249
Volksfrömmigkeit. Österreichische Volkskundetagung vom 21. bis 25. Mai 1989 in Graz (Peter Strasser) . . . . .	315
„Erinnern und Vergessen“. Bericht vom 27. Deutschen Volkskunde-Kongreß (Eva Kausel) . . . . .	318
Bericht vom 22. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung vom 11. bis 14. Oktober 1989 im Braunschweigischen Landesmuseum in Braunschweig (Werner Endres) . . . . .	322
Dr. Mária Kresz † (Günter Kohlprath) . . . . .	325

### **Literatur der Volkskunde**

James R. Dow, Rolf W. Brednich (Hrsg.), Internationale Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1983 und 1984 (Eva Kausel) . . . . .	56
Österreichische Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1981 bis 1983 (Oskar Moser) . . . . .	57
Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ) (Oskar Moser) . .	58
Ronald Grambo, Folkloristik håndbok (Béla Gunda) . . . . .	59

Albert Kurucz, Iván M. Balassa, Péter Kecskés (Red.), Szabadtéri Néprajzi Múzeumok Magyarországon (Ethnographische Freilichtmuseen in Ungarn) (Béla Gunda) . . . . .	60
Ulrike Kerschbaum, Erich Rabl (Hrsg.), Heimatforschung heute (Margot Schindler) . . . . .	60
Friedrich Polleiroß (Hrsg.), Davor – danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Margot Schindler) . . . . .	62
Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter (Maria Kundegraber) . . . . .	65
Dragica Cvetan, The Living Tradition of Arts and Crafts in the Jastrebarsko Area (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	67
Tibor Sabján, A Bubos kemence (Der schobernformige Bauernofen) (Béla Gunda) . . . . .	68
Kari Kotilainen, Ruokakello (The dinner bell) (Béla Gunda) . . . . .	68
Wolfgang Brückner (Hrsg.), Bekleidungs-geschichte und Museum (Eva Kausel) . . . . .	69
Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung (Maria Kundegraber) . . . . .	71
Elfriede Rottenbacher, Kreuzstichmuster (Maria Kundegraber) . . . . .	73
Louis Carlen, Wallfahrt und Recht im Abendland (Herbert Schempf) . . . . .	73
Ludwig Bechstein, Sämtliche Märchen (Felix Karlinger) . . . . .	74
Jüri Talvet (Zstillg.), Der Flötenspieler (Felix Karlinger) . . . . .	75
Jürg von Ins (Hrsg.), Abraham von Worms, Das Buch der wahren Praktik in der göttlichen Magie (Felix Karlinger) . . . . .	75
Batiray Özbek, Erzählungen der letzten Tscherkessen auf dem Amsfeld (Felix Karlinger) . . . . .	76
Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History (Eva Kausel) . . . . .	77
Franz Deimbacher, Gerhard Lengauer (Hrsg.), Ortskundliche Stoffsammlung. Anlage – Ergänzung – Auswertung (Elisabeth Bockhorn) . . . . .	151
Uschi Derschmidt, Hans Haid, Vera von Hazebrouck (Zstillg.), Materialien zu den Themen Kultur und Heimat (Eva Kausel) . . . . .	153
Lisa Schroeter-Bieler, Skandinavien (Rudolf Simek) . . . . .	153
Hermann Langer, Österreichische Fayencen (Friederike Prodinger) . . . . .	154
Chr. Scharb, Gerda Benz, Jos. Hofmann †, Nordböhmen-Trachtenbüchl (Helene Grün) . . . . .	157
Franz Stadler, Brauchtum und Masken in der Obersteiermark (Franz Grieshofer) . . . . .	157
Gabriel Llompart, La Mallorca tradicional en los Exvotos (Felix Karlinger) . . . . .	158
Luigi Tacconelli, Ein kurzweilig Lesen (Felix Karlinger) . . . . .	160
Mondo Ladino XII, 1–4 (Felix Karlinger) . . . . .	160
Alexander Fenton, Country Life in Scotland (Béla Gunda) . . . . .	253
Róbert Müller, A mezőgazdasági vaseszközök fejlődése Magyarországon a késővaskortól a törökkor végéig (Die Entwicklung der eisernen Agrargeräte in Ungarn von der Späteisenzeit bis zum Ende der Türkenherrschaft) (Béla Gunda) . . . . .	254

Christoph Gasser, „Trappln, Gschuicher und andere Fourtl“ (Béla Gunda) .	255
Johann Knobloch, Sprache und Religion (Felix Karlinger) . . . . .	257
Felix Karlinger, Johannes Pögl, Katalanische Märchen (Walter Scherf) .	257
Viscentia Miribung Lun, Miti e Paramiti (Felix Karlinger) . . . . .	261
András Cserbák (Bearb.), Magyar Néprázi Bibliográfia – Ungarische volkskundliche Bibliographie – Hungarian Folklore Bibliography 1988 (Eva Kausel) . . . . .	329
Hans-Georg Wehling (Red.), Heimat heute (Olaf Bockhorn) . . . . .	330
M. G. Meraklis, Laografika zitimata (Volkskundliche Fragen) (Walter Puchner) . . . . .	332
Dunja Rihtman-Auguštin, Etnologia naše svakodnevice (Ethnologie un- seres Alltagslebens) (Walter Puchner) . . . . .	333
Gertrud Heß-Haberlandt, Bauernleben (Oskar Moser) . . . . .	334
Johann Hagenauer, Ernst Wurth, Unter dem Stab des heiligen Jakobus (Helene Grün) . . . . .	337
Giacomo Bassi, Gaetano Forni, Gli strumenti di lavoro tradizionali Lodigiani e la loro Storia (Oskar Moser) . . . . .	338
Konrad Mautner, Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch; Begleitheft von Roswitha Orač-Stipberger (Margot Schindler) . . . . .	339
Dimitrios Lukatos, Christujenniatika kaj ton jorton (Weihnachten und Fest- liches); Ders., Paschalina kaj tis anoixis (Österliches und Frühlings- haftes); Ders., Ta kalokairina (Sommerliches); Ders., Sympli- romatika tu Cheimona kai tis Anoixis (Ergänzungen zum Winter und Frühling) (Walter Puchner) . . . . .	342
Niko Kuret, Maske slovenskih pokrajin (Die Masken in den slowenischen Landschaften) (Walter Puchner) . . . . .	344
Euphrosyne Karpodini-Dimitriadi, I thriskeftiki symperifora ton katoikon tis Keas (Die religiösen Verhaltensweisen der Einwohner von Kea) (Walter Puchner) . . . . .	346
Mircea Eliade, Mythos und Wirklichkeit (Felix Karlinger) . . . . .	348
Michalis G. Meraklis, Ti einai laiki logotechnia – Dokimia (Was ist Volks- literatur – Versuche) (Walter Puchner) . . . . .	350
Margarita Xanthakou, Cendrillon et les soeurs cannibales (Walter Puchner)	352
Laografia Bd. 34 (Walter Puchner) . . . . .	352
Journal of American Folklore Vol. 102 (Eva Kausel) . . . . .	354
Eingelangte Literatur (Eva Kausel) . . . . .	79, 162, 262, 359

# Zur amerikanischen Volkskunde. Standortbestimmung der heutigen Theorie und Praxis\*

Mit einem Beispiel aus der Feldforschung bei deutschsprechenden Amerikanern (Amische Alter Ordnung)

Von James R. Dow

Heuer feiert die American Folklore Society das hundertste Jahr ihres Bestehens. Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts standen die amerikanischen Folkloristen stark unter dem Einfluß ihrer europäischen Kollegen. Erst als junge amerikanische Forscher in den sechziger Jahren ihre eigene fachliche Identität in Folklore-Instituten amerikanischer Hochschulen erarbeiteten, kamen sie dazu, eigene Theorien zu entwickeln und die dazugehörige Feldforschungspraxis zu reorientieren. Seit etwas mehr als einem Jahrzehnt spricht man in akademischen Lehrveranstaltungen und auf öffentlichen Kongressen vor allem von einer sogenannten „Performanz“-Theorie. Die Umsetzung dieser Theorie durch Feldforscher, die die Interaktion unter Gewährsleuten beobachten und sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten behandeln, hat selbstverständlich zu heftigen Debatten geführt. Es soll hier versucht werden, am Beispiel von deutschsprechenden Amerikanern (Amische Alter Ordnung) Theorie, Praxis und Problematik zu erläutern.

Vor genau 30 Jahren kam ich als junger und sehr unerfahrener Student zum ersten Mal nach Österreich. Selbstverständlich fuhr ich sofort nach Innsbruck und Wien, da mir diese zwei Städte von der Schule her bekannt waren. Das war in der Zeit vor Julie Andrews, als das Salzkammergut, die Lipizzaner und die Familie Trapp den meisten Amerikanern noch kein Begriff waren und bevor Amerikaner das Lied „Edelweiß“, ohne jemanden in Öster-

reich um Erlaubnis zu bitten, zur österreichischen Nationalhymne umgewandelt hatten. Während meiner Studienzeit in den fünfziger Jahren in Mainz fuhr ich immer wieder in den Süden, einmal sogar zu einem längeren (zweimonatigen) Aufenthalt nach Wien. Ich wohnte damals in der Linken Wienzeile, lief tagtäglich über den Naschmarkt, wanderte am Wochenende durch den Wienerwald (damals gab es nur einen) und lernte die Musik, den Dialekt, den Lebensstil, die Beisln, kurz gesagt die Stadt und das Land gut kennen und auch schätzen. In der Zwischenzeit bin ich ziemlich oft zurückgekehrt. Seit 21 Jahren kommen wir von den drei Staatsuniversitäten in Iowa mit unserem Sommerprogramm nach Österreich – neun Jahre nach Millstatt in Kärnten und jetzt seit zwölf Jahren nach St. Radegund, dem heilklimatischen Kurort oberhalb von Graz. Die Sagen über den Schöckel und die Legenden über die heilige St. Radegundis kenne ich inzwischen sehr gut. Ich führe meine Studenten jeden Sommer durch das Österreichische Freilichtmuseum bei Stübing, wir fahren nach Bad Radkersburg, schauen uns die Klapotetz an und trinken den südsteirischen Schilcher in der Gegend von Kleinklein und Großklein. Nach ihrem Aufenthalt in der Steiermark kommen unsere Studenten auf vier Wochen nach Wien, wo sie an dem Internationalen Ferienkurs der Universität teilnehmen. Vor elf Jahren war ich zu einem kurzen Besuch im Österreichischen Museum für Volkskunde und habe damals Hofrat Leopold Schmidt und den heutigen Direktor, Hofrat Beitzl, kennengelernt. Durch Freunde und Kollegen in der Bundesrepublik nahm ich berufliche und persönliche Kontakte mit Dozent Dr. Olaf Bockhorn und mit Dr. Helmut Eberhardt auf. Auch Professor Helmut Fielhauer lernte ich vor einigen Jahren auf einer Tagung der DGV kennen.

In dieser Zeit sind mir also die Sitten und Bräuche und sogar der Tonfall der verschiedenen österreichischen Gegenden fast ebenso geläufig geworden wie jene im bundesdeutschen Raum. Ich habe österreichische Bücher gelesen und rezensiert<sup>1</sup>, über Volkskunde im Werk des steirischen Heimatdichters Peter Rosegger referiert und geschrieben<sup>2</sup>, und als Herausgeber der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie bearbeite ich alle zwei Jahre Hunderte von Ihren Schriften<sup>3</sup>. Ich habe eine ganze Reihe von Mitarbeitern aus Österreich, mit denen ich korrespondiere und die ich dieser Tage zum ersten Mal persönlich kennenlernte. Soweit über meinen ständigen Kontakt mit Österreich.

\* \* \*

Als ich letzten Herbst auf der Tagung der DGV mit Frau Kausel über gemeinsame bibliographische Probleme sprach, schlug ich eine Arbeitssitzung vor, damit wir Einzelheiten der computer-gesteuerten Herstellung von Bibliographien ausführlicher besprechen könnten. Die freundliche Einladung von Herrn Hofrat Beitzl, einen „Überblick über die gegenwärtigen amerikanischen Forschungen“ zu geben (nicht beschränkt auf bibliographische Neuerungen), forderte mich aber heraus, da dies ein äußerst breites und vor allem uneinheitliches Feld ist: „Es drängt sich die Vermutung auf, daß fast ebenso viele amerikanische Konzepte von Folklore existieren wie amerikanische Folkloristen“, sagte vor vielen Jahren Alan Dundes<sup>4</sup>. Auch weiß ich wahrscheinlich mehr über die Volkskunde im deutschen Sprachraum als jene im amerikanischen. Diese Einladung und die damit verbundene Herausforderung kommen aber zu einem sehr gelegenen Zeitpunkt, da die American Folklore Society (AFS) im Jahre 1988 das hundertste Jahr ihres Bestehens feiert. Das große Fest hat schon seinen Anfang genommen; nächsten Herbst wird die Tagung länger und vielseitiger, werden die ausländischen Gäste zahlreicher sein. In den kommenden Jahren wird eine Menge von Schriften erscheinen, zum größten Teil unterstützt von privaten Stiftungen, die neues Leben in das zweite Jahrhundert der Gesellschaft zu bringen beabsichtigen. Vom bibliographischen Standpunkt wird diese Fülle von Veröffentlichungen von besonderem Interesse sein. Zum Beispiel kommt im Frühling 1988 die Übersetzung eines der frühesten zusammenfassenden Berichte über die amerikanische Volkskunde heraus, ein Bericht, der ursprünglich auf deutsch erschien<sup>5</sup>. Ein gewisser Karl Knortz schrieb 1905 eine Abhandlung „Zur Amerikanischen Volkskunde“, in der er einem deutschlesenden Publikum einen sehr eigenartigen Überblick anbot. Ich zitiere hier aus der ersten Seite:

„Seit ungefähr 16 Jahren hat das Studium der Volkskunde in Amerika einen erfreulichen Aufschwung genommen. Sogenannte Folklore-Societies haben sich bereits in den meisten Städten gebildet und entfalten eine außerordentliche Rührigkeit, steht denselben doch auch ein ungemein ausgedehntes und reiches Material zur Verfügung, denn sie haben die Gelegenheit, ihre Untersuchungen auf Repräsentanten aller Nationalitäten des Erdballs auszudehnen und ihre Sitten, Gebräuche und religiöse Anschauungen zu erforschen.

Ich will mich nun in dieser Schrift hauptsächlich mit der Volkskunde des Blaßgesichtes beschäftigen und dabei nur solche Originalmitteilungen in Betracht ziehen, die mir als Antworten auf ausgesandte Fragebogen zugegangen sind. Ich beginne also, um den amerikanischen Anstand nicht zu verletzen, mit den Damen.

Die Amerikanerin hat Zeit für alles. Sie debattiert die verwickeltesten religiösen, philosophischen, sozialen und politischen Fragen und löst sie auch; sie bettelt das Geld zur Erhaltung alter und zur Erbauung neuer Kirchen zusammen und besucht sie auch so oft, wie sie darin einen neuen Hut, einen kostbaren Schmuck oder ein nach der neuesten Mode zugeschnittenes Kleid zur Schau tragen kann. Trotzdem sie sehr fromm und eine sehr eifrige Verehrerin des Buchstabenglaubens ist, so ist sie doch nicht mit dem biblischen Diktat, welches dem Manne die Herrschaft über die Frau zuspricht, einverstanden, und gibt dieser Unzufriedenheit auch stets solchen energischen Ausdruck, daß sich der Ehegatte um des lieben Friedens willen in das Unvermeidliche fügt und den Pantoffelhelden spielt. Übrigens kann auch nur ein Barbar, der nicht auf der Höhe des Humanen steht, die Oberhoheit des Weibes bezweifeln.<sup>66</sup>

Auf den darauf folgenden 70 Seiten bringt Knortz eine Häufung typischer Voreingenommenheiten der Zeit, wobei er fast alle ethnischen Minderheiten des amerikanischen Schmelztiegels stereotyp behandelt und beleidigt. Peter Assion (Marburg) schrieb für die englische Auflage 1988 hierzu eine Einführung und ich bin, wie Sie sich vorstellen können, sehr gespannt auf die Aufnahme dieses Zeitdokuments<sup>7</sup>.

Knortz' Abhandlung über die amerikanische Volkskunde bietet uns einen interessanten Einstieg in das Thema der „gegenwärtigen amerikanischen Forschungen zur Volkskunde“. Kaum ein amerikanischer Volkskundler wird wohl dieses Werkchen auf deutsch gekannt haben. Meiner Erfahrung nach besteht in Amerika eine sehr beschränkte Kenntnis der europäischen Forschungsrichtungen, insbesondere, wenn sie in einer anderen Sprache als Englisch veröffentlicht worden sind. Amerikanische Forscher zitieren wenig von dem, was in anderen Sprachen erscheint. Sie haben in dieser Hinsicht keine internationale Einsicht in die Volkskunde<sup>8</sup>.

Diese Unkenntnis über Forschungsrichtungen in anderen Ländern scheint aber – sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart – ungeachtet der besseren Sprachkenntnisse auch in Europa zu bestehen. Man weiß hier vermutlich fast genau so wenig über unsere amerikanischen Forschungsinteressen und -perspektiven, wie wir über Ihre europäischen. Man braucht nur die Fußnoten und die Bibliographie im Anhang einer Abhandlung durchzusehen. Selten werden die wichtigsten theoretischen Studien „fremder“ (sprich ausländischer) Volkskundler zitiert. Dafür mag es viele Gründe geben, ich will hier aber nur drei aufzählen und kurz besprechen und dann den letzten zur eigentlichen Standortbestimmung der heutigen Theorie und Praxis der amerikanischen Volkskunde benutzen.

1. Theoretische Abhandlungen stoßen besonders häufig auf linguistische Barrieren. Zugegebene Schwierigkeiten sprachlicher Interaktionsgrenzen treten vor allem bei theoretischen Abhandlungen auf. Ungeachtet des generellen Interesses der Forscher für theoretische Ideen und Perspektiven aus anderen Weltteilen gibt es meines Erachtens wenig Interesse dafür bei Volkskundlern und in volkskundlichen Instituten sowohl Europas als auch Amerikas. Wirtschaftlich lohnt es sich anscheinend nicht, die Arbeiten in eine andere Sprache zu übersetzen. Das neue Buch „German Volkskunde“, das ich zusammen mit Hannjost Lixfeld (Freiburg i. Br.) vor zwei Jahren herausbrachte (19 übersetzte Abhandlungen von 15 bekannten bundesdeutschen Volkskundlern), verkauft sich nicht gut – trotz sehr positiver Rezensionen in amerikanischen Fachzeitschriften. Das kann aber nicht nur eine Frage der Wirtschaftlichkeit sein. Ich suche eine bessere Erklärung für die Unkenntnis und das Desinteresse unter meinem zweiten Aspekt.

2. Ethnozentrische Interessen herrschen in volkskundlichen Studien vor. Meines Erachtens bestehen in jedem Land „gewisse egozentrische Beschränkungen“<sup>9</sup>. In den späten sechziger und frühen siebziger Jahren, gerade als es im Fach ziemlich stürmisch zuing, schien dies ganz besonders der Fall zu sein. Man kann natürlich eine etwas freundlichere Interpretation versuchen. Zu dieser Zeit gab es sowohl im deutschen Sprachraum wie auf amerikanischem Boden einen beginnenden, aber sehr intensiv durchgeführten Bruch mit der Volkskunde nach „alter Väter Sitte“, mit der Grimmschen Vergangenheit, d. h. mit anonymer Sammeltätigkeit, „Klassifizierung pour la Klassifizierung“ sowie text- und produktorientierter Forschung. In dieser Zeit hatten Forscher auf beiden Seiten des Atlantiks genug mit ihren eigenen Interessen zu tun. Sie schauten kaum über die Landesgrenzen hinaus, da sie zunächst die neueren Perspektiven im eigenen Land stabilisieren und etablieren mußten. Erst später konnte man an Ex- und Import von Gedankengut denken.

3. Folklorismus. Einen dritten Grund für die Unkenntnis und das Desinteresse auf internationaler Ebene finde ich am interessantesten und möchte hier Genaueres darüber sagen. Als Aufhänger benutze ich das Wort Folklorismus in Amerika. Während man in den sechziger Jahren über die „alte Mode“ der volkskundlichen Bauernforschung in Europa schimpfte und zur gleichen Zeit in Europa herzlich wenig von der amerikanischen Volkskunde hielt, da dort ohnehin im besten Fall lediglich Erscheinungen des

Folklorismus in Betracht gezogen würden, entstand eine echte Zäsur zwischen der alten, unter europäischem Einfluß text- und produktorientierten Forschung, und den neuen, problemorientierten Untersuchungen<sup>10</sup>. Die Anfänge der „gegenwärtigen amerikanischen Volkskunde“ muß man also gerade in dieser Zeit suchen. Die ersten Resultate kamen sowohl in Amerika als auch in Deutschland ziemlich schnell zustande. In Deutschland war es die vielumstrittene „Falkensteiner Formel“ (1970)<sup>11</sup>, und in Amerika war es die Sondernummer des amerikanischen Journal of American Folklore, „New Perspectives“ (1971)<sup>12</sup>. Ich brauche nichts über die Entwicklung im deutschen Sprachraum zu sagen, da Sie alle sowieso bestens informiert sind. Auf amerikanischem Boden entwickelten sich neue Forschungsrichtungen und Methodologien, die seitdem diskutiert, versucht, entwickelt und angewandt worden und zum Teil schon wieder eingegangen sind. Um aber unsere heutige Forschung verständlicher zu machen, möchte ich kurz den historischen Hintergrund darlegen.

### **Historischer Hintergrund**

Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts stand das Studium der Volkskunde in Amerika unter dem unmittelbaren Einfluß von Europa. Als die AFS 1888 gegründet wurde (knapp zehn Jahre nach der Gründung der Englischen Gesellschaft für Volkskunde 1878), schrieb William Wells Newell, der Herausgeber der neuen Zeitschrift, im Leitaufsatz des ersten Bandes, daß die Zeitschrift

„zur Sammlung der ständig dahinschwindenden Überbleibsel der Folk-Lore in Amerika“<sup>13</sup> bestimmt sei, namentlich:

1. Relikte der alten englischen Folk-Lore (Balladen, Erzählungen, abergläubische Vorstellungen, Mundart usw.).
2. Überlieferungen der Neger in den Südstaaten der Union.
3. Überlieferungen der Indianerstämme Nordamerikas (Mythen, Erzählungen usw.).
4. Überlieferungen aus Französisch-Kanada, Mexiko usw.

Alan Dundes kommentierte dies folgendermaßen: „Daraus wird klar, daß Newell das europäische Konzept der Volkskunde als Survival aus weit zurückliegender Zeit nachbetete. Es fällt auf, daß Newell die Möglichkeit der Neuentstehung irgendeiner Volkskunde in den Vereinigten Staaten, d. h. irgendeiner eigenständigen amerikanischen Volkskunde, nicht mit einschloß.“<sup>14</sup>

Dies blieb auch die Zielsetzung der volkskundlichen Forschung in Amerika während der ersten fünfundsiebzig Jahre ihrer Existenz. Vergleichende Studien im Dienste der historisch-geographischen Methode herrschten in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren vor<sup>15</sup>. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts entwickelte sich in den amerikanischen Hochschulen ein langsam wachsendes Interesse für expressive Formen der amerikanischen Kultur, die zwar vorläufig noch als Relikte betrachtet wurden, aber das Hauptmerkmal besaßen, daß sie exklusiver Ausdruck der eigenständigen amerikanischen Erfahrungen waren. Es ist interessant zu wissen, daß zur gleichen Zeit, als Warren Roberts die erste volkskundliche Dissertation in einem amerikanischen volkskundlichen Institut einreichte<sup>16</sup>, Richard Dorson schon angefangen hatte, seine zahlreichen Abhandlungen über amerikanische Volkshelden zu veröffentlichen<sup>17</sup>. Dorsons eigenes Studium der Amerikanistik – besonders unter historischen Aspekten<sup>18</sup> – führte 1956, nach der Pensionierung des auch in Europa bekannten Volkskundlers Stith Thompson, zu seiner Berufung als Direktor des Instituts für Folklore in Indiana, wo er bis zu seinem Tod 1981 lebte und wirkte. Durch seine persönliche Energie und Dynamik und auch wegen seiner vielen Veröffentlichungen über amerikanische Kultur zog er (besonders in den fünfziger und sechziger Jahren) eine Reihe von Studenten an, die nicht nur ihn, sondern auch das immer bedeutender und bekannter werdende Fach herausforderten, neue Perspektiven, Theorien und Methodologien zu entwickeln. Es gelang ihm also nicht, „seine Schüler an der Nase herumzuführen“. Sie lernten viel von ihm und seinem Team, u. a. Warren Roberts, Linda Dégh, W. Edson Richmond. Auf der letzten Tagung der AFS, im Oktober 1987, gab es vier hochinteressante Würdigungen – zu je zwei Stunden – der Person Richard Dorsons als Wissenschaftler und vor allem seines Einflusses auf das Fach. Diejenigen, die ihn würdigten – alle waren seine Schüler –, bildeten damals in den frühen sechziger Jahren eine kleine Gruppe, die die alte und für sie altmodische volkskundliche Forschung zu erneuern beabsichtigten. Fast jeder von ihnen erklärte, die neuen Forschungsrichtungen und Perspektiven repräsentierten grundlegend neue Prämissen. Ich zitiere aus Robert Georges Aufsatz über „Erzähl-Ereignisse“:

„Ich behaupte, daß die grundlegende Prämisse und die primären Zielsetzungen der Erzählforschung, die sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelten und bis in die Gegenwart fort dauerten, unhaltbar sind. Jene von Forschern aus ihrem Zusammenhang gerissenen und als Erzählungen gekennzeichneten Phänomene (Volkserzählungen, Erzählungen, orale Erzählungen, traditionelle

Erzählungen) dürfen nicht länger als überlebende oder traditionelle sprachliche Entitäten betrachtet werden, noch dürfen die primären Zielsetzungen der sich für diese Phänomene interessierenden Forscher in der Fortsetzung des Sammelns und Untersuchens der Texte bestehen. Denn diese Texte stellen nichts anderes dar als die schriftliche Wiedergabe eines einzigen Aspekts der Vermittlung komplizierter kommunikativer Ereignisse, ( . . . ) Ich will dieses Thema nicht zerreden, aber ich will auch nicht, daß meine Erläuterungen falsch verstanden werden oder nur als ein weiterer Vorwand für Erzählforscher, den Erzähler, die Zuhörer, den Kontext sowie den Erzähltext zu untersuchen. Eine derartige Auslegung machte aus dieser Abhandlung lediglich ein Argument, alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Was hier beabsichtigt wird, ist ein völlig differierendes Konzept, das – holistische und nicht atomistische – Konzept eines komplizierten Kommunikationsvorganges . . .<sup>19</sup>

Der erste Ansatz, wenn man so sagen darf, rührte von dem dreißig Jahre zuvor von der russischen formalistischen Schule entwickelten Strukturalismus. An Hand der 1958 ins Englische übersetzten Arbeit von Vladimir Propp, Die Morphologie der Volkserzählung<sup>20</sup>, versuchten einige der jungen Volkskundler, die aus der Linguistik zur Volkskunde gekommen waren, diesen für Amerika neuen Strukturalismus als Basis für ihre Untersuchungen anzuwenden, besonders bei traditionellen Erzählformen, aber auch bei anderen verbalen Erscheinungen, wie z. B. Sprichwort, Rätsel, Witz usw. Alan Dundes' Dissertation über die Morphologie der nordamerikanischen Indianer-Volkserzählungen<sup>21</sup> zeigte, wie man diese „neueren“ Proppschen „Funktionen“ bei nordamerikanischen Indianer-Erzählungen anwenden konnte, um tiefere Strukturen der Erzählungen zu erläutern, sogar bei einem nicht-indogermanischen Volk. Es erschien darauf eine ganze Reihe von strukturalistischen Untersuchungen, und dabei kam es bei uns in der Tat zu einem besseren Verständnis dieser tieferen Strukturen der einzelnen Erscheinungsformen<sup>22</sup>. Theoretisch teilte man die Strukturen in zwei, in „paradigmatische“ und in „syntagmatische“ Formen ein<sup>23</sup>. Letzten Endes aber führten diese Forschungen in eine Sackgasse, die einzelne Forscher an die Sackgasse der historisch-geographischen Methode erinnerte.

Zur selben Zeit, in den fünfziger und sechziger Jahren, kam es in amerikanischen volkskundlichen Kreisen relativ selten zu wesentlichen Auseinandersetzungen über die Arbeit von Albert Lord, die er zusammen mit seinem Lehrer Milman Parry in Jugoslawien unter den epische Lieder singenden guslari durchgeführt hatte<sup>24</sup>. Die große Theorie von den oralen Formeln als schöpferischer Technik beim Singen von südslawischen epischen Liedern wurde mehr in literarischen Kreisen diskutiert als in volkskundlichen. Einige

wenige berücksichtigten speziell die Kreativität im Zusammenhang mit oralen Formeln und versuchten, diese Theorie bei Erzählereignissen anzuwenden<sup>25</sup>.

Der eigentliche Anstoß zur weiteren Entwicklung war aber schon da, und zwar unter dieser selben Gruppe von „Jungtürken“<sup>26</sup>, die damals in Indiana und in Pennsylvania studierten. Es sind meines Erachtens, um diesen historischen Hintergrund abzurunden, noch zwei sehr wichtige Punkte zu erwähnen:

1. Unter dem Einfluß insbesondere von Richard Dorson gingen die Studenten ins „Feld“. Sie suchten bei allen möglichen Gruppen eine amerikanische „Naturpoesie“ und nahmen sie mit den rasch besser werdenden Hilfsmitteln (Tonband, Kamera, später Video) auf.

2. Äußerst wichtig aber waren die neuen Anstöße, die, speziell von der Linguistik ausgehend, die Volkskunde zu erreichen begannen. Neben den Untersuchungen der formalen Tiefenstruktur der Satzgrammatik (à la Chomsky) entstand genau zu dieser Zeit eine Gegenströmung – eine schnell an Einfluß gewinnende Soziolinguistik. Einer ihrer Haupttheoretiker war Dell Hymes. Durch ihn und gleichgesinnte, linguistisch ausgebildete Anthropologen – und gleich danach Volkskundler –, die sich vor allem für traditionelle Erzählformen und -strukturen interessierten, kamen Dorsons Schüler in Indiana und seine Kollegen in Pennsylvania zu einer neuen theoretischen Perspektive, die man vorläufig als Kontextforschung bezeichnete<sup>27</sup>, aber dann gleich als eine an Performanz orientierte Theorie ausarbeitete<sup>28</sup>.

### **Performanz**

Es kam dabei zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen unter amerikanischen Volkskndlern und selbstverständlich zwischen der alten und der neuen „Garde“. Richard Dorson faßte die „Neutöner“ unterschiedslos zusammen und nannte sie kurzerhand „Kontextualisten“. Er entwarf Ende der sechziger Jahre in seiner Präsidentenrede eine „neue Theorie“ für die amerikanische Volkskunde<sup>29</sup>, die aber sofort von den „Neutönern“<sup>30</sup> als eine Methode abgelehnt wurde, die keine theoretische Basis habe. D. K. Wilgus bestand in seiner Präsidentenrede 1972 darauf, daß die „Neutöner“ eine Fachsprache gebrauchten, die man nicht verstehen könne, und behauptete weiter, daß der Text doch das wichtigste bei der Untersuchung sei<sup>31</sup>. In dieser stürmischen Zeit suchten die „Kontextualisten“ konkrete Beispiele für ihre neuen theoretischen Ideen

zu finden. Man fand sie interessanterweise vor allem unter Gruppen, die keine europäische Herkunft aufweisen konnten: Bei den Schwarzen Amerikas<sup>32</sup> und auch bei den Indianern<sup>33</sup>; doch die neue Forschung beschäftigte sich nicht mehr ausschließlich – wie damals bei Newell – mit solchen Gruppen: Studenten, Professoren, Bauern, religiöse Gruppen, sie alle und auch viele andere mußten neu interpretiert werden.

Man kann in einem Vortrag selbstverständlich nur wenige Einzelheiten der neuen theoretischen Einstellung erläutern. Jedoch geben uns die Hauptmerkmale dieser neuen Theorie einen Einblick in die sich entwickelnden theoretischen Einstellungen.

Verbale Kunst – Gegenstand der neueren Untersuchungen war in den Augen von vielen die sogenannte verbale Kunst oder Sprachkunst, wobei sie traditionelle expressive Formen zu isolieren versuchten, die sich von der Alltagssprache nicht unbedingt abhoben, aber ganz deutlich als Sonderregister anzusehen waren. Man sprach hier von „konventionellen (d. h. wiederholten) Ausdrucksformen“ in einem „Rahmen“ und fand eine Fülle von Formen für die Untersuchung. Es kam aber auch hier zu heftigen Debatten über das Wort „Tradition“<sup>34</sup> und ebenso über die Abtrennung von einzelnen Teilen eines Kommunikationsaktes aus dem holistisch zu Untersuchenden<sup>35</sup>.

Holistik – man spricht vor allem von holistischen Forschungen. Da menschliche Interaktion immer mehr als Kommunikationsprozeß betrachtet wurde, schien es nötig, alle Bestandteile der Interaktion zu untersuchen. Nicht nur das, was von einem „Gewährsmann“ gesagt wurde, war von Bedeutung in einer Inter-Aktion, sondern auch die vielseitige Rückwirkung zwischen dem, der eine Nachricht encodierte (eine Erzählung erzählte), und denen, die diese Nachricht decodierten (empfangen/hörten)<sup>36</sup>. Es wurde in allen theoretischen Werken von diesem holistischen Ansatz gesprochen.

Metakommunikation – es ist charakteristisch für einen solchen Kommunikationsprozeß, daß es – implizit in der encodierten Nachricht – vom Sprecher auch andere Nachrichten gibt, wie seine Kommunikation von den Empfängern zu interpretieren sei – d. h. eine Metakommunikation. Der Rahmen und auch die Performanz eines solchen Gegenstandes der Volkskunde, z. B. einer Erzählung, wird durch kulturspezifische und von der Kultur konventionalisierte Metakommunikationen verursacht. Empirisch gesehen heißt das: „Jede Sprachgemeinschaft benutzt unter ihren vielen kulturspezifischen und konventionellen Möglichkeiten deutlich zu er-

kennende Strukturen, um eine Performanz einzurahmen, damit alle Kommunikation innerhalb dieses Rahmens als Performanz in dieser Gesellschaft verstanden wird.<sup>37</sup>

In den theoretischen Schriften findet man viele Schlüssel zu einer solchen „eingerahmten“ Performanz, und über fast alle hat man sich gestritten:

Sondercodes – die „schöne Sprache“ eines alten Gewährsmannes oder sonst eine Sondersprache.

Sinnbildliche Sprache – kreative Weistümer und auch exakt wiederholte Darstellungen von bekannter Figurativsprache.

Parallele – Wiederholungen mit systematischer Regularität von phonetischen, grammatikalischen, semantischen oder prosodischen Strukturen.

Paralinguistische Merkmale – Sprachton, Sprachkontur, Lautstärke, Pause, gehobene Stimme oder Flüstern.

Sonderformeln – Eingangs- und Schlußformeln.

Appell an die Tradition – wobei die Performanz nunmehr an anderen Performanzen gemessen wird.

Ablegnung der Performanz – wobei der Sprecher über seine eigene Inkompetenz etwas zu sagen hat.

In den Abhandlungen werden dann Modelle entworfen und Hinweise auf die Aufzeichnung durch den Volkskundler genauestens beschrieben<sup>38</sup>. Es wird auch sehr viel über die „emergente“ (d. h. werdende) Qualität einer Performanz geschrieben, über die Dynamik der Interaktion. Es wird auch die daraus entstehende „Kraft“ für den Performanten erläutert. „Durch seine Performanz erhält der Performant die partizipative Teilnahme und Energie seiner Zuhörer, und insoweit, wie sie seine Performanz schätzen, werden sie in seine Performanz aufgenommen. Passiert dies, so erhält der Performant ein hohes Ausmaß von Prestige und auch Kontrolle über seine Zuhörer – Prestige, da er seine Kompetenz demonstriert hat, und Kontrolle, weil er den Verlauf der Interaktion in seinen Händen hat.“<sup>39</sup>

Es wird durch diese sehr kurze Darlegung hoffentlich klar, daß diese Forschungsrichtung neue Ethnographien als Ziel hatte, zunächst Ethnographien des Sprechens<sup>40</sup>, aber damit gleich auch Ethnographien der Kommunikation. Obwohl es selbstverständlich wesentliche Streitpunkte während dieser Entwicklung gab, konnte man immerhin ganz deutliche Trends isolieren. Vor allem hatte man es nicht mehr mit den Produkten der Volkskunde allein zu

tun, man hatte es jetzt mit einem Ereignis (Event), mit einem Prozeß zu tun. Von hier aus konnte man dann leicht zur Volkskunst<sup>41</sup>, zur Brauch- und Sittenforschung usw. übergehen. Zweitens hatte man es jetzt mit einem „künstlerischen Akt“, mit einer expressiven Form, mit einer ästhetischen Rückwirkung zu tun. Und drittens versuchte man nun eine präzisere Beschreibung und Analyse der volkskundlichen Formen und dadurch eine Integration von Form, Funktion und Performanz.

### **Beispiel aus der eigenen Feldforschung über Amische Alter Ordnung**

Ich möchte jetzt etwas über meine eigene Feldforschung sagen, die ich eine Zeitlang unter dem Einfluß dieser neuen Theorie durchzuführen versuchte. Sie werden wohl den Einfluß erkennen.

Die Gruppe der Amischen Alter Ordnung, über die ich berichten will, ist schon oft von Wissenschaftlern in verschiedenen Fachzeitschriften behandelt worden, vor allem von Dialektologen, Historikern, Soziologen und Theologen<sup>42</sup>, aber bis vor kurzem kaum von Volkskundlern, Ethnologen oder Anthropologen, ungeachtet der reichen Möglichkeiten und der vielfältigen Ergebnisse, wie sich durch Feldforschung ziemlich leicht beweisen läßt<sup>43</sup>.

Iowa ist ein Staat von 145.000 km<sup>2</sup> mit zirka 2,800.000 Einwohnern im Mittelwesten der Vereinigten Staaten. In den letzten anderthalb Jahrhunderten hat Iowa viele ethnische Gruppen angezogen. Einwanderungsstatistiken zeigen klar, daß die deutschen Einwanderer nach den englischsprachigen zahlenmäßig an zweiter Stelle standen. Die deutschen Siedler haben den Staat in fast jeder nennenswerten Weise geprägt. Diese Einwanderer brachten lebendige Traditionen mit, die bis auf den heutigen Tag noch in vielfältiger Weise existieren. Das Iowa-Deutsche-Projekt hat sich bis jetzt als Hauptaufgabe gestellt, Zeugnisse des Brauchtums, der sachlichen Kultur und des Erzählguts (also: der verschiedenen volkskundlich relevanten Ausdrucksformen) der deutschstämmigen Bevölkerung Iowas, insbesondere der nicht in einem europäischen deutschsprachigen Land geborenen, zu lokalisieren und aufzuzeichnen. Diese Forschungsaufgabe führt selbstverständlich weiter zur Analyse der gesamten Volkskunde der Iowa-Deutschen. Die Fragestellung des Projektes ist aber nicht darauf beschränkt, Reste (d. h. Relikte) der Folklore aus der ursprünglichen Heimat festzustellen, um vergleichende Studien daraus zu entwickeln. Die Einstellung des Forschers und dadurch des Projektes ist also nicht nur

kulturhistorisch ausgerichtet, obwohl die erhobenen Interviews bis heute ein beträchtliches volkskundliches Material aus Tradition und Brauchtum, Spruchgut, Volksglauben, Sagen und zahlreiches sonstiges Erinnerungsgut erbracht haben. Vieles ist erst hier (d. h. in Iowa) entstanden und trägt deshalb den Stempel einer deutsch-amerikanischen Folklore<sup>44</sup>.

Kurz zusammengefaßt: Tiefeninterviews mit deutschsprachigen Informanten, die in Iowa oder im Mittelwesten geboren wurden, haben zirka 60 Tonbandstunden und Hunderte von Volkskunst- und Architektur-Dias erbracht<sup>45</sup>. Die aktivsten Verwender der deutschen Sprache in Iowa sind heutzutage die religiösen Utopisten, die im 19. Jahrhundert nach Iowa gekommen sind. Ich möchte jetzt einiges über die Herkunft der einen Gruppe sagen, mit der ich mich beschäftige.

### **Die Altamischen**

Die amisch-mennonitischen Gemeinden sind der Schweizer Wiedertäufer-Bewegung des frühen 16. Jahrhunderts entsprungen. In dieser Zeit entwickelten sich unabhängig voneinander sowohl in der Schweiz als auch in Holland zwei Wiedertäufergruppen. Die Mennoniten führen ihre Selbstbezeichnung auf Menno Simons, einen ehemals katholischen Priester aus dem 16. Jahrhundert, der einer der Führer der holländischen Gemeinden war, zurück. Jakob Ammann aus Erlenbach, im Schweizer Kanton Bern, brachte eine konservative Gruppe dieser Sekte im späten 17. Jahrhundert zu einer rigorosen Interpretation der „Meidung“ und gründete so eine Bewegung, die schließlich zu einem größeren Schisma führte.

Im frühen 18. Jahrhundert folgten viele dieser amischen Mennoniten dem Ruf von William Penn nach Amerika. Manche siedelten sich im Südosten Pennsylvaniens an, insbesondere im Lancaster County. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren viele dieser Amischen bereits nach Ohio, Indiana, Illinois und Iowa weitergezogen. Die ersten Amischen in Iowa ließen sich in den frühen vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Lee County am Mississippi-Fluß nieder. Heute gibt es in Iowa drei große und drei kleinere Siedlungen. Die größeren Siedlungen sind die in Kalona, in und um Oelwine im Buchanan County sowie die Milton-Pulaski-Siedlung. Im Kalona-Gebiet im südöstlichen Iowa wurden ausgiebig Feldforschungen durchgeführt. Die Siedlung dort ist die größte amisch-mennonitische westlich des Mississippis. Unter den Amisch-

Mennoniten haben die Altamischen die am stärksten ausgeprägte Eigenart und sie sind auch die konservativsten.

Bei dieser Gruppe hatte ich eine fast klassische Gelegenheit, deutsche Relikte, sowohl linguistische als auch materielle, unter deutschsprachigen Siedlern zu finden. Die deutsche Sprache wird von allen Amischen im täglichen Umgang verwendet. Die Suche nach Relikten in einer solchen Gruppe kann natürlich sehr ergiebig sein, besonders wenn man sich für kulturhistorische Konstanz (bzw. Diskontinuität) bei den Einzelercheinungen der Volkskunde interessiert. Obwohl ich diese Einstellung zur Volkskunde, d. h. die Suche nach Relikten bei einer spezifischen Gruppe oder einzelnen, nicht völlig ablehnen will, möchte ich doch klarmachen, daß die Forschungsaufgabe des Iowa-Projektes weiter konzipiert ist, als einfach Folkloreerscheinungen zu lokalisieren, aufzuzeichnen und zu vergleichen. Relikte sind selbstverständlich für den Forscher vorhanden, der sich damit beschäftigen will. Ich will auch nicht bezweifeln, daß die Analyse von solchen Relikten in unserem Fach einige ausgezeichnete Sammlungen hervorgebracht und zu interessanten Theorien über die Entwicklung von Formen und Kategorien, über ihre Verbreitung, ihre Konstanz und Variabilität geführt hat.

Mein Hauptinteresse gilt aber der Untersuchung der Dynamik der direkten (firsthand) zwischenmenschlichen Kommunikation in dieser Gruppe. Obwohl ich mich selbstverständlich mit Sammeln, Kategorisieren, mit Vergleichen und Analysen der Produkte menschlicher Kommunikation beschäftige, versuche ich, soweit es mir überhaupt möglich ist, den eigentlichen Kommunikationsakt zu erforschen. Eben weil ich diese Einstellung beim Iowa-Projekt verfolge, entferne ich mich von der besonders in Westeuropa traditionellen Beschäftigung mit den Produkten und von einer eher diachronischen Untersuchungsweise. Ich komme also, wie die meisten Amerikaner, in den Bereich der Analyse und Interpretation von menschlichen Prozessen und menschlichem Verhalten.

Es wäre vielleicht passend, jetzt die grundlegende theoretische Grundlage des Projektes zu erläutern, um dadurch die aus einer formalen, theoretischen Einstellung entstehende Problematik zu verdeutlichen. Die theoretische Konzeption, die ich anzuwenden versuche, lautet folgendermaßen: die konventionellen Ausdrucksformen, die wir oft als Einzelercheinungen (Items) der Volkskunde konzipieren, sind lediglich ein einziger Aspekt, und zwar der linguistische Aspekt (Encodierung) eines kommunikativen Aktes,

den der Mensch verwendet, um seine Mitmenschen während einer direkten Interaktion zu manipulieren. Mein Ausgangspunkt ist, daß wir uns schon ausreichend mit einem einzigen Aspekt eines komplizierten kommunikativen Prozesses beschäftigt haben. Die Zielsetzung des Iowa-Amish-Projektes ist: eine Erforschung der Ereignisse, der Kontexte, der Prozesse und des einzelnen Menschen (des Individuums) während des Entstehens (generation) solcher konventioneller Ausdrucksformen. Wiederholte Analysen menschlichen Verhaltens durch intensive Beobachtung der Individuen und Kontexte während solcher dynamischen Prozesse sind der Ansatzpunkt.

Meine Arbeit bei dieser Gruppe konzentriert sich auf ihren Gottesdienst<sup>46</sup>. In einem anderen Zusammenhang habe ich die Struktur dieses Gottesdienstes (Gemeine) genauer beschrieben<sup>47</sup>. Ich versuche darin, einen Chiasmus (d. h. eine Ringkonstruktion) deutlich zu machen. „Es schwere deel“, genau in der Mitte des Gottesdienstes, ist ein ausgezeichnetes Beispiel der oben erwähnten „verbalen Kunst“ und läßt sich deshalb durch die Performanz-Theorie interpretieren. Man braucht nur einmal zu einem solchen Gottesdienst zu gehen, um sich davon zu überzeugen, wie falsch es wäre, den Text einer Predigt vom Ganzen zu isolieren. Das a cappella- und melismatische Singen, die langsame Weise als Vorbereitung, die Gebete in einem liturgischen Lutherdeutsch, die Zeugnisse nach der Predigt, die Formelhaftigkeit der Sprache, die streng geregelte Eingangs- und Ausgangsprozession usw. – es ist nicht zulässig, auch nur einen dieser Bestandteile isoliert zu interpretieren. Wir haben es hier mit einem Kommunikationsakt zu tun, der nur holistisch betrachtet werden darf. Die verbale Kunst wird klarer, wenn man das sogenannte „Abrot“ versteht. Der Prediger wird kurz zuvor den Ruf Gottes hören und gleich darauf eine anderthalbstündige Predigt halten<sup>48</sup>. Die Metakommunikation kann man nicht nur spüren, man kann sie erfahrungsgemäß auch sehen. Nur ein paar Beispiele:

1. Der Prediger des Tages zeigt, wie man sich verhalten soll: es gibt keinen Augenkontakt zwischen ihm und seinen Zuhörern, ein verbales Zitat kann er meist nicht wortwörtlich zitieren und sagt daher: „Für mich heißt das . . .“, was soviel wie ein „Nach-innen-Schauen“ bedeutet.

2. Kleine Kinder bleiben ruhig.

3. Frauen sind getrennt von den Männern, aber auch sie müssen bei der Lektüre der Heiligen Schrift wegschauen.

Und vieles mehr. Die Prediger haben in der Tat Sondercodes, die sie mit gehobener Stimme zum Besten geben, sie verwenden Parallelen, d. h. Wiederholungen von Formeln, man sieht und spürt verschiedene paralinguistische Merkmale. Die Prediger haben Sonderformeln, sie appellieren an die Tradition, und man hört, wie eine Ablehnung der Performanz deutlich ausgesprochen wird. Das „Emergente“ (d. h. Werdende), die Kunst des Predigers, wird erkennbar.

Sie ersehen aus diesen wenigen Bemerkungen über die Altamischen und ihren Gottesdienst, warum ich mich für die sogenannte Performanz-Theorie interessiere. Die Theorie, die neuen Perspektiven und die entworfenen Modelle scheinen speziell für die Amischen geplant und ausgedacht worden zu sein.

Trotzdem ist eine vielseitige Problematik vorhanden: technische Probleme, ethische Probleme und zum Schluß auch theoretische Probleme.

1. Technische Probleme. Alle, die in der Feldforschung arbeiten, kennen die Probleme, die bei der Anwendung von technischen Geräten (Tonbandgeräten und Kameras) entstehen können. Gerade weil meine Arbeit sich bei streng religiösen Utopisten abspielt, habe ich gewisse Erfahrungen gemacht, die über die normale Schüchternheit hinausgehen, die man immer wieder erlebt, wenn man um Erlaubnis bittet, Geschichten, Lieder oder Sprichwörter aufnehmen zu dürfen. Unter den Amischen alter Ordnung, die keine Autos fahren, keine Elektrizität in ihren Häusern haben und ihre Wände nur mit religiösen Kalendern schmücken, entsteht sofort ein Problem bei jeglicher Erhebung, weil man technische Geräte nur sehr vorsichtig verwenden kann. Dazu kommen die ethischen Dimensionen, die sich zum Teil aus der oben skizzierten theoretischen Einstellung ergeben. Ich versuche, wieder an einem Beispiel, die Sache etwas genauer zu erklären.

Während der dreistündigen Versammlung (Gemee), die immer in einem Haus stattfindet, und während der sogenannten Sonntagschule, die abwechselnd alle zwei Wochen in der Schule abgehalten wird, meine ich etwas sehr Interessantes bei den Gebeten und den Predigten gespürt zu haben. Als ich zum ersten Mal die Amischen beten hörte, war es ganz deutlich, daß sie ihre Art Hochdeutsch (Amisch-Hochdeutsch) sprachen. An sich war das eine Überraschung, da ich bis zu diesem Zeitpunkt nur ihren Dialekt gehört hatte. Als ich weiter zuhörte und in weiteren Versammlungen meine Wahrnehmungen bestätigt sah, erkannte ich eine

formelhafte Struktur in ihren Gebeten und, soweit ich es habe feststellen können, auch in ihren Predigten. Obwohl ich keine Tonbandaufnahme vorspielen kann, möchte ich ein Beispiel geben. Ein typischer religiöser Text wird gelesen oder zitiert, wie z. B.: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Hier setzen sie dann verschiedene Bemerkungen ein, die betonen, daß der Vater in der Tat „unser Vater“ ist, weiters daß er Vater von allen Gläubigen ist. Worte über den Glauben folgen, Bibeltexte werden zitiert, die den Weg zum Glauben zeigen, und zum Schluß kehrt man zum „Vater“-Begriff zurück. Was ich hörte, meine ich, waren Gebete mit Zeilen und Strophen, die nicht durch den Reim, sondern durch zusammenhängende Gedanken aufgebaut werden. Durch diese Technik kann man endlos beten, solange man die Genialität besitzt, weiteres Gedankengut anzufügen. Gebete sind fast immer sehr lang; sie können aber von allen Deutschsprechenden sehr leicht verstanden werden. Tonbandaufnahmen existieren jedoch nicht! Dieses ausgezeichnete Beispiel der Sprachkunst bleibt meine wohl begründete Vermutung, aber eine empirische Basis fehlt mir fast völlig. Eine Tonbandaufnahme in einem amischen Gemee wird mir in naher Zukunft wohl auch nicht gelingen.

2. Ethische Probleme. Durch meine Erfahrungen und durch Aufnahmen bei den Amischen alter Ordnung, die ich jedoch privat, zu Hause machen konnte, bin ich davon überzeugt, daß ich in der Tat volkskundliche Redensarten beobachtet und erlebt habe, die der Kontrolle (Manipulation) dienen. Ich erlebe fast jeden Sonntag eine echte Indoktrination, hoch entwickelt und zweckspezifisch. Meine theoretische Einstellung und meine schon erwähnten Prämissen führen mich direkt in eine ethische Problematik, oder – vielleicht besser gesagt – eine ethische Dimension kommt jetzt ins Spiel. Diese Amischen alter Ordnung haben sich mit Absicht von der Welt abgesondert, um sich und ihresgleichen, vor allem ihre Kinder, durch verbale Strukturen, durch spezielle Sitten und Bräuche, kurzum durch ihre konventionellen kommunikativen Prozesse zu kontrollieren und um ihre Lebensweise und ihren Glauben beizubehalten. Ich frage mich immer wieder selbst, ob ich das Recht habe, in diese Gruppe einzudringen und meine als Akademiker daraus gewonnenen Erkenntnisse der Außenwelt darzustellen. Solche Studien, solche Unternehmen sind absolut der Natur dieses Volkes entgegengesetzt; es ist ein Volk, das keinem Menschen Böses wünscht, das nie zur Waffe gegriffen hat und das nur mit seinen Sitten und seinem Glauben unbehelligt zu bleiben wünscht.

3. Theoretische Probleme. Auch wenn ich die Predigt auf Tonband aufnehmen könnte – nach den Performanz-Modellen – und sie dann nach den Vorschriften annotieren würde, hätte ich zum Schluß nur eine „glorifizierte Beschreibung“<sup>49</sup> oder eine Mikroethnologie. Aber die Zielsetzung, die Problemstellung eines solchen Verfahrens im Rahmen dieser neuen Theorie wäre immer noch nicht klar. Obwohl Performanz der Hauptanziehungspunkt, der Leitstern der 1970er Jahre war, versagt sie als alles einschließende (overarching) Theorie und reiht sich statt dessen zu den anderen sehr hilfreichen Methodologien der letzten drei Jahrzehnte ein, vor allem dem Funktionalismus und dem Strukturalismus<sup>50</sup>. Performanz ist, von diesem Standpunkt aus gesehen, keine geistige Rebellion mehr, sondern eher ein nunmehr wesentliches Kriterium der Beschreibung. Äußerst negativ interpretiert, führt dieses neue Verfahren zu einer „Stoffhuberei“, aber dieses Mal nicht mit Erzähltypen, Motiven oder Strukturen, sondern mit abstrakten Bestandteilen eines Kommunikationsaktes.

### Schluß

Die neuen Perspektiven haben gewiß ihre Vorteile. Vor allem gelangt man tiefer in den Bereich der zwischenmenschlichen Interaktion, ein Verdienst an sich im Zeitalter der präzisen kybernetischen Kommunikation. In den letzten fünf Jahren sind wieder neue Arbeitsrichtungen und Perspektiven entstanden, die zum Teil die Performanz als Ansatzpunkt benutzen. Ich will zum Schluß nur einige sehr kurz umreißen, da sie vielleicht die nächste Runde in unserer volkskundlichen Arbeit andeuten.

In einem neuen Handbuch der amerikanischen Volkskunde<sup>51</sup> schreibt W. Edson Richmond in seiner Einführung über schmutzige und rassistische Witze und behauptet, eine Analyse dieser volkskundlichen Formen zeige die Evolution der vorhandenen Attitüden unter Amerikanern viel deutlicher als Studien über politische Aktionen<sup>52</sup>. In der Volkskunde einer Nation ist der expressive Ausdruck des Menschen viel präziser als das, was man in den öffentlichen Darstellungen eines Landes hört, liest und sieht.

Immerhin identifizierte Wilhelm Nicolaisen in seiner Präsidentenrede 1983 vor dem Plenum der American Folklore Society ein zweifaches Problem: „Das geistige Dilemma, das wir geerbt haben, hat seine Wurzeln in zwei grundsätzlich verschiedenen Einsichten von Handwerk und Volkskultur; obwohl die Idee des Handwerkes oder der Handarbeit schon seit immer implizit die individuelle

Gewandtheit und die eigene Handfertigkeit bedeutet, hat der Begriff ‚Volk‘ fast immer das Image einer Gemeinde, einer Gruppe, jedoch keine Individualität hervorgerufen . . . Tradition, der Hauptbestandteil in den meisten volkskulturellen Aktivitäten, wird gleichgesetzt mit kommunaler Schöpfung und Neuschöpfung, in einer Atmosphäre der Anonymität; der Schwerpunkt lag auf der Überlieferung der Kenntnis, der Bräuche und des Glaubens durch anonyme Kanäle, in einer fast mystischen Weise.<sup>53</sup> Trotzdem haben weniger als 5% der Vorträge auf den jährlichen Tagungen mit Individuen zu tun<sup>54</sup>.

Man scheint sich in letzter Zeit bei uns viel eher für Volkskunde im sogenannten öffentlichen Sektor (sprich Organisation) zu interessieren, für die Volkskunde in den großen Firmen der industriellen Welt. Es wird behauptet, daß diese Machtzentren der kapitalistischen Welt in der Tat ihre eigene Kultur besitzen, und die will man auch mit volkskundlichen Methoden studieren und analysieren. Diese neue Richtung in Amerika führte zu den heftigsten Auseinandersetzungen der sonst recht stillen achtziger Jahre. In einem kleinen Heft, *Folklore/Folklife*, herausgegeben von der American Folklore Society, liest man unter „Folklore and Organizational Life“ folgende Bemerkung: „Die Erzählungen, die man erzählt, wie man seinen Arbeitsplatz verziert, die Zeremonien, an denen man teilnimmt, und die ritualisierte Interaktion bieten uns nötige Informationen zu einem Verständnis der menschlichen Interessen und der Kultur einer Organisation an.“<sup>55</sup> Eine öffentliche Debatte und ein schriftlicher Briefwechsel in den volkskundlichen Organen folgte gleich darauf, wobei behauptet wurde, in Wirklichkeit bedeute dies die Abschaffung der herkömmlichen Modelle für Arbeiterkultur und weiter eine konservative Annahme korporativer Kräfte. Andere sahen darin eine liberale Doktrin der Klassenkonflikte mit der breiteren Bedeutung eines Zusammenbruchs der traditionellen Welten von Gemeinde, Region, Nation usw.

Es gibt auch in den letzten Jahren ein neues Interesse an psychoanalytischen Interpretationen von Märchen<sup>56</sup>. Auch bemerkt man Auseinandersetzungen über Volkskunde und Marxismus<sup>57</sup> und gerade in den letzten Jahren ein tiefergreifendes Interesse an der sogenannten *Historiography*<sup>58</sup>, gewiß deshalb, weil man zur Zeit eine ganze Reihe von theoretischen Perspektiven untersucht und versucht hat, und ganz besonders weil man jetzt in gewisser Hinsicht Pause macht, um die ersten 100 Jahre unserer Existenz als amerikanische Volkskundler zu feiern. Das zweite Jahrhundert

der amerikanischen Volkskunde steht uns bevor, und wir wollen erstmals des bisherigen langen Weges gedenken, tief einatmen und mit erneuter Energie unseren Weg in das nächste Jahrhundert beginnen.

#### Anmerkungen:

\* Vortrag gehalten anlässlich der Hauptversammlung des Vereins für Volkskunde am 18. 3. 1988 in Wien.

1. James R. Dow, Rezension von „Volkskunde als akademische Disziplin“. In: *Asian Folklore Studies* XLVI, 1987, S. 107–109.

2. James R. Dow, James P. Sandrock, Peter Roseggers Erdsegen. The Function of Folklore in the work of an Austrian Heimatdichter. In: *Journal of the Folklore Institute* XIII, 1976, S. 227–239.

3. James R. Dow, Recent Developments in the International Folklore Bibliography. In: *International Folklore Review* 5, 1987, S. 7–10.

4. Alan Dundes, The American Concept of Folklore. In: *Journal of the Folklore Institute* 3, 1966, S. 226.

5. Karl Knortz, American Folklore. Übersetzt von Helga B. Van Iten und James R. Dow. In: *Folklore Historian* 5, 1988, S. 14–44.

6. Karl Knortz, Zur amerikanischen Volkskunde. Tübingen, H. Laupsche Buchhandlung, 1905, S. 1.

7. Vgl. besonders die Einführung von Peter Assion, „Karl Knortz and His Work“ in Karl Knortz (wie Anm. 5), S. 2–12.

8. Vgl. James R. Dow, The Narrative Researcher and the Community of Scholars. A Position Paper. In: *Arv, Journal of Scandinavian Folklore* 36, 1980, S. 58–61; James R. Dow, Hannjost Lixfeld (Hrsg.), German Volkskunde. A Decade of Theoretical Confrontation, Debate and Reorientation 1967–1977. Bloomington, Indiana University Press, 1986, S. 1–25.

9. Hannjost Lixfeld, Zur Kontextforschung in der Folklore Wissenschaft. In: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 26, 1981, S. 11.

10. Fast zur gleichen Zeit standen zwei junge und damals noch studierende Volkskundler vor ihren Kollegen auf, um grundlegende Fragen über Theorie und Praxis an das Fach und seine Vertreter zu richten. Ende der sechziger Jahre sprachen Dieter Kramer (Frankfurt) und Dan Ben-Amos (Pennsylvania) in Deutschland und Amerika über Ideen und Perspektiven, die für die nächsten zwei Jahrzehnte in den Mittelpunkt des Interesses rücken sollten und seitdem einen direkten Einfluß auf das Fach im deutschsprachigen Raum und in Amerika hatten. Vgl. besonders Dieter Kramer, Wem nutzt Volkskunde? In: *Zeitschrift für Volkskunde* 66, 1970, S. 1–16; Ders., Who Benefits from Folklore? In: James R. Dow, Hannjost Lixfeld (wie Anm. 8), S. 41–53; Dan Ben-Amos, Toward a Definition of Folklore in Context. In: *Journal of American Folklore* 84, 1971, S. 31–35; Ders., Zu einer Definition der Folklore im Kontext. In: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 26, 1981, S. 15–30.

11. Wolfgang Brückner (Hrsg.), *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt/M. 1971.

12. Richard Baumann, Américo Paredes (Hrsg.), *Toward New Perspectives in Folklore*. Austin, University of Texas Press, 1972.

13. William Wells Newell, On the Field and Work of a Journal of American Folk-Lore. In: *Journal of American Folklore* 1, 1988, S. 1.
14. Alan Dundes, The American Concept of Folklore. In: *Journal of the Folklore Institute* 3, 1966, S. 228.
15. Vgl. z. B. Stith Thompson, The Star Husband Tale. In: Alan Dundes (Hrsg.), *The Study of Folklore*. Englewood Cliffs/New Jersey, Prentice Hall, 1965, S. 414–474.
16. Warren E. Roberts, Tale of the Kind and Unkind Girls, AaTh 480 and Related Tales. Berlin, De Gruyter, 1958 (Dissertation Indiana University 1953).
17. Inta Gale Carpenter, Selected Bibliography of Richard M. Dorson. In: Linda Dégh, Henry Glassie, Felix J. Oinas (Hrsg.), *Folklore Today. A Festschrift for Richard M. Dorson*. Bloomington, Research Center for Language and Semiotic Studies, 1976, S. 525–537.
18. Richard M. Dorson, *American Folklore*. Chicago, University of Chicago Press, 1959.
19. Robert A. Georges, Toward an Understanding of Storytelling Events. In: *Journal of American Folklore* 82, 1969, S. 316–317.
20. Vladimir Propp, *Morphology of the Folktale*. Austin, University of Texas Press, 1958, 2. Auflage übersetzt von Laurence Scott und überarbeitet von Louis A. Wagner 1968.
21. Alan Dundes, *Morphology of North American Indian Folktales* (= FFC 195). Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1964.
22. Vgl. besonders Pierre Maranda, Elli-Kaija Kõngäs Maranda (Hrsg.), *Structural Analysis of Oral Tradition*. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1971; Alan Dundes, *Structuralism and Folklore*. In: *Studia Fennica* 20, 1976.
23. Alan Dundes (wie Anm. 22).
24. Albert B. Lord, *The Singer of Tales*. Cambridge, Harvard University Press, 1960.
25. Roger Abrahams, *Deep Down in the Jungle: Negro Narrative Folklore from the Streets of Philadelphia*. Hatboro/Pennsylvania, Folklore Associates, 1964 (2. Aufl. Chicago, Aldine Publishing, 1970).
26. Richard M. Dorson, *Concepts of Folklore and Folklife Studies*. In: *Folklore and Folklife. An Annotated Introduction*. Chicago, University of Chicago Press, 1972, S. 45.
27. Dan Ben-Amos (wie Anm. 10, 1971).
28. Richard Bauman, *Verbal Art as Performance*. Rowley/Massachusetts, Newbury House, 1977.
29. Richard M. Dorson (wie Anm. 18), S. 226–244.
30. Linda Dégh, *Biologie des Erzählgutes*. In: *Enzyklopädie des Märchens*, Bd. 2, Berlin–New York, De Gruyter, 1979, S. 386–406.
31. D. K. Wilgus, The Text is the Thing. In: *Journal of American Folklore* 86, 1973, S. 241–252.
32. Roger Abrahams, John Szwed, *Annotated Bibliography of Afro-American Folklore and Culture*. Philadelphia, Institute for the Study of Human Issues, 1978.

33. Alan Dundes, *Folklore Theses and Dissertations in the United States*. Austin, University of Texas Press, 1967.
34. Richard Baumann, Towards a Behavioral Theory of Folklore. In: *Journal of American Folklore* 82, 1969, S. 167–170; Roger L. Welsh, A Note of Definitions. In: *Journal of American Folklore* 81, 1968, S. 262–264.
35. Robert A. Georges (wie Anm. 19), S. 317.
36. Ebd.
37. Richard Baumann (wie Anm. 28), S. 43–44.
38. Elisabeth Fine, *The Folklore Text: From Performance to Print*. Bloomington, Indiana University Press, 1984.
39. Richard Baumann (wie Anm. 28).
40. Dell Hymes, *The Ethnography of Speaking*. In: T. Gladwin, W. C. Sturtevant (Hrsg.), *Anthropology and Human Behaviour*. Washington, D.C., Anthropological Society of Washington, 1962, S. 13–53.
41. Michael Owen Jones, *The Handmade Object and Its Maker*. Berkeley, University of California Press, 1975; Simon Bronner, *Chain Carvers: Old Men Crafting Meaning*. Lexington, University Press of Kentucky, 1985.
42. Vgl. die „Annual Bibliography of German-Americana“ von Steven B. Benjamin und Renate L. Benjamin, in: *Yearbook of German-American Studies*.
43. Don Yoder, *The Folklife Studies Movement*. In: *Pennsylvania Folklife* 13, 1963, S. 43–46.
44. James R. Dow, *Deutsch als Muttersprache in Iowa*. In: *Deutsch als Muttersprache in den Vereinigten Staaten*. Mannheim, Institut für Deutsche Sprache, 1978, S. 91–117; Ders., *Zur deutschamerikanischen Presse in Iowa*. In: Ebd., S. 119–124.
45. James R. Dow, *Madeline Roemig, Amana Folk Art and Craftmanship*. In: *Palimpsest* 58, 1977, S. 54–63; Steven Ohrn (Hrsg.), *Passing Time and Traditions: Contemporary Iowa Folk Artists*. Ames/Iowa, Iowa State University Press, 1984.
46. James R. Dow, *Old Order Preaching Style: Ring Construction, Structural Symmetry and Nonverbal Communication*. In: *Internal and External Perspectives on Amish and Mennonite Life II*. Essen, Universitätsverlag, 1986, S. 13–35.
47. James R. Dow, *Chiasmus, Structural Symmetry and Nonverbal Communication: Toward an Understanding of the Old Order Amish Gemee*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 1988.
48. Für eine detaillierte Erklärung des „Abrottes“, vgl. John A. Hostetler, *Amish Society*. Baltimore–London, John Hopkins University Press, 1968, S. 106.
49. Alan Dundes, *Forum on Psychoanalytic Folklore*. San Diego, American Folklore Society Meeting, 1984.
50. Simon J. Bronner, *American Folklore Studies. An Intellectual History*. Lawrence/Kansas, University Press of Kansas, 1984, S. 124.
51. Richard M. Dorson, *Handbook of American Folklore*. Bloomington, Indiana University Press, 1983.
52. W. Edson Richmond in Richard M. Dorson (wie Anm. 51), S. XVIII.

53. Wilhelm F. H. Nicolaisen, Names and Narratives. In: *Journal of American Folklore* 97, 1984, S. 268.

54. Vgl. Michael Owen Jones (wie Anm. 41); John Michael Vlach, *Charleston Blacksmith: The Work of Philip Simmons*. Athens, University of Georgia Press, 1981; Donald A. Bird, James R. Dow, Benjamin Kuhn: *Life and Narratives of a Hoosier Farmer*. In: *Indiana Folklore* V, 1972, S. 143–263; Edward Ives, Joe Scott: *The Woodsman-Songmaker*. Urbana, University of Illinois Press, 1978 etc.

55. American Folklore Society. In: *Folklore/Folklife*. Washington, D.C., American Folklore Society, 1984.

56. Alan Dundes, *The Psychoanalytic Study of the Grimms' Tales*. In: *The German Review* LXII, 1987, S. 50–65; Ruth Bottigheimer (Hrsg.), *Fairy Tales and Society: Illusion, Allusion and Paradigm*. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1986.

57. José Limón, *Western Marxism and Folklore: A Critical Introduction*. In: *Journal of American Folklore* 96, 1983; S. 34–52; Jack Zipes, *Folklore Research and Western Marxism: A Critical Reply*. In: *Journal of American Folklore* 97, 1984, S. 329–337.

58. William K. McNeil, *A History of American Folklore Scholarship before 1908*. Dissertation Indiana University 1980; Simon Bronner, *Historical Methodology in Folklore: An Introduction*. In: *Western Folklore* 41, 1982, S. 28–29; Ders. (wie Anm. 41).

# Phantom-Lore oder: Vom Glück des Sammlers beim Finden

Von Leander Petzoldt

Im Dezember 1981 brachte eine der größten regionalen Tageszeitungen in Süddeutschland eine Nachricht, die sich mit einem Gerücht beschäftigte, das offenbar bereits seit längerer Zeit die Bevölkerung Salzburgs in Aufregung versetzt hatte. Unter dem Titel „Rätselraten um geheimnisvolle ‚schwarze Frau‘“ heißt es dort:

Eine mysteriöse „schwarze Frau“ beunruhigt gegenwärtig die Bürger der Salzburger Bezirke Pinzgau und Pongau sowie die Erzdiözese Salzburg. Nach Schilderungen von Autofahrern taucht die Unheimliche nachts auf der Pinzgauer Bundesstraße auf und hält Wagen an. Ein aufgeregter Autofahrer berichtete, die Autostopperin hätte nach einigen hundert Metern Fahrt gesagt: „Wenn du nicht angehalten und mich mitgenommen hättest, hättest du einen Unfall gehabt.“ Im selben Augenblick „war sie spurlos verschwunden“.

Auf Grund der Beschreibungen glauben viele Bewohner der Umgebung, daß eine im vergangenen Jahr auf der Pinzgauer Bundesstraße tödlich verunglückte Kellnerin aus St. Veit im Pongau in der mysteriösen Frau „wieder auferstanden“ sei. Die 23jährige war mit ihrem Auto auf die neben der Fahrbahn verlaufenden Gleise der Westbahnstrecke gestürzt und von einem im selben Augenblick durchfahrenden Zug erfaßt worden. Nach Schilderungen der Gendarmerie war die Verunglückte nicht sofort tot, sondern habe „gellend geschrien“. Auch die Erzdiözese Salzburg hat auf die Gerüchte reagiert. Derartige Erscheinungen seien oft auf Sinnestäuschungen, überreizte Phantasie oder Halluzinationen zurückzuführen, betonte die Kirche. Ein Bruchteil solcher Erscheinungen gehöre – so räumte die Erzdiözese ein – in den Bereich „echten Spuks“.

(Schwäbische Zeitung vom 3. 12. 1981)

Es handelt sich um die bekannte Sage vom verschwundenen Anhalter, die hier in einer regionalen Version auftritt. Es fällt auf, daß die katholische Kirche sich bemüßigt fühlt, zu dieser Geschichte Stellung zu nehmen. Dies hängt vor allem damit zusammen, daß in anderen Versionen dieser Erzählungen, die ich in Oberschwaben aufnehmen konnte, von einem Anhalter „in Gestalt eines schwarzen Engels“ oder direkt von dem „Erzengel Gabriel“ erzählt wird. Solcherart auf das eigene Personal angesprochen, mußte die Kirche reagieren, wobei die Formulierung vom „echten Spuk“ bemerkenswert bleibt.

Was diese Geschichte aus der Menge alltäglicher Erzählungen heraushebt, sind ihr numinoser Gehalt und die äußere Form, die sich mehr dem Gerücht als der Sage nähert. Patrick B. Mullen hat die Theorie des Gerüchts auf die moderne Sagenbildung angewandt<sup>1</sup> und Bengt af Klintberg hat sie mit eigenen Beobachtungen bestätigt<sup>2</sup>. Die unterscheidenden Merkmale liegen in der offenen Form und der kulturellen Adaptierung der Inhalte des Gerüchts bzw. in der traditionellen Morphologie der Sage und ihrem sozio-kulturellen Hintergrund.

Die Erzählungen vom „vanishing hitchhiker“ sind zweifellos zum Prototyp dieser Sagengruppe geworden, dem auch bereits eine Reihe von Untersuchungen gewidmet wurde<sup>3</sup>, wobei die letzte unterscheidet zwischen den „Phantom Hitch-Hikers of folk-narratives and the allegedly factual item“<sup>4</sup>. Es ist offensichtlich, daß das Interesse angloamerikanischer Folkloristen nicht unerheblich zur Popularität und zur Dissemination dieser Erzählungen beigetragen hat. Dabei stehen diese „road-ghosts“ zweifellos in einer alten Tradition, wie Bennett in Anknüpfung an Beardsleys und Hankeys Untersuchungen nachwies. Vor allem wird an diesen und anderen Untersuchungen deutlich, daß „the legend can be adapted to any cultural context“<sup>5</sup>, was nicht zuletzt auch Untersuchungen außerhalb Amerikas erweisen<sup>6</sup>. Trotzdem scheinen diese Erzählungen vom „Phantom-hitchhiker“, von „The Boyfriend’s Death“ und „The Philanderer’s Porsche“ und viele andere, die Brunvand erwähnt, zu einem „wesentlichen Bestandteil der Weißen Anglo-amerikanischen Kultur“ geworden zu sein („integral part of White Anglo-American culture“)<sup>7</sup>.

Arbeitet man die innere Struktur dieser Erzählungen heraus und befreit sie von aktuellen Bezügen und oikotypischen Details, so reduziert sich der Erzählkern auf die Darstellung einer unheim-

lichen Begegnung eines Menschen, der in der Dunkelheit mit einem Gefährt unterwegs ist und anhält, da ihn jemand bittet, mitgenommen zu werden. Der Passagier ist nun entweder gutartig, indem er den Fahrer (die Fahrerin) vor einem Unfall warnt, neutral, indem er/sie verschwindet (und sich im nachhinein als umgehender Totengeist erweist) oder böseartig, indem der Fahrer ängstlich wird, sich von dem Passagier unter einem Vorwand befreit und später feststellt, daß die alte Frau/Krankenschwester usw. ein Räuber gewesen ist. Dies ist in nuce die Bandbreite dieser Erzählungen. In Oberschwaben konnte ich folgende Geschichte Ende der siebziger Jahre aufzeichnen.

Ort: Nähe von Wangen.

Quelle: M. R. (Studentin), die die Geschichte von einer Nachbarin hörte, deren Kinder sie aus der Schule mitbrachten. Die Mutter eines Kindes aus der Klasse hatte angeblich dieses Erlebnis.

Geschichte: Gegen 23.00 Uhr stand an der Straße in der Nähe von Wangen ein Autostopper in weißem Gewand. Die Mutter des Kindes hielt an und der Mann stieg ein. Er gab nun der Frau genaue Anweisungen; sie solle nicht geradeaus fahren, sondern rechts abbiegen, da sonst ein Unfall drohe, und war dann verschwunden. Später stellte sich heraus, daß an der Stelle, an der die Frau vorbeigefahren wäre, ein Auto einen Unfall hatte.

Diese Erzählung korrespondiert mit der anfangs erwähnten Zeitungsnachricht, zumal die Erzählerin dieselbe Geschichte auch mit der Gestalt eines „schwarzen Engels“ referierte. In einem anderen sozialen Kontext, im bäuerlichen Milieu, ist die Erzählung auf die unbewußte Gefährdung des Fahrers durch den Anhalter pointiert. Anfang der dreißiger Jahre (1933) wird im südwestdeutschen Raum erzählt:

Ein Bauersmann war auf der Heimfahrt begriffen. Von irgendwelchem Verkauf trug er eine volle Geldkatze bei sich. Unterwegs begegnete er einem alten Weiblein, das er auf inständige Bitten hin im Wagen hinten aufsitzen ließ. Vor einer abschüssigen Hohl (Hohlweg, L. P.) legte er einen Radschuh (zum Bremsen, L. P.) unter ein Rad. Unten angekommen, löste er den Schuh vom Rade und warf ihn auf den Wagen. Das alte Weiblein hatte er, in Gedanken an den gutgetätigten Verkauf versunken, ganz vergessen. Daheim fand er die Alte tot auf seinem Wagen vor. Aus Versehen hatte er sie mit seinem Radschuh so hart getroffen. Glücklicherweise oder unglücklich? Beim näheren Zusehen stellte er fest, daß das vermeintliche Weiblein ein verkleideter Räuber war.

(Menzingen, Kreis Bretten/Baden; Zentralarchiv Marburg, Nr. 151.030)

Es scheint, daß dies die „bäuerliche“ Version des Phantom-Hitchhikers ist, eine Version, die alle Züge der Sage zeigt und deren Realitätsbezug unbestritten ist. Will-Erich Peuckert berichtet aus seiner Jugendzeit in Schlesien ein Erlebnis seines Großvaters, das in der oralen Familientradition überliefert wurde:

Die andere Geschichte aus seiner Knechts- und Fuhrmannszeit ist die, wie er von Bunzlau heim kam, und halb zwischen Liebichau und Töppendorf steht eine am Wege, ein verhutztes altes Mutterle, und fragt, ob sie denn nicht ein bißel mitgenommen werden könne. Nu freilich, spricht er zu ihr und hält die Pferde an. Sie gibt ihm zuerst den Korb hinauf und dann setzt sie den Fuß vorn auf den Trittlisch (Trittbrett, L. P.) und steigt auf. Weil es ein altes Weibel ist, denkt er: du mußt ihr was behilflich sein, und nimmt die Leine in die Linke und langt hinab, da fällt der Mondschein gerade auf ihr Gesicht, und da sieht er – sie hat ein wollenes Halstuch um – , wie sie hinauf will, daß sie einen Vollbart hat. Ach! denkt er, und: sieh an! und nimmt die Peitsche und haut auf die Pferde. Er tat sonst keinem Tiere was zu leide, aber da war es schon notwendig. Die Pferde rucken an, der Räuber, denn das war das Mutterle, fällt hintenüber, und mein Kühn (Großvater, L. P.) jächet los mit dem Gespann. Wie er ein kleines Stückel ist, dort wo der Busch zurückweicht von der Straße, da pfeifts an ihm vorbei und er hört auch den Knall. Da hat der Räuber hinter ihm hergeschossen. – Er ließ die Pferde erst ein Weilchen später wieder langsamer gehen. Aber wie sie daheim den Korb aufmachten, da war er voller Messer und Pistolen; da konnte er sich ja denken, was die Absicht von dem Weibe gewesen ist.<sup>8</sup>

Wenn man zurückrechnet, der Großvater starb, als Peuckert „sechs oder sieben Jahre“ alt war (also etwa 1902), so kann man dieses „Erlebnis“ etwa auf die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts datieren. Mögen nun solche Geschichten „wahr“ sein oder nicht – das ist nicht das Entscheidende. Wesentlich erscheint, daß sie innerhalb der Familie bzw. einer Gemeinschaft als Memorat weitergegeben werden, und daß sie auf diese Weise verbreitet, als „Memorable“<sup>9</sup> ihre Wiederauferstehung feiern. Brunvand, der eifrigste Multiplikator dieser Geschichten, zählt diese zu dem Typus „The Hairy-armed Hitchhiker“<sup>10</sup>. Wie Yallop nachwies, ist diese Geschichte bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1834) in England belegt<sup>11</sup>. Welchen wissenschaftlichen Wert aber hat dieser Nachweis, der sich für viele dieser Erzählungen erbringen ließe, die zumindest strukturell gesehen auf ältere Erzähltypen oder -motive zurückgehen? Auch mittelalterliche Schwänke werden auf diese Weise in das Amerika des zwanzigsten Jahrhunderts verlegt, wie die Geschichte vom Typ „The Philanderers Porsche“ zeigt. Hier verkauft eine Ehefrau für 50 Dollar einen Porsche, der rund das Hundertfache wert ist, weil ihr Mann hinterlassen hat, der Erlös daraus sei für seine Geliebte bestimmt<sup>12</sup>. Das erinnert natürlich an den Schwank von dem geizigen Frömmel, der seiner Witwe eine Kuh und einen Hahn hinterläßt mit dem Auftrag, beide zu verkaufen, das Geld für die Kuh der Kirche zu spenden und den Erlös für den Hahn für sich zu behalten. Was tut die Frau? Sie bietet beide auf dem Markt an, die Kuh für 5 Gulden, den Hahn für 100 Gulden, allerdings mit der Auflage, daß beide nur zusammen verkauft werden können. Strukturell ist hier wohl kein Unterschied zu der

Porsche-Geschichte zu sehen, obwohl solche Zuordnungen immer problematisch sind. Können wir wirklich, nur von einer strukturellen Kongruenz ausgehend, behaupten, es sei derselbe Typus, das gleiche Motiv? Abgesehen davon, daß meistens Zwischenglieder sowohl literarischer als auch oraler Tradition fehlen, ist die Frage nach einer narrativen Kontinuität wohl kaum zu lösen. Auf diese Weise landet die jahrhundertealte Ritualmordlegende von Rinn/Tirol<sup>13</sup> bzw. William von Norwich und Hugo von Lincoln in dem Kapitel „Toiletten-Sagen“ („Restroom Legends“)<sup>14</sup>. Brunvand bringt diese fatale Geschichte in einen Zusammenhang mit modernen Erzählungen, in denen farbige Burschen einen kleinen Weißen auf der Toilette eines Supermarkts seines Penis' berauben, und bezeichnet sie als eine der „modern horror legends with the best documented early histories . . .“<sup>15</sup>. Es fällt schwer, auch wenn es sich in beiden Fällen um „Täter“ handelt, die einer gehaßten und verfolgten oder zumindest gefürchteten und andersfarbigen Minderheit (Juden/Neger) angehören, hier einen Zusammenhang herzustellen. Auch wenn man solche Geschichten im heutigen Amerika als Ausfluß einer unterschweligen Rassendiskriminierung bezeichnen könnte, so ist ihre Intention (meaning) jeweils völlig verschieden. Die Ritualmordlegenden waren bewußt eingesetzte Verleumdungen, die jeweils im Zusammenhang mit einem ungeklärten Verbrechen auftauchten und fast immer einen Pogrom an der andersgläubigen jüdischen Minderheit nach sich zogen. Diese Erzählungen hatten eine direkte auf die Situation bezogene und für die angeschuldigte Gruppe tödliche Wirkung. Eine Wirkung, deren religiöse, politische, soziale und ökonomische Implikationen weitreichende Folgen in ganz Mitteleuropa hatten<sup>16</sup>. Trotzdem ist eine strukturelle Gleichheit beider Erzählungen nicht zu übersehen. Sie erstreckt sich auf die gemeinsamen Züge: körperliche Aggression einer mißachteten/gefürchteten Minderheit gegen schutzlose Angehörige (Kinder) der herrschenden Mehrheit. Die Intention dieser Erzählungen bzw. die Tatsache, daß es sich um unbeweisbare Verleumdungen handelt, ist jedoch als „Motiv“ nicht faßbar. Auch die beabsichtigte psychologische Wirkung läßt sich nur umschreiben, und es entsteht die Frage, ob es sich hier wirklich um „charakteristische traditionelle volkstümliche Motive“ („characteristic traditional folk motifs“)<sup>17</sup> handelt.

Wichtiger als die Untersuchung traditioneller und motivlicher Zusammenhänge oder des Alters solcher Erzählungen scheint mir die Frage nach der Funktion solcher Geschichten in der modernen

Gesellschaft zu sein. Erfüllen sie wirklich dieselbe Funktion wie die Sage im 18. und 19. Jahrhundert? Wobei deren „Funktion“ im soziokulturellen Zusammenhang heute keineswegs eindeutig geklärt ist. Aber die modernen „contemporary (urban) legends“ bieten uns die Möglichkeit, den Prozeß der Sagenentstehung sozusagen ab ovo zu beobachten und zu analysieren. Was uns rückblickend in der diachronen Erforschung narrativer Kontinuitäten am Beispiel der europäischen Volkssage verwehrt ist, läßt sich hier, wenn auch unter veränderten kulturellen Bedingungen, deutlicher sichtbar machen und als Forschungsziel deklarieren: Analyse der Entstehung und Ausbreitung gegenwärtiger Sagenbildung (contemporary legends), ihr Bezug zur Realität und zum sozialen Lebensraum der Erzähler, ihre Tradierung und (scheinbare) Verifizierung, der Einfluß der Medien, insbesondere der Tagespresse, Veränderungen des Stoffes und Adaptation an unterschiedliche kulturelle Bedingungen, die Funktion des Übernatürlichen in einigen dieser Erzählungen, die Wechselwirkung zwischen Erzähler(n) und Zuhörer(n) und die Veränderungen des Stoffes (Typus) selbst, denn viele Erzählungen machen einen „soziomorphen“ Wandel durch, wie ich es nennen möchte, wenn sie aus einer sozialen Schicht in eine andere wandern, oder wenn sie in einem anderen kulturellen Kontext erscheinen.

In erster Linie aber müßten die Distributionsprozesse dieser Erzählungen untersucht werden. Es wurde bereits festgestellt, daß die Massenmedien selbst an der Verbreitung und scheinbaren Bekräftigung der urban legends teilhaben<sup>18</sup>. Welche Rolle aber spielen die Folkloristen und Pseudo-Folkloristen selbst in diesem Prozeß? Es scheint, daß das Interesse der Universitäts-Folkloristen im angloamerikanischen Sprachraum nicht unerheblich zur Verbreitung der „urban legends“ und „haunted-stories“ beiträgt. Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Forschung indirekt die Phantome provoziert, die sie beschreiben will. Brunvand fordert in seinen Büchern die Leser nicht nur auf, ihm solche Geschichten zu schicken („Have I missed your favorite urban legend? Please send your variants of these or texts of ‚new‘ legends to me . . .“)<sup>19</sup>, sondern führt auch einen ausgedehnten Briefwechsel mit seinen Lesern („I got numerous letters from readers asking about the legends“)<sup>20</sup>, und beschreibt die Reaktion einer Mutter auf die oben erwähnte Erzählung von der Kastration eines Knaben auf der Toilette („The mutilated Boy“): „I don’t know if this legend or fact – but I haven’t let my 5 year old son go in [to a shopping center

restroom] alone yet“<sup>21</sup>. Es besteht kein Zweifel daran, daß das wissenschaftliche und publizistische Interesse der Autoren die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Erzählungen lenkt und in hohem Maße beeinflusst. Und dieses Interesse führt zu einem hohen Rückkoppelungseffekt: „I have received batches of newspaper clippings from readers about abduction and mutilation rumors, as well as versions sent in missives ranging in style from scrawled postcards to carefully written, detailed letters.“<sup>22</sup> Das überwältigende Interesse an diesen Geschichten scheint alle sozialen bzw. Bildungsschichten zu umfassen. Diese Briefe zeigen auch, wie der Autor erkennen läßt, die hohe affektive Beteiligung der Briefschreiber, die unterschwelligen oder sogar manifesten Ängste der Leser, und es ist fraglich, ob eine aufklärerische Attitude bzw. die rationale Interpretation den Leser, für den allein schon das Interesse der Wissenschaft eine Beglaubigung bedeutet, beruhigen kann.

Gerade diese, nur psychologisch meßbare, emotionale Wirkung der „urban legends“ müßte in interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Soziologen, Psychologen und Volkskundlern untersucht werden.

Es ist interessant, daß die bisher publizierte Literatur zu den „contemporary legends“ vor allem in England und Amerika erschienen ist. Dabei ist manchmal schwer zu unterscheiden, ob es sich um wissenschaftliche Untersuchungen oder publizistische Eintagsfliegen handelt. Die Bandbreite reicht von seriösen Untersuchungen bis zu Sammlungen, die mehr die schwankhaften Elemente betonen („An outrageous collection of bunk, nonsense, and fables we believe“)<sup>23</sup>. Den meisten ist ein aufklärerischer Zug eigen, der ein wenig an die herablassende Attitude erinnert, mit der die Sagensammler und -herausgeber des 19. Jahrhunderts in Deutschland die Geschichten der „unwissenden und im Aberglauben befangenen Bauern“ aufschrieben und publizierten. Die gefällige Aufbereitung zu Anthologien, wie etwa die von Dale<sup>24</sup>, die unter dem Begriff „urban legends“ Schwankhaftes, Witziges und Anekdotisches, aber auch Horrorgeschichten versammelt, läßt ein seltsames Phänomen sichtbar werden: Die Aneinanderreihung dieser Erzählungen, ihre Ästhetisierung und stilistische Verkürzung auf die Pointe und damit der Verlust ihres kommunikativen Zusammenhangs mit der Lebenswirklichkeit läßt sie merkwürdig blaß erscheinen. Ähnlich wie die europäischen Volkssagen in den Sammlungen des 19. Jahrhunderts werden sie zu Kuriositäten für

die Gebildeten, zu isolierten Texten, die mit der situativen Realität des Erzählers nichts mehr zu tun haben. Der Verlust des Kommunikationszusammenhangs dieser Erzählungen ist zugleich der Verlust ihrer kulturellen Identität. Ihre ursprüngliche narrative Begründung, die die Bedürfnisse des Erzählers und Zuhörers berücksichtigt, tritt zurück, und die in der Erzählung verschlüsselte Botschaft kann unter einem andersgearteten Erkenntnisinteresse beliebig interpretiert werden.

Schon die Aufforderung der Herausgeber, neue „urban legends“ einzusenden<sup>25</sup>, bringt ein reflektierendes und rationalisierendes Element in den Traditionszusammenhang und verändert die Erzählwirklichkeit grundlegend. Solcherart wird die populäre Erzählüberlieferung von den „Aficionados of the urban legend“<sup>26</sup> kastriert und auf das Stoffliche reduziert, wo wir doch heute die Möglichkeit hätten, diese Phänomene gründlicher und mit einem exakteren wissenschaftlichen Instrumentarium, als etwa die Brüder Grimm es hatten, zu untersuchen.

#### Anmerkungen:

1. Patrick B. Mullen, *Modern legend and rumour theory*. In: *Journal of the Folklore Institute* 9, Bloomington 1972, 2/3, S. 95–109.

2. Bengt af Klintberg, *Folksägner i dag*. In: *Fataburen*, Stockholm 1977, S. 269–296.

3. R. Beardsley und R. Hankey, *A History of the vanishing hitchhiker*. In: *California Folklore Quarterly* 2, 1943, S. 13–25; – Katharine Luomola, *Disintegration and Regeneration: The Hawaiian Phantom Hitchhiker Legend*. In: *Fabula* 13, Berlin 1972, S. 20–59; – Jan Harold Brunvand, *The vanishing hitchhiker*. New York 1981 (London 1983); – G. Bennett, *The Phantom Hitchhiker: Neither Modern, Urban, nor Legend?* In: *Perspectives on contemporary legend*. Sheffield 1982 (Manuskriptdruck); – Michael Goss, *The evidence of a Phantom Hitchhiker*. Wellingborough 1984.

4. M. Goss (wie Anm. 3), S. 55.

5. G. Bennett (wie Anm. 3).

6. Aliza Shenhar, *Israelische Fassungen des verschwundenen Anhalters*. In: *Fabula* 26, Berlin 1985, S. 245–253.

7. J. H. Brunvand (wie Anm. 3 [1983]), S. 11.

8. Will-Erich Peuckert, *Sage. Geburt und Antwort der mythischen Welt*. Berlin 1965, S. 29.

9. O. Görner, *Vom Memorabile zur Schicksalstragödie*. Berlin 1931.

10. Jan Harold Brunvand, *The choking Dobermann and other „new“ Urban Legends*. New York – London 1984, S. 33 f.

11. D. A. Yallop, *Deliver us from Evil*. London 1981, S. 273.
12. J. H. Brunvand (wie Anm. 3), S. 29.
13. Jacob Grimm, *Deutsche Sagen*, Nr. 353; – Leander Petzoldt, *Religion zwischen Sentiment und Protest. Zur Sistierung des Kultes um „Andreas von Rinn“ in Tirol*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 83, Göttingen 1987, S. 169–192.
14. J. H. Brunvand (wie Anm. 10), S. 89.
15. Ebd., S. 78.
16. Leander Petzoldt, *The Eternal Loser: The Jew as Depicted in German Folk Literature*. In: *International Folklore Review* 4, London 1986, S. 28–48.
17. J. H. Brunvand (wie Anm. 3), S. 11.
18. Ebd., S. 11.
19. J. H. Brunvand (wie Anm. 10), S. XIV.
20. Ebd., S. 83.
21. Ebd., S. 83.
22. Ebd., S. 83.
23. P. Dickson und C. Goulden, *There are Alligators in our sewers*. New York 1983.
24. R. Dale, *It's true . . . it happened to a friend*. Guildford 1984.
25. Ebd., S. 95.
26. Ebd., S. 8.

# Mitteilungen

## Legende und Ikone

Zu einem nur für Rumänien belegbaren Text des Motivs von der „Tricheirousa“

Von Felix Karlinger

Das Motiv von der Muttergottes als Helferin ist im gesamten Abendland verbreitet und hat sich seit dem Mittelalter großer Popularität erfreut. Eine Sonderform davon beschränkt sich hauptsächlich auf den Bereich des byzantinischen Ritus: die helfend eingreifende Ikone der Panagia. Freilich sind mit der Wanderung bestimmter Ektypi von berühmten Ikonen – wie etwa der Hodigitria – auch die Legendentexte mit in den Westen Europas übertragen worden<sup>1</sup>. Rumänische Varianten dieses Stoffes finden sich bei Marian<sup>2</sup> und Dima<sup>3</sup>. Von hilfreichen Ikonen ist überhaupt in der rumänischen Oraltradition mehrfach die Rede<sup>4</sup>.

Im folgenden soll jedoch eine Variante besprochen werden, zu der bisher keine Parallele bekannt geworden ist. Erzählt wurde dem Berichterstatter diese Legende von dem in Bessarabien geborenen Mircea Bogdan, der sie um die Jahrhundertwende von seinem Großvater gehört hat.

Der Inhalt der Legende: Einem heidnischen (türkischen) Vater und einer christlichen Mutter wird ein Mädchen geboren, das wie die Mutter getauft und von ihr christlich erzogen wird. Als die Mutter schwer erkrankt, ruft sie ihre Tochter, die Maria heißt, und übergibt ihr eine Ikone der Gottesmutter mit dem Christuskind und rät ihr, sich nie davon zu trennen. Dann stirbt die Mutter. – Der Vater heiratet wieder und nimmt sich diesmal eine türkische Frau, welche auf die Stieftochter neidisch ist und sie aus dem Hause haben will, um Marias Erbteil in Besitz nehmen zu können. Der schwache und lieblose Vater fügt sich den Wünschen seiner zweiten Frau, und man beschließt, Maria zu vernichten, indem man sie auf einen gefährlichen Pfad durch ein wildes Gebirge zur Höhle eines Drachen sendet. – Maria nimmt außer Nahrungsmitteln nur die Ikone in ihrem Korb mit und macht sich auf den Weg. – Als sie im Gebirge vor einer Schlucht ankommt, durch die nur ein kaum fußbreiter Pfad führt, der zudem durch die Feuchtigkeit glitschig ist, fordert die Stimme der Gottesmutter Maria auf, die Ikone aus dem Korb zu nehmen. Als Maria das getan hat, steigt die Panagia aus dem Rahmen und fordert das Mädchen auf, vor ihr zu gehen. Maria schreitet also voraus, aber an einer besonders gefährlichen Stelle mitten in der Schlucht gleitet sie aus, rutscht vom Pfad ab und kann sich nur noch

an einer Wurzel, die aus einer Felswand ragt, festhalten. Die Muttergottes hält sich mit einer Hand an einem starken Ast fest, mit der andern Hand hält sie das Christuskind – und da wächst ihr wunderbarerweise ein dritter Arm, mit welchem sie Maria ergreift und aus dem Abgrund zieht. – Im weiteren Verlauf des Legendenmärchens hilft die Muttergottes Maria, aus der Höhle des Drachen – den sie in tiefen Schlaf versenkt – den Sohn eines Kaisers („von Trapezunt“) zu befreien. Dann steigt sie wieder in die Ikonen-Tafel zurück, wo sie nun mit drei Händen zu sehen ist. – Der Stoff endet mit der Hochzeit von Maria und dem Kaisersohn.

Dieses Legenden-Märchen erweist sich im ferneren Sinn als eine Variante des Märchens „Fata cu mîinile tăiate“ (La fille aux bras coupés) nur darin, daß dort dem Mädchen die abgehauenen Hände durch die Hilfe der Gottesmutter (oder eines anderen Heiligen) nachwachsen. In der sonst gründlichen Studie von Corneliu Bărbulescu<sup>5</sup> fehlt unsere Variante, sei es, daß sie Bărbulescu nicht kannte, sei es, daß er die Beziehung als zu peripher beurteilte. Auch Gaster erwähnt unseren Stoff nicht, obwohl er das Motiv<sup>6</sup> sonst mit Akribie untersucht hat.

Bei der Frage nach den Zusammenhängen der Texte müssen wir zunächst darauf verweisen, daß im Gegensatz zu „Fata cu mîinile tăiate“ die dreihändige Muttergottes als Ikone belegbar ist, und das läßt sich in zwei – offensichtlich voneinander unabhängigen – Typen nachweisen.

Berühmt ist die „Trichèrousa“ (Vierge aux trois mains) des Athos-Klosters Chilandari, wo es sich um eine altslawische (serbische) Ikone handelt. Die Ikone und die dazugehörige Legende, welche von einer abgeschlagenen und wunderbar wieder angewachsenen Hand des hl. Johannes von Damaskus in Zusammenhang mit den ikonoklastischen Kämpfen zu berichten weiß, hat Kretzenbacher<sup>7</sup> analysiert.

Diese athonitische „Trichèrousa“ unterscheidet sich jedoch in einem wesentlichen Punkt von einem zweiten Typus einer dreihändigen Muttergottes: Die Hand ist – wie eine Votivgabe – unten links an die Ikone angeheftet, während bei der anderen Abbildung deutlich zwei (linke) Arme und Hände zu erkennen sind, die aus der linken Schulter – also auf dem Bild rechts – der Panagia entwachsen. Das älteste Bild dieses Typus besitzen wir in einem Fresco der Weißen Kirche von Karan (Erzerum), das auf das Jahr 1342 datiert wird. Zeitlich rückt diese Abbildung in die Nähe der Trojeručica.

Die einzige rumänische Ikone, auf der die dreihändige Muttergottes festgehalten ist, und die der Schreiber dieser Zeilen zu Gesicht bekommen hat, schließt sich nun an den zweiten Typus an, wie ihn die Abbildung in Karan zeigt, und wie ihn auch armenische Ikonen-Ektypi zeigen sollen. Das scheint umso mehr bemerkenswert, als sich sonst – bis nach Rußland hinein<sup>8</sup> – eher der athonitische Typus durchgesetzt hat.

Während jedoch die Text-Legende der serbischen Ikone von Chilandari zweifellos auf ältere griechische oder syrische Texte zurückgeht, ist die Herkunft der rumänischen Legende nicht zu eruieren. Es lag nahe, zunächst an eine armenische Provenienz zu denken, da dorthin nicht nur das Bild verweist, sondern weil auch das Legendenmärchen bei den rumänischen Armeniern bekannt gewesen sein soll<sup>9</sup>, doch hat sich bei Rückfragen in Eriwan ergeben<sup>10</sup>, daß im Archiv der armenischen Volkserzähltexte unser Motiv mit seiner so spezifischen Ausprägung fehlt. Hier ex silentio zu schließen, im armenischen Raum habe man nur das Bild und nicht den

Text gekannt, hieße jedoch unwissenschaftlich vorgehen. Gerade von den in der Türkei lebenden Armeniern sind viele untergegangen, ohne daß das reichhaltige Material ihrer Volkserzählungen aufgezeichnet werden konnte.

Die Herkunftsfrage ist bei Texten aus der mündlichen Überlieferung häufig nicht zu klären, und wir können auch in unserem Fall nur als Diskussions-Hypothese aufstellen, daß vermutlich Zusammenhänge zwischen dem rumänischen Legendenmärchen und der Abbildung in Karan bestehen dürften. Ob und wann eine Übertragung erfolgt sein kann, bleibt ungewiß. Ebenso ist schwer zu bestimmen, was nun nativ zuerst entstanden ist: ein textlicher Sinn-Zusammenhang oder ein Bild. Beides wäre denkbar, wobei nicht auszuschließen ist, daß asiatische Abbildungen mehrarmiger Göttergestalten einen Einfluß ausgeübt haben können.

Es muß jedoch keineswegs der Text später als eine Interpretation des Besonderen im Bilde aufgetreten sein, denn in der Welt des volkstümlichen Denkens tritt vor allem bei mythischen Texten öfters eine Jenseitsfigur auf, die ein oder mehrere überzählige Glieder besitzt. Zu nennen wäre sowohl der Typus des elffingerigen Engels<sup>11</sup>, wie des nach ihm geformten Heiligen. In diesem Falle wäre also das Bild eine Umsetzung eines Textes ins Visuelle, wobei wiederum der Text manchmal lediglich eine Konkretisierung eines abstrakten Vorganges darstellt. Die über das normal verständliche Maß hinausgehende wunderbare Hilfe wird durch eine zusätzliche Hand sichtbar gemacht.

Bei unserer rumänischen Fassung des Motivs ist auffallend, daß es in keinem der Nachbarländer Rumäniens bekannt ist. Es findet sich weder in ukrainischen, bulgarischen noch ungarischen Verzeichnissen von Volkserzähl-Motiven.

Archaismen einerseits und eine sehr lebendige mündliche Erzähltradition andererseits dürfen als für den ganzen Balkan typisch gelten. Bei den Rumänen kommt vielleicht eine besondere Rolle des Eidetischen hinzu, die nicht selten auch in der farbigen Art der Beschreibung und Schilderung in Märchen und Legenden zum Ausdruck kommt. Das erklärt die unübersehbare Vorliebe für sprechende oder handelnde Ikonen<sup>12</sup>, die wir für den rumänischen Raum belegen können. Vermutlich ist auch der Reichtum an Bildszenen im Bereich der Außenfresken moldowanischer Kirchen damit in Zusammenhang stehend: bekannte Erzähltexte wurden als Abbildungen festgehalten, und Bilder-Legenden wirkten wieder auf die Oralliteratur zurück. Als ein Beispiel sei hier nur der Vertrag Adams mit dem Teufel genannt<sup>13</sup>, der in der Bilderflut von Voroneţ nur ein Motiv unter vielen in einer kaum überschaubaren Bildsequenz darstellt. Auch zu diesem apokryphen Stoff hat Kretzenbacher<sup>14</sup> Stellung genommen und Bezüge zu Varianten hergestellt. Ebenso zeigt ein Blick zu Schullerus<sup>15</sup>, wie beliebt das Motiv in Rumänien gewesen ist.

Was aber will uns nun die „dritte“ Hand, der „elfte“ Finger oder das „nie schlafende dritte Auge“ sagen? Es handelt sich dabei nicht um etwas Monströses, Bizarres und Absurdes, sondern um eine in die menschliche Physis eingebettete himmlische Wirkkraft. Deutlich wird das etwa am Begriff des elften Fingers, der nicht eine Funktion hat, die mit den anderen zehn Fingern vergleichbar wäre. Er dient wie in Varianten des Barlaam-Komplexes<sup>16</sup> einem Engel dazu, ein ausgesetztes Kind zu stillen (in islamischen Legenden wird so sogar Mohammed vom Erzengel Gabriel genährt), und er kann auch ein Licht verbreiten, wie es eine syrische Legende weiß. Ein Licht, das hier dem mit dem Kind auf der Flucht nach Ägypten befindlichen Paar der Heiligen Joseph und Maria den Weg zeigt und zugleich die Verfolger blendet<sup>17</sup>. Zu

dieser volkstümlichen Vorstellung gibt es wiederum Darstellungen auf Hinterglasikonen, wenn auch nicht immer die Flamme deutlich aus dem Finger des vorangehenden Engels selbst emporsteigt. An diesen Ausdruck einer Emanation göttlichen Lichtes aus der Hand des Gottesboten mag auch der Dichter Lucian Blaga gedacht haben, wenn er in seiner „Colindă“ (aus dem Zyklus „La cumpăna apelor“) etwas dunkel formuliert:

„ . . .  
Noaptea-i neagră, ceasu-i lung,  
Stă măicuța lîngă prunc.  
Să le ție de urît  
înger-nalt s-a coborît.  
Și în noapte înadins  
degetul și l-a aprins.  
Arde îngerul lui Dumnezeu  
ca o luminare de său.“

Freilich spricht Blaga nicht von einem elften Finger, doch denkt er zweifellos an das Legendenmotiv vom brennenden und Licht emanierenden Engel, der seinen Ursprung womöglich in Exodus 3,2 hat: „Der Engel des Herrn erschien ihm in einer Feuerflamme, mitten aus einem Dornbusch heraus. Er schaute, und siehe da: der Dornbusch brannte zwar im Feuer, wurde aber dabei nicht verzehrt.“

Wie der (überzählige) Finger, symbolisiert die (überzählige) Hand das wunderbare Eingreifen aus dem Jenseits ins Diesseits. Die heilige Hand Gottes ist dem rumänischen Christen ebenfalls ein fester und anschaulicher Begriff, den er aus verschiedenen Abbildungen kennt, unter denen vielleicht jenes Deckenfresko aus der Gruftkapelle von Moldovița am bekanntesten ist: eine mächtige, große Hand, die aus einem Strahlenring erscheint, trägt bergend die Seelen der Entschlafenen in einer konkretisierenden Umsetzung des Wortes „Justorum animae in manu Dei sunt“.

Es kann uns nicht nur darum gehen, der Vielzahl von Motivstudien zur Volksliteratur einen weiteren Beitrag hinzuzufügen. Je seltener ein Motiv auftritt, um so mehr sagt es über den Kreis aus, in dem es sich erhalten hat. Und daß unsere Legende von der dreihändigen Muttergottes in der rumänischen Volkstradition bis in die Gegenwart reicht, scheint dem Schreiber dieser Zeilen als ein Dokument, daß dieses Motiv mit seiner schlicht naiven und doch religiös tiefen Aussage die Mentalität des Volkes charakterisiert, in der dieser Stoff erzählt wurde. Es geht hier nicht einfach um Magie und Zauberei, wie wir sie aus zahllosen Zaubermärchen kennen, sondern um ein Vertrauen auf himmlische Hilfe; und dieses Vertrauen drückt sich nicht mit abstrakten Begriffen aus, sondern personifiziert sich im Bilde der dreihändigen Muttergottes und definiert sich selbst mit einer Handlung, die erzählerisch breit ausgespannen wird.

#### Anmerkungen:

1. Felix Karlinger, Ein byzantinisches Märchenmotiv in Sardinien. In: Festschrift für F. von der Leyen. München 1963, S. 39–47.
2. Sim. Fl. Marian, Legendele Maicii Domnului. Bukarest 1904, S. 322.
3. Alexander Dima, Rumänische Märchen. Leipzig 1944, S. 142; Dima fügt S. 261 an: „Varianten in allen Gebieten der rumänischen Sprache.“

4. Adolf Schullerus, Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten (= FFC 78/80). Helsinki 1928, S. 53 ff.
5. Corneliu Bărbulescu, Analiza istorică a basmului românesc „Fata cu mâinile tăiate“ (AaTh 706). In: Revista de etnografie și folclor, 1966, S. 27–40.
6. Moses Gaster, Literatura populară română. 2. Aufl., hrsg. und mit einem Vorwort von Mircea Anghelescu, Bukarest 1983, S. 84 ff.
7. Leopold Kretzenbacher, Legende und Athos-Ikone. Zu Gegenwartsüberlieferung, Geschichte und Kult um die Marienikone der „Dreihändigen“. In: Südostforschungen XXI, 1962, S. 22–44.
8. Ektypi aus Rußland enthält die Privatsammlung von Ikonen von Helmut Brenske; eine Abbildung in der Zeitschrift „Der christliche Osten“, 1984, H. 3/4, S. 132.
9. Laut Mitteilung von O. Birlea sowie Hinweis auf einen fragmentarischen Text in der Sammlung Nöel durch Mlle. Lucienne Gilly.
10. Durch freundliche Hilfe und Vermittlung von Prof. Isidor Levin.
11. Felix Karlinger, Legendenforschung: Aufgaben und Ergebnisse (im Druck).
12. Vgl. Felix Karlinger, Rumänische Märchen außerhalb Rumäniens. Kassel 1982, Anmerkung S. 120.
13. Ion Pop Reteganul, Povești din popor. Sibiu 1895, S. 194; auch bei Alexander Dima (wie Anm. 3), S. 253.
14. Leopold Kretzenbacher, Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendland. Klagenfurt 1968, S. 42. Enthält auch die Abbildung aus Voroneț.
15. Adolf Schullerus (wie Anm. 4), S. 84.
16. Felix Karlinger, Maria A. Espadinha, Märchen aus Mexiko. Köln 1978, S. 160 und 249.
17. Felix Karlinger, Eine portugiesische Marienlegende vermutlich äthiopischer Provenienz. In: Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte XVII, 1981, S. 1 ff.; Wolfgang Kosack, Die Legende im Koptischen. Bonn 1970, S. 27.

### **Die Wundervölker in der Weltchronik des Rudolf von Ems und der Christherrechronik**

Von Rudolf Simek

Wundervölker – Fabelvölker des Ostens, monströse Menschenrassen – sind heute ein beliebter Aspekt der Beschäftigung mit dem Mittelalter. Während man noch im vorigen Jahrhundert das schlechte Gewissen des Wissenschaftlers über die mittelalterlichen Überlegungen zum Grad der Menschlichkeit der Wundermenschen verspürte, welches man mit dem Hinweis auf die mittelalterlichen „Anschauungen und Meinungen über wissenschaftliche Dinge [. . .] als notwendige Durchgangspunkte“<sup>1</sup> der menschlichen Bildung zu überbrücken suchte, so sind heute solche Hinweise weder üblich noch notwendig. Im Gegenteil: wenn Wittkowers große Untersuchung über „Marvels of the East“<sup>2</sup> noch als recht einsamer Vorläufer dasteht, so

ist in den letzten 15 Jahren die Betrachtung der mittelalterlichen Wundervölker und Monstren beinahe zu einem eigenen kleinen Forschungsbereich der Mediaevistik geworden. Während sich in den siebziger Jahren einzelne Aufsätze mit Teilbereichen und einzelnen Werken beschäftigten<sup>3</sup>, ist seit Anfang der achtziger Jahre eine Reihe von umfangreichen Abhandlungen entstanden, welche die Frage nach Herkunft und Verbreitung mittelalterlicher Wundervölker für große Teilbereiche abdeckt<sup>4</sup>.

Wenn der Versuch unternommen wird, große Gebiete möglichst vollständig abzuhandeln, ist es allerdings meist unumgänglich, daß Details dabei etwas in den Schatten rücken; dementsprechend sind bisher auch Detailuntersuchungen, vor allem was die mittelhochdeutsche Literatur anbelangt, eher auf die unbestritten literarischen Werke beschränkt<sup>5</sup>, während Texte mit schon etwas zweifelhafter literarischer Anspruch oder Sachtexte überhaupt allenfalls als Vergleichsmaterial herangezogen werden, nicht aber selbst Gegenstand von Untersuchungen wurden.

Dieses Geschick haben bislang auch die Weltchronik des Rudolf von Ems und die damit eng verwandte Christherrechronik<sup>6</sup> erlitten, obgleich diese Werke die bei weitem umfassendsten Wundervölkerverzeichnisse der mittelhochdeutschen Literatur enthalten. Da sich die wissenschaftliche Meinung über die in diesen Werken enthaltene Kosmographie und Ethnographie aber üblicherweise auf die Rezeption der zuerst von Zingerle für die Christherrechronik aufgestellte These „Als Hauptquelle derselben muß die *historia naturalis* des C. Plinius Secundus angesehen werden“<sup>7</sup> und dann der korrekten Auffassung von Doberentz von „der *Imago mundi* des Honorius Augustodunensis [ . . . ] Rudolfs unmittelbare quelle“<sup>8</sup> beschränkt hat, ist weder diese Kosmographie noch das darin enthaltene Wundervölkerverzeichnis näherer Beachtung gewürdigt worden.

Die letzte eingehende Untersuchung der Kosmographie in Rudolfs Weltchronik ist die umfangreiche Behandlung von Rudolfs Quellen durch Doberentz 1881 und 1882. Er konzentrierte sich allerdings in der immerhin knapp 200 Seiten umfassenden Arbeit ausschließlich auf die Frage nach Quellen, handschriftlichen Zusammenhängen und einer kritischen Edition der Kosmographie; die Funktion der Kosmographie in Rudolfs Werk, Darstellungsweise im Vergleich zu den Quellen, Verhältnis zum Abschnitt in der Christherrechronik und die anderen mittelhochdeutschen Parallelen blieben völlig ausgespart. Lecouteux dagegen in seiner großen Arbeit zu den Wundervölkern in der mittelhochdeutschen Literatur behandelt Rudolfs Weltchronik nur ganz peripher als einen unter vielen Texten (die Christherrechronik wird überhaupt nicht genannt), so daß bislang von einer Erörterung der Wundervölker in Rudolfs Weltchronik und der Christherrechronik keine Rede sein kann<sup>9</sup>.

In beiden Chroniken setzt die Beschreibung der Wundermenschen wie bei Honorius (I, 9) mit der Erwähnung von Gog und Magog ein, welche Alexander der Große wegen ihrer Wildheit und Gefährlichkeit zwischen dem Kaspischen Gebirge und der Kaspischen See eingeschlossen habe, wobei ergänzt wird, daß

„dé gein der welte endis zil“

(R. v. E., V. 1482)

wohnten. Nach kurzer, Honorius genau entsprechender Erwähnung der 40 Provinzen Indiens folgt eine Aufzählung der Garmanen, Orestas und Coatras, ohne jegliche Nennung der Eigenschaften, wobei die letzteren bei Rudolf wie in der Vorlage *Côâtras*, in der Christherrechronik jedoch Takas oder Taackas genannt werden. Da ein solches Volk sonst nicht belegt ist, dürfte es sich um den nicht allzu fern-

liegenden Schreibfehler von *coatras* zu *taackas* handeln. Alle drei dieser Völker gehören nicht zu den Wundervölkern im engeren Sinn, auch wenn die *Garamantes* bei Plinius als eheloses Volk in Äthiopien gelten; in hochmittelalterlichen Texten sind sie durchwegs wie hier in Indien angesiedelt.

Es folgen in der *Christherrechronik* sechs weder bei Rudolf noch bei Honorius zu findende Verse über in den indischen Bergen zu findende hochwachsende Bäume, die wegen ihrer Höhe (von der Sonne) versengt würden. Die folgenden 20 Verse sind in beiden Chroniken fast wörtlich übereinstimmend den nur zwei Ellen kleinen und schwachen Pygmäen gewidmet, welche mit drei Jahren zeugungsfähig, mit sieben Jahren vergreist sind und mit den zahlreichen in ihrem Land lebenden Kranichen kämpfen, und bei denen der Pfeffer wächst. Das nächste erwähnte Volk (im Gegensatz zu den anderen Texten sagt die *Christherrechronik* „In der andern *Indiā*“) sind die *Macrobii*, ein starkes, zwölf Ellen großes Volk von löwenhaftem Leib, welche im Krieg mit den Greifen liegen; während die *Christherrechronik* mit Honorius (*alas et unguis præferunt aquilarum*) ihre adlerhaften Züge nennt:

„und haben veder und nagel gar,  
alsam ein ar sint sie gevar“, (V. 341 f.)

so fehlt dieser Zug bei Rudolf völlig.

Die *Agrocten* und *Bramanen* (*Agroten* und *Parzen* in der *Christherrechronik*), die sich wegen des Glaubens an die Seelenwanderung selbst verbrennen, sind in den Chroniken viel breiter behandelt als bei Honorius, ohne daß inhaltlich über seine Informationen hinausgegangen wird. Ähnliches gilt für die im Anschluß daran genannten *Elternesser*, die genau den bei Honorius genannten entsprechen und nicht den Zug des sonst vorkommenden *Elternmästens* übernehmen. Kurz erwähnt, aber nicht namentlich genannt werden dann die *Ichthyophagi*, die laut Honorius nur rohen Fisch essen und Meerwasser trinken, während die Chroniken ihnen übereinstimmend auch den Genuß von rohem Fleisch zuschreiben, ein Zug, der in vergleichbaren Wundervölkerverzeichnissen nicht vorkommt und daher eine willkürliche Ergänzung des deutschen Autors darstellen dürfte.

Diese den Abschluß von I, 9 bei Honorius bildenden *Fischesser* und die Einleitung zu I, 10 (*Sunt ibi quædam monstra, quorum quædam hominibus, quædam bestiis ascribuntur*;) hat der deutsche Übersetzer mißverstanden und zusammengezogen:

das al da bisundir  
sin egeslich merwundir  
halp menschen, halp tier irkant. (R. v. E., V. 1570–1572)

Dazu hat ihn die – offenbar auch in seiner Vorlage deutliche – Kapitelgrenze zu einem wenn auch nur sehr vagen Quellenverweis bewegt:

daz sagt dú schrift der warheit,  
dú von dén selbin landin seit, (V. 1568 f.)

der allerdings über ein blasses Stereotyp zur Wahrheit des Gesagten nicht hinausgeht.

Das nun folgende, mit obigem Satz eingeleitete Kapitel 12 bei Honorius ist ausschließlich den Wundermenschen gewidmet, von denen er noch zehn weitere Völker erwähnt, allerdings nur vier von ihnen beim Namen nennt. Er beginnt mit den (nicht beim Namen genannten) *Antipedes*, seine knappen Angaben (*ut sunt ï qui*

aversas habent plantas, et octonos simul sedecim in pedibus digitos) werden in beiden Chroniken übereinstimmend ausgeführt:

ein lút, das ist vil wundirlich,  
dem sint die versennen fúrsich  
gekeret. so si fúrsich gant,  
die fúze hindir sich in stant,  
da sind selzehen zeichen an. (R. v. E., V. 1574–1578)

Im Umfang eher dem lateinischen Original entspricht die darauffolgende Stelle über die – wieder nicht mit dem Namen genannten – Cynocephales, deren Eigenheiten – canina capita, et unguis aduncos, quibus est vestis pellis pecudum, et vox latratus canum – in den Chroniken nicht vollständig wiedergegeben werden, da der Hinweis auf die Klauen fehlt. Daß der deutsche Übersetzer, der sonst so gerne die Vorlage erweitert, hier so knapp ist und sogar Informationen ausläßt, überrascht insofern, als das Volk der Hundsköpfigen zu den beliebtesten Wundervölkern des Mittelalters gehörte (Lucidarius: „das heizen wir hunt hóbete“; Mandeville: „Hie seyt er von lúten die hond hunds hópter, und von irem kúng“)<sup>10</sup>; auch Konrad von Meigenberg in seinem Buch der Natur ist hier ausführlicher: „Jeronimus der hailig lerer sagt von läuten, die haizt er cynocephalos, die habent hundeshaupt und scharpf krumm negel an den lidern und sint rauch an dem leib und redent niht, si pellent sam die hund.“<sup>11</sup> Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß in den altnordischen Wundervölkerverzeichnissen dieses Volk als eines der wenigen mit einem einheimischen Namen (Hundingar) belegt wird<sup>12</sup>. Trotz der verbreiteten Anspielung auf dieses Volk bleibt auch hier der Autor der Kosmographie in den Chroniken an einer trockenen Übersetzung hängen und kürzt eher als er erweitert; es liegt nahe, anzunehmen, daß er also andere Quellen als die *Imago mundi* entweder nicht in Anspruch nehmen konnte oder wollte. Als nächstes folgt das auch sonst ohne spezifischen Namen überlieferte Volk, welches nach der Geburt die Kinder den Hunden vorwirft, und die, falls sie dies überleben, mit zunehmendem Alter immer dünkler werden (Ganz ähnlich wie Honorius auch Thomas von Cantimpré, *De natura rerum*, lib. III, 5). Auch hier kürzt der deutsche Übersetzer, der Teil über die Hunde wird weggelassen, die Eigenheit mit dem im Gegensatz zu den Menschen nicht ergrauemdem, sondern nachdunkelndem Haar wird dagegen auf 11 Verse ausgedehnt. Das nun bei Honorius erwähnte kurzlebige Volk, welches mit fünf Jahren Kinder gebiert, aber mit acht Jahren schon stirbt, ist im Text der Chroniken ebenfalls völlig übereinstimmend auf 10 Verse ausgedehnt<sup>13</sup>.

Honorius nennt nun vier Völkernamen, wobei aber die *Monoculi*, die *Arimaspi* und die *Cyclopes* nur als synonyme Namen für ein und dasselbe Volk aufgefaßt werden müssen, und er nur von den *Sciopoden* (üblicher: *Sciopoden*) erzählt, daß diese ihren einzigen Fuß als Schattenspender verwenden. Hier ist in den mittelhochdeutschen Texten eine Abweichung festzustellen, da die *Monoculis* überhaupt nicht erwähnt werden, die *Arimaspi* und die *Cyclopes*, die offenbar als zwei verschiedene Völker aufgefaßt werden, mit je einem Adjektiv nichtssagend und stereotyp charakterisiert werden:

die wilden Arimaspi  
und ouch die vinstern Clycopes (Christherrechr., V. 328 f.)  
die wildin Arimaspi,  
die Einsternen, die Cyclopes (R. v. E., V. 1617 f.)

Die Bezeichnung Einsternen für die einäugigen Cyclophen könnte möglicherweise durch Honorius' Begriff *monoculis* provoziert sein, sie ist jedenfalls der einzige Versuch zu einer Lehnübersetzung der Völkernamen im ganzen Wundervölkerverzeichnis.

Die *Sciopodes* (die meisten mhd. Handschriften verwenden das aber sicher erst sekundäre *Cenopodes*) werden aber dafür ausführlich behandelt; wo Honorius nur erwähnt, daß der eine große Fuß diese Menschen aufgerichtet beschatten kann, führt der Übersetzer in 16 Versen diese Eigenschaft aus, wobei er hier etwas Eigeninitiative zeigt und den Schutz vor der Sonne – in den meisten mittelalterlichen Texten werden die Schattenfüßler nicht in Indien, sondern nahe dem Äquator in Äthiopien angesiedelt – auf das mitteleuropäische Klima ausdehnt; Rudolfs Weltchronik weicht hier im Wortlaut etwas von der Christherrechronik ab und ist in diesem Fall expliziter:

so sih an sinin ruce leit  
der man sor ungewiter siht,  
so mag ez im geschaden niht  
swenner den fûz ob im hat,  
der im vil clein iht schaden lat  
ungewitters komendin vluz  
und gerigens wazzirs guz  
und dabi sunnin hizzē:

(R. v. E., V. 1623–1629)

Allerdings findet sich auch im mittelhochdeutschen *Elucidarius*, einem kleinen theologisch-kosmologischen Kompendium, das sich von Inhalt und Titel am *Elucidarium* des Honorius Augustodunensis orientiert und 1185–1195, also mindestens 60 Jahre vor Rudolfs Weltchronik, entstanden war, eine ganz ähnliche Stelle über die Cyclophen:

„da bi sint lûte heizen Ciclopes. die hant nuwen einen fuoz; die lûfent balder den der vogel fleige. swen sie aber sizcent, so schetuwen sù in selber mit dem fûze, unde schirment sich da mite so ungewiter cumet.“<sup>14</sup>.

Obwohl dies der einzige Hinweis im Wundervölkerverzeichnis ist, daß der Autor der Kosmographie in den Chroniken anderswo den *Lucidarius* verwendet hatte, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß er dieses Werk kannte und Reminiszenzen daraus verarbeitete, ohne es eigentlich als Quellentext vorliegen zu haben. Viel unwahrscheinlicher ist die von C. Gerhardt geäußerte Überlegung<sup>15</sup>, die Weltchronik könnte auch vom mittelhochdeutschen Herzog Ernst beeinflusst sein, in welchem von schwanenfüßigen (!) *Sciopoden* die Rede ist, die sich mit diesem Fuß vor Unwettern, nicht aber vor der Sonne schützen. Sicherlich gehen die Informationen im Herzog Ernst und bei Rudolf von Ems unabhängig voneinander auf den *Lucidarius* zurück.

Ein wenig Originalität zeigt der Übersetzer auch bei der Behandlung der von Honorius zunächst (aber nicht namentlich) genannten *Blemmiae*, dem Volk ohne Kopf, welches Augen, Mund und Nase in Brust und Schultern hat und dazu Borsten trägt „ut bestiae“, wenigstens in der Form der sprachlichen Ausführung:

fûr nase und munt hant si zwei loch  
for an der brust, darzû dannoch  
hant si vil wunderlichin schin:  
als ein tier und als ein swin  
sint si, seigt dū schrift fûr war,  
ruch und geburst und vil gehar.

(R. v. E., V. 1644–1649)

Von dieser Fassung der Christherchronik weicht Rudolfs Weltchronik nur unwesentlich ab. Hier ist wie bei den Schattenfüßlern zu spüren, daß der Übersetzer mit den beschriebenen Fabelmenschen auch visuelle Eindrücke verbindet, die sich in der sprachlichen Gestaltung auswirken.

Das letzte bei Honorius erwähnte Wundervolk ist das der Apfelriecher (selten auch als Astomes bezeichnet und dann mit dem Volk der Mundlosen oder Kleinmünder verwechselt, welche Nahrung nur durch einen Strohhalm aufnehmen können<sup>16</sup>) – hier ohne jeden Namen, welches er am Paradiesesfluß Phison wohnen läßt und die nur vom Geruch der Äpfel leben; auf Reisen führen sie Äpfel als Nahrung mit sich, und schlechte Gerüche führen zu ihrem Tod. Diese Beschreibung ist im Mittelhochdeutschen sinngemäß wiedergegeben, um einen reinen Irrtum dürfte es sich bei der Stelle der Christherchronik handeln:

sô sie siechent und ligent tôt  
sô sint die epfel tôt zehant.  
sô ein boeser smac in wirt erkant  
sô wirt ir lebens ende sâ. (V. 374–377)

Während Rudolf, sicherlich richtiger, dafür folgende Verse hat:

si siechent unde ligint tot  
und sint verdorben sa zehant,  
wirt in ein bôsir smach bekant:  
daz wirt ir lebins ende iesa. (R. v. E., V. 1665–8)

Daran schließt ohne speziellen Hinweis das bei Honorius, Lib. I, 13, folgende Verzeichnis tierischer Monstren, welches dem lateinischen Original ebenso treu folgt wie das Wundervölkerverzeichnis.

Es handelt sich also beim Wundervölkerverzeichnis in den beiden verwandten Chroniktexten um eine verbosere, aber ansonsten recht phantasielose Versübersetzung der entsprechenden zwei Kapitel bei Honorius; genauso trocken wie die obige Darstellung gibt der mittelhochdeutsche Übersetzer die Informationen wieder, nur selten kürzt er ihm allzu grausam scheinende Stellen, meist aber übersetzt er das lateinische Original, indem er den Text möglichst breit wiedergibt, wobei er sich aber nur selten zu einem originellen Kommentar durchringt; nur an einer einzigen Stelle könnte es sich um eine Reminiszenz aus dem Lucidarius handeln, sonst deutet nichts auf andere, von ihm zusätzlich verwendete Quellen. Wie dem lateinischen Original fehlt auch der Übertragung jegliche Reflektion über die Natur der Wundervölker. Nur Abweichungen der Namensformen weisen darauf hin, daß die Überlieferung des dem Übersetzer vorliegenden lateinischen Textes geringfügige Abweichungen von dem uns bekannten Text enthalten haben könnte; Varianten, wie Cenopodes für Cyclopen, dagegen sind, wie die verschiedenen mhd. Handschriften zeigen, erst den Abschreibern der Chroniken anzulasten.

Andererseits liegt jedoch eine recht getreue Übersetzung von Honorius vor, mit welcher der Übersetzer erstmals im deutschen Mittelalter versuchte, einen volkssprachlichen Wundervölkerkatalog aufzustellen; dabei ist es ihm gelungen, trotz der knappen Informationen seiner lateinischen Vorlage, über die er auch nicht hinausgehen wollte oder konnte, die bei weitem umfangreichste Abhandlung über die Wundervölker in mittelhochdeutscher Sprache zu verfassen, und verdient schon insofern Beachtung.

#### Anmerkungen:

1. Ignaz V. Zingerle, Eine Geographie aus dem dreizehnten Jahrhundert. In: Sitzungsberichte der Phil.-hist. Kl. der österreichischen Akademie der Wissenschaften Bd. 50, H. 4, Wien 1865, S. 371–448.

2. Rudolf Wittkower, Marvels of the East. In: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 5, 1942, S. 159–197.

3. Z. B. Roy A. Wisbey, Wunder des Ostens in der „Wiener Genesis“ und in Wolframs „Parzival“. In: L. P. Johnson u. a. (Hrsg.), *Studien zur Frühmittelhochdeutschen Literatur. Cambridger Colloquium 1971*. Berlin 1974, S. 180–214; Christoph Gerhardt, Die Skiapoden in den „Herzog Ernst“-Dichtungen. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 18, 1977, S. 13–87; David Blamires, Herzog Ernst and the Otherworld Voyage. A Comparative Study (= University of Manchester, Faculty of Arts Publication, Bd. 24). Manchester 1979.

4. Nach vereinzelt älteren Vorgängern (Charles Gould, *Mythical Monsters*. London 1886; Peter Lum, *Fabulous Beasts*. London 1952; Bengt Holbek, Iorn Pio, *Fabeldyr og sagnfolk*. Kopenhagen 1979<sup>2</sup>) waren dies vor allem John Block Friedman, *The Monstrous Races in Medieval Art and Thought*. Harvard/Mass. 1981; Claude Lecouteux, *Les monstres dans la littérature allemande du Moyen âge. Contribution à l'étude du merveilleux médiéval*. Bd. 1–3 (= GAG 330). Göttingen 1982 (und seine dieses Werk supplementierenden Arbeiten: Claude Lecouteux, *Kleine Beiträge zum Herzog Ernst*. In: *ZfdA* 110, 1981, S. 210–221; Ders., *Die Kranichschnäbler der Herzog-Ernst-Dichtung: Eine mögliche Quelle*. In: *Euphorion* 75, 1981, S. 100–102; Ders., *Lamia-holzmuowa-holzfrowe-Lamich*. In: *Ebd.*, S. 366–378; Ders., *Konrad von Megenberg: „Von den Wundermenschen“*. In: *Etudes germaniques* 37, 1982, S. 290–304); und schließlich jüngst Malcolm South (Hrsg.), *Mythical and Fabulous Creatures. A Source Book and Research Guide*. New York etc. 1987.

5. Vgl. die Themen der Arbeiten in Anm. 3.

6. Zum Verhältnis von Rudolfs Weltchronik, der Christherrechronik und Heinrichs von München Weltchronik, der die kosmographischen Stellen der Christherrechronik so unverändert übernahm, daß der Unterschied hier vernachlässigt werden kann, vgl.: Hermann Menhardt, *Zur Weltchronik-Literatur*. In: *PBB* 61, 1937, S. 402–462. Rudolfs Weltchronik wird im folgenden zitiert nach: Rudolf von Ems, *Weltchronik*. Hrsg. v. G. Ehrismann (= *DTM*, Bd. 20). Berlin 1915 (<sup>2</sup> Dublin – Zürich 1967); die Christherrechronik nach dem durch Zingerle edierten Text (vgl. Anm. 1).

7. Ignaz v. Zingerle (wie Anm. 1), S. 371.

8. Otto Doberentz, *Die Erd- und Völkerkunde in der Weltchronik des Rudolfs von Hohen-Ems*. In: *ZfdPh* 12, 1881, S. 297.

9. Die bislang dahingehend untersuchten illustrierten Handschriften der Weltchronik des Rudolf von Ems weisen leider keine Illustrationen zu den Wundermenschen auf: Christine Kratzert, *Die illustrierten Handschriften der Weltchronik des Rudolf von Ems*. Diss., Berlin 1974, S. 67 ff. Auch die von mir eingesehenen Handschriften der Christherrechronik enthalten keine Abbildungen zu den Wundermenschen.

10. Felix Heidlauf, *Lucidarius* (= DTM, Bd. 28). Berlin 1915, S. 12; Eric J. Morrall, *Sir John Mandevilles Reisebeschreibung in deutscher Übersetzung von Michel Velser* (= DTM, 66). Berlin 1974, S. 120 f.

11. Konrad von Megenberg, *Das Buch der Natur*. Hrsg. v. Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861, S. 490.

12. Vgl. Finnur Jónsson (Hrsg.), *Hauksbok*. Kopenhagen 1892–1896; S. 167; vgl. dazu Rudolf Simek, *Elusive Elysia*. In: *Sagnaskemmtun. Studies Hermann Pálsson*. Wien 1986, S. 266.

13. Dieses Volk trägt zwar nirgends einen besonderen Namen, ist aber dennoch recht verbreitet; außer bei Plinius, Solinus und im anonymen „*De monstis hominum*“ (Claude Lecouteux, *Les Monstres*, vgl. Anm. 4, S. 116) findet es sich auch bei Isidor, Vinzenz von Beauvais und Thomas von Cantimpré. Ein Vergleich der Stellen bei Rudolf Simek (wie Anm. 12), S. 260 f.

14. Felix Heidlauf (wie Anm. 10), S. 12. Zu den verschiedenen Lesearten der *Lucidarius*-fassungen vgl. Christoph Gerhardt (wie Anm. 3), S. 39–41, bes. Anm. 71.

15. Christoph Gerhardt (wie Anm. 3), S. 38 und 44, Anm. 78.

16. Die Apfelriecher tragen meines Wissens nirgends einen eigenen, richtigen Namen, außer dem (unzutreffenden) der *Astomes*. Sie sind dennoch schon seit Plinius und Solinus weit verbreitet und finden sich im Mittelalter außer bei Honorius auch bei Vinzenz von Beauvais, Thomas von Cantimpré, im *Elucidarius* und im *Liber monstrorum*.

# Chronik der Volkskunde

## **3. Tagung der Internationalen Gesellschaft für Rechtliche Volkskunde in Sarnen/OW am 14./15. Mai 1988**

Nach Salzburg und Neresheim war 1988 Sarnen im Schweizer Kanton Obwalden als Tagungsort für die diesjährige Tagung der Internationalen Gesellschaft für Rechtliche Volkskunde ausersehen. In dem reizvollen Städtchen über dem Vierwaldstätter See trafen sich rund 60 Teilnehmer aus fünf europäischen Ländern zu Information und Gedankenaustausch, aber auch zum persönlichen Gespräch. Den äußeren Rahmen boten zwei Vorträge und ein umfangreiches Besichtigungsprogramm.

Prof. Dr. Wolfgang Schild (Bielefeld), der soeben ein materialreiches Buch „Recht und Gerechtigkeit im Spiegel der Europäischen Kunst“ vorgelegt hat, referierte zum Thema „Bemerkungen zur Ikonologie der Jüngsten Gerichts“ anhand eines vorzüglichen Bildmaterials aus allen Epochen der europäischen Kunstgeschichte. Dabei stand der sich wandelnde Begriff der Gnade im Mittelpunkt seiner Ausführungen: durch die Gnade Gottes entsteht Recht, welches streng und gnadenlos wird, um dann durch Gnade schließlich selbst wieder überwunden zu werden. Schild konnte diese Entwicklung eindrucksvoll an Beispielen, beginnend mit der mittelalterlichen Buchmalerei bis zu HAP Grieshaber zeigen, dessen „Jüngstes Gericht“ (1970) den Sitzungssaal des Verteidigungsausschusses des Deutschen Bundestages zierte.

Die Sagenforschung ist längst nicht mehr auf die Bereiche Germanistik, Volks- und Völkerkunde beschränkt. Die Tiefenpsychologie beschäftigt sich mit ihr ebenso wie die Rechtsgeschichte auf ihrer Suche nach Trümmern älteren Rechts. In ihrem Referat „Recht und Gerechtigkeit in den Sagen der Schweizer Alpen“ versuchte Dr. Francisca Schmid-Naef eine Bestandsaufnahme anhand der regionalen Sageneditionen der Schweiz, nicht ohne auf die weiterreichenden Bezüge einzugehen. Sagen sind für sie auch ein massenpsychologisches Phänomen, sie sind Kulturgut des Kollektivs. Das Material aus der Schweiz bietet hier weitgehend dieselben Motive, wie man sie aus anderen Sagenlandschaften kennt, den Schöpfereid des meineidigen Zeugen beispielsweise oder diejenigen, die sich um Rechtsschutzsagen ranken. Auch die regionale Sage vom Sennentuntschi bietet hier im Grunde keine Ausnahme.

Die Sitzungen fanden im historischen Rathaus des Standes Obwalden statt, einem markanten Bau aus dem 18. Jahrhundert, dem Sitz des Kantonsrats und des Landammanns, der die Teilnehmer am Samstagnachmittag zu einem kleinen Empfang lud. Im übrigen stand an diesem Tag noch eine eingehende Besichtigung des Obwalder Archivs auf dem Programm. Der Sonntag gehörte einem Besuch der Einsiedelei des Hl. Nikolaus von Efüe und seines Geburtshauses.

Herbert Schempf

### **Bericht über das III. Internationale Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 1988 in Eisenstadt**

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde der österreichischen Akademie der Wissenschaften hat in der Zeit vom 18. bis 21. September 1988 in Eisenstadt (Burgenland) sein Drittes Internationales Symposium abgehalten mit dem Thema „Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Ein französisch-deutsch-österreichisches Projekt/Les mots et les choses. Regards croisés sur l'ethnographie et la dialectologie de la France. Un project franco-allemand-autrichien“. Die Thematik dieses Symposions stützte sich auf Vorarbeiten, die von einer Arbeitsgruppe, bestehend aus Christian Bromberger (Aix-en-Provence), Isac Chiva (Paris), Gottfried Korff (Tübingen), Wolfgang Settekorn (Hamburg) und Klaus Beitzl (Wien), erbracht worden sind. Dank der finanziellen Unterstützung durch mehrere Institutionen – österreichische Akademie der Wissenschaften, Kulturreisamt der Burgenländischen Landesregierung, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Centre national de la Recherche Scientifique und Maison des Sciences de l'Homme – konnten je zehn Teilnehmer verschiedener Fachzugehörigkeit aus der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Österreich eingeladen werden. Wie Hinnerk Bruhns (CNSR) in seinen Einführungsworten hervorhob, ist der interdisziplinäre und internationale Ansatz dieses Symposions unter dem Blickwinkel einer Verstärkung der Wissenschaftskooperation auf dem Gebiet der Humanwissenschaften besonders zu begrüßen.

Insgesamt wurden 13 Referate vorgetragen. Sie dienten der kritischen Überprüfung der Methoden und Ergebnisse der „Wörter und Sachen“-Schule und bildeten die Grundlage für eingehende Überlegungen der Arbeitsgruppe. Die Beiträge lassen sich drei übergeordneten Themenkreisen zuordnen: dem sozio-historischen Kontext und den ideologischen Implikationen dieser Schule sowie ihren Forschungen einerseits auf dem Gebiet der Linguistik und Dialektologie und andererseits dem der Ethnographie/Volkskunde von Frankreich. Es muß an dieser Stelle festgehalten werden, daß diese Themengruppierung lediglich einem Verlangen nach übersichtlicher Darstellung entspricht und nicht als eine von den Teilnehmern des Symposions an den Gegensatz herangetragene Dichotomie verstanden werden soll; denn eine der Problemstellungen des Symposions lag gerade in der Frage der heuristischen Gültigkeit der von Fritz Krüger und seinen Schülern erstellten Beziehung von „Wörtern und Sachen“. Die geplante baldige Veröffentlichung der Referate und Diskussionen des Symposions rechtfertigt allein die Abfassung dieses notwendigerweise verkürzenden und vereinfachenden Tagungsberichts.

Martin Roth (Berlin), „Volkskunde der 1920er und 1930er Jahre – Ideologiegeschichtliche Implikationen“, ging es vor allem darum, die Entstehung der „Wörter und Sachen“-Schule in den sozialen und wissenschaftlichen Kontext der Zwischenkriegszeit einzubinden. Eine derartige Analyse zeigt, wie illusorisch es wäre, die Volkskunde dieser Epoche als „apolitisch“ anzusehen, da die behandelten Forschungsgegenstände und die angewendeten Forschungsmethoden die ideologischen Positionen deutlich erkennen lassen. Wolfgang Settekorn (Hamburg), „Die Hamburger Schule (der Sachromanistik) und Frankreich. Wissenschaftliche und ideologische Implikationen“, untersuchte die Hintergründe der in Hamburg unter der Leitung von Fritz Krüger durchgeführten Forschungen. Die Festlegung des wissenschaftlichen Gegenstandes wie auch das Konzept der historischen Auslegungen, wie sie beispielsweise in seinem Werk „*Géographie des traditions populaires en France*“ (Mendoza 1950) dargelegt werden, bezeugen eine konservative, wenn nicht gar militaristische Haltung der Universitätsangehörigen und Forscher dieser Schule. Michael Jaekel (Hamburg), „Reichsdeutsche Frankreichphilologie und die Hamburger Schule“, arbeitete seinerseits heraus, welche Stellung die Hamburger romanistische Schule innerhalb der Französischen Philologie im Deutschland der Zwischenkriegszeit eingenommen hat.

Derartige Ausleuchtungen des soziohistorischen Hintergrundes boten Olaf Deutschmann (München) den Anlaß, als Zeitzeuge eine ausführliche Stellungnahme abzugeben. Er konnte genaue Angaben über das politische Klima machen, das die Arbeiten dieser Epoche bestimmt hatte.

Der zweite Themenkreis gruppierte sich um die Frage, welche Beiträge die „Wörter und Sachen“-Schule auf dem Gebiet der Sprachgeographie und der Regionalatlanten geleistet hat. Ruth Schmidt-Wiegand (Münster i. W.), „Wörter und Sachen. Forschungsrichtung – Forschungsinteresse – Forschungsaufgabe“, legte eine kritische Bilanz vor: Auch wenn die Problemstellung einer wechselseitigen Beziehung von Wörtern und Sachen grundsätzlich als zutreffend anzusehen ist, sind die einschlägigen Forschungen jedoch auf neue Grundlagen zu stellen, wie diese von der modernen Linguistik unter Bedachtnahme insbesondere auf den von Saussure entwickelten Zeichen-Begriff eingebracht worden sind. Fritz Lochner von Hüttenbach (Graz), „Die Grazer Schule – Meringer und Schuchardt“ beschäftigte sich im einzelnen mit den Arbeiten, die unter der Leitung von Rudolf Meringer und Hugo Schuchardt um die Jahrhundertwende von der Grazer Schule betrieben worden sind. Zahlreiche Untersuchungen auf dem Gebiet der indoeuropäischen Kulturgeschichte, die in der damals gegründeten Zeitschrift „Wörter und Sachen“ erschienen sind, wurden namentlich von Vertretern dieser Schule beigesteuert. H. L. Cox (Bonn), „Möglichkeiten und Grenzen einer Wort- und Sachforschung auf Grund der Sammlung des Atlas der deutschen Volkskunde“, unterzog die Leistungen dieses Großunternehmens der Volkskunde einer Bewertung im Lichte der Wörter- und Sachenforschung. Namentlich die Nacherhebungen, die in den Jahren 1965 bis 1969 von der Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn zur Ergänzung offensichtlicher Lücken der vorangegangenen Fragebogenermittlungen durchgeführt worden sind, ermöglichen eine kritische Bilanz. Es ist unbestritten, daß die Volkskundeatlanten der Forschung neue Wege eröffnet haben, dennoch werden auch ihre Grenzen erkennbar. So weiß man z. B., daß die Bedeutung einer mundartlichen Bezeichnung in ihren synchronen und historischen Bezügen zur Sache vielfach

nur nach einer Analyse des gesamten semantischen Umfeldes der Bezeichnung erkennbar wird. Hans Goebl (Salzburg), „Die romanischen Sprachatlanten: Entstehung, Struktur und Aufbau sowie ihre Leistung für die Wort- und Sachforschung“, bot einen Gesamtüberblick über die verschiedenen romanischen Sprachatlanten, wie sie seit Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sind: der Französische Sprachatlas und die französischen dialektologischen und ethnographischen Regionalatlanten; die kleinregionalen Sprachatlasunternehmen in Italien, Sardinien, Ladinien usw.; die regionalen Mundartwörterbücher (Romanische Schweiz, Wallonien).

Die Referate der dritten Themengruppe befaßten sich schließlich mit der Frage des Beitrags der „Wörter und Sachen“-Schule zur Ethnographie/Volkskunde. Oskar Moser (Graz), „Die Geschichte der Sachen und die Grazer volkskundliche Schule“, referierte über die Rolle, die die Forscher an der Universität Graz seinerzeit bei der Begründung einer wahrhaft Europäischen Ethnologie gespielt haben. Indem sie systematisch Untersuchungen zu Sach-Themen veröffentlichten (z. B. Rudolf Meringer über das Bauernhaus von Aussee oder Hugo Schuchardt über die Fischereigeräte in Kalabrien, Spanien und Portugal), sind sie als die eigentlichen Vorläufer der *Ethnologia Europaea* anzusehen, auch wenn das heute vielfach nicht mehr so bewußt sein mag. Ausgehend von einem anderen Forschungsfeld, jedoch unter demselben Leitgedanken zeigte Helmut Hundsichler (Krems a. d. D.), „Wörter und Sachen – Bilder und Sachen – Sachen und Menschen“, auf, in welchem Maß der methodische Ansatz von „Wörter und Sachen“ sich für den Mittelalterhistoriker als fruchtbar erweisen kann. Wie die Arbeiten der „Annales“-Schule in Frankreich zeigen, besteht, ausgehend von ikonographischen Dokumenten und ihrer Gegenüberstellung mit anderen verfügbaren Quellen, die Möglichkeit, die Menschen dieser Epoche in ihrem sozialen Kontext zu restituieren, d. h. tatsächlich zur Erkenntnis der Entstehungsbedingungen von historischen Sachverhalten zu gelangen.

Von der allgemeinen Ethnographie/Volkskunde wandten sich im weiteren die Überlegungen der französischen Volkskunde zu. Christian Bromberger (Aix-en-Provence) und Isac Chiva (Paris), „Beitrag der Wörter und Sachen-Schule zur Ethnographie von Frankreich“, stellten sich zunächst die Frage, wie die auffällige Unkenntnis der Arbeiten der deutschsprachigen Wörter- und Sachforschung über Frankreich seitens der französischen Wissenschaft zu erklären ist, wenn man einmal von dem ganz kleinen Kreis von Spezialisten absehen will. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der Umstand, daß das Werk „*Géographie des traditions populaires en France*“ (erschienen 1950 in Mendoza/Argentinien) von Fritz Krüger, das immerhin auf französisch abgefaßt worden ist, in Frankreich weithin unbekannt und auch kaum auffindbar ist. Hatten Arnold Van Gennep und Charles Parrain zu ihrer Zeit – wenngleich unterschiedlicher Meinung – dieses Werk noch zur Kenntnis genommen, so ist es heute in Frankreich kurzweg der Vergessenheit anheimgefallen. Angesichts der gegenwärtigen Situation der Ethnologie von Frankreich sind vorerst auch kaum die Voraussetzungen für eine Wiederentdeckung der vorwiegend beschreibenden Kulturinventare, wie sie durch das Werk von Fritz Krüger angeregt worden sind, gegeben. Ungeachtet dieser Frage, stellte Klaus Beitzl (Wien), „Die Sache, das Wort und der Vergleich. Österreichische Beiträge zur Volkskunde von Frankreich“, fest, daß die volkskundlichen Arbeiten, die von Österreichern im Umkreis der Wörter- und Sachforschung auf französischem Boden geleistet worden sind, in Österreich selbst anhaltendes Interesse gefunden haben. Neben wissenschaftlichen Dar-

stellungen und Untersuchungen hat sich vor allem auch die volkskundliche Sammeltätigkeit als besonders fruchtbar erwiesen. Hier sind beispielsweise die Arbeiten zu nennen, die 1910 Rudolf Trebitsch und Arthur Haberlandt durchgeführt haben, oder die Dorfmonographischen Untersuchungen der Gemeinde Bessans in Hochsavoyen, die von Eugénie Goldstern in den Jahren 1913/14 gemacht worden sind. Die Besichtigung der französischen volkskundlichen Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Mattersburg ließ die Wichtigkeit und das wissenschaftliche Interesse ermahnen, welche diesen historischen Sammlungen zukommen. Donatien Laurent (Brest), „Österreicher und Deutsche als Entdecker der Bretagne“, stellte die aus seiner Sicht bedeutungsvolle Frage nach dem besonderen Umstand, daß die wichtigsten bretonischen Studien zu Beginn dieses Jahrhunderts von ausländischen Ethnologen/Volkskundlern stammen. Er machte in diesem Zusammenhang den politischen und ideologischen Kontext dieser Epoche sichtbar, demzufolge der damalige französische Staat den Ausdrucksformen regionaler Identität keinerlei Interesse entgegenbrachte und im Gegenteil eine systematische Politik zur Nivellierung der Kulturen von Minderheiten betrieb. Georges Ravis-Giordani (Aix-en-Provence), „50 Jahre nach dem Text von Wilhelm Giese über den Niolo“, schlug eine neuerliche kritische Auseinandersetzung mit den Forschungen vor, die Wilhelm Giese 1932 über die Volkskultur des Niolo auf der Insel Korsika unternommen hatte. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß diese Arbeiten eine erste zusammenfassende Behandlung von bis dahin kaum betrachteten Themen darstellen, muß man dennoch die heutige Gültigkeit der vorgelegten Analysen in Frage stellen. In Anbetracht des gesteckten Forschungszieles erweist sich die Wahl der Forschungsgegenstände (Haustypen, „Sitte und Brauch“...) einerseits und die Anwendung der ethnologischen Forschungsmethoden andererseits in Hinblick auf jüngere grundlegende Arbeiten etwa von Leroi-Gourhan und Beneviste wohl nicht mehr als annehmbar.

Der letzte Tag des Symposions war einem Round Table „Wörter und Sachen. Wege und Ziele einer zukünftigen Wissenschaftskooperation“ gewidmet, wobei insbesondere die Möglichkeiten einer internationalen Zusammenarbeit ausgelotet werden sollten. Isac Chiva (Paris) gab neuerlich zu bedenken, daß das besondere Interesse einer solchen Kooperation im Aufbau eines Forschungsbereiches für „Europäanisten“ liegt, wofür das Vorbild bei den Ethnologien anderer Kulturzonen zu suchen wäre. Im Anschluß daran wurde vor allem die spezielle Frage diskutiert, in welchem Maße eine Wiederveröffentlichung des Buches „Géographie des traditions populaires en France“ von Fritz Krüger ein erster konstruktiver Schritt in diese Richtung sein könnte und in welcher Form dieser erfolgen sollte. Es hat den Anschein, daß eine zweisprachige Neuausgabe rasch bewerkstelligt werden könnte. Im Anschluß an die von Gottfried Korff (Tübingen) vorgebrachten Argumente waren die Teilnehmer des Symposions jedoch der Meinung, daß eine einschlägige Veröffentlichung im Anschluß an das Symposion nicht allein auf das wissenschaftliche Werk von Fritz Krüger ausgerichtet sein sollte. Vielmehr müßte sie aus einer Reihe von Texten bestehen, die auf der Grundlage der während des Symposions herausgearbeiteten Problematik zu erstellen wäre. Darüber hinaus müßte sie im Sinne der Erstellung eines kritischen Apparates die Wiedergabe der Referate und Diskussionsbeiträge des Symposions enthalten. Außerdem müßten noch eine vollständige Spezialbibliothek und ein detailliertes Register in dieser Veröffentlichung hinzukommen. Dieses Gemeinschaftswerk als Ergebnis einer internationalen und

interdisziplinären Zusammenarbeit, für welche das III. Symposium des Instituts für Gegenwartsvolkkunde in Eisenstadt eine erste Etappe war, kann auf diese Weise den Weg zu weiteren europäischen Begegnungen weisen.

Ein vielleicht beiläufiger, aber, wie man weiß, für das Gelingen solcher Seminarveranstaltungen bedeutender Punkt, soll abschließend hervorgehoben werden. Die Arbeiten der Symposiumsteilnehmer konnten dank der Effizienz und Einsatzbereitschaft der Institutsmitarbeiter in einem angenehmen Rahmen stattfinden. Die hohe Qualität der gebotenen Übersetzungen von Jean Courtois (Lyon), die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Eisenstadt und die gewährte Gastfreundschaft nicht zuletzt beim abendlichen Empfang durch die Burgenländische Landesregierung im Schloß Esterházy waren dazu angetan, eine äußerst angenehme Arbeitsatmosphäre zu schaffen.

Bertrand Hell

(Aus dem Französischen von Klaus Beitz)

### **Bericht über die Tagung „Bilder als Geschichtsquellen. Fotografie und Film“**

Vom 26. bis 28. Oktober 1988 fand im Gästehaus Lüthmann in der Ramsau die Arbeitstagung „Bilder als Geschichtsquellen. Fotografie und Film“ statt. Organisiert wurde diese Veranstaltung der Gesellschaft für Photographie und Geschichte von Gerhard Jagschitz, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien, und Georg Schmid, Institut für Geschichte der Universität Salzburg. Gerhard Jagschitz und Georg Schmid ist gemeinsam, daß sie auf eine langjährige Auseinandersetzung im wissenschaftlichen Umgang mit Fotografie respektive Film verweisen können, und daß sie Lehrveranstaltungen durchgeführt haben, in denen diese Medien Gegenstand des Studiums waren. Mit diesem Studienangebot stellten sie in den Geisteswissenschaften eine Ausnahme dar. So verwunderte es auch nicht, daß etliche der Tagungsbesucher zur (ehemaligen) Seminarklientel dieser beiden Historiker gehörten. Insgesamt hatten sich rund dreißig Teilnehmer aufgrund ihres je eigenen Interesses am Bild als Quelle zusammengefunden, um zu sehen und zu hören, was anderswo im universitären Forschungs- und Archivbereich läuft und um ihre Arbeit zumindest in einem Statement vorzustellen und zu charakterisieren. Im folgenden seien die Referenten und ihre Themen angeführt.

Das Eröffnungsreferat hielt die Berichterstatterin Edith A. Weinlich, Wien. Sie sprach zu verschiedenen Aspekten einer Theorie der privaten Fotografie, insbesondere über den Prozeß der Aneignung des Mediums Fotografie im ländlichen Milieu und ihrer Faszination als Gestus der Beschwörung. Gene Sensenig, Salzburg, stellte die Tonbildschau „Hundert Jahre Gastarbeiter in Salzburg“ vor, welche vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung gemeinsam mit der Kulturinitiative „Gegenlicht“ erarbeitet worden war. Markus Vorauer, Salzburg, sprach zu „Mein Beruf: Reporter. Das Bild vom Journalisten in der Bilderwelt“. Für seinen Text hatte er sowohl Filme wie Dog Day Afternoon, Under Fire, Die Fälschung, The Year of Living Dangerously, The Killing Fields, Cry Freedom, etc. herangezogen als auch Nachrichtensendungen des Fernsehens, insbesondere jene,

über die Geiselnahme von Gladbeck am 18. 8. 1988; anhand dieses Materials führte er den Nachweis, daß sich Spielfilm und Dokumentation soweit angenähert haben, daß sie nicht mehr unterscheidbar sind. Gabriele Jutz, Salzburg – Wien und Elisabeth Freudenthaler, Salzburg, erläuterten in Impulsreferaten Modelle zur Analyse von Film und Fotografie. Die größte Bedeutung fanden dabei semiologische Schriften, allen voran jene von Roland Barthes und Umberto Eco. Herbert Hajduk, Wien, ergänzte diese Beiträge mit einem Bericht aus der Praxis des Bildarchivs des ORF über die Problematik der inhaltlichen Archivierung der Fotografie und der Gewährleistung der Wiederauffindbarkeit archivierter Bilder mittels eines Schlagwortkatalogs. Gabriele Jutz demonstrierte weiters beispielhafte Filmanalyse anhand von „Les Camsiards“ (Der Aufruhr in den Cevennen, Frankreich 1971) von René Allio. Herbert Hajduk, der den Werdegang der Filmproduktionsgesellschaft „Wochenschau“ aufarbeitet, mit Schwerpunkt auf der historischen politischen Bedeutung der Produktionsreihen „Austria-Wochenschau“ und „Welt-Journal“ für Selbstbewußtsein und Identität der 2. Republik in den fünfziger Jahren, stellte erste Ergebnisse dieser Untersuchung vor. Barbara Schaukal, Graz, referierte die Entwicklung des Bild- und Tonarchivs am Landesmuseum Joanneum, sprach gleichfalls zeitgenössische Probleme der Archivierung an und legte die gegenwärtigen Dokumentationsschwerpunkte sowie die Öffentlichkeitsarbeit der Bildstelle dar. Christa Hämmerle, Wien, verwies auf die von Michael Mitterauer am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien eingerichteten Autobiographiensammlung, deren Sammeltätigkeit sich seit einiger Zeit auch auf Fotografien erstreckt. Arno Grisinger, Innsbruck, schilderte die schwierige Lage der Film- und Fotodokumentation in Tirol, die dadurch entstand, daß die Landesbildstelle 1975 als Quellenstelle aufgelassen und nur als Leihstelle weitergeführt wurde. Gerhard Jagschitz behandelte Fotografien, auf welchen der Heldenplatz während einer Massenversammlung zu sehen ist. Er versuchte zu klären, warum ein Foto, nämlich jenes vom 15. März 1938, welches von der NS-Propaganda quasi als „offizielles Anschlußbild“ ausgewählt wurde, alle anderen Aufnahmen, welche den Heldenplatz gefüllt mit Menschen festhielten, verdrängte (so z. B. anlässlich der Arbeiterolympiade 1932, des Todes von Dollfuß 1934, der Maifeier der christlichen Arbeiter 1936). Günther Cerwinka, Graz, unternahm den Versuch, anhand einer Pressefotografie vom 15. März 1938 die Stimmung unter den österreichischen Offizieren an diesem Tag zu rekonstruieren.

Der klausurhafte Tagungsort und das Fehlen eines zwanghaften Zeitplanes ließen viel Raum für eine angeregte Diskussion. Die Diskussionsbeiträge können hier allerdings weder in ihrer Gesamtheit noch in ihrer Differenziertheit wiedergegeben werden. Allgemein wurde festgestellt, daß der Umgang mit der bildlichen Quelle im Vergleich zu jenem mit der schriftlichen ein mehr als schlampiger ist. Daher und durch ihre häufige Reduzierung auf das Illustrative wird das Bild selten als seriöse Quelle (an-)erkannt. Um Bilder als gleichwertiges und aussagekräftiges Quellenmaterial in die Gesellschaftswissenschaften einzuführen, bräuchte es solide Quellenkritik, Systematik und Methodologie. Zur genannten Problematik fehlen noch grundlegende Abhandlungen, manchmal aber werden wegweisende Ansätze auch nur nicht rezipiert.

So angenehm die Atmosphäre und so befriedigend die Arbeit auch war, verwies dieses Symposium doch deutlich auf den Bedarf an empirischen Befunden und theoretischer Durchdringung, so daß eine Weiterführung der Erörterungen auf einer

Tagung im nächsten Jahr erwogen wurde. Dazu sollte das Thema Bild keineswegs eingegrenzt bleiben auf Film und Fotografie als Träger. Gelänge eine Öffnung gegenüber anderen Disziplinen (z. B. Kunstgeschichte, mittelalterliche Realienkunde, etc.), gelänge die Zusammenstellung eines multidisziplinären Programms mit Beiträgen, gestützt auf spezifische Erfahrungen und disziplinär geschulte Sichtweisen, so wäre dies nicht nur ein mächtiger Impuls zur Fortsetzung dieser Veranstaltung, sondern berechtigte auch zu der Hoffnung, daß die Akzeptanz gegenüber dem Bild als Quelle innerhalb der Sozialwissenschaften breiter geworden wäre. Denn immerhin ist das Sehen der dominierende (und vielleicht auch schon dominierteste) Sinn in unserer Kultur, so daß die Beschäftigung mit visueller Wahrnehmung und piktoraler Produktion ein sozialwissenschaftliches Anliegen sein müßte.

Edith A. Weinlich

### **Impressionen vom „Centennial Meeting“ der American Folklore Society (AFS) vom 26.–30. Oktober 1988 in Boston, Massachusetts**

„Impressionen“ scheint die einzig mögliche Bezeichnung für einen Bericht über das Jahrestreffen der amerikanischen Gesellschaft für Volkskunde zu sein, bedenkt man, daß ca. 800 Teilnehmer in meist sieben gleichzeitig stattfindenden Sektionen bei diesem Kongreß anwesend waren.

Für viele mag es erstaunlich sein, daß gerade die amerikanische Volkskunde bereits auf eine 100jährige Tradition zurückblicken kann, daß es in einem im Vergleich zu Europa verhältnismäßig „jungen“ Land schon 1888/89 in Cambridge zur Institutionalisierung unseres Faches kam und zwar auf der Basis vielfältiger Forschungsinteressen. Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts war es Henry Rowe Schoolcraft, der sich mit Oraltraditionen der Indianer beschäftigte und bereits 1879 begann das Smithsonian Institute mit einer relativ systematischen Erforschung der traditionellen Kultur der nordamerikanischen Indianer. Es ist hier nicht der Platz, näher auf die verschiedenen Strömungen und Persönlichkeiten einzugehen, die zur Gründung der American Folklore Society geführt bzw. beigetragen haben; eine Publikation zu diesem Thema hat die AFS anlässlich des Jubiläumskongresses vorgelegt (William M. Clements [Hrsg.], 100 Years of American Folklore Studies. A conceptual history. Washington, D.C., The American Folklore Society, 1988).

Dank der freundlichen Vermittlung von James R. Dow (University of Iowa) und seiner guten Verbindungen mit Österreich und Deutschland – nicht zuletzt als langjähriger Mitherausgeber der „Internationalen volkskundlichen Bibliographie“ – vertraten Helmut Eberhart (Institut für Volkskunde der Universität Graz) und die Referentin (Institut für Gegenwartsvolkskunde der österreichischen Akademie der Wissenschaften) Österreich und seine volkskundlichen Institutionen mit Referaten zur österreichischen Volkskunde in den 30er Jahren (H. Eberhart) und zur Österreichischen Volkskundlichen Bibliographie (E. K.).

Im malerisch am Charles-River liegenden Hyatt-Regency-Hotel in Cambridge (einem Stadtteil von Boston und Gründungsort der AFS) fanden die verschiedenen Vorträge und Veranstaltungen statt. Es ist kaum möglich, auf einzelne Vorträge einzugehen, da die Auswahl relativ willkürlich stattfinden müßte. Vielmehr möchte ich versuchen zu beschreiben, was uns besonders auffiel, welche Eindrücke wir von

diesem Kongreß als einem Spiegelbild gegenwärtiger volkskundlicher Forschung in den USA gewonnen haben, aber auch von der „Kongreßkultur“, die doch wesentliche Unterschiede zum gewohnten Bild in Österreich oder Deutschland aufwies.

Tagungsort war, wie bereits gesagt, ein Hotel und schon hierin liegt ein Unterschied zu europäischen Veranstaltungen, der aber m. E. durchaus positiv ist. Die Atmosphäre ist gegenüber Universitäten und ihren Instituten einladend und kommunikationsfreundlich. Freilich war in diesem Fall, wie auch von den Veranstaltern zugegeben wurde, ein relativ teures Hotel in einer schon an sich nicht billigen Stadt gewählt worden, aber es gab sowohl für Studenten die Möglichkeit sich zu einem begünstigten Tarif die Zimmer zu teilen, oder ein Zimmer in einem der nahegelegenen Guest-Houses (unseren Pensionen vergleichbar) reservieren zu lassen. Lunchpakete, die zu Mittag erworben werden konnten, sollten helfen, die kostspielige Cafeteria oder das Restaurant zu vermeiden, obwohl gerade diese Einrichtungen die Möglichkeit und Chance bot, einander zu treffen, sei es bei einem mittäglichen Sandwich oder am frühen Abend an der Bar, wo man immer sicher sein konnte, auf bekannte Gesichter zu stoßen. Das Hotel verfügte neben einem großen Ballsaal, in dem die Generalversammlung, die offizielle Eröffnung und die Filmvorführungen abgehalten wurden, über eine größere Anzahl von nebeneinanderliegenden Konferenzräumen, sodaß man die Möglichkeit hatte, ohne größere Schwierigkeiten von einer Sektion zur anderen zu wechseln, wovon man auch durchaus Gebrauch machte.

Die einzelnen Sektionen hatten Schwerpunktthemen und umfaßten meist ca. 5 Referate (kurze Zusammenfassungen waren im Tagungsprogramm nachzulesen), oder wurden von einer Gruppe Diskutanten ohne festes Referat gestaltet. Beinahe während der ganzen Zeit fanden Vorführungen ethnologischer Filme im Ballsaal statt, die von den wissenschaftlichen Autoren kurz erläutert wurden und von denen ich „Hearts and Hands: A Social History of Nineteenth-Century Women and Quilts“ von Pat Ferraro und „When You Make A Good Grop. Italiens in the Delta“ von Louis Guida besonders hervorheben möchte.

Das Rahmenprogramm umfaßte neben der Generalversammlung eine offizielle Eröffnung der Tagung – für uns auch eher unüblich erst zum Abschluß des ersten Tages – mit einem hinreißenden Vortrag von Henry Glassie, dem neuen Präsidenten der AFS über seinen Untersuchungsort Ballymenone in Irland sowie einen Museumsbesuch und eine Ausstellungseröffnung im Museum of Our National Heritage. Am letzten Abend fand in den altherwürdigen Räumen der Harvard Memorial Hall ein Clambake statt, wobei auch hier einiges für Europäer eher ungewohnt erschien. Den Abschluß dieses Abends bildete noch ein Ball im Ballroom des Hotels, wo mit großer Ausdauer bis in die frühen Morgenstunden getanzt wurde. Während der Tagung fand auch eine umfangreiche Bücherschau statt, die einen guten Überblick über das vielfältige Publikationsangebot ermöglichte.

Inhaltlich läßt sich zu den Vorträgen bemerken, daß auch hier große Unterschiede zu den Referaten etwa im deutschsprachigen Raum auffielen. Der größte Teil der Referenten berichtete über Feldforschungsprojekte, die er oder sie selbst durchgeführt hatten. Man bemerkte die Vertrautheit mit dem Gegenstand der Untersuchung und das große persönliche Engagement, das der untersuchten Gruppe oder der einzelnen Gewährsperson entgegengebracht wurde. Immer war es Ziel der Forschungsarbeit, diese auch wieder den Betroffenen nutzbar zu machen, etwas damit zu bewirken. Die für uns immer so wichtigen theoretischen Grundlagen wurden

weitaus geringer bewertet und nur selten herangezogen, wie auch die europäische Methode des ausführlichen Zitierens eher als Marotte betrachtet wird, die sich störend auf die Lesbarkeit des Textes auswirkt. Dieser Eindruck wurde auch von James R. Dow bestätigt, als er meinte, daß amerikanische Studenten und Wissenschaftler nur sehr selten Gebrauch von Bibliographien u. ä. machen und die nicht-englischsprachige Literatur kaum rezipiert wird. Auch in persönlichen Gesprächen zeigte sich immer wieder, daß die deutschsprachige Volkskunde weitgehend unbekannt ist, wobei man fairerweise die Frage stellen muß, wieviel bei uns über amerikanische Forschungsarbeit bekannt ist. Im Großen und Ganzen wirkten die Referate aber erfrischend und lebensnah gegenüber den bei uns oft vorgetragenen grüblerischen „Schreibtischforschungen“. Es ist aus jedem Satz zu erkennen, daß die Feldforschungen sich oft über Jahre hinziehen, in denen sich wirkliche Verbindungen zwischen Forscher und Erforschten herausbilden und sich Kontakte nicht nur auf mehrtägige Exkursionen beschränken, wie es bei uns leider oft der Fall ist.

Seltsam mutet hingegen der ausgeprägte Zug zur Brauchtumpflege an, wie er gleich in einem der ersten Referate zum Ausdruck kam. So wird nämlich die Veranstaltung von Folklore-Festivals durchaus als eine Aufgabe der Wissenschaft angesehen. Auch hier macht sich wieder der Wunsch geltend, die Ergebnisse der Forschungsarbeit einerseits möglichst breit zu vermitteln, d. h. große Publikumsschichten etwa auf aussterbende Handwerkskunst, bestimmte Arbeitstechniken, religiöses Brauchtum, etc. aufmerksam zu machen und andererseits die Identität der Gewährspersonen dadurch zu stärken, daß ihre Arbeit oder ihre Ausdrucksformen Beachtung und öffentliches Interesse finden.

Im Sinne dieser Vermittlungstätigkeit wird zu Mitteln der Show gegriffen, die uns manchmal eher erstaunt haben, so wenn z. B. eine religiöse Prozession auf einem Festival vorgeführt wird. Um das Ambiente möglichst „echt“ zu gestalten, wurde als Kulisse eine Kleinstadtstraße nachgebaut, die den wirklichen Gegebenheiten möglichst genau entsprechen sollte. Der Umzug selbst wurde jedoch im Gegensatz zu den tatsächlichen Gepflogenheiten in die Nachtstunden verlegt, weil er mit Kerzen und Fackeln eben „malerischer“ wirkt.

Im Sinne dieses Gedankens der Pflege muß man auch die Auszeichnungen sehen, die im Rahmen der Hauptversammlung an verdiente „Volkskünstler“ vergeben wurden. In den nächsten Tagen hatte man dann in verschiedenen Räumen des Hotels Gelegenheit, ihnen bei der Arbeit zuzusehen und konnte die Produkte ihrer Tätigkeit – Stickereien, Schnitzereien – auch erwerben bzw. einem der Ausgezeichneten, einem dunkelhäutigen Bluessänger zuhören, der, etwas deplaciert wirkend, vor dem Eingang zum Ballsaal versuchte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Grundsätzlich kann man sagen, daß die Themen der Referate und Sektionen eher traditionell sind, daß großes Interesse auf Minderheiten und deren spezifische Kulturformen gerichtet ist, daß das Außergewöhnliche dem Alltäglichen vorgezogen wird, daß aber auch interessante Problemstellungen beleuchtet werden und die Fachgrenzen relativ weit gesteckt sind. Dieser sehr vielfältige Zugang zur Volkskunde erklärt sich sicher auch daraus, daß es nur wenige eigenständige Volkskundeeinstitute gibt, sondern sie meist Teil einer größeren Abteilung sind.

Der kommerziellen Seite der volkskundlichen Forschung und vor allem der Museumsarbeit wurde in einer eigenen Sektion Rechnung getragen, in der Vertreter

diverser Foundations Ratschläge gaben, wie Ansuchen um Subventionen abzufassen sind, mit welchen Fristen man rechnen muß oder ob es günstig ist, der Erledigung von Ansuchen nachzufragen. Auch Mitarbeiter amerikanischer Museen müssen sich also, wie man sehen konnte, neben dem Erarbeiten eines wissenschaftlichen Konzeptes für ihre Ausstellungen um die Beschaffung der notwendigen Mittel bemühen und sich dabei mit den Tücken der Bürokratie auseinandersetzen.

Die Diskussionen waren eher spärlich, kaum je nach den einzelnen Vorträgen, sondern meist am Ende der Sektion über alle gehaltenen Referate und auch da mehr Ergänzungen, konkrete Anfragen oder Hinweise als kritische Auseinandersetzung, was aber auch auf die meist sehr praktische und wenig theoretische Ausrichtung der einzelnen Beiträge zurückzuführen sein mag. Die einzelnen Sektionen waren mit Referaten nicht überladen und die Sprechzeiten wurden selten überschritten, so daß der Eindruck ständiger Zeitknappheit, wie er bei manchen unserer Veranstaltungen entsteht, fehlte. Daß sich Vorträge, die man gerne hören möchte, überschneiden, ist bei einer so großen Veranstaltung wohl kaum zu vermeiden.

Während zwischen Skandinavien und den Vereinigten Staaten traditionell gute Beziehungen und ein reger wissenschaftlicher Austausch bestehen und auch deutsche Kollegen immer wieder in Austauschprogramme einbezogen sind, ist es für Österreich und die Volkskunde dieses Landes sicher wichtig und interessant, Einblick gewonnen zu haben in die Vielfältigkeit ethnologischer Forschung in den USA und mit Hilfe persönlicher Kontakte in Zukunft eine verstärkte wissenschaftliche Verbindung anzustreben.

Eva Kausel

## Literatur der Volkskunde

**James R. Dow, Rolf W. Brednich (Hrsg.),** Internationale Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1983 und 1984. Mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Hrsg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Bonn, Rudolf Habelt, 1988, 367 Seiten, 8835 Nummer.

Ende des abgelaufenen Jahres ist der neueste Band der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie über den Zeitraum von 1983 bis 1984 erschienen. Die Entwicklungsstadien der Computerisierung sind mit diesem Band als abgeschlossen zu betrachten. Das gesamte Material sollte in Zukunft in die große Datenbank des MLA Center eingespeichert werden, um so einem noch größeren Interessentenkreis zur Verfügung zu stehen. Die neueste – und überraschende – Information, auch für den Mitherausgeber James Dow war aber, daß die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde in Hinkunft eine Herstellung der Bibliographie in Deutschland selbst plant, d. h. die Herausbergerschaft von Amerika wieder in unmittelbare Nähe, nach Bremen, gebracht werden soll. Über die Beweggründe dafür kann man diskutieren. Die Gefahr einer Entfremdung infolge der Herstellung außerhalb Europas ist sicher vorhanden, sollte beispielsweise J. R. Dow als Kontaktperson einmal nicht mehr zur Verfügung stehen, zumal die Volkskunde im Rahmen der enormen bibliographischen Datenbanken nur einen äußerst bescheidenen Platz einnimmt. Erstaunlich war nur, daß dem Herausgeber, der viel persönliches Engagement und jahrelange Arbeit in diese Aufgabe und vor allem in die Umstellung der IVB auf EDV-Basis gesteckt hatte, dieser Entschluß m. W. nur lakonisch in Form eines Briefes mitgeteilt wurde.

Doch nun zur Bibliographie selbst. Über 8000 Nummern konnten in diesen Band aufgenommen und durch dreisprachige Sachregister (deutsch/englisch/französisch) sowie ein Autorenverzeichnis aufgeschlüsselt werden. In das Sachregister wurden auch erstmals geographische Begriffe aufgenommen, eine weitere Verfeinerung der regionalen Zuweisungen soll in Hinkunft vorgenommen werden, wobei es dann sicher wünschenswert wäre, ein eigenes Ortsregister anzulegen. Über die bekannte Problematik des Klassifikationssystems muß hier nicht weiter gehandelt werden. Wichtig ist vor allem die mit diesem Band abgeschlossene Zusammenstellung aller ausgewerteten Periodika und ihrer Akronyme. In Hinblick auf eine künftige Vergleichbarkeit von Daten wird man sich diese Sigel aneignen müssen, um fortan eindeutige Zuordnungen treffen zu können. Auch hierbei ist die Exaktheit des Computers und die Notwendigkeit, Platz zu sparen, ausschlaggebend gewesen für die Erstellung dieser systematischen Nomenklatur.

Ohne die große Leistung der Herausgeber schmälern zu wollen, ist es aus österreichischer Sicht allerdings bedauerlich, daß hier große Lücken klaffen und Fehler auftreten. Die daraufhin angesprochene österreichische bibliographische Arbeitsgemeinschaft muß sich von Vorwürfen über diese Mängel entschieden distanzieren, da die Mitarbeiter an IVB und ÖVB nicht notwendigerweise dieselben sind und die Redaktion der ÖVB keinen Einblick in das der IVB gelieferte Material besitzt. Verwundert war die Rezensentin allerdings schon, als sie feststellte, daß weder ihr Name noch derjenige von Klaus Beitzl in der Liste der Mitarbeiter der IVB aufscheinen, obwohl die von ihnen pünktlich eingesandten Beiträge (Tirol, Südtirol, Vorarlberg) sehr wohl aufgenommen sind. Es fehlt ferner jeglicher Nachweis der Arbeiten z. B. von Olaf Bockhorn oder Franz Grieshofer, was darauf schließen läßt, daß einzelne Regionen bzw. Bundesländer Österreichs nicht genügend abgedeckt sind. Ein Beitrag von Beitzl wird doppelt ausgeworfen (Nr. 7239 und 7633), während ihm ein anderer Beitrag zugeschrieben wird (Nr. 7238), der anonym erschienen ist, also nicht von Klaus Beitzl stammt, aber von ihm bzw. der Rezensentin eingesandt worden ist. Gewiß sind das im Verhältnis zum Umfang der IVB nur kleine Fehler, aber eben doch ärgerlich und vielleicht vermeidbar. Es liegt an der Redaktion der IVB, wo immer sie sich in Zukunft auch befinden wird, Sorge dafür zu tragen, daß genügend Mitarbeiter zur Verfügung stehen und nicht ganze Regionen oder Sachgruppen einfach unter den Tisch fallen. Jedenfalls zeigt es sich, wie wichtig eigene nationale Verzeichnisse auch weiterhin bleiben werden.

Eva Kausel

**Österreichische volkskundliche Bibliographie.** Hrsg. im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien und in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde und dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1981 bis 1983 mit Nachträgen. Unter d. Leitung von Klaus Beitzl, bearb. v. Eva Kausel zus. m. Margarete Bischoff, Elfriede Grabner, Franz Grieshofer, Wolfgang Gürtler, Alexander Jalkotzy, Michael Martischinig, Vera Mayer und Margot Schindler. Folge 17–19. Wien 1988, 400 Seiten, 2725 Nummern.

Noch Ende des vorigen Jahres ist diese dreifache Folge der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ (ÖVB) erschienen, ein starker Band, an dem in bewährter Weise wieder sechs Mitarbeiter, davon vier Beiträger aus den Bundesländern, unter der Federführung von Klaus Beitzl und der Hauptbearbeiterin Eva Kausel verdienstvoll Anteil haben. Bewältigt wurde diese „Dreifachfolge“ für 1981 bis 1983 bei der Erfassung und Aufbereitung des umfangreichen Datenmaterials zum ersten Mal mit Hilfe elektronischer Bearbeitungsbeihelfe (PC) ebenso wie die Liste der Reihenliteratur und der für den Benützer unentbehrlichen Autoren-, Personen-, Sach- und Ortsregister.

Klaus Beitzl weist im Vorwort mit Recht auf den besonderen, unmittelbaren Gebrauchswert als Nachschlagwerk hin, auf einen untrüglichen Spiegel also, an dem der Arbeitsstand gesamthaft sowie Zustand und Wandel des Faches im besonderen sehr deutlich und einfach abzulesen sind. In der Tat ist ein solcher Einblick aufschlußreich und zeigt die thematischen wie auch methodischen und tendenziellen Schwerpunkte der wissenschaftlichen und subsidiären Arbeit in der Volkskunde Österreichs sehr direkt an. Nimmt man die Sachforschung von der Siedlung bis zur Kleidung und Nahrung (Kap. II–IX), so ergeben sich gewisse Akzente ebenso wie

in den Kapiteln Sitte, Brauch und Recht, Soziales oder Volksmedizin und Hygiene, dagegen scheinen die Sparten der literarischen und musikalischen Volkskunde vielleicht eher stagnierend, nur Volkslied und Volkserzählung, hier besonders die Sagenüberlieferung, treten stärker in Erscheinung. Bedauern möchte ich das Nachlassen des Interesses an den Kleinformen der „Volksdichtung“ (Rätsel, Sprichwort, Witz, Grußformeln), die hier kaum besetzt sind. Man möchte fast fragen, ob die große Zahl der Studierenden unseres Faches eigentlich jemals eine solche Bibliographie zur Hand nimmt, um sich bei dem akut herrschenden Bedarf an Arbeitsthemen einerseits über die Trends und andererseits über die thematischen Lücken zu informieren, die hier unmittelbar offengelegt erscheinen. Alles zusammengenommen spricht doch nicht gerade für die einstmals so bewährte und im Berufsleben (etwa an Museen) erforderliche Vielseitigkeit des heutigen wissenschaftlichen Interesses. – Im Verzeichnis der Zeitschriften mit den benutzten Abkürzungen wären als durchaus gängig 'Car.I' für „Carinthia I“ (übrigens seit längerem mit geändertem Untertitel!) und 'ZHVSt' für die „Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. Graz.“ zur Vereinfachung zu empfehlen. Hervorzuheben ist der deutliche und klare Schriftsatz. Als Verschreibung ist mir nur bei Nr. 1175 „Wunschstock“ anstatt richtig „Wuschstock“ begegnet. Die Titel sind durchwegs vollwertig aufgenommen, so daß der Benutzer sich entsprechend dem Zweck des Ganzen orientieren kann, worum es sich bei dem jeweiligen Punkt handelt; nur bei Nr. 1182 „Vorrichtungen“ wäre eine zusätzliche Information von Vorteil gewesen.

Oskar Moser

**Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ).** Herausgegeben von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften,<sup>26</sup> Lieferung (4. Lieferung des 4. Bandes). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1988, Spalten 577–768: (Unter)tänigkeit – tárker.

Mit gewohnter Regelmäßigkeit schreitet das Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ) in seinem Erscheinen fort. Seit einiger Zeit liegt dessen 26. Lieferung vor, die vierte des 4. Bandes dieses gewaltigen Werkes der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In der langen Reihe der einzelnen Wortartikel und in deren herkömmlichem Aufbau heben sich wieder mehrere besonders für die Volkskunde Österreichs gewichtige und sehr umfangreiche Artikel ab oder eröffnen sich auch sonst durchaus vermerkwürdige Einblicke aus dem Sprachschatz in das sehr wechselvolle Volksleben, woraus so manches für den Forscher neu und notierenswert erscheint. Wer aber dazu noch über einiges sprachliches Gespür und Interesse verfügt, wird sich zudem bereichert fühlen durch die erstaunliche Materialerschließung selbst scheinbar belangloser Füll- oder Hilfsörter, die ja für die Charakteristik des Sprachverhaltens nicht weniger aussagen als etwa spezifische Sachwörter wie „Tanz“ oder „tanzen“. Es lohnt sich daher sehr, z. B. die Wortartikel „dann/danne“ (Sp. 588–592) oder „dar“ (Sp. 758–760) zu studieren. So ist bei uns zwar der altertümliche Gebrauch von „dann“ als Vergleichspartikel wohl nur der älteren Schreibsprache bekannt gewesen, wenn es beispielsweise in einem steirischen Weistum heißt: „(Man soll) kainen . . . fremdling langer dann uber nacht behalten“ (Wörschach, 1478). Hingegen erscheint verstärkendes „als-dann“ bei uns durchaus lebendig, ja geradezu charakteristisch und typisch für das Bairisch-Österreichische, wenn man etwa hört: „Alsdann gehn ma's an!“ oder: „Na alsdann, jetzt geht's auf einmal!“.

Beträchtlich ist indessen auch der substanzielle Zuwachs an Quellenstoff für die Volkskunde Österreichs. So werden im Artikel „Dank“ (Sp. 577–581) verschiedene Arten und Formen der Dankrede im Hochzeitsbrauchtum (an Eltern, Priester u. a.) mit ihren örtlichen Modifikationen und Bezeichnungen nachgewiesen; z. B. wird aus Rohr im südl. Niederösterreich (zwar als veraltet) berichtet: „Nach der Suppe‘ (am Morgen oder beim Hochzeitsmahl?) dankt man der Braut, indem man mit Tüchern, Hüten, Löffeln u. ä. nach ihr wirft; die Braut wirft die Dinge zurück unter die Gäste“ (Sp. 580 f). Und nach dem Art. „danken“, Abs. 3, bedeutet dies vor allem auch, jemanden formell aus dem Dienst entlassen, abweisen, kündigen (Sp. 585). Besonders herauszustellen aber sind dann die von Werner Bauer bearbeiteten materialreichen Artikel „Tanz“, „tanzen“, „Tanzer“ usw. Vor allem die beiden ersten sind als umfangreiche monographische Sachdarstellungen zu werten, in die auch „sachliche Kommentare“ eingefügt wurden, um der Fülle an Arten und Formen des Tanzes neben allen sonstigen Wortbedeutungen Herr zu werden. Auffallend knapp behandelt erscheint mir dabei das „Schuhplatteln“ (übrigens auch unter „plätteln“ (Band II, S. 305 u. 310)). Hängt dies vielleicht damit zusammen, daß diese typisch „bayerische“ und sehr spezielle Form des Geschicklichkeitstanzes für Männergruppen auch bei uns ungemein populär, aber von den (Volks)Tanzpflägern vor allem in Innerösterreich bewußt abgelehnt wird? Im Übrigen hat der Bearbeiter hier eine klare Übersicht nicht nur zu den speziellen Tanzformen und deren Ausführungen getroffen, sondern auch die zahlreiche neue Fachliteratur dazu herangezogen. Und hier wird schon bei der Lektüre des Artikels „Tanz“ (Sp. 601–714) über mehr als 110 Spalten hinweg mit großer Deutlichkeit gezeigt, welch außergewöhnliches soziokulturelles und volkskundliches Phänomen der Tanz als „elementare Lebensäußerung des Menschen“ darstellt. Wie uns die Wortgeschichte und die der Sprachentlehnungen, ausgehend von altfranzös. la danse über mhd. tanz bis zu ung. tánc, Serbokroat. tanac. lehren, zeichnet sich in ihm eines der farbigsten und mannigfaltigsten Kulturgüter der europäischen Völker ab, an dem nicht zuletzt Österreich, übrigens auch in dessen Erforschung, einen bedeutenden Anteil hat.

Mit dem erfreulichen Bemühen der Bearbeiter des WBÖ um zeitgemäße Aktualität in den angezogenen Quellen ebenso wie in der Sekundärliteratur erhärten sich beim ernsthaften Benützer desselben zunehmend die Notwendigkeit und der Wunsch eines ergänzten und möglichst praktikablen Verzeichnisses der Abkürzungen, Quellen und angezogenen Literatur. Die Zwischenlösung mit den Kurzverzeichnissen auf der Innenseite des hinteren Umschlagdeckels hilft nur wenig und kann eine Neubearbeitung des wiss. Apparates schon angesichts der zahlreichen eingearbeiteten Neuerscheinungen sicher nicht ersetzen.

Oskar Moser

**Ronald Grambo**, *Folkloristik håndbok*. Begreper – termer. Oslo–Bergen – Stavanger, Universitetsforlaget, 1985, 195 Seiten.

Unter obigem Titel stellte R. Grambo in norwegischer Sprache ein vorzügliches Lexikon zusammen, welches das umfangreiche Gebiet der Folklore schildert. In der Reihe der Stichwörter finden sich theoretische Begriffe ebenso wie die Kennzeichnung der Kategorien, Eigenschaften und Funktionen der in Versen gereimten und prosaischen Gattungen. Mehrere Stichwörter sind den magischen Handlungen, der Glaubenswelt, den verschiedenen guten und bösen Geistern, dem Fruchtbarkeitszauber und den okkulten Wissenschaften gewidmet. Hier nur einige konkrete Bei-

spiele: Animismus, Archetyp, Ethnobotanik, Hist.-geographische Methode, Identität, Innovation, Klagelieder, Kulturheros, Kunstsoziologie, Magie, Marginale Kultur, Medizin, Nordische Balladendichtung, Ökotyp, Tradition, Zauberformen. Das klassisch ausgearbeitete Stichwort „Magie“ könnte der Ausgangspunkt jeder einschlägigen Forschung sein. Bei der Ausarbeitung der Stichwörter zog der norwegische Folklorist die Auffassung der Bahnbrecher (E. Tylor, K. Krohn) ebenso in Betracht wie die modernen Tendenzen (H. Bausinger). Ein besonderer Vorteil des Lexikons ist die Tatsache, daß die Stichwörter auch die Ergebnisse der reichhaltigen skandinavischen Literatur widerspiegeln.

Béla Gunda

**Albert Kurucz, Iván M. Balassa, Péter Kecskés (Red.), Szabadtéri Néprajzi Múzeumok Magyarországon (Ethnographische Freilichtmuseen in Ungarn).** Budapest, Corvina Verlag, 1987, 180 Seiten, Abb.

Der reich illustrierte Band erörtert die ungarischen Freilichtmuseen, deren Wurzeln bis 1896 zurückreichen, als anlässlich der Millenniums-Landesausstellung ein „ethnographisches Dorf“, bestehend aus 24 Bauernhöfen, erbaut wurde. Darüber berichtete ein vorzüglicher Ethnograph, J. R. Bünker (Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung Budapest. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 27. 1897). Das Dorf wurde leider abgetragen, und erst in der Zwischenkriegszeit wurde die Errichtung neuer Freilichtmuseen wieder beabsichtigt. Mit der Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des Ethnographischen Museums in Budapest sowie anderer Institutionen (Bildungsministerium) wurde schließlich 1973 in Szentendre, unweit von Budapest, das erste großangelegte Freilichtmuseum eröffnet, dessen Weiterentwicklung auch heute betrieben wird. Zur Zeit wird mit 62 Gebäuden die Volksarchitektur der Komitate Szatmár, Bereg (Nordostungarn), Győr, Sopron und Moson (Transdanubien) veranschaulicht. Die Wohnhäuser (darunter auch das Heim einer deutschen Bauernfamilie) sowie Scheunen, Ställe, Heubergen, Getreidekammern, Mühlen und sakrale Bauten repräsentieren die ungarische Volksarchitektur auch für die europäische Volkskunde in aufschlußreicher Weise, ebenso wie die sog. Landschaftshäuser (in Dörfern, gekennzeichnet durch herkömmliche Volksarchitektur, erhalten gebliebene und heute Museumszwecken dienende Gebäude). In Transdanubien gibt es auch mehrere deutsche Landschaftshäuser (Dorf Mecseknádasd, Ófalu, Gyöng, Nagyvázsöny). Das Buch bietet einen überaus lehrreichen Überblick über die ungarische Volksarchitektur. Beachtenswert ist ferner das gegenständliche Material, womit die Wohnhäuser, Ställe, Kammern usw. eingerichtet waren. Wir können nur bedauern, daß diesem schön ausgestatteten und inhaltsreichen Buch eine deutsche Zusammenfassung sowie die Nummerierung der Illustrationen fehlt, die im Text angeführt werden sollten.

Béla Gunda

**Ulrike Kerschbaum, Erich Rabl (Hrsg.), Heimatforschung heute.** Referate des Symposiums „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 29). Krems-Horn, Waldviertler Heimatbund, 1988, 195 Seiten.

Die Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, inzwischen auf stattliche 30 Bände angewachsen, ist längst zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für Heimatfor-

scher, Historiker, Volkskundler und Forscher verwandter Disziplinen, die sich mit speziellen Niederösterreich-Themen befassen, geworden. Der Band 29, der die Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn zusammenfaßt, ist in dieser Hinsicht ganz besonders zu empfehlen.

„Heimataforschung heute“ lautet das programmatische Motto, welches unausgesprochen impliziert, daß damit etwas anderes gemeint sein muß als das, was Heimatforscher gestern getan haben. Einige Beiträge des Bandes versuchen denn auch neue Ansätze in die theoretische Diskussion um die Begriffe Heimat, Alltag, Region einzubringen, wobei die klassische „Heimatgeschichte“ und „Landeskunde“ einer neueren Gesellschafts- und Sozialwissenschaft gegenübertritt. Klaus-Dieter Mulley legt aus seiner Sicht die Standorte fest, indem ersich einerseits zum Stand der heutigen Heimataforschung im Vergleich zur aktuellen Debatte über Form und Darstellung in der Geschichtswissenschaft äußert, und andererseits versucht, Begriffe wie Region, Heimat und Land neu zu definieren sowie über Ziele und Didaktik einer neuen Heimat- und Landesgeschichte zu reflektieren. Aus diesen theoretischen Überlegungen entwickelt Mulley einen fiktiven Idealtypus einer „neuen“ Heimatgeschichte, der, mag er auch in Organisation und Konzeption einer zurzeitigen Geschichtsauffassung durchaus entsprechen, nach der Meinung der Rezensentin die Gefahr einer neuerlichen Stereotypisierung von Heimatgeschichten und Ortskunden in sich birgt.

„Neue Wege der Alltagsgeschichte“, die inzwischen doch nicht mehr so ganz neu sind, beschreitet Reinhard Johler, indem er die Erforschung des Wiederholten, Regelmäßigen, eben des Alltäglichen – im Gegensatz zum Besonderen, Extraordinären, das lange Zeit Hauptgegenstand volkskundlichen Interesses war – fordert, wobei der Weg nicht bei der Sammlung der Daten endet, sondern in eine Analyse nach sozialgeschichtlichen Theorien und Modellen münden muß.

Der überwiegende Teil der Beiträge des Bandes ist quellenkundlichen Überlegungen gewidmet. Da findet sich ein ganz vorzüglicher Wegweiser durch die Bestände zur Regional- und Lokalgeschichte des Niederösterreichischen Landesarchivs von Helmuth Feigl, der jedem Forscher, der nicht hauptsächlich in Archiven seine Ausbildung genossen hat, von großem Nutzen sein wird. Einen ähnlichen, wenn auch umfangmäßig den Beständen entsprechenden viel kleineren Überblick gibt Erich Rabl über das Horner Stadtarchiv. Über Benützung von Pfarrarchiven und die Auswertung von Kirchenmatriken gibt Friedrich Schragl Auskunft. Kurt Klein bricht eine Lanze für die Auswertung statistischer Quellen zu Fragen im Bereich von Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte. Heimat als primär soziale Erfahrung, die aber regional zu verorten ist, stellt Harald Hitz zur Debatte und versucht damit eine Verbindung von Heimatkunde und moderner Geographie herzustellen.

Einen ebenfalls hervorragenden Wegweiser zu Quellen und Literatur zu Gemeindegeschichte und Entwicklungsphasen der Institution Grundherrschaft im Waldviertel bietet Thomas Winkelbauer. Nach einem allgemeinen Überblick zum Thema geht der Autor auf einzelne Quellengattungen wie Urbare, Weistümer, Grundbücher, Gültbücher und andere ein, um zum Schluß eine wichtige Auswahl, nach Sachgruppen zusammengestellter, gedruckter Quellen anzubieten. Eine Auswahlbibliographie neuerer Waldviertel-Literatur (nach 1945) hat Erich Rabl zusammenge-

stellt. Eine Literaturauswahl, in Ergänzung zu seinem schon vorher angesprochenen Aufsatz, legt auch Klaus-Dieter Mulley vor. Die Grundlage seiner Auswahlkriterien bildet allerdings die aktuelle Diskussion um die Neuorientierung zu Begriffen wie Heimat, Alltag, Region, Geschichte in Österreich und der Bundesrepublik Deutschland, wobei wieder einmal, leider nicht zu Unrecht, das Defizit österreichischer Beiträge mit theoretischen Ansätzen beklagt wird.

Mit einer für Heimat-, Regional-, Volkskundeforschung – oder wie immer man sie nennen mag – bedeutsamen Literaturgattung, den sogenannten „Heimatkunden“, befaßt sich seit langem der Niederösterreich-Spezialist Hermann Steininger. Hier setzt er zur Ehrenrettung der in Fachkreisen vielfach belächelten und unterschätzten Literaturgattung an, zeichnet in Grundzügen deren Entwicklung nach, um schließlich einen nach Bezirken geordneten Überblick über die seit 1945 entstandenen Waldviertler Heimatkunden zu geben.

Zuletzt seien noch zwei Beiträge erwähnt, die bereits auf das Generalthema 1988, die Bewältigung der Vergangenheit der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts verweisen. Oliver Rathkolb reflektiert über neue Wege in der Geschichtsschreibung über politische Parteien im Waldviertel nach 1918, und Robert Streibel gibt einen Forschungsbericht über die Ereignisse in der „Gauhauptstadt“ Krems von 1938 bis 1945.

Der Band bietet also wirklich, was er im programmatischen Titel verspricht, einen Überblick über die reichen Aktivitäten der niederösterreichischen Heimatforschung heute. Daß zwischen den theoretischen Postulaten einer zeitgemäßen Forschung und der praktischen Durchführung immer eine gewisse Lücke klafft, wissen wir alle. Sammelbände wie der vorliegende weisen jedoch in eine vielversprechende wissenschaftliche Zukunft und zeigen, daß die Weichen dafür richtig gestellt sind. Eine Pflichtlektüre für Volkskundler und Niederösterreicher.

Margot Schindler

**Friedrich Polleroß (Hrsg.)**, Davor-Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Band 30). Krems, Marktgemeinde Pölla/Waldviertler Heimatbund, 1988, 379 Seiten, 170 Abb.

Neben der in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde XLII/91, Heft 4, 428–431, rezensierten Begleitveröffentlichung zur Sonderausstellung 1988 des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg/NÖ „Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim 1938/42. Volkskundliche Aspekte“ ist im selben Jahr zur selben Thematik ein weiteres Buch erschienen, welches einen großen Teil seines Inhalts ebenfalls Vorarbeiten zu einer Ausstellung verdankt. („1938 Davor-Danach. Am Beispiel der Truppenübungsplatzgemeinde Pölla“ Neupölla, Marktgemeinde, 29. Mai bis 25. September 1988.) Das als Band 30 der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes herausgegebene Buch ist ein weiterer Beitrag zur Zeitgeschichte des Waldviertels und schließt thematisch an den Band 25, Friedrich Polleroß, 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel, 1983, und den Band 28, Robert Kurij, Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel, 1987, an.

Den Anstoß für die beiden Ausstellungen und die dafür eingeleiteten Forschungen bildete das Gedenken an die vor 50 Jahren durch das nationalsozialistische

Regime erfolgte Errichtung eines riesigen Truppenübungsplatzes mitten im Waldviertel und die damit verbundene zwangsweise Aussiedlung der angestammten, ortsansässigen Bevölkerung von etwa 50 Ortschaften. Der Herausgeber des zu besprechenden Buches näherte sich der Thematik von dreierlei Seiten. Im ersten Teil des Bandes läßt er Wissenschaftler mehrerer Disziplinen (Historiker, Volkskundler, Juristen) zu Wort kommen, die verschiedene Aspekte des Geschehens bzw. den Weg dahin und die Auswirkungen danach ansprechen.

Oliver Rathkolb skizziert die politische Entwicklung des Waldviertels von 1918 bis 1938 und versucht dabei, sowohl Anpassungen als auch Abweichungen von der gesamtösterreichischen Situation herauszuarbeiten. Die Grenzlage zur neuen Tschechoslowakei nach den Bestimmungen von St. Germain, die großdeutsche und antisemitische Tradition, deren Grundstein in diesem Gebiet bereits zu Ende des 19. Jahrhunderts durch den Kreis um den deutschnationalen Reichsratsabgeordneten Schönerer gelegt worden war, und die gravierenden wirtschaftlichen Probleme der schwach industrialisierten Region nach dem ersten Weltkrieg, bereiteten einen fruchtbaren Boden für den in den Zwanziger Jahren erstarkenden Nationalsozialismus, der im Waldviertel zahlreiche Anhänger gewinnen konnte.

Die zwei nächsten Beiträge befassen sich mit der Zeit um 1938–45. Der Volkskundler Reinhard Johler zeigt anhand von Waldviertler Beispielen die Vereinnahmung von Brauchtum und Regionalkultur zur Erreichung politischer Ziele auf, und Thomas Winkelbauer zeichnet anhand zweier Menschenschicksale den sogenannten „kleinen“ bzw. „individuellen“ – im Gegensatz zu dem in Gruppen organisierten – Widerstand nach, den auch im Waldviertel manch „Nichtangepaßter“ mit dem Leben bezahlen mußte.

Der Historiker Hanns Haas und der Jurist Wolfgang Brandstetter befassen sich mit Problemen, deren Ursprünge zwar mit der Errichtung des Truppenübungsplatzes zusammenhängen, deren Folgen allerdings erst in der Nachkriegszeit wirksam wurden. In den Fünfziger Jahren erfolgte der Ausbau des Kampfflusses zur Energiegewinnung, welcher 1956/57 durch die Errichtung der Staustufe Ottenstein seinen Höhepunkt erreichte. Haas weist in seinem Beitrag auf die bereits vor dem ersten Weltkrieg existierenden Pläne zur Ausnützung der Kampfergie für die Stromgewinnung hin und führt im weiteren aus, welchen Anteil die Entsidlung des Gebietes für den Truppenübungsplatz in der Folge an der tatsächlichen Durchführung der Staupläne hatte, welche ohne die vorhergegangene gewaltsame Entsidlung der Region wohl kaum so leicht durchzuführen gewesen wären. Mit komplizierten Rechtsproblemen im Zusammenhang mit Rückstellungsansuchen ausgesiedelter Waldviertler nach 1945 setzt sich Wolfgang Brandstetter auseinander. Es geht hier vornehmlich um jene Fälle von Ausgesiedelten, die auf Grund der Verkettung verschiedener Umstände bis heute um jegliche Entschädigung für ihre verlorenen Häuser und Grundstücke gebracht wurden. Im Verhältnis aller durch die Aussiedlung betroffener Familien sind zwar nur wenige Härtefälle ganz ohne Entschädigung geblieben, was die Sache für die Betroffenen jedoch ganz besonders ungerecht erscheinen läßt.

Der zweite Teil des Bandes besteht aus „Erinnerungen“. Zwei Aussiedler, zwei Bewohner der angrenzenden Region und zwei ehemalige Kriegsgefangene berichten aus eigener Anschauung über diese Zeit und ihre eigenen Erlebnisse und Eindrücke.

Naturgemäß sehr persönlich, aber auch überaus sympathisch wirken auf den Leser die Schilderungen der beiden Aussiedler Leopold Topf und August Pöhn. Beide waren noch Kinder, als sie die Aussiedlung miterlebten, aber gerade in diesem Lebensabschnitt prägen sich Ereignisse solcher Art wohl unauslöschlich ein. Die Familie des Leopold Topf konnte sogar wieder im Waldviertel Fuß fassen, die Familie Pöhn fand im oberösterreichischen Voralpengebiet eine neue Bleibe, beide Männer machten in ihrem Rahmen eine solide Karriere, aber beide machen kein Hehl daraus, daß ihre wahre Heimat der Boden ihrer Kindheit geblieben ist, zu dem sie „seit Jahrzehnten immer wieder zurückkommen – ob gelegen oder ungelegen“.

Weniger angenehm berührt der Beitrag des Pfarrers und Kriegsteilnehmers Josef Zimmerl einen Leser der Nachkriegsgeneration. Zimmerl schildert seine politische Tätigkeit für die Vaterländische Front und die Sturmchar im Ständestaat bis 1938, seinen Weg zum Priesteramt, seine Einberufung zum Militärdienst im Jänner 1940, den nachfolgenden Einsatz in Frankreich und Rußland, und schließlich die Kriegsgefangenschaft in Leningrad bis 1947. Über die Absage der damaligen Jugend an die Demokratie und über die zu einer Art Kriegsromantik gesteigerte Einsatzfreude für „Volk und Vaterland“ im Feld, erlaubt sich die Berichterstatlerin als sogenannte Nachgeborene kein Urteil. Aber daß in einem solchen Beitrag, der auf Grund der Aufzeichnungen in Kriegstagebüchern eines damals jungen Mannes und aus ehemaligen Briefen des Verfassers entstanden ist, aus dem Abstand von in Demokratie und Frieden verlebten nachfolgenden fünfzig Jahren nicht eine klare Distanzierung von den damaligen Ereignissen erfolgt, macht deutlich, daß „Vergangenheitsbewältigung“ zumindest unter vielen ehemaligen Kriegsteilnehmern nicht stattgefunden hat.

Einen der spannendsten Abschnitte des Buches bildet der Bericht zweier ehemaliger kriegsgefangener französischer Offiziere über die schier unglaublichen Aktivitäten im Gefangenenlager von Edelbach, die, zusammen mit den Ausführungen von Friedrich Polleroß im Katalogteil (Seite 256–265), die zwar bereits bekannte, aber in solchen Details bislang nicht gewußte Tatsache der Existenz einer regelrechten Universität mitten im Krieg in einer Region, die bis zu dieser Zeit nichts als mehrklassige Volksschulen gekannt hatte, beweist. Von 1940–45 gab es im Kriegsgefangenenlager Edelbach einen richtigen Vorlesungsbetrieb mit dem Schwerpunkt Geologie und vielen weiteren Lehrangeboten wie verschiedene Sprachkurse, Latein und Griechisch, Geschichte, Theologie, Philosophie usw. Man hatte eine Bibliothek aufgebaut, einen Waschraum zum Labor umfunktionierte, und sogar eine Druckerei betrieben, aus der alle zwei Wochen eine Lagerzeitung erschien, Vorlesungsverzeichnisse, Theaterprogramme. Dies alles hat Polleroß mit wissenschaftlichem Spürsinn aufgefunden, ebenso den Geologieprofessor Ellenberger aus Paris, Exemplare der 1941 in französischer Sprache erschienenen Lagerzeitung in der Österreichischen Nationalbibliothek usw.

Den dritten Abschnitt des Buches bildet der vom Herausgeber verfaßte umfangreiche Katalogteil zur begleitenden Ausstellung, in welchem annähernd 750 Exponate zum Teil sehr ausführlich beschrieben und vor allem kommentiert werden. Im Gegensatz zur Meinung eines anderen Rezensenten (Klaus-Dieter Mulley in: Das Waldviertel 37. Jg., Heft 4, 1988, 296–301) bildet dieser Teil des Sammelbandes für die Verfasserin dieser Besprechung den wertvollsten Beitrag der Publikation. Hunderte Belege zur Zeit- und Kulturgeschichte einer überschaubaren Region, Postkar-

ten, Briefe, Fotos, Flugblätter, Dokumente, Zeitungsbelege, Plakate, Protokolle, Ausweisdokumente, Notgeld, Bezugsscheine, und persönliche Dinge wie Schulaufzeichnungen, Sterbebildchen u.v.a.m. geben ein rundes Bild über die damaligen Lebensumstände, die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse und legen Zeugnis ab von einzelnen Menschenschicksalen, deren Bedeutung in der akademischen Historiographie hinter allgemeinen Thesen oft nicht in Erscheinung zu treten pflegt. Die Belege wurden vom Verfasser klug gruppiert und in einen übergeordneten historischen wie sachlichen Zusammenhang gestellt. Da es sich bei den genannten Exponaten zum Großteil um Dinge aus Privatbesitz handelt, ist deren Publikation umso wertvoller, weil nur auf diesem Wege einem größeren Interessentenkreis zugänglich und weiter verwertbar. Den Volkskundler interessieren dabei neben der quantitativ übermächtigen, papierenen Flachware die, von anderen Disziplinen in ihrem Wert gern unterschätzten einfachen dinglichen Zeugnisse, wie hier etwa Erinnerungsstücke aus dem Krieg, der Aschenbecher aus Rußland, der Spazierstock mit den eingekerbten russischen Einsatzorten, das NS-Kriegsschiff in der Weinflasche, die Stola aus dem Stoff für sowjetische Uniformhosen, oder umgekehrt die Kriegsgefangenenarbeiten der in Lagern des Truppentübungsplatzes gefangengehaltenen sowjetischen Soldaten, „Arma Christi“ in Fläschchen, Nähkassetten, etc. Eine andere Art von Erinnerungsstücken sind die von den Aussiedlern angefertigten Andenken an ihre alte Heimat, ein hölzerner Handtuchhalter etwa mit der Ansicht des Heimatdorfes, das man verlassen mußte.

Den Band komplettieren 170 Abbildungen und eine Bibliographie zur Zeitgeschichte des Waldviertels, die der Fachmann immer begrüßt. Den Waldviertler Aussiedlern wurde mit diesem Buch ein weiteres, von ihnen bisher vermißtes Denkmal gesetzt, der Erforschung der Waldviertler Zeit- und Lokalgeschichte ein wesentliches Kapitel hinzugefügt.

Margot Schindler

Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter. Internationaler Kongreß Krems an der Donau 7. bis 10. Oktober 1986. (= Veröffentlichung des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 11, Phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte, 513. Band), Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1988, 263 Seiten, 39 Abbildungen und 9 Tabellen.

Den elf Vorträgen des Internationalen Kongresses 1986 liegen drei Gewerbegruppen zugrunde: Baugewerbe, Textilgewerbe und metallverarbeitende Gewerbe. Die Beiträge erstrecken sich von der Technikgeschichte bis zur Auswertung archäologischer Ergebnisse. Der Zeitraum, mit dem sich die Aufsätze auseinandersetzen, war eine Zeit, in der sich Handwerk und Sachkultur in dynamischer Bewegung und Veränderung befanden. Diese Veränderungen sind in den drei angesprochenen Bereichen auch in besonderer Weise sichtbar gemacht.

Rolf Spandel geht in seinen Ausführungen von der Geschichtsschreibung des Spätmittelalters aus und wendet seine Aufmerksamkeit zwei Gesichtspunkten zu, die für die Geschichte des Handwerks von Bedeutung wurden: Dem Bedürfnis nach Repräsentation von Institutionen und Einzelpersonen und dem Interesse an Neuigkeiten. Dem entsprechen auch die in den schriftlichen Quellen niedergelegten Ereignisse, die uns einen Einblick in die damaligen handwerklichen und künstlerischen Leistungen und in die Neuerungen technischer Art gewähren.

Gerhard Jaritz beschäftigt sich mit „Handwerklicher Produktion und Qualität im Spätmittelalter“ vorrangig anhand schriftlicher Quellen, aber auch von idealisierten Bilddarstellungen aus dem österreichischen und deutschen Raum. Handwerksordnungen und Qualitätsforderungen zur Erhaltung des guten Rufes eines Handwerks oder einer Stadt lassen detaillierte Anforderungen erkennen, die auch dem Schutz des heimischen Handwerks und seiner Neuerungen dienen.

Jan M. Baart geht in „Textil- und metallverarbeitende Gewerbe an Hand von Funden im spätmittelalterlichen Amsterdam“ von archäologischen und archivalischen Quellen aus und vermerkt Mannigfaltigkeit der Produkte und zunehmende Spezialisierung im Schmiedegewerbe. Im Textilgewerbe stellt er den Übergang von der Frauen- zur Männerarbeit im Rahmen bestimmter Verrichtungen in einer Zeit fest, in der man auch vom Gewichtwebstuhl zum Trittwebstuhl übergeht, der eine ausgeweitete Produktion für den Handel ermöglicht. Friesisches Tuch wird weitem verhandelt, was durch gefundene Tuchsiegel erwiesen ist.

Sven Schütte legt vor allem Göttinger Material von Ausgrabungen vor und setzt sich mit den Produktionsstätten außerhalb der Städte, in der Nähe der Rohstofflager auseinander. Im 11. Jahrhundert sind in Göttingen kaiserliche Schmiede nachweisbar, seit dem 13. Jahrhundert eine zunehmende Spezialisierung. Die Buntmetallprodukte sind in geringerer Zahl erhalten, da sie immer wieder eingeschmolzen wurden, ihre Technologie ist jedoch bekannt. Edelmetalle wurden auch in klösterlichen Werkstätten verarbeitet und Gerät aller Art ist gerade wegen seiner Kostbarkeit erhalten geblieben. Woll- und Leinenstoffe wurden nicht nur für den städtischen Bedarf, sondern auch hier für den Handel erzeugt, beim Leinen läßt sich der Arbeitsvorgang von der Flachsaufbereitung bis zum fertigen Produkt nachvollziehen. Zum Bauhandwerk – Holz- und Steinbau – mit einer Vielzahl von verschiedenen Handwerken gehört auch die nicht immer einfache Materialbeschaffung, so daß es nicht nur zu Stein-, sondern auch zu Holzimporten kam, zumal Waldpflegemaßnahmen spätestens im 16. Jahrhundert einsetzten und eine bedenkenlose Holzentnahme hintanhielten.

Der „Gewinnung und Verarbeitung von Eisen auf der Frohburg“ bei Olten im schweizerischen Kanton Solothurn ist der Artikel von Werner Meyer gewidmet. Er beschäftigt sich mit der Metallgewinnung unter bestimmten beschränkten Bedingungen, vermutlich nur zur Selbstversorgung, soweit sich dies aus dem archäologischen Befund schließen läßt.

Ewald Kislinger untersucht die „Gewerbe im späten Byzanz“, Wolfgang von Stromer „Apparate und Maschinen von Metallgewerben in Mittelalter und Frühneuzeit“. Seine Ausführungen sind für die frühe Gerätekultur und Mechanisierung handwerklicher Tätigkeit von Bedeutung. Er verwendet „Gerät“ als Oberbegriff und unterscheidet „Werkzeuge“, die „handsam“, mit den Händen geführt werden, von „Apparaten“, die mit menschlicher Muskelkraft über Hebel, Pedale, Rollen, etc. in Tätigkeit gesetzt werden, und schließlich „Kraftmaschinen“, Motoren, die durch Wasser, Wind oder von Tieren durch Göpel, von Menschen mittels Kurbel und Pedalen in Bewegung gehalten werden.

Peter Fleischmann untersuchte Arbeitsorganisation und Arbeitsweise im Nürnberger Bauhandwerk.

S. Elkar und Gerhard Fouquet: „Und sie bauten einen Turm... Bemerkungen zur materiellen Kultur des Alltags in einer kleineren deutschen Stadt des Spätmittelalters“. Wir erfahren von der Arbeit der Maurer, Zimmerleute, Schmiede und Bauhilfsarbeiter sowie über Arbeitszeit, Beschäftigungsdauer und differenzierte Löhne in Siegen, damals eine Kleinstadt mit geringem Finanzaufkommen. Der starke Wechsel der Arbeitskräfte beweist auch die soziale Mobilität der Beschäftigten.

„Eigentumsstruktur und Funktion der immobilien Habe im westsächsischen Textilhandwerk des 15. und 16. Jahrhunderts“ behandelt Helmut Bräuer. Er führt aus, in welchen Eigentumsverhältnissen verschiedene Berufsgruppen innerhalb der Textilgewerbe lebten; einzelne Handwerker besaßen Häuser, Höfe, Äcker und Wiesen, Wald und Keller, andere lebten und werkten nur zur Miete. Die Leinenweber befanden sich in einer schlechteren sozialen Situation als die Tuchmacher. Mangeln zum Glätten der Gewebe, Walkmühlen zur Verbesserung der Verdichtung der Gewebe, Färbhäuser waren z. T. Zunftbesitz. Wie die Färbhäuser befanden sich auch die großen eingezäunten Bleichen an den notwendigen Wasserläufen oder Mühlgräben und damit außerhalb der Stadt. Korporatives Eigentum waren in jedem Fall die Innungs- oder Zunft Häuser.

Schließlich handelt der letzte Vortrag von Walter Endrei von „Unidentifizierten Gewebenamen – namenlosen Geweben“ und in diesem Zusammenhang auch vom Handel mit Textilien und der Herkunft fremdländischer Gewebe, wobei nach seinen Untersuchungen mit großen Unsicherheitsfaktoren zu rechnen ist. Daneben wird der alltäglichen Gebrauchsstoffe gedacht, die ebenfalls unter vielfältigen Namen anzutreffen sind.

Abschließend zieht Harry Kühnel unter dem Titel „Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter“ ein Resümee aus den Vorträgen und ihren Ergebnissen.

Maria Kundegraber

**Dragica Cvetan**, *The Living Tradition of Arts and Crafts in the Jastrebarsko Area*. Jastrebarsko, Zavičajni muzej, 1988, 59 Seiten, Abb.

Zu den in der Heimatkunde wie in der Volksbildung am erfolgreichsten tätigen Landschaftsmuseen unseres südlichen Nachbarlandes, wie sie ungleich häufiger als bei uns in Österreich mit diplomierten Volkskundlern, Kunsthistorikern usw. als hauptamtlich tätigem Leiter besetzt sind, gehört unzweifelhaft jenes von Jastrebarsko. Der Ort liegt im kulturellen Strahlbereich von Agram/Zagreb, westlich von ihm an der Südseite des Plešivica-Berglandes. Jahr für Jahr gibt es Sonderausstellungen mit sorgfältig aufbereiteten Katalogen in reicher, z. T. auch farbiger Bildausstattung und oftmals sehr instruktiven Zeichnungen. Sie stehen gelegentlich im Zusammenhang mit Vorträgen und Diskussionen auf Volkskunde-Kongressen im Lande. Diesmal stellt die Leiterin, Frau Dragica Cvetan, die aus der Zagreber Ethnologenschule von Milovan Gavazzi und † Branimir Bratanić hervorgegangen ist, das traditionelle wie das noch lebendige Handwerk des Ortes in einem in englischer Sprache abgefaßten Katalog-Heft zusammen, zugeordnet dem Internationalen Anthropologen- und Ethnologen-Kongreß von Zagreb 1988. Wieder liegt der Wert neben der

einleitenden Beschreibung des Ortes Jastrebarsko, der schon 1249 genannt wird und 1257, nach dem Tatarensturm vom ungarischen König Bela IV Titel und Rechte einer „Kgl. Freistadt“ erhalten hatte, auf der auch dokumentarwertigen Bildfassung von Geräten und Arbeitsvorgängen etwa der Korbflechtereie und der Herstellung des lange Zeit auch in der Untersteiermark gebräuchlichen Grasmantels (*risulja*), der Weberei im Vertikal-Webstuhl (*tara*) sowie der Webwarenherzeugung auf der horizontalen *tkanica*. Töpferei, Opanken-Erzeugung (mit der vielfältigen kroatischen Terminologie) und Lebzelterei, die ja zum Lebendigsten und Reizvollsten in der Fülle kroatischen Lebens gehört, schließen an. Reich dokumentiert mit guten Abbildungen sind auch Faßbinderei, das Schmiedehandwerk sowie die altüberlieferte, nun im Aussterben begriffene Zinngießerei.

Leopold Kretzenbacher

**Tibor Sabján**, *A bubos kemence* (Der schoberförmige Bauernofen). Budapest, Muzsák Verlag, 1988, 110 Seiten.

Im wesentlichen stellt der Verfasser fest, daß der von der Küche heizbare, meist schoberförmige Ofen in der Großen Ungarischen Tiefebene in der Stube des Bauernhauses bis heute zu finden ist. Freilich gibt es mehrere Varianten – die neueren Typen sind prisma- oder stumpfkegelförmig. Diese Öfen sind Nachahmungen der Kachelöfen aus dem 15.–16. Jh. Stellenweise kommt es noch vor, daß in die Ofenwand einige Kachelaugen eingebaut werden. Der Ofen wird aus Schilfrohr, Geflecht, Sonnenblumenstengeln, Lehm, Scherben, Grasziegeln, Ziegelsteinen usw. gebaut und innen und außen mit Lehm verputzt. Früher benützte man Lehmklumpen und 30–40 cm lange Lehmwürste als Baustoff, auch sind uns Öfen bekannt, die mit der Spiralwulsttechnik gebaut wurden. Der Ofen wird zum Heizen, Brotbacken und Kochen benützt. Nach dem Brotbacken wurden krätzige oder an Wechselfieber leidende Kinder in den noch warmen Ofen gesteckt. Das Ofendach wird zum Trocknen von Kleidern, Salz, Obst und Gemüse benützt. Im Ofen werden schmackhafte Fladen sowie Würste und Fleisch gebacken bzw. gebraten, in Tongefäßen wohlschmeckende Bohnen-, Linsen- und Krautsuppen gekocht. Der Ofen wird mit Stroh, trockenem Dünger und Maisstengeln geheizt. Das Heizen ist immer Aufgabe der Hausfrau. Ein typisches Gerät ist der Ofenwagen, womit der Kochtopf in den Ofen befördert wird. Rings um den Ofen ist die Sitzbank, hauptsächlich von den Alten benützt. Zwischen dem Ofen und der Hauswand ist die Lagerstätte der Kinder. Das vorliegende Buch ist ein unentbehrliches Quellenwerk in bezug auf die Formen und die Geschichte der mitteleuropäischen Feuerstätten.

Béla Gunda

**Kari Kotilainen**, *Ruokakello*. Kansatietellinen tutkimus suomalaisesta ruokakellosta (The dinner bell. An ethnological study of the dinner bell in Finland) (= Research Report 20). Jyväskylä, University of Jyväskylä, Institute of Ethnology, 1986, 217 Seiten.

Die vorliegende Arbeit schildert den Gebrauch von Glocken und Schellen, die in Finnland Anfang und Ende der Arbeit ankündigen oder zum Mittagmahl rufen. Sie erschienen zunächst in größeren Gütern, später auch in Bauernwirtschaften, wo die Arbeiter und Familienmitglieder vom Wohnhaus entfernt tätig waren. Die auf den – von Wäldern umringten – Rodungen arbeitenden Personen waren ja vom Haus aus gar nicht zu sehen. Derartige Glocken, die an Gestellen oder Pfosten

hingen, werden schon Mitte des 16. Jh. erwähnt, und haben sich vom südlichen Küstengebiet gegen Norden bis Lappland (Kainu) verbreitet. Die Glocken und ihre Gestelle drückten mit ihrer Form und Dekoration auch einen gesellschaftlichen Status aus. Am Glockenton erkannten die Leute der Umgebung die betreffende Wirtschaft, wo gerade geläutet wurde. Auch die beschränkte Verbreitung der Taschenuhren erforderte den Gebrauch der Glocken, die ihre Bedeutung erst in den 50er Jahren verloren. Um diese Zeit hat sich die Arbeitszeit auf dem Ackerland infolge der zunehmenden Mechanisierung verkürzt – die Glocken erinnerten nur mehr an die „guten alten Zeiten“.

Dem Rezensenten fallen beim Lesen dieses Buches recht ähnliche Traditionen aus Mitteleuropa ein. Namentlich in Ungarn wurde noch zu Beginn dieses Jahrhunderts in den Herrschaftsgütern die Arbeitszeit sowie das Mittagessen mit Glockenklang oder dem Schlagen von aufgehängten Pflugscharen angekündigt. In der Großen Ungarischen Tiefebene wurde der Brunnenschwengel hochgezogen, um den weit entfernt Arbeitenden mitzuteilen, daß das Essen fertig ist. In den Grubenstädten Oberungarns wurden die Grubenarbeiter mit dem Schlagen eines aufgehängten Brettes zur Arbeit, zur Versammlung, zum Gebet oder zum Begräbnis gerufen. In Ungarn werden solche Signale bereits aus dem Jahre 1529 erwähnt. Laut einer späteren Quelle (1714) soll der Bergkobold dem Hauer mit dem Ton eines derartigen Brettes den Fundort ertragreicher Erze angeben. Zu dieser Kategorie gehört auch die Hillebille, das Alarmbrett der in ein Dorf einquartierten Soldaten (Umgebung von Ödenburg). Ein ähnliches „Alarmbrett“ wird auch in orthodoxen Kirchen benützt. Aus akustischen Gründen ist die Hillebille bulgarischer Klöster mit Löchern versehen. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts benachrichtigten die Kohlenbrenner im Harz-Gebirge einander, indem sie die Hillebille mit einem Holzhammer schlugen. Laut Leopold Schmidt hängt in der Steiermark in mehreren Ortschaften über dem Eingangstor ein herzförmiges Eisenblech, welches geschlagen wird, um die Feldarbeiter heimzurufen. Ähnliche Eisenscheiben benützten auch die alten Römer. Schon diese wenigen Beispiele veranschaulichen, daß die finnischen „Rufglocken“ im Rahmen eines äußerst weitverbreiteten Brauches zu betrachten sind.

Béla Gunda

**Wolfgang Brückner (Hrsg.), Bekleidungsgeschichte und Museum. Symposium im Schloß Hofen 13.–16. 10. 1988.** Bregenz, Amt der Vorarlberger Landesregierung, 1988, 279 Seiten.

31 Beiträge versammelt Wolfgang Brückner in vorliegendem Band, mit welchem er ein Symposium zur Vorbereitung der Vorarlberger Landesausstellung 1991 dokumentiert, das im Herbst vergangenen Jahres im Bildungszentrum des Landes Vorarlberg bei Bregenz stattgefunden hat. Diese erste Landesausstellung des westlichsten Bundeslandes soll in Schloß Hohenems dem Thema „Kleider und Leute“ gewidmet werden und damit ein Thema aufgreifen, das gerade für Vorarlberg mit seiner ausgeprägten und alten Textilindustrie bedeutsam ist.

Die unter dem etwas barock anmutenden Arbeitstitel „Kleider und Leute. Die Kultur unserer Bekleidungsgewohnheiten oder Aspekte einer Sozialgeschichte des Anziehens. Körperbotschaften von Mensch und Textil“ konzipierte Ausstellung soll nach Vorstellung des wissenschaftlichen Gestalters, Wolfgang Brückner, die The-

menkreise zeitgemäße Kleidersilhouette des stets unmodernen menschlichen Körpers – Farbe als Zeichen – Accessoires der Selbstdarstellung – Kopfbedeckung – Bedecktes und Nacktes – Beinkleider und Unterwäsche – Lebensalter und Geschlechterrollen – Gesinnungslook – Kunst und Bekleidung umfassen und plakativ darstellen (Vgl. den Bericht von W. Brückner „Volkskunde und Landesausstellung. Eine konkrete Chance in Österreich. In: BBV 15, 1988, 197–206).

In dem Bestreben dieses Themenspektrum abzudecken, Erfahrungen über Textilausstellungen auszutauschen und Ideen darzulegen, wurde das Symposium in Hofen veranstaltet und die dort gehaltenen Referate in kürzester Zeit in Buchform vorgelegt.

Der Band umfaßt vier Hauptabschnitte: 1. Forschungserfahrungen für Ausstellungsprojekte, 2. Museumserfahrung mit Dauerpräsentation und Kleiderausstellungen, 3. Vom Sinn und Unsinn historischer Schauen und 4. Der Vorarlberger Landesbezug.

Einleitend referierte Wolfgang Brückner über Konzeption und Stand der Vorbereitungen, wobei er auch seine Eindrücke von anderen Landesausstellungen der letzten Zeit einbringt und Grundsätzliches darlegt.

Es ist hier nicht möglich, auf die Referate im Einzelnen einzugehen, die das breite Spektrum museologischer Beschäftigung mit dem Thema „Kleidung“ abzudecken suchten. Neben allgemeinen Fragen wurden da auch konkrete Beispiele und Probleme musealer Präsentation etwa im Österreichischen Museum für Volkskunde (Margot Schindler), im Österreichischen Museum für angewandte Kunst (Angela Prohaska-Völker), im Monturdepot des Kunsthistorischen Museums in der Wiener Hofburg (Georg Kugler), des Salzburger Museums Carolino Augusteum (Christa Svoboda) oder des Tiroler Volkskunstmuseums (Herlinde Menardi) angesprochen, der Blick aber auch über die Landesgrenzen gerichtet wie z. B. auf das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin (Heidi Müller), das Münchner Stadtmuseum (Andreas Ley), wo übrigens vor nicht allzulanger Zeit die äußerst gelungene Ausstellung „Anziehungskräfte – Variété de la mode 1786–1986“ gezeigt wurde, oder das Museum für Hamburgische Geschichte (Gisela Jaacks).

Brückner versuchte, nicht nur für das Symposium, sondern auch für das Ausstellungsprojekt Mitarbeiter aus den unterschiedlichsten Sparten heranzuziehen, Volkskundler genauso wie Kostümkundler oder Kunsthistoriker. Es erfolgte somit eine Annäherung an das Thema von den verschiedensten Seiten her, auch wenn Brückner immer wieder betont, daß hier erstmals die Volkskunde die Möglichkeit hat, eine große Ausstellung zu veranstalten und damit auch die Chance, das Fach einer breiteren Öffentlichkeit abseits von dem ihm üblicherweise anhaftenden Folklore-Klischee vorzustellen. Die von Brückner gestellte Frage, ob es dafür niemanden in Österreich gibt, scheint eher rhetorisch gemeint und sollte auch so verstanden werden. Wichtig ist vor allem die Emanzipation der Volkskunde von der bloßen Trachtenforschung und -pflege, die im wissenschaftlichen Bereich längst vollzogen ist, in den Augen der Öffentlichkeit aber sicher noch zu demonstrieren ist.

Den erforderlichen Vorarlberg-Bezug darzulegen unternahmen Reinhard Johler („Fröndä Höttlar“ und „Fründlerhäß“ – Zur Wahrnehmung des Fremden am Beispiel der Kleidung), Paul Rachbauer (Möglichkeiten und Grenzen des Vorarlberger Landesmuseums) und Ulrike Längle (Vom Fremdlerhäß zum Transvestitendress).

Kleider in der Literatur aus Vorarlberg) in ihren Referaten. Hier mag auch eine gewisse Diskrepanz liegen zwischen der allgemeingültigen, übergeordneten Fragestellung, die Brückner anstrebt, und den Erwartungen von Vorarlberger Seite, wie sie auch Rachbauer formuliert, wenn er, bezugnehmend auf den Titel der Ausstellung, schreibt: „Unter unseren Bekleidungsgewohnheiten verstehe ich begründetermaßen unsere in größere Zusammenhänge gestellten Vorarlberger Bekleidungsgewohnheiten, die in einem Land mit textiler Geschichte wie dem unseren durchaus begründ- und herzeigbar sind und wohl auch vom künftigen Besucher erwartet werden“. (S. 254)

Wolfgang Brückner hat mit der Konzipierung der Ausstellung kein einfaches Unterfangen auf sich genommen, aber das macht für ihn sicher auch den Reiz der Sache aus. Es ist jedenfalls zu hoffen, daß das Fach Volkskunde seine Chance nützen und einer breiteren Öffentlichkeit seine Anliegen und Ziele bewußt machen kann, um sich aus dem bedrängenden Klischee verklärender Nostalgie endgültig herauszulösen.

Eva Kausel

Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung. Internationales Round-Table-Gespräch Krems an der Donau 6. Oktober 1986 (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs Nr. 10. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 511. Band.) Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1988. 205 Seiten, 40 Abbildungen.

1986 traf sich ein kleiner Kreis von Fachleuten zu einem Round-Table-Gespräch über ein wichtiges Detail und ein grundlegendes Anliegen der mittelalterlichen Realienkunde. Trotz oder gerade wegen der reichen Literatur zum Thema Kleidung herrscht keine Einheit in der Terminologie der mittelalterlichen Kleidung; Vorarbeiten sind kaum vorhanden. In den acht Beiträgen werden nun Fragestellungen von verschiedenen Ansatzpunkten formuliert, Unzulänglichkeiten aufgezeigt und der Versuch unternommen, den Weg zu einer einheitlichen Terminologie zu beschreiben.

Gerhard Jaritz vom Institut für mittelalterliche Realienkunde versucht in seinem einleitenden Referat Schwerpunkte herauszuarbeiten, um zu einer Vereinheitlichung bzw. Standardisierung der verwendeten Termini auf mehrsprachlicher Grundlage zu kommen, wozu nur das interdisziplinäre Gespräch führen kann. Sein Referat gipfelt in der Forderung nach terminologisch-typologischen Untersuchungen, die das gesamte soziale, regionale und zeitliche Umfeld erfassen müssen.

Elisabeth Vavra steuert als Kunsthistorikerin „kritische Bemerkungen zur Kostümliteratur“ bei und fordert das Neuüberdenken der Ziele mittelalterlicher Kostümkunde auf dem Wege zu einer einheitlichen Terminologie.

Leonie von Wilckens bezieht in ihre Darstellungen auch die Stoffe mit ein, betont aber gleichzeitig die Schwierigkeiten, die sich in der Verbindung des Kleidnamens mit der entsprechenden Kleidform ergeben, nicht zuletzt durch landschaftliche Unterschiede.

Jutta Zander-Seidel erinnert in ihrer Abhandlung über die „Ständische Kleidung in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt“ an den Zeichencharakter der Kleidung, an die Ausbildung einer bürgerlichen Standeskleidung im 16. Jahrhundert am Beispiel Nürnbergs. Der geburtsständischen Ordnung steht die berufsständische Hierarchie gegenüber. Die zugehörigen Kleiderordnungen geben nicht unbedingt ein tatsächliches Bild wieder, wie anhand von Nachlaßinventaren dargetan wird. Der Bedeutungswandel einzelner Bekleidungsbegriffe erschwert die Schaffung einer exakten Terminologie.

Mireille Madou fordert in ihrem Referat über „Das mittelalterliche Kostüm in den Niederlanden“ vor allem die Zusammenarbeit zwischen Kostümkunde und Sprachwissenschaft, deren Notwendigkeit sie an mehreren Beispielen durch Archivmaterial und Literatur eindrucksvoll darstellt. Sie erwähnt übrigens auch Veröffentlichungen in volkskundlichen Zeitschriften, die wir sonst in den Referaten vermissen, wohl wissend, daß die volkskundliche Trachtenforschung den historischen Aspekt z. T. vernachlässigte. Immerhin darf in Österreich an das eben im Neudruck wieder erschienene beispielhafte „Steirische Trachtenbuch“ von Konrad Mautner und Viktor Geramb erinnert werden, das sich in einem großen Teil seines ersten Bandes mit der mittelalterlichen Kleidung beschäftigt. Mag sein, daß es, zuerst in den Dreißigerjahren erschienen, in vielen Fachbibliotheken überhaupt fehlt. Frau Madou sieht in ihrem Forschungsgebiet als vordringliches Problem die Text–Bildbeziehung.

Helga Schüppert beschäftigt sich von seiten der germanischen Mediävistik mit der Zeit um 1500, einem Zeitraum rasch wechselnder Modeströmungen, ausgehend von Georg Wickrams „Rollwagenbüchlein“. Sie unterscheidet kurzlebige und langlebige Begriffe, allgemeine und Spezialbegriffe, und fordert die Aufnahme möglichst vieler Bestimmungselemente sowie der Gruppensprachen und Mundarten. Unterschiedliche Textbeispiele ermöglichen ihr die Zuordnung von Bezeichnung und Sache zu gleichzeitigen Bildquellen. Weit ausgreifend bezieht die Verfasserin mit großer Literaturkenntnis den höfischen Roman, die Predigtliteratur, Sebastian Brandts „Narrenschiff“ und selbst die Schembartbücher ein und erinnert schließlich auch an die Tatsache satirischer Schilderungen.

Ruth Schmidt-Wiegand untersucht in „Kleidung, Tracht und Ornat nach den Bildhandschriften des ‚Sachsenspiegels‘“ den Quellenwert der illustrierten Sachsenspiegel-Handschriften für die Sach- und Kulturgeschichte. Amtstracht und Standesattribute kommen zur Wirkung, doch entsprechen Details nicht der Situation, vielmehr der Funktion des Trägers. Darin zeigen sich auch die Grenzen der Auswertung von Bildzeugnissen.

Schließlich beschäftigt sich Robert Jütte in „Windfang und Wetterhahn. Die Kleidung der Bettler und Vaganten“ mit der Kleidung der sozialen Unterschichten und ihren Bekleidungsgewohnheiten, wobei er gleichfalls auf ikonographische und textliche Zeugnisse zurückgreifen kann.

Abschließend muß betont werden: Eine Beteiligung von seiten der Volkskundeforschung an fortführenden Gesprächen wäre wünschenswert. Doch muß der Band für jede weitere historische Kleidungs- und damit auch Volkstrachtenforschung als grundlegende Anregung und als Ausweitung des Forschungsgegenstandes betrachtet werden.

Maria Kundegraber

**Elfriede Rottenbacher**, Kreuzstichmuster. Lebendige Volkskunst. Graz, Alpenland, 1988. Mappe mit 1 Textblatt und 36 Vorlageblättern.

Der Name Elfriede Rottenbacher ist seit Jahrzehnten mit der Kreuzstichstickerei verbunden, seit sie von den Sammlungen der Abteilung für Kunstgewerbe am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum angeregt, Kreuzstichmuster sammelt. Eine erste Mappe erschien 1948 unter dem Titel „Alpenländische Handarbeitsmuster“ und wurde seither mehrmals neu aufgelegt. Zwei weitere Mappen folgten, ebenfalls in mehrfacher Auflage. Diese Mappen wurden zur wichtigsten Quelle vor allem für die steirischen Freunde dieser Handarbeitstechnik.

Nun ist eine weitere umfangreiche Mappe erschienen, die nicht vorher Publiziertes wiederholt, sondern mehr als hundert Vorlagen bringt, die die Verfasserin aus ihrer diffizilen Kenntnis der Kreuzstichstickerei heraus entworfen hat. Man spürt in den neuen Mustern die Vertrautheit mit der Technik, die über ganz Europa verbreitet war. Auf den 36 Blättern finden sich neben der Unzahl neuer Muster vom kleinsten bis zum großen, flächenfüllenden, nicht weniger als neun verschiedene Alphabete und sieben Zahlenreihen. Die Mappe ist ein Beweis für die Lebendigkeit angewandter Volkskunst in unserer Zeit und schließt sich in würdiger Weise an die bisherigen Publikationen der Verfasserin an.

Maria Kundegraber

**Louis Carlen**, Wallfahrt und Recht im Abendland (= Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiet von Kirche und Staat, Bd. 23). Freiburg, Universitätsverlag, 1987, 260 Seiten, 11 Abb.

Die Beziehungen zwischen Wallfahrt und Recht haben Louis Carlen, den Freiburger Rechtshistoriker und Kirchenrechtler, schon seit Beginn seiner wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt. Nahezu ein Dutzend Publikationen aus seiner Feder haben das Thema immer wieder von neuen Gesichtspunkten her eingegrenzt. Das jetzt anzuzeigende Buch stellt gleichsam eine Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungsarbeit auf diesem Gebiet dar. Sein Thema sind die Beziehungen zwischen Wallfahrt und Recht im Abendland, was verdeutlicht, daß Wallfahrt und Pilgerschaft innerhalb anderer Weltreligionen als der Christenheit außer Betracht bleiben.

Die Beziehungen sind vielfältiger als man gemeinhin annimmt. Die einzelnen Kapitelüberschriften verdeutlichen dies bereits. Es geht zunächst um die Verankerung der Wallfahrt im kirchlichen und weltlichen Recht, die Rechtsstellung, den Schutz und das Transportrecht der Pilger und Wallfahrer, die Rechtsstellung der Wallfahrtsstätten und Votive, die jetzt in einigen Artikeln des CIC von 1983 geregelt wird.

Aber die Beziehungen reichen weiter und tiefer. Rechtliche Beweggründe stehen oftmals am Beginn einer Wallfahrt. Nicht nur, daß das staatliche Recht Buß- und Strafwallfahrten als Sanktionen besonders bei Delikten wie Totschlag oder Körperverletzung verhängt hat. Bereits der Entschluß zu einer Wallfahrt beruht auf einem Rechtsakt, einem Eid oder einem Gelöbnis. Votive und andere Opfergaben wurden aufgrund eines Rechtsakts gestiftet und tragen deshalb aus der Rechtssprache entlehnte Wörter wie verlobt, versprochen, Verlöbnis, votum oder weitaus am häufigsten „ex voto“. Bei der Ausformung des Wallfahrtsbrauchtums wurde auf weltliche Rechtshandlungen zurückgegriffen. Man denke nur an das eine Wallfahrt beglei-

tende Steintragen, wie es etwa im oberösterreichischen St. Wolfgang üblich war, wo die Pilger die mitgeführten Steine am Fürberg auf dem Weg zur Kapelle auf dem Falkenstein ablegten. Andere Erscheinungen sind Barfußgehen, Knierutschen oder Fasten.

Mirakel mit rechtlichen Bezügen ranken sich um die Wallfahrtsorte, wobei Brunnen und Quellen eine besondere Rolle spielen. Sie dienen nicht nur der Versorgung der Wallfahrer mit frischem Wasser, sondern sind, zahlreiche Mirakelbücher belegen dies, Sinnbild des Wassers zum ewigen Leben. Viele Wallfahrtsorte sind deshalb Baptisterien, wobei sich die Frage stellt, was früher war: das Baptisterium oder die Wallfahrtsstätte. Hostienfrevel, Reliquienhandel, Ablasswesen, all das reiht sich in das Thema zwanglos ein.

Vor mehr als 50 Jahren hat der rechtsgeschichtlich und volkskundlich orientierte Kirchenhistoriker Georg Schreiber den Sammelband „Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben“ (Düsseldorf 1934) herausgegeben. Das vorliegende Buch von Carlen geht über die dortigen Forschungsergebnisse weit hinaus. Natürlich kann in einem solchen Werk nicht jeder Wallfahrtsort angesprochen werden. Das Typische kann an den großen Wallfahrten nach Rom, Jerusalem oder Santiago de Compostela gezeigt werden. Aber auch die kleineren Wallfahrten haben ihr eigenes Gewicht. Beispielsweise kennt nicht nur das nö. Kirchberg am Wechsel den Beilwurf des Hl. Wolfgang. Die bedeutendere Wallfahrt war sicherlich die nach St. Wolfgang in Oberösterreich, wo die Legende den Tiroler Bildhauer und Maler Michael Pacher, den Schöpfer des berühmten Hochaltars angeregt hat und wo Wolfgangihackln bis in unsere Tage als beliebtes Wallfahrersouvenir gebräuchlich waren (vergl. Der heilige Wolfgang in Geschichte, Kunst und Kult. Ausstellungskatalog St. Wolfgang 1976; F. Lipp, Das Beil des hl. Wolfgang. Jahrbuch des öö. Musealvereins 117, 1972, 159–180).

Gerade hier lassen sich die Beziehungen zwischen Recht und Wallfahrt besonders deutlich exemplifizieren: der Beilwurf als rechtsrituelle Handlung, die Quelle, das Steintragen und Durchkriechen zur Klausur des Heiligen. All dies macht deutlich, daß bei der Erfassung des Phänomens Wallfahrt eben auch und vielleicht besonders Recht, Rechtsgeschichte und Rechtliche Volkskunde zu beachten sind. Das vorliegende Buch leistet hiezu einen wertvollen Beitrag.

Herbert Schempf

**Ludwig Bechstein**, Sämtliche Märchen. Anmerkungen und Nachwort von Walter Scherf. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1988, 903 Seiten. Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Die von Scherf besorgte Ausgabe sämtlicher Bechstein-Märchen ist bereits 1965 im Winkler Verlag erschienen. Wenn hier trotzdem auf das Werk aufmerksam gemacht wird, so aus zwei Gründen: erstens ist das Vorliegen in einer wohlfeilen und dennoch gut leserlichen Ausgabe zu begrüßen, zweitens ist der Anmerkungsenteil ganz wesentlich überarbeitet und erweitert. Er umspannt nun mehr als 100 Seiten und ist in allen Angaben auf den modernsten Wissensstand gebracht. Stichproben erweisen, daß selbst die neueste Sekundärliteratur bis 1987 herauf verwertet worden ist. Eine sehr praktische Arbeitshilfe zumal auch durch die Indices.

Felix Karlinger

**Jüri Talvet (Zstillg),** *Der Flötenspieler. Estnische Märchen.* Tallinn, Verlag Perioodika, 1987, 198 Seiten. Illustriert von Jaan Tammsaar.

Es ist immer wieder erstaunlich, wieviel Volkserzählungen bei den Esten, Finnen und Kareliern im Umlauf waren und zum Teil noch lebendig sind. Dieser Band, dem ein Vorwort von Kristi Salve vorausgeschickt ist, bringt eine kleine Anthologie estnischer Märchen, die den Sammlungen von Friedrich Reinhold Kreutzwald (1803–1882), Juhan Kunder (1852–1888), Matthias Johann Eisen (1857–1934) sowie anderen entnommen sind.

Die vorliegende Ausgabe enthält sowohl manche düstere und mehr sagenhafte Erzählung wie auch solche mit schwankhaftem Untergrund. Wir begegnen darin den typischen und im Estnischen besonders beliebten Heldengestalten wie dem schlauen und furchtlosen Darrenheizer, oder dem Typus der Waisenkind-Erzählung, wir stoßen auf die charakteristischen Handlungsplätze wie Sauna und Korntrockenplatz, und es mangelt auch nicht an jenen bösen und Fieberkrankheiten verbreitenden Geistern, deren Provenienz in Lappland zu suchen ist.

Unter den Tieren fällt auf, daß der Wolf eine große und mitunter widersprüchliche Rolle spielt. Einerseits ist er Geschöpf des Teufels, andererseits verfolgt er selbst den Teufel. Ja, man bezeichnet die Wölfe sogar euphemistisch als die „Welpen des heiligen Georg“.

Talvet hat zweifellos repräsentative und aufschlußreiche Texte ausgewählt, die zumeist zugleich eine starke Suggestion ausstrahlen. Man merkt zwar den unterschiedlichen Stil der Sammler, doch reichen die meisten Geschichten sehr dicht an die Erzählhaltung der Originale heran. Auffallend ist dabei die Armut an Formelgut. Es gibt kaum ausgeprägte Schlußwendungen, sondern die Märchen laufen realistisch aus.

Obwohl die Ausgabe wohl mehr für Kinder gedacht ist, besitzt sie doch ihren Wert für jeden, der sich über estnische Volkserzählungen informieren will.

Felix Karlinger

**Jürg von Ins (Hrsg.),** *Abraham von Worms, Das Buch der wahren Praktik in der göttlichen Magie.* Vergleichende Textausgabe mit Kommentar, München, Eugen-Diederichs-Verlag, 1988, 264 Seiten.

Im Bereich jener Schriften, die sich seit dem Spätmittelalter mit magischen Praktiken beschäftigt haben, gehört Abraham von Worms, dessen Lebenszeit sich schwer datieren läßt – 1362–1458? –, zweifellos zu den wichtigsten. Zahlreiche Zauberbücher späterer Jahrhunderte haben von ihm Anregungen empfangen.

Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe ist sowohl den verschiedenen Aspekten mit Akribie nachgegangen, welche für die magischen Vorstellungen an der Schwelle zur Neuzeit charakteristisch sind, wie er auch hinsichtlich der verschiedenen Vorlagen einen wohlausgewogenen Text erarbeitet hat. Seine vergleichenden Beobachtungen – er spricht zu recht von „bibliographischen Wünschelruten“ – lassen keine wesentliche Handschrift außer Betracht. Und seine vergleichende Textausgabe setzt sich zusammen wie folgt: Erstes Buch des Juden Abraham; Zweites Buch des Juden Abraham (nach Jung); Zweites Buch des Juden Abraham (das dritte nach Scheible, Kefer und Jung); Drittes Buch des Juden Abraham (Auszüge).

Anschließend nimmt Ins zum Problem der Schutzgeister (Die Engel der Kinder, Das Daimonion, Jamblich, Der Beisitzer des Tempelschreibers, Das Perlenlied, Picatrix, Der Sohar) und in einem weiteren Kapitel zur Wirkungsgeschichte des Werkes von Abraham von Worms Stellung. Hier setzt er sich besonders mit Aleister Crowley, H. Campbell, A. M. E. und C. H. Petersen, Karl Johannes Germer, Walter Berger und Georges Chevalier auseinander.

Im Anhang bringt der Herausgeber von einer „Selbstschilderung eines von Dämonen Heimgesuchten“ – Auszüge eines Tagebuchs aus unserem Jahrhundert – sowie eine zweiseitige Literaturangabe.

Das „Buch der wahren Praktik“ ist eine Art Ritualschrift, welche sowohl gnostische Spekulationen wie therapeutisches Denken aufweist, eine seltsame und wunderliche Mischung verschiedenster Elemente und Vorstellungen.

Im Kreisen um das „große Geheimnis“ ergeben sich nicht nur Verbindungslinien zu äthiopischen Zauberschriften, sondern ebenso zu Christian Rosencreutz. Will-Erich Peuckert hat ja diesen Fragenkomplex mehrfach angeschnitten – wir erinnern an seine Bücher „Von weißer und schwarzer Magie“, „Gabalia“ und „Pansophie“ – doch blieb es bisher schwierig, an die originalen Quellen heranzukommen. Die vorliegende sorgfältige Ausgabe ist für jeden, der sich mit der Geschichte der Zauberei und Hexerei befassen will, eine wesentliche Hilfe.

Felix Karlinger

**Batiray Özbek, Erzählungen der letzten Tscherkessen auf dem Amselfeld (= Ethnographie der Tscherkessen, 4). Bonn 1987, 136 Seiten.**

Das vorliegende sehr sorgfältig und klug angelegte Buch verdient nicht nur wegen seiner zweisprachigen Erzähltexte, sondern auch wegen der gründlichen Einführung besondere Beachtung. Es führt in die vorwiegend von Albanern bewohnte und im Vorjahr durch die Unruhen bekannt gewordene Gegend um Kosovo in Jugoslawien. „Die heute in Kosovo lebenden Tscherkessen können nicht präzise angeben, wo ihre Vorfahren in Zirkasien wohnten.“ Manches um diese Volksgruppe und ihre Auswanderung aus ihrer Stammheimat, nachdem diese unter russischem Druck stand, ist ungeklärt. Es mag sich um etwa 40.000 Tscherkessen gehandelt haben, die in dem damals noch unter türkischer Oberhoheit stehenden Jugoslawien angesiedelt worden sind.

Es ist als Glück zu betrachten, daß nun ein wesentlicher Teil des Erzählgutes dieser balkanischen Tscherkessen festgehalten worden ist, und ebenso, daß rund 100 Seiten Texte im Original und in deutscher Übertragung uns zugänglich gemacht worden sind.

Was prima vista bei den Texten auffällt, ist das Dominieren der direkten Rede, überhaupt die wichtige Funktion des Dialogs. Originelle Texte – „Wie der Fuchs das Gold stahl“ (S. 100) – vermitteln einen guten Begriff von der Erzähleigenart und ebenso von der Mentalität des Erzählers und seines Publikums. Bei manchen Erzählungen läßt sich auch beobachten, daß sie noch heute kaukasischen Verhältnissen und Requisiten näher stehen als den balkanischen. So erschließen sie eine ganze Reihe von Zügen, die uns bisher aus dem serbischen und albanischen Erzählgut nicht bekannt gewesen sind.

Der Bonner Slawist Johann Knobloch hat dem Buch ein Vorwort gewidmet und Sabit Uka es mit einer Studie „Vom Kaukasus aufs Amselfeld“ sinnvoll abgerundet.

Der Rezensent gesteht unumwunden, von dieser Volksgruppe bisher nur vom Hörensagen gewußt zu haben, und ist dankbar, daß nun in deutscher Sprache so wertvolle Materialien zugänglich gemacht worden sind, die gerade im Vergleich mit anderen verstreuten Volkstumsgruppen interessante Beobachtungen erlauben.

Die dem Buch beigegebenen Photos sind zwar technisch nicht sehr befriedigend, sie ergänzen dennoch den Textteil, der auch ein Glossar und eine Bibliographie umschließt.

Felix Karlinger

Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Heft 1, Hagen und Leverkusen 1988.

Eine neue Zeitschrift hat sich vorgestellt, die sich dem Thema der Lebensgeschichte, der Biographie und der Oral History widmen möchte. Herausgeber sind Werner Fuchs (Hagen), Albrecht Lehmann (Hamburg), Lutz Niethammer (Hagen) zusammen mit Manuela du Bois-Reymond (Leiden), Gerhard Botz (Salzburg), Ulrich Herrmann (Tübingen), Erika M. Hoernig (Berlin), Utz Jeggle (Tübingen), Martin Kohli (Berlin), Maya Nadig (Zürich) und Jürgen Zinnecker (Siegen). Die Redaktion besorgen Charlotte Heinritz und Alexander von Plato von der Fernuniversität Hagen. Geplant sind zwei Hefte pro Jahr von jeweils ca. 160 Seiten, zu einem Abonnementpreis von DM 40,-.

Das vorliegende erste Heft umfaßt fünf Aufsätze, einen Tagungsbericht und eine Literaturübersicht aus der Biographieforschung und der Oral History für die Jahre 1978 bis 1988 von Charlotte Heinritz.

In einem Editorial legen die Herausgeber einleitend die Ziele dar, die sie mit ihrer Zeitschrift verfolgen möchten: „Bios stellt Fragen der Erhebung, Dokumentation und Auswertung lebensgeschichtlicher Zeugnisse zur Diskussion; lebensgeschichtliche Zeugnisse sind hierbei veröffentlichte und unveröffentlichte Autobiographien, Biographien, Protokolle von biographischen und Oral-History-Interviews, Tagebücher, Briefe, Familienalben u. a. Die Zeitschrift will ein Forum sein für Fragestellungen und methodische Wege in mehreren Disziplinen, die sich mit biographischen Dokumenten befassen, der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Volkskunde, der Literaturwissenschaft, der Erziehungswissenschaft, der Psychologie und ihren Nachbardisziplinen. (...) Ihre wichtigste Aufgabe sieht die Zeitschrift im Austausch von substantiellen Ergebnissen und methodischen Möglichkeiten über die Fächergrenzen hinweg. Dadurch sollen auch mehr aufeinander aufbauende Forschungsvorhaben angeregt werden (...)“ (S. 3-4).

Die biographische Forschung und die Methode der Oral-History sind in der Volkskunde zu zentralen Zugangsmöglichkeiten für fast alle Themenbereiche geworden und der Versuch, auch fächerübergreifende Forschungsprojekte in Angriff zu nehmen, gewinnt zunehmend an Wichtigkeit, da eine komplexe Sichtweise Kulturercheinungen nicht mehr isoliert sehen darf, sondern in ihrer Abhängigkeit von verschiedenen historischen, sozialen, ökonomischen, psychischen und physischen Komponenten. Vorliegender Zeitschrift kommt das Verdienst zu, einen wichtigen methodischen Aspekt aufzugreifen und zu vermitteln.

Fünf Beiträge nähern sich dieser Thematik von unterschiedlicher Seite. Kurt Röttgers (Hagen) legt Grundsätzliches in seinem Aufsatz „Die Erzählbarkeit des Lebens“ (S 5–18) dar, während Lutz Niethammer (Hagen) eine spezielle Fragestellung anspricht: „Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR“ (S. 19–66). Der anschließende Beitrag „Biographie der Namenlosen“ von Richard Maria Werner (Lemberg) ist ein Reprint aus dem „Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Biographische Blätter, herausgegeben von Anton Bettelheim, Berlin 1895“ und umfaßt methodische und methodologische Überlegungen zur biographischen Forschung, die noch heute von Interesse sind.

Zwei regionale Übersichten ergänzen den Aufsatzteil – Ulrich Tolksdorf (Kiel) berichtet über „Ethnotexte aus Ost- und Westpreußen“ (S. 105–112) und Hans-Joachim Schröder (Hamburg) stellt das „Archiv für ‚alltägliches Erzählen‘“ im Hamburger Institut für Volkskunde“ vor (S. 113–120) – und folgen so dem Anspruch der Zeitschrift, die Kommunikation zwischen Wissenschaftlern zu fördern, indem man über vorhandene Archive und Sammlungen oder geplante Projekte Mitteilung macht.

Die Zeitschrift „Bios“ ist somit sicher eine wichtige Neuerscheinung, der man viel Erfolg (und viele Abonnenten) wünschen kann.

Eva Kausel

### **Eingelange Literatur: Winter 1988/89**

Verzeichnet finden Sie hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

**Joan Amades**, *L'origine des bêtes. Petite cosmogonie catalane. Traduction et présentation de Marlène Albert-Llorca (= Classiques de la littérature orale).* Carcassonne, Garac/Hesiode, 1988, 364 S., Abb.

**Brigitte Bachmann-Geiser**, *Amische. Die Lebensweise der Amischen in Berne, Indiana.* Bern, Benteli, 1988, 252 S., Abb. Aquarelle und Zeichnungen von Eugen Bachmann.

**Stefan Baranovič, Lubica Zatková**, *Martin Benka sprievodca po životé a diele.* Bratislava 1988, 257 S., Abb.

**Anton Banr, Gustav Kropatschek**, *200 Jahre Theater in der Josefstadt 1788–1988.* Wien-München, Anton Schroll, 1988, 320 S., Abb.

**Gerhard W. Baur (Bearb.)**, *Badisches Wörterbuch. Lfg. 47: latschig – legen.* Lahr, Moritz Scheunburg, 1988, 385–416. Herrn Dr. Paul Waibel zum 80. Geburtstag am 14. 11. 1987.

**Lothar Beckel, Franz Zwitterkovičs**, *Österreich – Satelliten-Bild-Atlas.* Salzburg, Druckhaus Nonntal, o. J., 239 S., Abb., Ktn.

**Jana Belohlavková**, *Západočeské hrady a zámky.* Prag, Západočeské nakladatelství, 1988, o. S., 24 Veduten, Textheft.

**Klaus Beitzl, Eva Kausel (Hrsg.)**, *Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde – Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. internationalen Symposiums des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der ÖAW vom 10. bis 11. Mai 1983 in Mattersburg (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 15).* Wien, Österr. Akademie der Wissenschaften, 1988, 224 S., Abb.

(Inhalt: **Klaus Beitzl**, *Zur Einleitung des Symposiums: Die Zeitung als volkskundliche Quelle.* 7–13; – **Michael Martitschnig**, *Die „Zeitungs- und Zeitschriftendokumentation zur Gegenwartsvolkskunde“ des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der österreichischen Akademie der Wissenschaften und die Struktur der österreichischen*

Tagespresse. 14–75; – **Helga Maria Wolf**, Volkskundliches im österreichischen Pressewesen. 79–100; – **Wolfgang Brückner**, Drei unterschiedliche Erfahrungen mit Zeitungen als Quelle. 101–125; **Werner Galler**, Volksleben in der „Gartenlaube“. Wort- und Bilddokumentationen aus den Magazinen des 19. Jahrhunderts. 126–130; – **Karl Manherz**, Gedruckte Massenmedien und ihre volkskundliche Relevanz für eine Volksgruppe – am Beispiel der Ungarndeutschen. 131–148; – **Fritz Markmiller**, Inserate in der Lokalzeitung als Quellen volkskundlicher Fest- und Brauchforschung. 149–163; – **Rolf Thalmann**, Politische und militärische Folklore – ein neues Arbeitsgebiet der Volkskunde. 164–168; – **Martin Scharfe**, Das Zeitungsarchiv am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. 171–177; – **Ueli Gyr**, Das Zeitungsarchiv des volkskundlichen Seminars der Universität Zürich. 178–184; – **Elfriede Moser-Rath**, Das Zeitungsarchiv des Seminars für Volkskunde in Göttingen. 185–188; – **Fritz Markmiller**, Das „Zeitungsarchiv“ im Stadtarchiv Dingolfing. 189–193; – **Helmut Süß**, Das Zeitungsarchiv am Deutschen-Hirtenmuseum Hersbruck. 194–201; – **Herbert Wolf**, Das „Brauchtumsarchiv Bayerischer und Oberpfälzer Wald“, Cham. 202–207; – **Rolf Thalmann**, Das Zeitungsarchiv „Dokumentation zur Volkskultur in Europa“, Basel. 208–210; – **Hermann Steininger**, Bericht über ein Privatarchiv, Wien. 211–215; – **Raimund Kvideland**, Volkskundliche Zeitungsarchive in Skandinavien. 216–223; Anstelle eines Schlusses: „Vom Orte des falschen Lebens und den vielen Papieren.“ 224).

**Hedvig Belitska-Scholtz, Olga Somorjai**, Das Kreuzer-Theater in Pest (1794–1804). Eine Dokumentation zur Bühnengeschichte der Kasperlfigur in Budapest (= Maske und Kothurn, Beiheft 12). Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1988, 155 S.

**Derek Bennett**, Stille Zwiesprache – Bildnisse von Deutschen. Köln, Wienand, 1983, 147 S., Abb.

**Ibolya Bereczki**, Népi táplálkozás Szolnok megyében (Volkstümliche Ernährung im Komitat Szolnok). (= Studia folkloristica et ethnographica, Bd. 19). Debrecen 1986, 159 S., Zusammenfassung S. 151–154.

**Aleksander Blachowski**, Twórczosc ludowa województwa torunskiego. Torun 1985, 16 S., Abb.

**Aleksander Blachowski**, Polska wyginanka ludowa (= Der polnische volkskünstlerische Scherenschnitt). Torun, Muzeum Etnograficzne, 1986, 159 S., Abb. (Zusammenfassung S. 158).

**Ljudmila Bras**, Pletarstvo na Slovenskem. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1973, 31 S., Abb.

**Ljudmila Bras**, Lesne obrti na Slovenskem. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1979, 37 S., 16 Abb.

**Wolfgang Brückner (Hrsg.)**, Bekleidungs-geschichte und Museum. Symposium in Schloß Hofen 13.–16. 10. 1988, veranstaltet vom Amt der Vorarlberger Landesregierung. Bregenz, Amt der Vorarlberger Landesregierung. 1988, 280 S.

(Inhalt: **Guntram Lins**, Erstmals Landesausstellung in Vorarlberg. 7–8; – **Wolfgang Brückner**, Konzeption und Stand der Vorbereitungen. 9–28; – **Gretel Wagner**, Bilddokumentation und Forschungsliteratur. 29–35; – **Elisabeth Vavra**, Mit-

telalterliche Realienszeugnisse 136–44; – **Jutta Zander-Seidel**, Ausgestellte Lebenswirklichkeit? 45–54; – **Bärbel Kerckhoff-Hader**, Jeansprojekt und Ausstellungserfahrung. 55–62; – **Annemarie Bönsch**, Hochschulprojekte und Ausstellungserfahrung. 63–71; – **Gitta Böth**, Erhebungsprojekt und Ausstellungserfahrung. 72–79; – **Ingeborg Petrascheck-Heim**, Gedanken zu Katalogen für Kostüm- und Textilausstellungen. 80–83; – **Angela Prohaska-Völker**, Österreichisches Museum für angewandte Kunst. 90–95; – **Andreas Ley**, Münchner Stadtmuseum. 106–111; – **Christa Svoboda**, Museum Carolino Augusteum Salzburg. 112–118; – **Sigrid Palmert**, Schweizerisches Landesmuseum Zürich. 119–124; – **Irmgard Peter-Müller**, Historisches Museum Basel. 125–130; – **Georg Kugler**, Monturdepot in der Wiener Hofburg. 131–133; – **Margot Schindler**, Österreichisches Museum für Volkskunde. 134–146; – **Herlinde Menardi**, Tiroler Volkskunstmuseum. 147–151; – **Gisela Jaacks**, Museum für Hamburgische Geschichte. 152–158; – **Heidi Müller**, Museum für Deutsche Volkskunde Berlin. 159–164; – **Almut Junker**, **Eva Stille**, Historisches Museum Frankfurt. 165–173; – **Eva Stille**, Original und Kopie in Textil-Ausstellungen. 174–182; – **Waltraud Berner**, Allgemeine konservatorische Richtlinien zur Ausstellung und Handhabung historischer Textilien. 183–192; – **Christine Spiegel**, Die österreichische Institution „Landesausstellung“. 205–211; – **Johannes Erichsen**, Geschichtsdarstellung im Medium Ausstellung? 212–219; – **Gottfried Korff**, Kleiderwelt: ausgestellt. 220–230; – **Reinhard Johler**, „Fröndä Höttlar“ und „Fründlarhäß“ – Zur Wahrnehmung des Fremden am Beispiel der Kleidung. 239–247; – **Paul Rachbauer**, Möglichkeiten und Grenzen des Vorarlberger Landesmuseums. 248–254; – **Ulrike Längle**, Vom Fremdlerhäß zum Transvestitendress. Kleider in der Literatur aus Vorarlberg. 255–262; – **Wolfgang Brückner**, Das Ausstellungsprogramm in der Diskussion. 263–268; – **Susanne Carell**, Bibliographie zum Ausstellungsthema. 269–276).

**Birgit Brunner-Littmann**, **Regula Hahn**, Motiv und Ornament. Textilien aus der Sammlung des Rätischen Museums Chur (= Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur, 34). Chur 1988, 180 S., Abb.

**Roland Burger u. a. (Hrsg.)**, Ausgelöscht. Vom Leben der Juden in Mödling. Mödling-Wien, Umbruch, 1988, 206 S., Abb.

**André Csatkai**, Anciennes enseignes en Hongrie. Budapest, Corvina, 1971, 48 S., Abb. i. Text u. Tfn. i. Anh.

**Barbara Czerannowski**, Das bäuerliche Altenteil in Holstein, Lauenburg und Angeln 1650–1850. Eine Studie anhand archivalischer und literarischer Quellen (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 20). Neumünster, Wachholtz, 1988, 255 S., Abb. (R)

**Judit Czövek**, Halottlátók a magyar néphagyományban (Totenseher in der ungarischen Volksüberlieferung) (= Studia folkloristica et ethnographica, Bd. 21). Debrecen 1987, 129 S., 2 Ktn.

**Alexi Decurtins**, **Felix Giger (Red.)**, Dicziunari Rumantsch Grischun. 111. Faschicul: imprometter – inamianza. Winterthur, Stamparia Winterthur, 1988.

**Bernward Deneke u. a. (Hrsg.)**, Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Katalog einer Ausstellung im Germanischen Natio-

nalmuseum Nürnberg vom 25. 10. 1988–22. 1. 1989. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 1988, 525 S., Abb.

**Heinz Dopsch, Hans Spatzenegger (Hrsg.)**, Geschichte Salzburgs. Stadt und Land. Band II: Neuzeit und Zeitgeschichte (2 Teile). Salzburg, Anton Pustet, 1988, 1360 S., Abb.

**James Dow, Rolf W. Brednich (Hrsg.)**, Internationale Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1983 und 1984 mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Bonn, Dr. Rudolf Habelt, 1988, 367 S., 8835 Nrn. Autorenregister, Sachindex dt., engl., frz.

**Astrid Eichstedt, Bernd Polster**, Wie die Wilden. Tänze auf der Höhe ihrer Zeit. Berlin, Rotbuch, 1985, 143 S., Abb.

**István Erdelyi**, L'Art des Avars. Budapest, Corvina, 1966, 65 S., Abb. i. Text u. Tfn. i. Anh.

**Robert Favreau (u. a.)**, Le Diocèse de Poitiers (= Histoire des diocèses de France, Bd. 22). Paris, Beauchesne, 1988, 366 S.

**Sarolta Felhüsné Csiszar**, Temetkezési szokások a Beregi-Tiszaháton (Bestattungsbräuche auf dem Theissrücken von Bereg) (= Studia folkloristica et ethnographica, Bd. 20). Debrecen 1986, 196 S. Zusammenfassung S. 183–186.

**Hannelore Fielhauer**, Schlüssel und Schlösser oder Psychologie der Sicherheit. Wien, A. Schendl, 1988, 96 S., Abb.

**Ulrich Fliess**, Bilderbogen – Kinderbogen. Populäre Druckgraphik des 19. Jahrhunderts. Begleitheft zur Ausstellung. Hannover, Historisches Museum am Hohen Ufer, 1980, 80 S., 47 Abb.

**Ulrich Fliess**, Keramik. Kunsthandwerk Richard Uhlemeyer, Hannover 1935–1961. Hannover, Historisches Museum am Hohen Ufer, 1983, 126 S., Abb.

**Ulrich Fliess**, Arbeitsgeschirr deutscher Zimmerleute. Werkzeuge und Bilder. Begleitheft zur Ausstellung. Hannover, Historisches Museum, 1984, 15 S., Abb.

**Ulrich Fliess (u. a.)**, Alte Bauernteppiche. Höhepunkte finnischer Webkunst. Hannover, Historisches Museum am Hohen Ufer, 1986, 93 S., Abb.

**Václav Frolec (u. a.)**, Vánoce v české kultuře. Vyšehrad 1988, 439 S., Abb.

**György Gabry**, Alte Musikinstrumente. Budapest, Corvina, 1976 (2), 45 S., Abb. i. Text u. Tfn. i. Anh.

**Esther Gajek**, Adventskalender von den Anfängen bis zur Gegenwart. München, Süddeutscher Verlag, o. J., 136 S., 101 Abb.

**Arne Gallis (Red.)**, Med Johan på sjø og på land. Johan Liverød forteller fra livet i Vestfold (= Norsk Folkeminnelags skrifter, Nr. 131). Oslo, Norsk Folkeminnelag/Aschehoug, 1988, 159 S., Abb.

**Siegwald Ganglmair, Regina Forstner-Karner (Red.),** Der Novemberpogrom 1938. Die „Reichskristallnacht“ in Wien. Katalog zur 116. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 10. 11. 1988–29. 1. 1989. Wien, Museen der Stadt Wien, 1988, 175 S., Abb.

**Heinrich Geuder,** Stadt- und Dorferneuerung – Perspektiven in Gegenwart und Zukunft (= Schriftenreihe für Kommunalpolitik, H. 10). Wien, Österr. Wirtschaftsverlag, 1987, 157 S.

**Grance Golob,** Slovenska ljudska umetnost. Likovna umetnost na kmetijah. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1979, 103 S., Abb.

**Bettina Greffrath,** Hermann Wöhler – Märchenbilder. Hannover, Historisches Museum am Hohen Ufer, 1987, 36 S., Abb.

**Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin, Heinz Schilling (Hrsg.),** Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongreß in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987. 2 Teile (= Notizen, Bd. 28). Frankfurt, Inst. f. Kulturanthropol., 1988, 760 S., Abb.

(Inhalt: **Konrad Köstlin,** Die Erfahrung des Fremden. 17–26; – **Ina-Maria Greverus,** Kulturdilemma. Die nahe Fremde und die fremde Nähe. 27–48; – **Herbert Schwedt,** Fremdheit – Chance und Schicksal. 49–58; – **Barbara Kirshenblatt-Gimblett,** Authenticity and Authority in the Representation of Culture: The Poetics and Politics of Tourist Production. 59–70; – **Jeremy Boissevain,** More Fireworks for the Saints: Ritual and the Quest for Identity in Malta. 71–78; – **Péter Niedermüller,** Stadtkultur und Nationalkultur. Kulturkontakt und Kulturkonflikt in den ungarischen Städten. 79–88; – **Utz Jeggle,** Deutung und Bedeutung des Fremden in und um uns. 89–98; – **Rolf Lindner,** Wer wird Ethnologe? Biographische Aspekte der Feldforschung. 99–108; – **Jurij Fikfak,** Ethnographische Skizze der Ethnographie. Kollegen mit den fremden Augen gesehen oder: wie wir uns kennen und kennenlernen. 109–114; – **Johani U. E. Lehtonen,** Wo beginnt das Fremde? 115–116; – **Martina Majer,** Befremden in der Feldforschung – Verfremdung des Materials. 117–119; – **Ulrich Tolksdorf,** Volkskundliche Flüchtlingsforschung. Stand und Probleme. 123–128; – **Alexander von Plato,** Fremde im Revier. 129–134; – **Jutta Beyer, Everhard Holtmann,** „Geräuschlose Eingliederung“, verspätete Politisierung. Zur politischen Interessensvertretung von Flüchtlingen in Bayern und Nordrhein-Westfalen 1945 bis 1952. 135–144; – **Annemie Schenk,** Die Fremde als neuer Lebensraum. Donauschwaben im Spannungsfeld von Anpassung und Beharrung. 145–156; – **Peter Assion,** Fremdheitserwartung und Fremdheitserfahrung bei den deutschen Amerikaauswanderern im 19. Jahrhundert. 157–168; – **Klaus Guth,** Migration in und aus Franken im 19. Jahrhundert. Auf der Suche nach kultureller Identität. 169–188; – **Kai Rohkohl,** Die Mennoniten. Ein Volk auf der Wanderung. 189–196; – **Günther Kapfhammer,** Nicht aus Abenteuerlust, sondern um zu überleben. Zur historischen Migration lohnabhängiger Landarbeiter in Bayern. 197–200; – **Elisabeth Fendl,** Der Aufbau, der Mythos eines Aufbaus und der Aufbau eines Mythos. 201–204; – **Andreas Grether,** Folklorismus bei ungarndeutschen Landsmannschaften heute. 205–208; – **Libuse Volbrachtová,** Der Kulturschock der „kleinen Unterschiede“. 209–218; – **Hans Griefmair,** Die Option in Südtirol 1939. Volkskunde als Hilfswissenschaft zur Umsiedlung. 219–220; – **Peter Assion, Peter Schwinn,** Migration, Politik und Volkskunde 1940/43. Zur Tätigkeit des SS-Ahnenerbes in Südtirol. 221–229; – **Max Matter,** Warum sind wir uns so fremd

geworden? Aspekte des Kulturkontakts und -konflikts im Prozeß der Arbeitsmigration. 231–242; – **Christian Giordano**, „Miserabilismus“ als Ethnozentrismus. Zur Kritik der Kulturkonfliktthese in der Migrationsforschung. 243–250; – **Claudia Schöning-Kalender**, Die Familie, die Fremde und die Kolonie. Zur Kulturspezifität türkischer Arbeitsmigration. 251–254; – **Werner Schiffauer**, Das Eigene und das Fremde. Bemerkungen zum Wandel von Fremd- und Selbstverständnis im Prozeß der Arbeitsmigration. 255–262; – **Süleyman Yıldız**, Zur Frage der kulturellen Diversifikation der türkischen Migrantenkinder durch die Schulbücher. 263–268; – **Hüsni Arıcı**, Adjustment Problems of Returning Turkish Migrant Children. 269–282; – **Gabriele Müller**, „Am liebsten möchte ich in beiden Ländern leben“. Ein Bericht über eine Untersuchung zur Situation von Kindern türkischer Remigranten. 283–292; – **Gerhard Mittelstädt**, Nonverbale Indikatoren für soziokulturelle Orientierungen. Interkulturelle Vergleiche der Zeichnungen von deutschen, ausländischen und Migrantenfamilien. 293–306; – **Munip Bineyioğlu**, Wie wirkt sich die Assimilation türkischer Jugendlicher auf ihren Alkoholkonsum aus? 307–310; – **Abdurrachman Güzel**, Erziehung der türkischen Arbeitnehmerkinder in Deutschland und ihr Kulturunterricht. 311–318; – **Marita Zimmermann**, Implikation des direkten Kulturkontaktes – die Kulturbeziehung beim Wort genommen. 323–328; – **Dieter Kramer**, Implikationen des direkten Kulturkontaktes: die touristische Begegnung. 329–338; – **Dieter Danckwortt**, Austauschforschung und der Wandel der Kulturbeziehungen zum Ausland. 339–342; – **Ronald Lutz**, Städtepartnerschaft als politische Selbstdarstellung. 343–348; – **Adelheid Schrutka-Rechtenstamm**, Kommunikationsmodelle im Tourismus. Versuch einer Analyse in zwei steirischen Regionen (Südoststeiermark und Salzkammergut). 349–356; – **Hans Haid**, Tourismus als Stress und Störfaktor. Soziokulturelle Folgen für die Bevölkerung in den Ziel-Regionen... 357–364; – **Gerhard Jost**, Tourismus in einem griechischen Dorf (Stoupa) und seiner Region. 365–368; – **Ronald Lutz**, Feldforschung als Tourismus. 369–374; – **Regina Römhild**, „Histourismus“. Der ganz alltägliche Kulturkonflikt zwischen Stadt und Land. 375–378; – **Christiane Schurian-Bremecker**, Kenia in der Sicht deutscher Touristen. Eine Analyse von Denkmustern und Verhaltensweisen beim Urlaub in einem Entwicklungsland. 379–382; – **Gerhard Th. Ongvert**, Tourismus als Kulturbeziehung. 383–386; – **Eno Beuchelt**, Psychologische Aspekte der Tourismusforschung. 387–388; – **Sabine Küsting**, **Gisela Welz**, Fremde Kultur als Muster für Alternativkulturen und soziale Bewegungen. 403–410; – **Andreas Bruck**, Kulturvergleich zur Kulturkritik. Wege und Probleme der Nutzung fremder Kulturen, analysiert am Beispiel der Ehe- und Sexualreformbestrebungen um die Jahrhundertwende. 411–420; – **Erika Haindl**, Im Schatten des Lebensbaums die ganze Gesundheit wiederfinden. Ganzheitliche Gesundheit als Phänomen ausbalancierter Kräfte. 421–434; – **Projektgruppe Frankfurt**, Urbanität und Spiritualität: Die Konvergenz von eigener und fremder Kultur in den Raumeignungen der „New Age“-Bewegung. 435–442; – **Cillie Rentmeister**, Frauenwelten – fern, vergangen, fremd? Die Matriarchatsdebatte und die Neue Frauenbewegung. 443–460; – **Volker Hamann**, **Barbara Wolbert**, „Brücke zwischen zwei Welten“ und „Zwischenfeld zwischen den Kulturen. Vorstellungen zu kulturellen Übernahmen aus Afrika in der deutschen Alternativkultur. 461–470; – **Hannelore Vögele**, Anders leben lernen. Veränderte Lebenspraxis ehemaliger Entwicklungshelfer am Beispiel der „Lernwerkstatt“. 471–478; – **Gabriele Speckels**, Naturkost: Geschmack am Fremden. 479–482; – **Lothar Voigt**, Der Punk im Alltag. 483–486; – **Rolf Wilhelm**

**Brednich**, Medien und Kulturkontakt. 489–498; – **Andreas Hartmann**, Reisen und Aufschreiben 1795. Die Rolle der Aufschreibsysteme in der Darstellung des Fremden. 499–506; – **Peter Mesenhöller**, „Wenig über das Thier erhaben“. Zum Bild des Maori in den populären Medien des frühen 19. Jahrhunderts. 507–516; – **Hartwig Gebhardt**, Kollektive Erlebnisse. Zum Anteil der illustrierten Zeitschriften im 19. Jahrhundert an den Erfahrungen des Fremden. 517–544; – **Thomas Theye**, Vergessene Schränke. Fotosammlungen des 19. Jahrhunderts in deutschen Völkerkundemuseen. 545–554; – **Brigitta Hauser-Schäublin**, Die Rolle der Völkerkundemuseen bei der Vermittlung von Fremdbildern. 555–562; – **Ansgar Häfner**, Das Kinder- und Jugendbuch als Träger und Vermittler von Fremdbildern. 563–570; – **Herbert Jost**, Möglichkeiten und Grenzen der Darstellung fremder Lebensweisen im Fernsehen. 571–574; – **Dirk Sager**, Bilder von den Russen. Erfahrungen als Auslandskorrespondent. 575–578; – **Rolf Wilhelm Brednich**, Medien und Kulturkontakt. Zusammenfassung der Diskussion in der Arbeitsgruppe 5. 579–582; – **Heinz Schilling**, Eigene Fremde oder: Die Chance des Fremden, fremd zu bleiben. 585–590; – **Ders.**, Vertraut und unbekannt. Fremdheitserfahrungen im eigenen Land. 591–602; – **Mathilde Schulte-Haller**, Die Schweiz und ihre Fremden. Die Rolle der nationalen Identität im Umgang mit dem Fremden. 603–612; – **Ueli Gyr**, Binnenmobilität und interkulturelles Alltagsverhalten. 613–622; – **Katharina Steffen**, Die Schweiz aus der Ferne. Ein Land zwischen Babylon, terrain vague und Garten Eden. 623–636; – **Hans-Achim Schubert**, Entfremdung in der eigenen Gesellschaft oder „eigene Fremde“. 637–642; – **Roderich Feldes**, Das Knopfgiebersyndrom. Psychische Klimaveränderungen in einem Dorf. 643–654; – **Signe Seiler**, „Wir sind hier, um euch zu beschützen“. PCS to Germany (permanent change of station). 655–664; – **Mechtild Weiß-de Velásquez**, Ein Ausländerprojekt als Erfahrungssproß. 665–672; – **Beatrice Ploch**, **Susanne Raschke-Ostermann**, **Hermann Tertilt**, Eigene Fremde jenseits der Grenze. 673–686; – **Kristin Koch**, **Regina Römhild**, **Cornelia Rohe**, Stadtgeschichte und Identitätsmanagement. Aspekte aktueller Architekturrezeption in Frankfurt. 689–702; – **Erika Haindl**, Dorferneuerung – ten years after. Exkursion nach Waldamorbach. 703–709).

**Angéla Heji-Detari**, Anciens joyaux hongrois. Budapest, Corvina, 1965, 65 S., Abb. i. Text u. Tfn. i. Anh.

**Peter Olof Holmäng**, Idrott och utrikespolitik. Den svenska idrottsrörelsens internationella förbindelser 1919–1945 (= Meddelande från Historiska institutionen i Göteborg, Nr. 37). Göteborg 1988, 329 S., Tbn. Zusammenfassung S. 300–309.

**Fritz Hörmann (Red.)**, Der Pongau. Alte Bilder, historische Pläne (= Schriftenreihe des Museumsvereines Werfen, Bd. IV). Werfen, Museumsverein, 1988, 144 S., Abb.

**Rüdiger Joppien (Bearb.)**, Schmuck (= Bildführer kunstgewerblicher Techniken, H. 2). Köln, Kunstgewerbemuseum, 1981, 40 S., 80 Abb.

**Kriemhild Kapeller**, Kinder- und Frauenarbeit. Der notwendige Nebenverdienst aus der Heimarbeit. Am Beispiel der Kettenstichstickerinnen in Buch bei Wolfurt. Graz 1987, 129 S. (Dipl. Arb. am Institut für Volkskunde der Universität Graz).

**Márta Kapros**, A születés szokásai és hiedelmei az Ipoly mentén (Bräuche und Glaubensarten in Verbindung mit der Geburt entlang des Flusses Ipoly) (= Studia

folkloristica et ethnographica, Bd. 18). Debrecen 1986, 381 S. Zusammenfassung S. 372–376.

**Ulrike Kerschbaum, Erich Rabl (Hrsg.)**, Heimatforschung heute. Referate des Symposiums „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24.–26. 10. 1987 in Horn (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 29). Krems-Horn 1988, 196 S., Abb. (R)

(Inhalt: **Helmuth Feigl**, Quellen zur Regional- und Lokalgeschichte im NÖ Landesarchiv mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels. 9–32; – **Hermann Steininger**, Heimatkunden im Waldviertel ab 1945. 33–42; – **Klaus-Dieter Mulley**, Orts- und Regionalgeschichte. Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation. 43–52; – **Ders.**, Heimat/Alltag/Region und Geschichte. Eine Auswahlbibliographie zur Diskussion in Österreich und in der BRD. 53–58; – **Thomas Winkelbauer**, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel. 59–86; – **Friedrich Schragl**, Die Erforschung einer Pfarrgeschichte [mit Berücksichtigung der Auswertung der Kirchenmatriken und Benützung der Pfarrarchive]. 87–94; – **Kurt Klein**, Auswertung statistischer Quellen. 95–112; – **Harald Hinz**, Was kann die moderne Geographie der Heimatkunde bieten? 113–130; – **Oliver Rathkolb**, Neue Wege in der Geschichtsschreibung über politische Parteien im Waldviertel nach 1918. 131–142; **Robert Streibel**, Krems 1938–1945. Ein Sperrbezirk für Historiker? [Ein Forschungsbericht]. 143–170; – **Reinhard Jöhler**, Neue Wege in der Alltagsgeschichte. 157–170; – **Erich Rabl**, Das Stadtarchiv Horn. 171–176; – **Ders.**, Auswahlbibliographie neuerer Waldviertel-Literatur. 177–195).

**J. Killian**, Chronik von Frauenhofen 1952. Wien, Österr. Agrarverlag, (1953), 290 S., Abb., Beil. i. Anh.

**Ulrike Kindl**, Kritische Lektüre der Dolomiten sagen von Karl Felix Wolff. Band 1: Einzelsagen. San Martin de Tor, Istitut Ladin „Micurà de Rü“, 1983, 261 S.

**Matjaz, Kmecl**, Die Schätze Sloweniens. Aus dem Slowenischen von Drago und Käthe Grah. Ljubljana, Cankarjeva založba, 1987 (2), 336 S., Abb.

**Othmar Knapp**, 900 Jahre Pfarre Raabs/Thaya „Zu Maria Himmelfahrt am Berge“. Geschichte der Mutterpfarre Raabs – Beitrag zur Landesgeschichte Niederösterreichs. Raabs/Thaya, Pfarramt, 1982, 247 S., Abb.

**Erich Köllmann, Peter Volk, Gisela Reineking von Bock (Bearb.)**, Volkskunst aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Ausstellung in der Kunsthalle Köln 9. 11. 1968–6. 1. 1969. Köln, Kunstgewerbemuseum, 1968, 374 S., 208 Abb.

**Eduard Kranner**, Krems. Antlitz einer alten Stadt. Krems, Josef Faber, 1979, 367 S., Abb.

**Hans Krehan**, Geschichte von Stockerau. Krems, Josef Faber, 1979, 367 S., Abb.

**Franz Josef Kühnen, Anna-Dorothee von den Brincken (Bearb.)**, 500 Jahre Buch und Zeitung in Köln. Ausstellung, vor allem aus den Beständen der Universitäts- und Stadtbibliothek, veranstaltet von der Stadt Köln im Overstolzenhaus 2. 10.–28. 11. 1965. Köln, Museen der Stadt Köln, 1965, 158 S., 32 Tfn.

**Rudolf Kurzemann**, O Bömm kond tanza. Gedichte in Götznier Mundart. Bregenz, fink's Verlag, 1988, 100 S., Holzschnitte v. J. Hofer.

**Renate Langenfelder**, „Eynem Spitzen-Schleyer gleich...“ Die Spitzensammlung des Salzburger Museums Carolino Augusteum aufgerollt von -. Katalog zur 130. Sonderausstellung, 10. 6.–11. 9. 1988. Salzburg, Salzburger Museum C.A., 1988, 60 S., Abb.

**Luigi Lao (Hrsg.)**, European Folk Art – Art Popolare Européen – Arte Popolare Europea – Europäisches Heimatwerk. Catalogo della 1a mostra dell'Arte Popolare Europea 1984/85. Sassari, Carlo Delfino, 1984, 415 S., 159 Abb.

**Albrecht Lehmann, Andreas Kuntz (Hrsg.)**, Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Gerhard Lutz zum 60. Geburtstag (= Lebensformen, Bd. 3). Berlin-Hamburg, Dietrich Reimer, 1988, 393 S., Abb.

(Inhalt: **Christoph Daxelmüller**, Vergessene Geschichte. Die „Gesellschaft für jüdische Volkskunde“ in Hamburg. 11–32; – **Wolfgang Brückner**, Deutsche Philologie und Volkskunde an der Universität Würzburg bis 1925. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Institutionengeschichte. 33–62; – **Olaf Bockhorn**, Zur Geschichte der Volkskunde an der Universität Wien. Von den Anfängen bis 1939. 63–84; – **Albrecht Lehmann**, Volkskundliche Feldforschung und Riehl-Kritik. Methodologische Anmerkungen zur neuen Riehl-Diskussion. 85–102; – **Vladimír Karbusický**, Volkskundliche Quellen zu einer „Geschichte von unten“. 103–138; – **Helmut Möller**, Das „Weltliche Kloster“. Topos und „geliebte Utopie“. 139–160; – **Kai Detlev Sievers**, Staatliche Feiern als dramatische Handlungen. Grundsteinlegung und Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals 1887 und 1895. 161–196; – **Joachim Friedrich Baumhauer**, Regional – national – nationalsozialistisch. Wandlungen des Nationalgefühls in einem niedersächsischen Dorf. 197–218; – **Rolf Wiese**, Darstellung und Anwendung der Modellanalyse am Beispiel der Technisierung der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. 219–242; – **Karl-S. Kramer**, Archivalische Nachrichten über Rügebräuche in Schleswig-Holstein. 243–256; – **Herbert Schwedt**, St. Martin, vorwärtsreitend. Zur Transformation und Diffusion eines Brauchkomplexes. 257–266; – **Dietmar Sauermann**, Der christliche Festkalender. Quantifizierende Untersuchungen zur Gliederung des Jahres. 267–290; – **Michael Meraklis**, Drama im Dromenon. 291–300; – **Konrad Köstlin**, Zur frühen Geschichte staatlicher Trachtenpflege in Bayern. 301–328; – **Max Matter**, ... an der Spitze der Landleute gingen ihre Obrigkeiten; die jungen Bäuerinnen waren im alten, mahlerischen Costum ihrer Cantone gekleidet... Zur Folklorisierung des schweizerischen Hirtenlandes. Die Alphirtenfeste in Unspunnen. 329–344; – **Andreas Kuntz u. a.**, Versteigerer auf dem Altonaer Fischmarkt. Eine Übung zu „Beobachtung und Beschreibung“. 345–358; – **W. F. H. Nicolaisen**, Once Upon a Place, or where is the World of the Folk tale? 359–366; – **Leander Petzoldt**, Mord-Herbergen. Zur Text- und Überlieferungsgeschichte einer Zeitungssage (AaTh 939A) und verwandter Erzählungen. 367–380; – **Andreas Kuntz**, Biographisches Erinnern und keramische Produktion. Zur biographischen Methode in der Sachkultur-Forschung. 381–393).

**Konrad Leube u. a. (Hrsg.)**, Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. Hrsg. v. Deutschen Jugendinstitut. München, Kösel, 1988, 450 S., Abb.

(Inhalt: **Rudolf Bauer**, „...sich wechselseitig veredeln...“ – Zur sozialen Durchsetzung des bürgerlichen Familienideals. 13–22; – **Elisabeth Beck-Gernsheim**, „Wir wollen niemals auseinander gehen...“ – Zur Geschichte von Partner-

wahl und Ehe. 23–34; – **Jutta Stich**, Herd, Acker, Fabrik – Wie sich Erwerbsstrukturen von Frauen und die Lebensformen gewandelt haben. 35–48; – **Irene Hardach-Pinke**, „Du sollst Vater und Mutter ehren...“ – Generationsbeziehungen im Wandel. 49–58; – **Maria S. Rerrich**, Kinder ja, aber... – Was es Frauen schwer macht, sich über ihre Kinderwünsche klar zu werden. 59–66; – **Hans Bertram**, Immer weniger Kinder, immer mehr Erziehung? 67–76; – **Heinz Schattner**, **Marianne Schumann**, Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder – Stieffamilien. 77–88; – **Hanna Permien**, Zwischen Existenznöten und Emanzipation – Alleinerziehende Eltern. 89–98; – **Alfred Hössl**, **Jens Lipski**, Ein Kampf um Normalität – Familien mit behinderten Kindern. 99–106; – **Hanne Pongratz**, Mütter im „leeren Nest“ – Wenn die Kinder aus dem Haus sind... 107–118; – **Rosemarie von Schweitzer**, Junge Oma, altes Eisen? Älterwerden heute. 119–132; – **Angelika Diezinger**, **Karin Jurczyk**, **Carmen Tatschmurat**, Kleine und große Experimente – Die Neuen Frauen. 133–144; – **Konrad Leube**, Neue Männer, neue Väter – neue Mythen? 145–154; – **Jutta Stich**, „Spätere Heirat nicht ausgeschlossen...“ – Vom Leben ohne Trauschein. 155–162; – **Lising Pagenstecher**, O tempora, o mores! Sexualität. 163–178; – **Ulrike Partiny**, **Wolfgang Voegeli**, Die Ehe endet, die Beziehungen bleiben – Scheidung. 179–188; – **Michael-Sebastian Honig**, Vom alltäglichen Übel zum Unrecht – über den Bedeutungswandel familialer Gewalt. 189–204; – **Ilona Ostner**, Die kurze Geschichte der Haus(frauen)arbeit. 205–228; – **Klaus Wahi**, Geld, Sinn, Streß – Was Erwerbsarbeit für Familien bedeutet. 229–238; – **Monika Jaeckel**, Küche und Büro – Frauen zwischen Familien- und Erwerbsarbeit. 239–250; – **Teresa Kulawik**, Familien in Armut – Zur gesellschaftlichen Ausgrenzung von Frauen und Kindern. 251–258; – **Walter Hornstein**, Vater ist arbeitslos – Was passiert in der Familie? 259–270; – **Peter Borscheid**, Zwischen privaten Netzen und öffentlichen Institutionen. Familienumwelten in historischer Perspektive. 271–280; – **Jan H. Marbach**, **Kornelia Schneider**, Kleinkindererziehung – allein Sache der Familien? Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren. 291–296; – **Hedi Colberg-Schrader**, Wandel und Annäherung – Kindergarten und Familien. 297–304; – **Rudolf Pettinger**, Nebeneinander, gegeneinander, miteinander? Familie und Schule. 305–314; – **Greta Tüllmann**, **Gisela Erler**, Familien-selbsthilfe – Ein neues Konzept stellt sich vor., 315–332; – **Eberhard Mühlich**, **Ilona Mühlich-Klinger**, Raum in der kleinsten Hütte? Wie Familien wohnen. 333–344; – **Mathilde Kreil**, Arbeiten um zu leben oder leben, um zu arbeiten? Familien auf dem Land. 345–354; – **Alice Münscher**, Eine schwierige Reise – Ausländische Familien in der Bundesrepublik. 355–362; – **Donata Elschenbroich**, Eine Familie, zwei Kulturen – Deutsch-ausländische Familien. 363–372; – **Ingeborg Weber-Kellermann**, Immer ein Anlaß zum Feiern... – Familienfeste gestern und heute. 373–380; – **Jürgen Barthelms**, **Ekkehard Sander**, Familie trotz Fernsehen? Medien im Familienalltag. 381–394; – **Gerhard H. Beisenherz**, Computern – das neue Familienspiel. 395–402; – **Michael N. Ebertz**, Heilige Familie? Die Herausbildung einer anderen Familienreligiosität. 403–414; – **Renate Mitleger**, **Richard Rathgeber**, Der mühsame Weg zur Gleichberechtigung – Das Eherecht. 415–424; – **Dies.**, Wer hat das letzte Wort? Das Rechtsverhältnis zwischen Eltern und Kindern. 425–438; – **Yvonne Mevius**, Von alternativen Lebensformen zurück zur Familie? 439–444).

**Renaat van der Linden**, Maria Bedevaartvaantjes. Verering van onze-lieve-vrouw op 1175 vaantjes. Brügge, Tabor, 1988, 327 S., Abb.

**László Lukacs (Hrsg.)**, Märkte und Warenaustausch im pannonischen Raum. Vorträge des 4. Internationalen Symposiums „Ethnographia Pannonica“ in Székesfehérvár 1987 (= Bulletin du musée Roi Saint-Etienne, Série A, Nr. 28). Székesfehérvár 1988, 190 S., Graph.

(Inhalt: **Iván Balassa**, Zur Geschichte der Ethnographia Pannonica. 7–8; – **László Lukács**, Volkskundliche Forschungen von Milovan Gavazzi im Pannonischen Raum. 9–14; – **Milovan Gavazzi**, Zu einigen Problemen der Volkskulturforschung im Pannonischen Raum. 15–25; – **Václav Frolec**, Die Mährischen Städte als Zentren des Warenaustausches. 26–31; – **Béla Gunda**, Volkskundliche Handelsbeziehungen zwischen Süd-Transdanubien und Slawonien. 32–38; – **Werner Nachbaur**, Wanderhändler in Wien um die Jahrhundertwende. 39–43; – **Imre Dankó**, The Ethnocultural Role of the Transdanubian Fairs. 44–50; – **Gabriella Schubert**, Ungarische Einflüsse im Handelswesen der Nachbarvölker. 51–63; – **József Liszka**, Warenaustausch und Wanderhändler in dem slowakischen Teil der Kleinen Tiefebene. 64–68; – **János Fatuska**, Dörfer und Städte des Totiser Beckens als Produktions- und Absatzgebiet. 68–72; – **Ferenc Winkler**, Über die Möglichkeit des Handels im Komitat Somogy während des 18. und 19. Jahrhunderts. 73–77; – **Libuše Kašpar**, Wax-Chandlers and Honey-Bread Men in Karlovac at Fairs and Church Feasts Past and Present. 78–82; – **Hermann Steininger**, Beispiele zum Handel mit Keramik in Europa. 83–93; – **Imre Gráfi**, Töpfer aus dem Tal von Velemér. 94–101; – **Erzsébet Sergö**, Handel mit der Dörfer Keramik. 102–106; – **István Pintér**, Volkstümliche Heilwasserhandel in Westpannonien. 107–110; – **Ottó Domonkos**, Marktverkehr – Taufe – Weihe. 111–114; – **Gezá Balázs**, Einfluß der liquidierten transdanubischen Eisenbahnlinien auf das Volksleben. 115–118; **László Novák**, Trade and Migrational Connections between Transdanubia and the Area between the Rivers Danube and Tisza in the 17th–19th Centuries. 119–121; – **Manda Svirač**, Brotgebäcke und ihre Funktion auf den Märkten. 122–128; – **Attila Selmeczi Kovács**, Die Ölhändler. 129–135; – **Mária Kiss**, „Volksansammlungen“ und Kommunikationsstrukturen bei den Südslaven in Ungarn. 136–140; – **Zsuzsanna Tátrai**, Wallfahrtsgeschenk, Marktgeschenk. 141–143; – **Vilmos Voigt**, Pannonischer Folklorewarenaustausch. 144–149; – **Olaf Bockhorn**, „Magyarul beszélünk“ Ungarische Touristen in Wien. 150–158; – **František Kalesný**, Über den ambulanten Verkauf handwerklicher Erzeugnisse im Feudalismus. 159–163; – **Tamás Hoffmann**, Die Marktflecken in Ungarn – ein kulturelles Phänomen. 164–166; – **Marta Sigmundová, Ján Botík**, Economic Diaries as a Source of Study of the Exchange of Goods in a Peasant Environment. 167–174; – **Lubica Falt'anová**, The Main Directions of Trade from Slovakia. 175–183 – **Zsigmond Csoma**, Märkte in Oberwart, ihre Bedeutung für den Warenaustausch und Warentransport. 184–187; – **Attila Paládi-Kovács**, The Ethnography of the Markets and the Exchange of Goods in Central Transdanubia. 188–189)

**Tullia Magrini, Roberto Leydi (Red.)**, Lo Spettacolo. Guida allo studio della cultura del mondo popolare in Emilia e in Romagna (II) (= Ricerche dell'Istituto per i beni artistici culturali naturali della Regione Emilia-Romagna, Bd. 13). Bologna, Nuova Alfa, 1987, 214 S., Abb.

**Gorazd Makarovič**, Kic – Kitsch. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1971, 27 S., Abb. Summary S. 17–18.

**Gorazd Makarovič**, Cvetlice v ljudski umetnosti – motivi v oblikovanju za kmetije. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1973/74, 86 S. 71 Abb. Summary: Flowery Motifs in Art Intended for Farmhouses. S. 39–42.

**Marija Makarovič**, Kmečki nakit. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1965, 15 S., Abb.

**Marija Makarovič**, Slovenska kmečka nosa od konca 19. stoletja do danes. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1974, 39 S., 16 Abb.

**Marija Makarovič**, Medsebojna pomoc na vasi na Slovenskem. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1979, 29 S.

**Gerardo de Marco**, Dalle Ceneri alla Settimana Santa. Processioni, statue, marce funebri, tradizioni a Molfetta. Molfetta, Mezzina, 1987 (2), 215 S., Abb.

**Joachim Münzing**, Der historische Walfang in Bildern (= Sammlungen des Altonaer Museums in Hamburg, H. 13). Herford, Koehler, 1987, 142 S., 106 Abb.

**Livia Nekam**, Alte ungarische Apotheken. Budapest, Corvina, 1969, 65 S., Abb. i. Text u. Tfn. i. Anh.

**Otto Oberhauser**, Bergverwandte im östlichen Nordtirol 1543–1799 als Ergebnis einer Familienforschung. Wien, Selbstverlag, 1988, 52 S., Abb., Kt. extra.

**Wolf Oschlies**, Rumäniendeutsches Schicksal 1918–1988. Wo Deutsch zur Sprache der Grabsteine wird... Köln-Wien, Böhlau, 1988, 200 S., Abb. (R).

**Athanasios Paliouras**, The Monastery of St. Catherine on Mount Sinai. Glyka Nera Attikis 1985, 36 S., 234 Abb. i. Anh.

**Eva Pancuhova**, Drevené ľudové hracky v slovenských múzeách (Volkstümliches hölzernes Spielzeug in den slowakischen Museen). Martin 1988, 171 S., Abb. Zusammenfassung S. 159–164.

**Kurt Petermann**, Tanzbibliographie. Verzeichnis der in deutscher Sprache veröffentlichten Schriften und Aufsätze zum Bühnen-, Gesellschafts-, Kinder-, Volks- und Turniertanz sowie zur Tanzwissenschaft, Tanzmusik und zum Jazz. Leipzig, VEB Bibliograph. Institut, 1966–1971, 960 S. (12 Lieferungen).

**Rudolf Post, Josef Schwing (Bearb.)**, Pfälzisches Wörterbuch, Bd. V, Lfg. 35: obendraußen – Rassel. Wiesbaden-Stuttgart, Franz Steiner, 1988.

**Matthias Puhle**, Stadt und Geld im ausgehenden Mittelalter. Zur Münzgeschichte „Van der agemunte“ des Braunschweiger Autors Hermen Bote (ca. 1450–1520) (= Arbeitsberichte, 58). Braunschweig, Städtisches Museum, 1988, 31 S., Abb.

**Gisela Reineking von Bock, Carl-Wolfgang Schumann**, Keramik. Vom Historismus bis zur Gegenwart. Sammlung Gertrud und Dr. Karl Funke-Kaiser. Köln, Kunstgewerbemuseum, 1975, 452 S., Abb. u. 37 Tfn.

**Thomas Riedmiller**, Arbeitslosigkeit als Thema der Bild-Zeitung (= Untersuchungen des LUI, Bd. 72). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1988, 129 S., Abb.

**Gay Ann Rogers**, Nadel – Faden – Fingerhut. Eine illustrierte Geschichte des Nähzubehörs (= Suchen und Sammeln, Bd. 8), Bern-Stuttgart, Paul Haupt, 1986, 265 S., 193 Abb.

**Elfriede Rottenbach**, Lebendige Volkskunst – Kreuzstichmuster. Graz, Alpenland, 1988 (R)

**Cécil Saint-Laurent**, Drunter. Eine Kultur- und Phantasie-Geschichte der weiblichen Dessous. Wien, Brandstätter, 1988, 279 S., Abb.

**Rudolf Schenda, Hans ten Doornkaat, Erika Keller (Hrsg.)**, Sagen erzähler und Sagensammler der Schweiz. Studien zur Produktion volkstümlicher Geschichte und Geschichten vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Bern-Stuttgart, Paul Haupt, 1988, 642 S., Abb. (R)

(Inhalt: **Rudolf Schenda**, Johannes Stumpf [1500–1577/78]. 91–120; – **Dominik Landwehr**, Ludwig Lavater [1527–1586]. 121–138; – **Daniel Karbacher, Anne Keller**, Renward Cysat [1545–1614]. 139–160; – **Susanne Hablützel**, Hans Rudolf Grimm [1665–1749]. 161–180; – **Werner Schweizer**, Johann Jakob Scheuchzer [1672–1733]. 181–202; – **Urs Siegrist**, Johann Rudolf Wyss [1781–1830]. 203–222; – **Claudia Weilenmann**, Johann Jakob Reithard [1805–1857]. 223–244; – **Martin Heule**, Ernst Ludwig Rochholz [1809–1892]. 245–274; – **Barbara Grisch, Christian Heilmann**, Georg Clemens Kohlrusch [1818–1892]. 275–288; – **Barbara Grisch**, Heinrich Herzog [1822–1898]. 289–306; – **Eduard Hengartner**, Alois Lütolf [1824–1879]. 307–330; – **Peter Pfrunder**, Josef Anton Henne [1798–1870]. 331–350; – **Silvia Danczkay-König**, Dietrich Jecklin [1833–1891]. 351–376; – **Valérie Périllard**, Alfred Cérésolle [1842–1915]. 377–396; – **Heidi Blattmann**, Jakob Kuoni [1850–1928]. 397–418; – **Roman Klinkert, Bettina Büsser**, Caspar Decurtins [1855–1916]. 419–440; – **Ursula Wohlfender**, Josef Müller [1870–1929]. 441–460; – **Marianne Preibisch**, Johannes Jegerlehner [1871–1937]. 461–480; – **Claudia Bürgi, Brigitt Flueler**, Franz Niderberger [1876–1931]. 481–504; – **Vreni Traber**, Walter Keller [1882–1966]. 505–520; – **Hans ten Doornkaat**, Arnold Blüchli [1885–1970]. 521–598)

**Ivan Sedej, Franci Šarf**, Kmecka hisa na Slovenskem alpskem ozemlju. (Das Bauernhaus im slowenischen Alpenbereich vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 19. Jhds. Das Innere des Bauernhauses) Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1970, 36 S., Abb. i. Text u. i. Anh. Zusammenfassung S. 23–36

**Gerd Spies**, Vom Leben braunschweiger Landleute. Volkslebenbilder von Carl Schröder (1802–1867) (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Bd. 10/Der ganzen Reihe Bd. 71), Braunschweig, Städtisches Museum, 1988, 141 S., 118 Abb.

**Jan Spies**, Die Braunschweiger Hildebrand & Wolfmüller. Das erste Serienmotorrad der Welt (= Arbeitsberichte, 57). Braunschweig, Städtisches Museum, 1988, 100 S., Abb.

**James P. Spradley, Davic W. McCurdy (Hrsg.)**, Conformity and Conflict. Readings in cultural anthropology. Boston-Toronto, Little, Brown and Company, 1986 (6), 435 S., Abb.

**Jürgen Steen, Wolf von Wolzogen (Bearb.),** „Die Synagogen brennen...!“ Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt (= Kleine Schriften des Historischen Museums, Bd. 41), Frankfurt/M., Historisches Museum, 1988, 234 S., Abb.

**István Sztrinko,** Népi építészet a Duna – Tisza közén (Volkstümliche Architektur im Donau-Theiss-Zwischenstromland) (= Studia folkloristica et ethnographica, Bd. 22), Debrecen 1987, 138 S., 75 Abb. Zusammenfassung S. 121–124

**Brigitte Tietzel,** Fayence I – Niederlande, Frankreich, England. Köln, Kunstgewerbemuseum, 1980, 408 S., Abb.

**Ludwig Vögely,** Sagen des Kraichgaus. Zwischen Odenwald und Schwarzwald. Karlsruhe, G. Braun, 1988, 183 S., Abb.

**Ludwig Vögely,** Sagen rund um Karlsruhe. Zwischen Pfalz und Murg. Karlsruhe, G. Braun, 1988, 164 S., Abb.

**Rüdiger Vossen,** Sowjetunion. Völker der Sowjetunion – vor und nach der Revolution. Hamburg, Christian Verlag, 1988 (2), 208 S., Abb.

**Christoph Wagner,** Sternstunden der Kochkunst. Geschichten über Gerichte mit über 100 erlesenen historischen Rezepten. Salzburg, Salzburger Druckerei, 1987, 221 S., Abb.

**Sepp Walter,** Stajerski lectarji in svecarji. Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 1971, 18 S., 9 Abb. Zusammenfassung: Die steirischen Lebzelter und Wachszieher. S. 17–18

**Detlef Wetschereck, Gisela Reineking von Bock (Bearb.)** Keramik (= Bildführer kunsthändwerklicher Techniken, H.3). Köln, Kunstgewerbemuseum, 1981, 32 S., Abb.

**Günter Wiegelmann, Fred Kaspar (Hrsg.),** Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H.58). Münster, F. Cöppenrath, 1988, 379 S., Abb.

(Inhalt: **Fred Kaspar,** Städtisches Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland – 10 Jahre Forschungsprojekt, ein Überblick. 1–16; – **Gabriele Isenberg,** Mittelalterlicher Holzwohnbau aus archäologischer Sicht. Neuere Befunde zum städtischen Wohnbau des Mittelalters in Westfalen. 17–23; – **Hubertus Michels,** Höggenstraße 1. Ein Steingebäude des frühen 13. Jahrhunderts in Soest. 27–40; – **Andreas Einyck, Fred Kaspar,** Der älteste Fachwerkbau Westfalens – Stift Asbeck, 41–58; – **Fred Kaspar,** Stabbau, Ständerbohlenbau, Fachwerk. Zur Frühgeschichte des Fachwerks in Nordwestdeutschland. 59–78; – **Karoline Terlau-Friemann,** Fachwerk im norddeutschen Backsteingebiet, dargestellt am Beispiel Lüneburg. 79–96; – **Klaus G. Püttmann,** Zur Chronologie und Funktion von Fachwerkornamentik, ausgehend vom Bestand der westfälischen Stadt Wiedenbrück. 97–140; – **Andreas Einyck,** Hausforschung zwischen Stadtsanierung und Denkmalpflege. Neue Befunde und neue Ergebnisse zum historischen Baubestand in Lippstadt und seiner Erhaltung. 141–182; – **Fred Kaspar,** Bürgerhaus, halbes Haus und Behausung. Kleinstädtisches Bauen und Wohnen im territorialen Grenzraum – das Beispiel Werne an der Lippe. 183–232; – **Thomas Spohn,** Fachwerkbauten des 16. und 17. Jahrhunderts entlang der mittleren Ruhr. 233–282; – **Christoph Dautermann,**

Kirchhöfe und Kirchhofspeicher in Nordwestdeutschland. Zur Stellung von Kleinbauten im dörflich-städtischen Bereich seit dem ausgehenden Mittelalter. 283–306; – **Andreas Einyck**, Steinspeicher und Gräftenhöfte. Aspekte der Bau- und Wohnkultur der großbäuerlichen Führungsschicht. 307–374)

**Richard Wolfram**, Mittwinterbrauchtum (= Eckartschriften, H.107). Wien, Österr. Landsmannschaft, 1988, 83 S.

**Maria Znamierowska-Prüfferowa**, Tradycyjne rybolówstwo ludowe w Polsce na tle zbiorów i badan terenowych Muzeum Etnograficznego w Toruniu (= Die traditionsüberlieferte Fischerei des Landvolkes in Polen – dargestellt anhand der Sammlungen und Forschungen des Ethnogr. Museums in Torun) Torun, Muzeum Etnograficzne, 1988, 175 S., Abb. (Dt. Zusammenfassung S. 157–158)

**Perchtoldsdorfer Heimatbuch**. Perchtoldsdorf, Marktgemeinde, 1958, 360 S., Abb., Faltkt.

**800 Jahre Gföhl**. Heimatbuch. Gföhl, Bildungswerk, 1982, 638 S. Abb.

**Bemalte Bienenstockstirnbrettchen aus Kärnten**. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1984, 15 S., Abb.

**Kärntner Töpferei**. Aus der Ethnographischen Sammlung des Slowenischen Kulturverbandes in Klagenfurt. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1986, 23 S., Abb.

**Eisen**. Aus der Ethnographischen Sammlung des Slowenischen Kulturverbandes in Klagenfurt. Führer durch die Ausstellung. Klagenfurt, Slowenischer Kulturverband, 1987, 34 S., Abb.

**I guardiani del tesoro. I beni etnografici nelle collezioni degli enti pubblici**. Katalog einer Ausstellung in Cagliari von Dezember 1987 bis Jänner 1988. Cagliari, Le volpi, 1987, 57 S., 58 Abb.

**Kato Petali auf Siphnos**. Anonyme Architektur in Griechenland. Dokumentation und Auswertung einer Exkursion auf die Kykladeninsel Siphnos... in den Jahren 1977 und 1978. Krefeld, Prof. Dr. Ing. F. Ch. Wagner, 1988, 239 S., Abb.

**Staats Lexikon in 5 Bänden**. Hrsg. v. d. Görres-Gesellschaft. 4. Bd.: Naturschutz und Landschaftspflege – Sozialhilfe. 7., völlig neu bearbeitete Aufl. Freiburg-Basel-Wien, Herder, 1988, 1303 S.

**Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung**. Internationales Round-Table-Gespräch Krems an der Donau, 6. Oktober 1986 (= Veröffentl. d. Inst. f. mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 10), Wien, ÖAW, 1988, 205 S., 40 Abb. (R)

(Inhalt: **Gerhard Jaritz**, Mittelalterliche Realienkunde und Fragen von Terminologie und Typologie. Problem, Bemerkungen und Vorschläge am Beispiel Kleidung. 7–20; – **Elisabeth Vavra**, Kritische Bemerkungen zur Kostümliteratur. 21–46; – **Leonie von Wilckens**, Terminologie und Typologie spätmittelalterlicher Kleidung. Hinweise und Erläuterungen. 59–76; – **Jutta Zander-Seidel**, Ständische Kleidung in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. 59–76; **Mireille Madou**, Das mittelalterliche Kostüm in den Niederlanden. 77–92; – **Helga Schüppert**, Bezeich-

nung, Bild und Sache. Überlegungen zur Kleidungsterminologie um 1500. 93–142; – **Ruth Schmidt-Wiegand**, Kleidung, Tracht und Ornat nach den Bilderhandschriften des „Sachsenspiegels“. 143–176; – **Robert Jütte**, Windfang und Wetterhahn. Die Kleidung der Bettler und Vaganten. 177–204)

**Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter.** Internationaler Kongreß Krems an der Donau 7.–10. Oktober 1986 (= Veröffentl. d. Inst. f. mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 11) Wien, ÖAW, 1988, 263 S., 39 Abb., 9 Tbn. (R)

(Inhalt: **Rolf Sprandel**, Handwerklich-technischer Aufschwung im Spätmittelalter: Seine Reflexe in der zeitgenössischen Historiographie. 9–32; – **Gerhard Jaritz**, Handwerkliche Produktion und Qualität im Spätmittelalter. 33–50; – **Jan M. Baart**, Textil- und metallverarbeitende Gewerbe an Hand von Funden im spätmittelalterlichen Amsterdam. 51–68; – **Sven Schütte**, Nordwestdeutsche Funde und Befunde zu Metall-, Textil- und Bauhandwerk im städtischen Bereich. 69–94; – **Werner Meyer**, Gewinnung und Verarbeitung von Eisen auf der Frohburg. 95–102; – **Ewald Kilinger**, Gewerbe im späten Byzanz. 103–126; – **Wolfgang von Stromer**, Apparate und Maschinen von Metallgewerben in Mittelalter und Frühneuzeit. 127–150; – **Peter Fleischmann**, Arbeitsorganisation und Arbeitsweise im Nürnberger Bauhandwerk. 151–168; – **Rainer S. Elkar**, **Gerhard Fouquet**, Und sie bauten eine Turm... Bemerkungen zur materiellen Kultur des Alltags in einer kleineren deutschen Stadt des Spätmittelalters. 169–202; – **Helmut Bräuer**, Eigentumsstruktur und Funktion der immobilien Habe im westsächsischen Textilhandwerk des 15. und 16. Jahrhundert. 203–232; – **Walter Endrei**, Unidentifizierte Gewebenaamen – namenlose Gewebe. 233–252; – **Harry Kühnel**, Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter. Ein Resümee. 253–263)

**Und dann möchte ich leben.** Kinderzeichnungen aus Theresienstadt. Katalog zur 117. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien 10. 11. 1988–29. 1. 1989. Wien, Historisches Museum, 1988, 32 S., Abb.

**Des Königs Schule spricht Latein.** 250 Jahre Christianeum 1738–1988. Katalog. Hamburg, Altonaer Museum, 1988, 288 S., Abb.

**Un village an temps de Charlemagne.** Moines et paysans de l'abbaye de Saint-Denis du VIIe siècle à l'An Mil. Paris, Ed. de la Réunion des musées nationaux, 1988, 357 S., Abb.

**Prag um 1600.** Kunst und Kultur am Hofe Kaiser Rudolfs II. 2 Bde. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Kunsthistorischen Museum, Wien. Freren, Luca Verlag, 1988, 624, 320 S., Abb.

Eva Kausei

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Univ.-Prof. Dr. James R. Dow  
Dpt. of Foreign Languages und Literatures  
Iowa State University  
300 Pearson Hall  
Ames, Iowa 50011

Univ.-Prof. Dr. Béla Gunda  
Ethonographisches Institut  
P.O.Box 36  
H-4010 Debrecen

Dr. Bertrand Hell  
Mission du patrimoine ethnologique  
Ministère de la culture et de la communication  
F-7500 Paris, 65, rue Richelieu

Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger  
A-3420 Kritzensdorf, Hauptstraße 20

Eva Kausel  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher  
A-8403 Lebring, Stangersdorf 20

Dr. Maria Kundegraber  
A-8043 Graz, Am Dominikanergrund 14

Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser  
A-8010 Graz, Wilhelm-Raabe-Gasse 19

Univ.-Prof. Dr. Leander Petzoldt  
Institut für Volkskunde  
A-6020 Innsbruck, Innrain 52

Dr. Herbert Schempf  
D-7015 Korntal, Hauffstraße 12

Dr. Margot Schindler  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19

Dr. Rudolf Simek  
Fachbibliothek für Germanistik an der Univ. Wien  
A-1010 Wien, Universitätsstraße 7

Mag. Edith Weinlich  
A-1120 Wien, Arndtstraße 46/12



## Zwischen McDonald's und weißem Brautkleid. Brauch und Ritual in einer offenen, säkularisierten Gesellschaft\*)

Von Christine Burckhardt-Seebass

Mit ihrer älteren Generation reicht unsere Zeit noch in eine Epoche hinein, die von überaus stark verfestigten Regelungen des Verhaltens, in der Sphäre des Alltags so gut wie im festlichen Bereich, bestimmt war. Das Besondere daran, die Gültigkeit dieser Regelungen für alle sozialen Schichten und die Tatsache ihrer weitgehenden Internalisierung, die den Zwang vergessen läßt, bestimmen das Bild von diesem Gestern (nicht nur bei den noch Beteiligten) so stark, daß die Neigung aufkommen mag, Historisches für Absolutes, geradezu Ontologisches zu halten. Die Diskussion um Ehe und Familie und die Schwierigkeiten mit der Emanzipation der Frau sind eindrucklichste Beispiele dafür. Auf dem Gebiet des Anstands wäre Ähnliches festzustellen. Änderungen, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts einsetzten, können dann nur noch als bedrohlich, als Abweichung vom Normalen, Natürlichen oder zumindest als Umkehr der von Norbert Elias aufgezeigten, sozial zwingenden Entwicklung verstanden werden, die die Gefahr der Anomie heraufbeschwören muß. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny sprach vom Weg in eine autistische (d. h. egozentrische, an Kooperation nicht mehr interessierte und zu ihr nicht mehr fähige) Gesellschaft von Einzelgängern<sup>1</sup>. Und Arthur E. Imhof hat, ohne die pessimistische Weltsicht des Soziologen damit unbedingt zu teilen, nach historischen Gründen für diese Entwicklung gesucht: Der Wegfall des Zwangs zu kollektiven Überlebensstrategien durch die Eliminierung von Hunger und Seuchen

ermögliche erstmals, das Ich ins Zentrum zu stellen und eine (dem Menschen vielleicht eigentlich vorbestimmte) freie, individuelle Gestaltung der jetzt sicheren, langen Lebenszeit zu versuchen<sup>2</sup>. Das Paradoxe ist, daß der demographischen Entwicklung, auf die Imhof sich bezieht und die um die Wende zum 19. Jahrhundert einsetzte, nicht eine Lockerung, sondern eine stärkere Regulierung und Standardisierung folgte. Erst hier und gerade jetzt ebneten sich die Unterschiede in der biographischen Gestaltung zwischen arm und reich, Mann und Frau, Stadt und Land langsam ein und wurden die Lebensmuster des Bürgertums allmählich in allen westeuropäischen Ländern für alle gesellschaftlichen Schichten erreichbar – und verbindlich (Weihnachten mit Baum und Kinderbescherung, Hochzeit in Weiß usw.). John Gillis hat deshalb das Bild von der horizontal liegenden Sanduhr gebraucht, die zwei weite, offene Gefäße (die Zeit vor etwa 1835 bis 1900 und nach 1970) durch eine enge Passage miteinander verbindet oder trennt<sup>3</sup>. Das Bild stimmt nicht ganz; es suggeriert eine Ähnlichkeit der Gegenwart mit der Vergangenheit, die so nicht richtig ist. Und vor allem verlief der Übergang zur Homogenität (der engen Passage) nur auf der uns zeitlich entfernter liegenden Seite als allmähliche Verengung, während ihr uns näheres Ende durch eine abrupte Öffnung gekennzeichnet ist, die den Strahl nicht sammelt, sondern in alle Richtungen spritzen läßt. Physikalisch ist dies, wenn überhaupt, dann wohl nur möglich, wenn ein Druck von außen dazu kommt. Meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind viel zu gering, um hier eine konkrete Lösung zu finden, und ich will die Bilder, die bloß der Verdeutlichung dienen, nicht überstrapazieren. Tatsächlich scheint mir allerdings, daß ein solcher äußerer Druck die Rigidität der Verhaltensnormen und -formen in ihrer letzten Phase, der Kriegs- und Nachkriegszeit, noch intensiviert und ideologisiert hat: Gemeinschaft, Familie, Selbstzucht und Ordnung wurden damals in den verschiedenen Ländern aus konträren Motiven, aber mit ähnlicher Rhetorik als staats- und menschheitserhaltende Werte propagiert. Das Einhalten der Normen gewährte dadurch ein hohes Maß an Sicherheit und setzte auch Kräfte frei, verhinderte allerdings teilweise die Reflexion. Der (ohne Zweifel abrupte) Zerfall der Norminhalte (mit der Achtundsechziger-Bewegung) löste deshalb nicht einfach das jeder älteren Generation eigene „laus temporis acti“ aus, sondern eigentliche Angst, weil er sich, bewußt oder nicht, vor einem weltanschaulichen Hintergrund ereignete, mithin das ganze Orientierungssystem in Frage stellte. Anders gesagt: die ideologische Wende riß auch unverdächtig, weil unverbunden scheinende

Institutionen (wie die Ehe, wie die Tischsitten und Höflichkeitsformen) mit. Imhofs These reicht allein also wohl kaum aus, um den Wandel zu erklären.

Es lohnt sich zu bedenken, wie auf diesen Zerfall der Ordnungssysteme (zu denen auch die zunehmende Entkirchlichung unserer Kultur gerechnet werden muß) reagiert wurde. Ich beschränke mich auf einen Abschnitt mit langer volkskundlicher Tradition: den Bereich, der pauschal mit Brauch (in Alltag und Fest) bezeichnet werden kann. Die uns immer wieder zu Recht vorgeworfene Unschärfe des Begriffs im wissenschaftlichen Diskurs nehme ich in Kauf, die Frage nach seinem Inhalt soll noch gestellt werden.

Zumindest für die Jüngeren manifestierte sich der Zerfall nicht als Verlust, sondern als Befreiung von Zwang, dies besonders im Bereich der Anstandsregeln. Tradierte Formen des Verhaltens (die ja meist auch eingespielte Formen von Autorität waren) waren nicht mehr gefragt, weil nicht mehr adäquat. Autorität mußte sich legitimieren, oder sie mußte durch immer neu und demokratisch ausgehandelte Vereinbarungen ersetzt werden, ein allerdings schwerfälliges Instrument, das mit der Zeit durch durchschaubare und kündbare, aber länger dauernde Übereinkünfte und Gewohnheiten wieder ersetzt werden konnte, z. B. im Bereich des gemeinsamen Wohnens.

Die zweite Möglichkeit war die Favorisierung des Spontanen. Sie wurde unterstützt durch die Popularisierung einer Psychologie, für die das Ausleben der Gefühle zur seelischen Gesundheit gehört. Daß hier die Hemmschwelle deutlich niedriger geworden ist, ist bis in alltägliche Kleinigkeiten hinein (z. B. die sofortige Befriedigung körperlicher oder seelischer Bedürfnisse in der Öffentlichkeit) jederzeit ohne weiteres beobachtbar (Essen, Trinken, Stricken während Universitätsveranstaltungen, Turnen und Musik hören in öffentlichen Verkehrsmitteln). Das mag zum Teil als Provokation und Demonstration gemeint sein, es ist aber doch auch Ausdruck eines spielerischen Umgangs mit dem eigenen Ich und mit der Umwelt.

Die Lockerung beschränkt sich nicht auf die jüngeren Generationen, auch von den Älteren werden Alternativen zum Eingebühten stärker wahrgenommen und im eigenen Leben mutiger realisiert (sie beginnen ja auch, in die Gesetze Eingang zu finden). Ein einziges, allerdings wichtiges Beispiel: Die steigenden Scheidungszahlen der letzten Jahrzehnte kamen nicht nur durch Jungverheiratete zustande, sondern auch durch Personen im Rentenalter (vor allem

Frauen), die nicht bloß, aber auch aus finanziellen Gründen (eigene Altersrente) erstmals die Möglichkeit sahen, eine unbefriedigende Partnerschaft zu beenden. Wird eine neue Verbindung gesucht, dann vielfach auch in dieser Altersstufe in freier, nicht standesamtlich bestätigter Form. Das dritte ist, daß Rituale und (festliche) Bräuche nicht verschwanden, sondern im Gegenteil eine Inflation erlebten und erleben, allerdings auf einem veränderten Boden (was aber doch wieder Norbert Elias recht zu geben scheint). Man kann diesen Boden umschreiben mit einem verstärkten Bewußtsein von Autonomie, negativ ausgedrückt: von Vereinzelung, von mehr individuellem Spielraum und weniger gesellschaftlichem Rückhalt, sowohl bei der Gestaltung und Ausübung wie bei der Deutung von Handlungen. Diese Handlungen stellen keine Verpflichtung, sondern ein freies „Angebot“ dar, aus dem man beliebig wählen kann. Fast alle Zeitungen veranstalten vor Weihnachten Umfragen, ob und wie die Leser dieses Fest feiern – unbesehen wird die Tradition nicht weitergeführt. Wie inflationär das Angebot wächst, zeigt allein ein Blick auf die Vervielfältigung des jahreszeitlichen Brauchtums (an der Kumulierung von Fastnachtsanlässen an einem einzigen Ort leicht ablesbar). Die Wahl aus den Möglichkeiten (die in dieser Form allerdings nur für Wohlstands- und Freizeitgesellschaften gilt) muß nicht einheitlichen Kriterien folgen (weil es, außer dem eigenen Ich, keine Instanzen mehr gibt, die solche Kriterien verbindlich entwickeln könnten), sie erfordert auch nicht jeweils volle Hingabe, sondern erlaubt wieder das Spiel. Natürlich werden sich dabei (vielleicht sogar voraussagbare) fixe Kombinationen, Muster oder Kausalketten aufweisen lassen (etwa von Volkstanz, Wallfahrt, Ostereiermarkt, von Fasching und Ortsjubiläum, von Folkmusic-Festival und Öko-Demonstration), die sich nicht (bloß) individualpsychologisch begründen lassen, sondern durch Familientraditionen, Altersstufe oder Geschlechtszugehörigkeit konditioniert sein mögen. Trotzdem bleibt ein Teil Beliebigkeit, den es so früher in weiten Bereichen und vor allem für Mann und Frau und alle sozialen Schichten gleichmäßig nicht gab. Der Beliebigkeit entspricht, daß die Bräuche keine ein für allemal feste Form haben, sondern daß (zumindest tendenziell) jeweils die adäquate Form für eine immer neu formulierte Aussage gesucht werden muß und diese nur für das eine Mal gilt. Die Spieler sind so gleichzeitig auch Autoren und Regisseure. Nach welchen Kriterien sie ihre Auswahl treffen und im Drama zusammenbauen, wird uns noch beschäftigen.

Ich fasse das Gesagte in einem Beispiel aus unserer Alltagskultur, das weiterführen soll, zusammen:

Nach seinem Kundenbild (in Basel) befragt<sup>4</sup>, äußert der Hackbeefsteak-König McDonald's, daß der funktionale, rasche, saubere Service, der minimale Aufwand und das billige Angebot sich primär an den jungen, ledigen, karrierebewußten Angestellten, der aus den Vorortgemeinden in die Stadt pendelt, und an die junge Familie mit kleinen Kindern richtet, an rational denkende und ökonomisch entscheidende Gruppen also. Dieses Zweckmäßigkeit-Image wird, teilweise bewußt durch die Firma selbst, konterkariert zum ersten durch eine Rationalisierung der (sichtbaren) Zubereitung, die in ihrer Perfektion ritualistisch, zauberhaft, magisch anmutet, vergessen läßt, daß sie auf der Abrichtung nicht nur von Maschinen, sondern vor allem von Menschen beruht, und irrationale Reaktionen provoziert, wie sie Hermann Bausinger in seinem klassischen Werk „Volkskultur in der technischen Welt“ beschrieben hat. Zum andern zielt die Firmenideologie auf die Mitvermittlung von Werten<sup>5</sup>, die der zweckrationalen Arbeits- und Alltagswelt diametral entgegenlaufen: ein Gefühl von Spaß, von Show (Zubereitung und Verzehr haben dramatische Qualitäten, und das vagabundierende Essen erweckt Assoziationen an Jahrmarkt und Volksfest), ein Hauch von kosmopolitischer Welt auch, der die Enge der Heimat vergessen läßt, ohne die Unsicherheiten der Fremde zu riskieren! Der Spaß resultiert vor allem aus der Umkehrung des sonst Erlaubten und hat deutlich regressive Züge: das Essen aus der Hand, mit den Fingern, das Spielen mit den farbigen Saucen, auch das Verstreuen von Abfall, das wohl auch, ähnlich den Graffiti, die Funktion hat, Reviere zu markieren<sup>6</sup>. (Die unverwechselbaren Schachteln und Tüten werden oft nicht einfach weggeworfen, sondern kunstvoll witzig am Weg plaziert.) Es ist klar, daß damit, zumindest dann und wann, viel größere Kreise und vor allem Kinder<sup>7</sup> zum Besuch bei McDonald's animiert werden können. Man mag all dies als Aushöhlung regional gebundener Kultur, als Verlust an Zivilisation und Gemeinschaftlichkeit sehen. Mir persönlich ist die Rückkehr zu einem Kapitalismus, der mit Ressourcen ebenso rücksichtslos umgeht wie mit Menschen (auch wenn diese es teilweise freiwillig zulassen), unheimlicher.

Ulrich Tolksdorff hat darauf hingewiesen, daß das neue Phänomen sich keineswegs als Zerfall, sondern durchaus auch als neue Kultur mit eigenen Normen und Riten beschreiben läßt<sup>8</sup>. Mir scheint eine Charakterisierung als Antiritual treffender. Der spielerische Umgang mit Ort, Ware und Ideologie ist unverkennbar, der Gebrauch ist aber nur ein Ausbruch auf Zeit (wie Ferien, die auch

den Alltag als das Normale anerkennen). Gelegentlich schleicht sich ein parodistisches Element in die standardisierte Fröhlichkeit: so benennt ein Pariser Hamburger-Unternehmer bei der Bastille seine Produkte nach wichtigen Figuren der Französischen Revolution (Danton, Louis XVI.), damit dem alten Wort von der Revolution, die ihre Kinder frißt, neuen Biß verleihend<sup>9</sup>. Für meine Interpretation als Antiritual spricht auch die bewußte Begrenzung. Die hochfliegenden Expansionspläne McDonald's und anderer scheiterten nicht so sehr an offenen Verweigerern (Studenten!) und Kritikern, sondern am passiven Widerstand zumindest der schweizerischen Bevölkerung, die ihrer Jugend und sich selbst nur beschränkte, zeitweise Lizenz zur Umkehrung der üblichen Standards einräumt. Deshalb gibt es auch keine Big Macs als Hochzeitsessen, und selten wird das Angebot zum Kindergeburtstag angenommen. Der Widerstand, anders gesagt die Integration hängt wohl auch mit dem Durchsichtigwerden und entsprechenden Abflauen des Reizes zusammen. Trotzdem wäre die Deklaration als Ausnahme, die die Regel bestätigt, sicher zu pauschal. Es ist ja nicht unwichtig, welche Ausnahmen eine Regel zuläßt, und da zeigt sich, daß das normale, überlieferte Koch- und Eßverhalten noch durch ganz andere, und zwar hochstilisierte, wert-, norm- und ritualreiche Formen konkurrenziert und damit in seiner Normalität modifiziert wird. Ich weise auf das Zelebrieren von Kochen und Anrichten in der nouvelle cuisine und in der Hobby-Küche und das Zelebrieren von Essen (und zwar gemeinschaftlichem Essen) im Kochen am Tisch und Essen aus einem Topf (Fondue) hin. Das alles sind anerkannte, positiv sanktionierte neue Formen, d. h. die Normalität ist nicht mehr auf eine Norm zu reduzieren, sondern hat mehrere Gesichter bekommen, spontane und formalisierte, sie hat gewonnen an Flexibilität, Kreativität, an Teilnahme, auch an Engagement.

Wenn wir einen noch 1966 entstandenen Film<sup>10</sup> von einer 15köpfigen Bauernfamilie in Südtirol dagegen stellen, die in fester Tischordnung gemeinsam betete und mit eingespielter Regelmäßigkeit altertümliche Milch- und Breigerichte aus einem Topf aß, wird gewiß auch ein Verlust sichtbar (nicht nur die Verkleinerung der Kinderzahl): der Verlust an Demut und Dankbarkeit, auch an Religiosität: jenes Essen erschien tatsächlich nicht nur als Konsumation, sondern als Kommunion.

Trotzdem spricht viel dafür, daß gerade in der Eßkultur die pessimistischen Stimmen, die von „Gastro-Anomie“<sup>11</sup> und vom „Ende der Tischgemeinschaft“<sup>12</sup> sprechen, Unrecht bekommen, und

wenn wir das Big-Mac-Essen als Antiritual definieren, das ein Gegenbild noch durchschimmern läßt, stellt sich doch die Frage, ob dies allein uns berechtigt, in allen angeführten Fällen, bei McDonald's, beim biologisch-dynamischen Müsli und bei der altertümlichen Tischgemeinschaft der bäuerlichen Familie den selben Begriff „Ritual“ anzuwenden. Die ältere Volkskunde hätte beim letzten Beispiel (und wohl nur hier) ohne Zweifel von „Brauch“ gesprochen, nach den Kriterien: feste Form mit symbolischer Bedeutung (Abbild der Familienhierarchie<sup>13</sup>), die tägliche Wiederholung und die Verankerung der einzelnen Elemente in der Tradition (sichtbar an ihrem hohen Alter), schließlich und vor allem der religiöse Bezug, angedeutet in der Gemeinschaftlichkeit der Familie, die göttlichem Gebot gehorcht, explizit im Tischgebet als Dank und Segen, in kirchlich approbierten Formeln. Vor allem letzteres, das Transzendente, das symbolisch über die menschliche Endlichkeit Hinausweisen, das Kontaktsuchen mit den übergeordneten Mächten gilt nach den Definitionen der Fachlexika als konstitutiv für den Brauch<sup>14</sup>, so sehr, daß eine jüngere Generation, die in diesem Begriff mehr eine Interpretation als eine Definition erkannte, von ihm abrückte und gerne zu „Ritual“ hinüberwechselte, damit ein geregeltes, geordnetes Ensemble von sinnhaftem Tun, Sprechen und/oder Bedeuten beschreibend. Wir übersahen dabei leichtfertig, daß der ethnologische Wortgebrauch die religiöse Komponente eher noch stärker betont: Ritual ist „eine genau festgelegte Gesamtheit von ausgesprochenen Worten, ausgeführten Gesten und gehandhabten Objekten, welche dem Glauben an eine wirkliche Anwesenheit übernatürlicher Wesen oder Kräfte entspricht. So kann Religion z. B. definiert werden als beruhend auf dem Glauben an übernatürliche Wesen, auf bestimmte affektive und emotionelle Haltungen diesen Wesen gegenüber und auf ein bestimmtes Mittel, mit ihnen in Kontakt zu kommen; dieses Mittel ist das Ritual“.<sup>15</sup> Brauch und Ritual, ja sogar Ritus sind demnach zumindest in den beiden Nachbarwissenschaften synonym („Auf der Ebene des Volksglaubens entspricht dem Ritus unser Wort Brauch.“<sup>16</sup>), was auf ihre gemeinsame mythologisch denkende Vergangenheit zurückgehen mag. Der Austausch erleichtert bestenfalls die interdisziplinäre und intersprachliche Kommunikation, er löst aber das Problem nicht, wie (vorsichtig neutral gesagt) mit Formen umzugehen sei, bei denen (wie heute meist) der sakrale Horizont fehlt und überhaupt kaum ein über die Situation hinausreichender gemeinsamer Sinnzusammenhang feststellbar ist (noch einmal: das Fondue-Essen). Die Diskussion darüber ist in der

deutschsprachigen Volkskunde bisher weitgehend unterblieben, mit Ausnahme eines Aufsatzes von Leopold Schmidt: „Brauch ohne Glaube“ von 1966<sup>17</sup>, dessen Titel zwar viel zitiert, aber kaum weiter bedacht worden ist.

Schmidt geht, der Titel macht es deutlich, ebenfalls von einer Bindung des Brauchs oder Rituals an die religiöse Sphäre aus, relativiert diese aber gleichzeitig, indem er in geistvoller Weise zu bedenken gibt, daß eine Bauersfrau, die einen Birkenzweig von der Dekoration eines Fronleichnamsaltars als Blitzschutz mit heim nimmt, auch nicht von der dogmatisch-religiösen Dimension des Rituals bestimmt ist, sondern von einer durchaus pragmatischen, zweckrationalen Haltung, daß also auch das kirchlichste Fest profane Teilnehmer kennt. Wem wäre noch nie ein Konfirmand begegnet, der die Zeremonie nur der Geschenke wegen auf sich genommen hat<sup>18</sup>? (Die Erkenntnis läßt sich wohl ohne weiteres auch auf außereuropäische, vielleicht noch stärker von Göttern bestimmte Gesellschaften übertragen.) Soweit hier der „rechte“ Gebrauch der religiösen Zeremonien bewußt ist (und das darf man wohl annehmen), kann da noch kaum von Brauch ohne Glaube gesprochen werden, eher von privatem, oft allerdings durchaus verbreitet-volkstümlichem Gebrauch des Vorgegebenen, das dieses in seiner Substanz aber nicht angreift. Ein Schritt weg von der glaubensmäßigen Bindung wäre die Kontrafaktur geistlicher Bräuche für rein profane Zwecke (wobei das neue Ritual aber wohl von der Symbolhaftigkeit und Traditionalität des alten zehrt). Schmidt nennt hier die Krönung schöner Frauen und siegreicher Sportler als Parodie der Herrscherkrönung, die Schiffstauen (mit dem Umweg über die Benediktionen) und, weniger überzeugend, den Muttertag, der nur in einem beschränkten Raum auf ein Maidatum fixiert ist und deshalb nicht wohl, wie er noch annimmt, die Umbildung eines Marienfestes sein kann. Wo solche Übernahmen bewußt geschehen, könnte man wohl auch von einem Antiritual sprechen (wie es die Sitte der Knabenbischofe war oder wie ich, ohne religiösen Bezug, das Big-Mac-Essen klassifiziert habe). Das profane schließt das religiöse Ritual nicht aus, tritt vielmehr gelegentlich sogar zusammen mit diesem auf: etwa wenn eine neue Brücke durch Zerschneiden eines Bandes und durch eine kirchliche Segnung eingeweiht wird. Deshalb ist eine funktionale Deutung aus nur einer Perspektive falsch. Entsprechend sieht Schmidt in den öffentlichen Bräuchen nicht eine spätere Stufe der religiösen Zeremonien, sondern eine jeweils gleichzeitig gegebene Möglichkeit<sup>19</sup>. Trotzdem

ist er der Meinung, daß die allgemeine Entwicklung vom Glauben wegführte, geht also implizit von einer Säkularisierungstheorie aus, die er allerdings nicht negativ wertet.

Die Ethnologen und Kulturanthropologen, die meist von Stammesgesellschaften ausgingen, taten sich damit schwerer, wie das offizielle Festhalten am transzendentalen, mythischen Bezug in den Ritualdefinitionen noch zeigt. Die 1976 durchgeführte und von Moore und Meyerhoff 1977 edierte Tagung wollte mit ihrem Titel „Secular ritual“ vermutlich provozieren, er sollte eine *Contradictio in adjecto* zur Diskussion stellen. Unter dem Eindruck moderner, hochdifferenzierter Gesellschaften kam es dabei geradezu zu einer Kehrtwendung, so daß Ritual sich nun neu definierte als feierliches, nicht spontanes Agieren in einer vom Alltäglichen abgehobenen Raum-Zeit-Situation, unter Verwendung von sprachlichen, gestischen und dinglichen Mitteln, die willkürlich gewählt, doch in sich stimmig sein müssen, also Ordnung aufweisen und zur Gewährleistung von Sicherheit und zur Verdeutlichung und Legitimation der Botschaft zu einem guten Teil aus dem jeder Kultur eigenen Schatz „antiquarischer Elemente“<sup>20</sup> stammen<sup>21</sup>. Noch einen Schritt weiter geht Iwar Werlen<sup>22</sup>, wonach Ritual eine expressive, institutionalisierte Handlung(ssequenz) ist, deren Performativität Teil der Institution ist. Institution heißt: zweckgebundene Interaktion von Menschen, Handlung ist bewußtes, willkürliches, nicht instinktgeleitetes Tun. Auf dieser bloß noch formalen Basis vergleicht Werlen die Einleitungen von Telefongesprächen mit der römischen Messe; dem Vorwurf Jack Goodys<sup>23</sup>, eine Parlamentseröffnung müsse sich begrifflich von einem Gottesdienst unterscheiden lassen, begegnet er mit dem Hinweis auf den Bedeutungszusammenhang, der die Abhebung gewährleiste.

Es mag eine Ebene der Sprachpsychologie geben, auf der solche Ineinsetzungen klärend wirken können. Für die Volkskunde als eine empirische Kulturwissenschaft bleiben doch wohl die entscheidenden Momente auf der Strecke. Wichtiger scheint mir eine andere Überlegung. Was das Fundament der alten volkskundlichen Brauchdefinitionen bis hin zu den stark sozialwissenschaftlich orientierten Analysen Hävernicks und Bausingers<sup>24</sup> ausmachte und woran die meisten ethnologischen Autoren zumindest implizit noch festhalten, ist die soziale Beziehung und Verbindlichkeit als Konstitutivum von Brauch und Ritual. Leach nennt Rituale soziale Aktionen und hebt ihren kommunikativen und statussichernden Aspekt hervor<sup>25</sup>, Victor Turner sieht als wichtigstes Element die

Communitas, die das Ritual stiftet<sup>26</sup>, sein Bruder Terence sagt, es sei zugleich ein symbolisches Modell der sozialen Ordnung wie ein Mittel, diese herzustellen<sup>27</sup>, und Hobsbawm weist auf die Etablierung und Symbolisierung sozialer Kohäsion durch das Ritual hin<sup>28</sup> – alles mehr oder weniger ausdrückliche Bekenntnisse zur Beziehung eines Brauchs auf eine Gruppe, für die er bedeutet und von der er auch seine Legitimation empfängt. Diese Beziehung aber scheint mir ebenso gelockert zu sein wie die glaubensmäßige. Bräuche stehen für sich und für den, der sie ausübt, er konstituiert Sinn mit ihnen. „Das macht die Freude an der symbolischen Handlung nicht geringer!“<sup>29</sup>

Dies sei an der Hochzeit kurz exemplifiziert, an keinem neuen, sondern einem „uralten“ Thema, das aber doch eine stark gewandelte Qualität aufweist. Das Eingehen einer Ehe ist nicht mehr ein gesellschaftliches Erfordernis, ein voraussehbares Ereignis, sondern eine Entscheidung nach freiem Ermessen, eine allen (und das ist der wichtigste Unterschied!) offene Wahl aus verschiedenen Möglichkeiten der Lebensführung. Die früher mit der Hochzeit verbundenen Schritte des Erwachsenwerdens, die symbolisch in ihr zur Darstellung kamen (das Aufnehmen sexueller Beziehungen, die Einrichtung des eigenen Hausstands und die wirtschaftliche Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie – der vielzitierte Kammerwagen! –, tendenziell schließlich der Beginn der reproduktiven Fähigkeit – Storch, Wickelkind und Windel als spaßhafte Geschenke), haben sich von ihr verselbständigt. Das Zurschaustellen wirtschaftlichen und familiären Vertragsdenkens, das Darstellungen von bäuerlichen Hochzeitspaaren in Tracht so einmalig zum Ausdruck brachten, ist der Notwendigkeit gewichen, erotische und modische Kompetenz, die für das Gelingen der neuen Gemeinschaft für besonders wichtig gelten, unter Beweis zu stellen. Die Freizügigkeit moderner Brautkleider und ihr oft extravaganter modischer Schnitt sprechen dafür eine beredte Sprache. Schon da wird deutlich, was mir das wichtigste scheint: die persönliche Auswahl zu persönlichem Zweck, das nicht mehr passiv einen rite de passage Erleiden, sondern ihn aktiv komponieren, ja erfinden, gestalten und agieren, so, daß er einzig und allein auf die eigene Situation und die eigene Person zutrifft.

Sarah Ferguson, bislang letzte britische Prinzenbraut, hat die Schleppe ihres Brautkleides (1986) nach eigenem Entwurf mit folgenden Sinn-Bildern besticken lassen: den ineinander verschlungenen Initialen des Paares, S und A, Herzen, einem Schiffsanker als

Berufszeichen des Bräutigams, und, da sie selbst keinen Beruf und kein dazugehöriges Zeichen hatte, die Embleme ihres von ihr selbst entworfenen Wappenschildes: Disteln und Hummeln (in diesem Zusammenhang offensichtlich nicht als Prophezeiung für den Eheweg verstanden!). Für ihr Brautbouquet verwendete sie, neben Rosen und Maiglöckchen, Myrthe und weißes Heidekraut, ein Spiel mit dem zukünftigen schottisch-dynastischen Bezug ebenso wie mit populärer Mythologie, die darin eine Glückspflanze sieht (nach Presseberichten). Das war vollkommen privat und gleichzeitig allgemein verständlich und nachvollziehbar, modern in der Tradition (und in seiner wohlanständigen middle-class-Romantik auch wieder durchaus monarchiekonform, womit sich das private zum öffentlichen Ritual weitete . . .<sup>30</sup>). Wir brauchen weitere Belege nicht in der Hocharistokratie zu suchen. Die vom Brautpaar aus seinen Anliegen formulierte Trauliturgie, die Einladungskarten und anderes sind Beispiele genug für eine in den neuen Bräuchen mögliche Nähe zum Subjekt, die den alten überindividuellen Formen und Formeln fehlte. In der Wahl der Mittel mag heikel sein höchstens der schmale Weg zwischen dem hermetisch wirkenden allzu Persönlichen und dem Banalen<sup>31</sup>, da das Ziel ja nach wie vor Kommunikation ist, aber das scheint die Kreativität nur zu stimulieren, und das Arsenal der verständlichen Motive, aus dem Tradition für einen Anlaß gebastelt wird, dürfte auch für alle reichen.

„Die Brauchgeschichte, die zu Ende des 19. Jahrhunderts beendet schien, ist offenbar in Wirklichkeit um ein Kapitel reicher geworden.“<sup>32</sup> Und Brauch ohne Glaube ist nicht Brauch ohne Sinn, nur liegt dieser Sinn, scheint mir, nicht mehr so sehr im Herstellen einer kosmischen Ordnung, wie Schmidt das noch wollte, sondern in einer „Zustimmung zur Welt“<sup>33</sup>, die zugleich Zustimmung zu sich selbst, also eine Form der individuellen, nicht sozialen, Identitätsversicherung ist, der vielleicht sogar – je zu seiner Zeit – der spielerische Umgang mit einer McDonald's-Schachtel ebenso dienen kann wie der mit einem Brautstrauß.

#### Anmerkungen:

\*) Vortrag, gehalten anlässlich der Hauptversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien am 10. März 1989.

1. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Auf dem Wege zu einer Gesellschaft von Einzelgängern. In: Neue Zürcher Zeitung Nr. 156, 7./8. 7. 1984.

2. Vgl. z. B. Arthur E. Imhof, *Reife des Lebens*. München 1988, Kapitel 4 letzter Teil passim. Der Diskussion widmete sich im November 1987 in Berlin ein von Herrn Imhof organisiertes Kolloquium, für dessen Denkanstöße ich mit diesem Aufsatz danken möchte.

3. John Gillis, *The Case against Chronologization*. In: *Ethnologia Europaea* 17, 1987, S. 98.

4. In Zusammenhang mit einem volkskundlichen Seminar an der Universität Basel im Sommersemester 1986 machten wir eine Betriebsbesichtigung bei McDonald's am Barfüsserplatz in Basel. Die Offenheit, mit der eine kontroverse Diskussion geführt wurde, war bemerkenswert: es gab auf beiden Seiten nichts zu verstecken.

5. Aufschlußreich war ein Film, der der internen Ausbildung neuer Angestellter diente.

6. Joachim Matthes hat darauf hingewiesen, wie Jugendliche in der Phase der Loslösung vom Elternhaus und intensiver Kontakte zu Gleichaltrigen ein „schweifendes Raumbewußtsein“ entwickeln und öffentliche Plätze besetzen. In diesem Zusammenhang könnte das von mir skizzierte Verhalten seine Erklärung finden. Vgl. Joachim Matthes, *Wohnverhalten, Familienzyklus und Lebenslauf*. In: Martin Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt-Neuwied 1978*, S. 160 ff.

7. Bei der Eröffnung der zweiten Basler McDonald's-Filiale erhielt jeder Kunde und jede Kundin des Eröffnungstages eine Rose. Daraufhin wimmelte es in den darumliegenden Straßen und Gassen von 10- bis 12jährigen, die langsam verwelkende Rosen herumschlenkerten.

8. Ulrich Tolksdorff, *Nahrung – Not und Überfluß*. In: *Umgang mit Sachen*. Regensburg 1983, S. 86 ff. Vgl. auch Ders., *Der Schnellimbiss und The World of Ronald McDonald's*. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 13, 1981, S. 117–162.

9. Christoph Busch, *Ein Amerikaner in Paris*. In: *Der Alltag* 4, 1987, S. 70–79.

10. F. Simon, *Abendessen einer Bauernfamilie (Südtirol)*. *Encyclopaedia Cinematographica* E 1958, Göttingen 1966.

11. Claude Fischler, *Gastro-nomie et gastro-anomie*. In: *Communications* 31, 1979, S. 189 ff.

12. Margot Bergheim, *Von der Tischgemeinschaft zur Konsumgesellschaft*. In: *Matreier Gespräche*. Wien – Heidelberg 1984, S. 243 ff.

13. Eine genaue Analyse des Films in unserem Seminar ergab, daß diese Hierarchie allerdings durch psychologisch-erzieherische Momente bereits modifiziert war, also z. B. stärker das Alter als das Geschlecht der Kinder bei der Tischordnung berücksichtigte.

14. Mathilde Hain, *Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes*. Jena 1936, S. 81: „Die Tracht [deren Tragen man wohl als Brauch verstehen darf] verweist in ihren vielfältigen Erscheinungsformen, in ihrem geschichtlichen Wandel, in ihrer reichgegliederten Ordnung und vollen Prachtentfaltung stets auf den religiös-kirchlichen Bereich. Dort ist die sinngebende Mitte für ihre Gesetzlichkeiten.“ Josef Düninger meint, daß der Brauch ein soziales Handeln im Sinn kultischer Bindung und festlicher Ausgestaltung sei (Art. Brauchtum. In: Wolfgang Stämmli [Hrsg.], *Deutsche Philologie im Aufriß*. Berlin 1957, Bd. III, Sp. 2010). Auffallend

ist, daß diese Fundierung im Religiösen nicht unbedingt auch für die Sitte als dem übergeordneten Ordnungssystem gilt. Eindeutig und explizit dieser Auffassung ist nur Martha Brinckmeier, derzufolge der Lebensnerv allen Volksguts sein Existieren in den Gemeinschaftsbindungen im Religiösen war: Ein Modejournalist erlebt die Französische Revolution. Münster 1981, S. 71. Für Hain (wie oben) war die Sitte etwas Irrationales, ethisch zwingend wie die Macht des Religiösen. Walter Hävernick schließlich schreibt, daß die Sitte primitiver sei als Recht und Religion, die auf ihr beruhen: Sitte, Gebräuchliches und Gruppenbrauchtum. In: Beiträge zur dt. Volks- und Altertumskunde 7, 1963, S. 17. Darauf, daß das Volksleben, gerade auch in seinen Bräuchen, in einem gewissen Widerspruch zur (evangelischen) Kirche stand und deshalb wohl eine relativ starke Tendenz zu abergläubischen Praktiken hatte, wies schon Eduard Strübin hin: Baselbieter Volksleben. Basel 1976, Kap. Geistiges Leben I passim.

15. Michel Panoff, Michel Perrin, Taschenwörterbuch der Ethnologie. Berlin 1982. s. v. Ritual. An der religiösen Fundierung von Ritual hat beispielsweise auch Max Gluckmann deutlich festgehalten, gegen Victor Turners Differenzierungen.

16. Richard Beitzl und Klaus Beitzl (Hrsg.), Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Aufl., Stuttgart 1974, s. v. Ritus.

17. Leopold Schmidt, Brauch ohne Glaube. In: Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1966, S. 289–312.

18. Bei Strübin (wie Anm. 14) entsprechend etwa das Orakeln mit der Bibel oder der abergläubische Umgang mit dem Abendmahlsbrot.

19. Entsprechend weist er auf umgekehrte Übernahmen, vom Weltlichen ins Geistliche hin, etwa die kirchlichen Tiersegnungen als Reaktion auf das neue städtische Verhältnis zum Haustier.

20. Eric Hobsbawn, Introduction. In: E. Hobsbawn, T. Ranger (Hrsg.), The Invention of Tradition. Cambridge 1983, S. 6.

21. Sally F. Moore, Barbara B. Meyerhoff (Hrsg.), Secular Ritual. Assen 1977, S. 7 f.

22. Iwar Werlen, Ritual und Sprache. Tübingen 1984, S. 81.

23. Jack Goody, Against „ritual“: Loosely structured thoughts on a loosely defined topic. In: S. Moore, B. Meyerhoff (wie Anm. 21), S. 25–35. Goody's Kritik richtet sich nicht an Werlen, sondern an Boeck, wird von Werlen aber zitiert.

24. Vgl. Hermann Bausinger, Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse. Berlin – Darmstadt 1971, Kap. II, 4.

25. Edmund E. Leach, Ritual. In: David L. Sills (Hrsg.), Internat. Encyclopedia of the Social Sciences . . . , Bd. 13, S. 520–526.

26. Victor Turner, The Ritual Process. London 1966, S. 113.

27. Terence S. Turner, Transformation, Hierarchy and Transcendence. In: S. Moore, B. Meyerhoff (wie Anm. 21), S. 68.

28. E. Hobsbawn (wie Anm. 20), S. 9.

29. L. Schmidt (wie Anm. 17), S. 383.

30. Vgl. David Cannadine, The Context, Performance and Meaning of Ritual: The British Monarchy and the Invention of Tradition. In: E. Hobsbawn, T. Ranger (wie Anm. 20), S. 158.

31. Edmund E. Leach hat auf das Doppelgesicht von Redundanz und Hermetik bei Ritualen hingewiesen; sie seien sowohl phatisch, „kundtuend“, wie reflexiv, da Handelnde und Publikum eins seien, was sich mit dem von mir Gemeinten deckt. Edmund E. Leach, Kultur und Kommunikation. Frankfurt 1978, bes. S. 58.

32. L. Schmidt (wie Anm. 17), S. 383.

33. Titel einer Schrift von Josef Pieper zur Theorie des Festes. 2. Aufl., München 1964.

# An den Grenzen des Sittlichen

## Fluß- und Freiluftbadelust vor den Toren Wiens\*

Von Ernst Gerhard Eder

### Erregende Spannungen

Erholung, Muße, Müßiggang, Amusement, entspannender wie er-, an- und aufregender Zeitvertreib waren in der alteuropäischen Gesellschaft durchaus integrale Bestandteile des Alltagslebens. Menschliche Handlungen und Verhaltensweisen im Rahmen der Badekultur zählten in hohem Maße hierzu. Im Mittelalter gab es in Wien Badestuben, die von allen Schichten der Bevölkerung eifrig frequentiert wurden, da ihr regelmäßiger (meist samstägiger) Besuch fest im Wochenrhythmus verankert war. Hier konnte man sich waschen, gesund und schlank schwitzen, vom Bader schröpfen und einen Kräuterumschlag gegen allerlei Beschwerden auflegen lassen, oder man konnte zusammen mit anderen ein Bad nehmen, das keineswegs der Körperreinigung, Schwitz- oder Schröpfkur allein diente. Da in Badehäusern für Speis, Trank und Unterhaltung gesorgt wurde, stand einem ausgedehnten Aufenthalt im immer wieder von Badeknechten mit heißem Wasser angefüllten Holzzuber nichts im Wege. Geschlechtertrennung oder Badebekleidung hielt die Zeit gewöhnlich für überflüssig. Von sinnlich-lustvollen Wasser-, Dampf- und Wärmeerlebnissen (nur eine schmale Oberschicht konnte sich winters den Luxus geheizter Wohnräume leisten) über erotische, wollüstige, genital-sexuelle Freuden bis hin zur handfesten Prostitution war in diesen Etablissements alles umstandslos zu haben.

War die Frequenz der Badebesuche der Wiener im 14. Jahrhundert so groß, daß für die geschätzten 30.000 bis 40.000 Stadtbewohner 29 öffentliche Badestuben<sup>1</sup> gerade ausreichten, muß die der

etwa 10mal so vielen Einwohner Ende des 18. Jahrhunderts vergleichsweise gering gewesen sein, denn sie fanden mit nur sechs Baderstuben von unwesentlich höherer Kapazität ihr Auslangen<sup>2</sup>. Die meisten Bäder waren als Orte der Unzucht sowie wegen mangelnder Sauberkeit und potentieller Krankheitsübertragung gefürchtet und daher längst geschlossen worden. Nun begannen sich Teile der vom lebensreformerischen Geist der Aufklärung beseelten, gebildeten Wiener Bevölkerung für das Baden in den umliegenden Gewässern der Donau zu interessieren. In der Folge wurde eine seit langem bestehende Volkstradition, die mit Beginn der Neuzeit diskreditiert worden war, gemäß der Doktrinen des Aufgeklärten Absolutismus zum Nutzen für den Staat adaptiert und sogar für die „elegante Gesellschaft“ salonfähig gemacht. Namhafte Mitglieder des bürgerlichen Wiens, etwa die führenden Ärzte Pascal Joseph Ferro (Erster Stadt-Physikus) und Johann Peter Frank (Direktor des Ersten Allgemeinen Krankenhauses), beide Freimaurer, plädierten für Baden und Schwimmen in freien Gewässern.

Bereits zur Zeit Kaiser Josephs II. wurde dem neuerwachten Bedürfnis durch die Aufstellung eines öffentlichen, gemeinnützigen Flußbades Rechnung getragen. Doktor Ferro durfte im Donauarm Fahnenstangenwasser am Rande des Augartens sein selbstfinanziertes Kaltbad eröffnen, das angeblich auch der Kaiser selbst, der ja während der Sommermonate in unmittelbarer Nähe zu wohnen pflegte, hin und wieder unauffällig besuchte. Trotz heftiger Polemiken und Anfeindungen seiner Leibärzte war dessen Sympathie für das Bادهprojekt unverkennbar. Um den im öffentlichen Park Augarten spazierenden das Flußbaden schmackhaft zu machen, wurde auf seinen Befehl „... zu einem bequemeren Besuch des Bades die hintere Tür des Augartens gegen die Brigittenau ständig offengehalten.“<sup>3</sup> Es war zweifellos der Versuch einer Synthese von (wenn auch sublimiertem) Streben nach Lust am Wasser und den diesem entgegenstehenden absolutistischen Bemühungen, unter Einsatz des bereits einigermaßen schlagkräftigen Polizeiapparates das wilde Baden, manchmal sogar den bloßen Aufenthalt an freien Gewässern zu unterbinden. Friedrich Nicolai beschrieb Ferros Badeschiff nahe der Mautstelle an der Taborlinie in seinen Reiseerinnerungen als „Wiener Merkwürdigkeit“:

„Hinter dem Augarten sind die 1780 von Herrn Doktor Ferro angelegten Bäder in der Donau eine sehr nützliche Anstalt. Es sind zwischen zwei großen Kähnen, die vor Anker liegen, etwa acht verschlossene Zellen, von Brettern gebaut. In denselben findet sich ein Kanapee, Spiegel, Anziehtisch, leinerner Schlafrock und so weiter. Man steigt in das Bad auf Stufen hinunter.

Es besteht aus einem breiten Boden, auf welchem man steht oder sitzt, und das nach der Höhe der Donau höher und tiefer gemacht werden kann. An den Seiten ist alles rund herum vergittert, so daß die Donau hindurchrauscht. Die Zellen sind so angelegt, daß das Wasser aus einem Bade nicht auf das andere schießen kann. Ein Bad kostet 40 Kreuzer.“<sup>4</sup>

In der satirischen Zeitschrift „Briefe eines Eipeldauers“ schildert ein Zeitgenosse die Benützung dieses Donaubades in lokalem Kolorit:

„Da bin ich die Täg gar aufn Tabor hinauskommen, und dort hab ich Schiff und Hüttln gsehn, und da habn's mir gsagt, daß das 's kalte Bad ist und da hab ich halt das Ding auch probirn wolln, und da habn mir anfangs d' Zahn gkläppert vor Kältn, aber glei drauf is mir warm wordn, und wie ich ausser gstiegn bin, so bin ich wie neu geborn gwesen. So ein Bad muß ja gsunder seyn, als d' warmen Bäder, wo man s' Mark aus'n Beinern ausser schwitzt, und so matt drauf wird, wie ein abgestandener Fisch.“<sup>5</sup>

Während der regelmäßige Badebesuch im Mittelalter wohl zumindest für Stadtbürger eine obligatorische Selbstverständlichkeit des Lebens im ständischen oder familialen Kollektiv gewesen sein dürfte, bedurfte es nun der zunächst eher zaghaften freien individuellen Entscheidung, seine Freizeitphäre so zu disponieren, daß darin der Besuch eines Donauflußbades oder einer offiziellen Freiluftbadestelle seinen Platz fand. Obzwar sich aufgeklärte bürgerliche und adelige Schichten den durch Integralismus und Totalität des vorindustriellen Alltagslebens genormten, ritualisierten, kultischen Formen, die arbeitsfreie Zeit hinzubringen, zunehmend zu entziehen wußten, war die Eigeninitiative und selbständige Suche nach individuellen Verhaltensäußerungen, etwa gemäß der neuen Kaltwasser-, Freiluftbade- und Schwimmkultur, eine langwierige, scheinbar mühevollere Angelegenheit.

Der mit Ende des 18. Jahrhunderts entstandene Phänomenkomplex „Freizeit“, als Kategorie des Alltagslebens, bedeutete für nicht-adelige Schichten zum ersten Mal die Chance oder Möglichkeit, über ein bestimmtes Maß freidisponierbarer Zeit zu verfügen, die man nach spontaner Lust und Laune, d. h. ohne den zwar beständigen und immer kontrollierender und disziplinierender werdenden Druck der Erwerbsarbeit dennoch bei informalisierten Verhaltensweisen, Ausdrucks- und Umgangsformen, bei insgesamt gelockterter Affekt- und Emotionskontrolle und entsprechend einer rational begründbaren, ebenso aber von irrationalen und unbewußten Elementen durchsetzten Bedürfnislage verbringen konnte.

Dort allerdings, wo die „ . . . Arbeit die ganze Zeit und Kraft dessen, dem sie Brot gibt verschlingt“<sup>6</sup>, wo selbst eine Arbeits-

stelle die Existenz nur knapp zu sichern vermochte – was unzweifelhaft bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung zutraf<sup>7</sup> –, da mußte die aufgeklärt-bürgerliche Forderung einer anstehenden „neuen“ privaten Bedürfniskultur abprallen. Hier war die arbeitsfreie Zeit zum einen zusätzliche Quelle der Subsistenzsicherung, zum andern physisch und psychisch anspruchslose Rekreation, in hohem Grad elementare Kompensation, kaum Zeit des selbstgezügten Vergnügens und individuellen Strebens nach Lust am freifließenden Wasser.

Freizeitverhalten zeichnet sich als informalisierte Alternative zum Leben nach strenger sozialer Norm und unter den Bedingungen restriktiver Lebenserwerbsbeschäftigung durch die Möglichkeit aus, mehr oder weniger bewußt und selbstbestimmt nach angenehmen emotionalen Spannungen streben zu können.

„Fast alle Freizeittätigkeiten, die dem reinen Zeitvertreib dienen, erzeugen ‚angenehme Spannungen‘. Vor diesem kaum zu bestreitenden Tatbestand ist die Behauptung, Freizeit diene der Entspannung, zu hinterfragen. (. . .) (Man hält) . . . in der Freizeit immer wieder nach erregenden Erlebnissen, Abenteuer, Aufregung und Spannung Ausschau. Menschliche Figurationen weisen immer ein beträchtliches Spannungs- und Konfliktniveau auf. Und die Menschen haben ein Bedürfnis danach . . .“<sup>8</sup>

Erregende Spannungen können entstehen, weil besonders in Freizeitaktivitäten die Aufhebung der (aufgrund repressiver Zwänge und Normen bestehenden) Reduktivität des Alltagslebens verpuppt ist und damit ein Widerstandspotential gegeben ist, das spontan und unerwartet aktuell werden kann<sup>9</sup>.

Gerade im Rahmen der Badekultur im Freien waren Grenzen des Sittlichen rasch überschritten und hieß es ständig von neuem gegen das gesellschaftliche Vorurteil rigider Sexualmoral in praxi zu bestehen. Es galt ja der Ort draußen „ . . . am grünen Anger zwischen einem Brunnen und einer Brücke, und durch seine Lage zwischen den Wassern . . . (für) ungebundenen Geschlechtsverkehr prädestiniert . . . Das freifließende Wasser symbolisierte zu allen Zeiten die Sphäre von Sexus und Eros.“<sup>10</sup> Sinnlich-erotische Verheißungen von Wasser- und Naturmythen hatten daran ihren Anteil. War es zum einen eine vage Erinnerung an eine vergangene mythisch-magisch-aber gläubische Gedanken- und Empfindungswelt, aus der der aufgeklärt-rationale „Geistesmensch“ zwar aussteigen wollte, der er sich jedoch nicht ganz zu entziehen mußte, war es zum anderen die weitverbreitete vorurteilshafte Ablehnung, die jenen Attitüden entgegengebracht wurde, was draußen am

freien Gewässer jedes auf seine Weise Aufregungen, Spannungen, Erregungen verschiedenster Art bei sämtlichen Akteuren, Beteiligten, Zuschauern und zufällig Anwesenden verursachen mußte.

### **Unanständig, gefährlich, exterritorial, atavistisch**

Einer schwärmerischen Laune nachgebend, badeten Max von Hartmann und Max von Spaun, beide aus dem Freundeskreis um Franz Schubert, nackt im Wiener Canal (heute Donaukanal). Als sie eben aus dem Wasser gestiegen waren, spazierten einige Damen des kaiserlichen Hofes vorüber. Die beiden Herren entschuldigten sich verlegen und zogen hastig, in der Eile ungewollt auf ihre Leibwäsche verzichtend, gleich die Fräcke über die nackten, nassen Körper. Kaum damit fertig, tauchten mit argwöhnischer Miene zwei patrouillierende Polizeisoldaten auf. Hartmann und Spaun wurden jedoch nicht angezeigt, sie waren noch einmal ungeschoren davon gekommen. Moritz von Schwind, gleichfalls zum Schubertkreis zählend, der die Szene beobachtet haben dürfte, malte ein Bild davon, welches er Hartmann schenkte. Leider ist es nicht erhalten; angeblich ging es irgendwann in der Hartmannschen Familie verloren<sup>11</sup>.

Ein nicht untypisches Beispiel für den Konflikt zwischen vor-märzlichen Bedürfnissen und zunehmend strenger werdenden Sittenstandards gleichwie für die Kollision spontaner Handlungen mit (sitten)gesetzmäßiger Polizeipraxis vor dem Hintergrund des staatlichen Interesses an der Aufrechterhaltung bestehender Herrschaftsstrukturen und Machtverhältnisse. Trotz unentgeltlicher Flußbäder und offizieller, markierter Freiluftbadestellen an Ufern freier Gewässer bei gleichzeitig bestehenden behördlichen Wildbadeverboten brach sich die romantisch-schwärmerische, anarchisch-renitente, unvermittelt-spontane Flußbadefreudigkeit Angehöriger unterer, mittlerer, sogar höherer Schichten der Bevölkerung vorläufig noch Bahn. Das libidinöse Streben nach Lust am Wasser vor den Toren der Stadt hatte sich im Biedermeier in Quantität und Intensität merkbar erhöht<sup>12</sup>, wurde aber gleichfalls mit steigender Effektivität durch die „seelenlose“ Zähigkeit und Verbissenheit des bürokratischen und administrativen Herrschaftsapparates und dessen verlängerten Arm, bestehend aus Polizeiwachen und selbsternannten Sittenwächtern, Saison für Saison aufs neue bekämpft.

„Die häufigen und von Jahr zu Jahr in vermehrter Anzahl wiederkehrenden Unglücksfälle, welche das verbotene Baden im Wiener Donaukanale zur Veranlassung haben, und der Andrang von Badelustigen, welcher seiner ganzen

Länge nach stattfindet, machen es notwendig, der polizeilichen Aufsicht dadurch zu Hilfe zu kommen, daß an denjenigen Stellen, die am häufigsten zu dem verbotenen Baden benützt werden, Warnungstafeln aufgestellt werden, deren Aufschrift sowohl Fremden als Einheimischen das Verbot des Badens im Wiener Donaukanale bei Androhung der gesetzlichen Strafe einschärfen und denselben auf diese Weise die immer vorgeschützte Ausflucht benehmen soll, daß man jenes Verbot nicht erkannt habe.<sup>13</sup>

Der kollektiven Verhaltensweise des Wildbadens als traditionell volkstümlichem Kulturelement ist der Wunsch menschlicher Körper, sich dafür in herrschaftsfreie, periphere Räume zu begeben, sich durchaus Gefahr und Risiko auszusetzen, wenn möglich, kleine Abenteuer zu erleben, immanent. Aus der nicht unbegründeten Befürchtung, bei Nichteinschreiten, der Negation des Sittlichen Vorschub zu leisten, konspirative Treffen zu ermöglichen, gar Assoziationen oppositioneller Kräfte und nonkonformistischer Gruppen das Feld zu überlassen (man denke an die permanente „Revolutionsangst“ seit 1789), wurde die Wildbadekultur der Repression unterworfen. Dazu kam das Voranschreiten herrschaftlich-technischer Disziplinierung, Kontrolle, Nutzbarmachung und Verwertung menschlicher wie natürlicher Ressourcen, das das hegemoniale Bestreben, soziale Beziehungen und exterritoriale Gebiete strategisch zu durchdringen und zu normieren, forcierte. Sittlichkeits- und Empfindungswerte wurden hierdurch verschoben, neu formuliert. „Das Gefühlsleben der Menschen ist eine Funktion der Weise, in der sie räumlich und sozial organisiert sind.“<sup>14</sup> Der Reglementierung und Restriktion der Freiluftbadekultur korrespondierte die wachsende sittliche Empfindlichkeit für alles, was mit dem menschlichen Körper zu tun hat und das Entstehen entsprechender Tabus in bezug auf körperliche Beschaffenheit, libidinöse Entgrenzungen und Sexualität. „... das peinlich Gewordene wird hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens verlegt.“<sup>15</sup> Als solche fungierten generelle Bedeckungsvorschriften und Badehosenpflicht auch an entlegenen Stellen, Umkleidevorrichtungen, Einzelbadekabinen und geschlossene Schwimmanstalten am Fluß. Gleichzeitig versuchten Unterschichten und nonkonformistische Lebensreformer an „urtümlichen“, „naturnahen“, atavistischen Verhaltensweisen festzuhalten. Gegen die geballte Macht- und Interessenallianz von Staat, Kirche und Industriekapital standen sie à la longue auf verlorenem Posten.

Eine Verordnung der niederösterreichischen Regierung vom 8. 8. 1807<sup>16</sup>, die Wildbaden unter Strafe stellte, wurde am 21. 4. 1822 wie ebenfalls am 21. 8. 1839<sup>17</sup> wegen Kumulation von Anlaß-

fällen wiederholt, das gesetzliche Strafausmaß kontinuierlich verschärft, staatliche Penetration somit auch in für das gesellschaftliche Leben auf den ersten Blick marginalen Verhaltensbereichen unbeirrt vorangetrieben. In der Fassung 1839 heißt es:

„Das bestehende Verbot des unsittlichen und gefährlichen Badens an öffentlichen Orten und in der Donau wird . . . mit der Erklärung erneuert, daß die Darwiderhandelnden von der Wache anzuhalten und nach dem Gesetze zu behandeln sind. In Flüssen und Bächen sind eigene Plätze auszusuchen zu lassen, wo auf eine gefahrlose und anständige Art gebadet werden kann . . .“<sup>18</sup>

War letzteres bewerkstelligt worden, waren „ . . . die politischen Behörden angewiesen, bei ihren Anzeigen über zufällig Ertrunkene jederzeit beizufügen, ob und wo ein solcher ausgemittelter Badeplatz am Ort der Verunglückung besteht.“<sup>19</sup> Ob die Anzahl der tödlichen Badeunfälle objektiv jährlich dramatisch zunahm oder nur das behördliche Registrieren immer genauer und lückenloser funktionierte, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Einiges spricht allerdings dafür, eine diesbezüglich steigende Mortalitätsrate anzunehmen, da die Kaltwasser-, Freiluftbade- und Schwimmbedürfnisse zunächst um ein Mehrfaches schneller vordrängten, als die Verbreitung der Schwimmtechnik mithalten konnte.

### **Katharsis**

Da, wie vieles Luststreben, auch das Bedürfnis nach Lust am freien Gewässer in seinem Ursprung libidinös bedingt ist<sup>20</sup>, hat sich seit der Renaissance mit dem Trend der „Versittlichung“ innerhalb des Prozesses der abendländischen Zivilisation ein sublimierter Schwang vermehrt: Er läßt den sittlich denkenden und fühlenden Menschen davor zurückscheuen, Gesetzesrecht und verinnerlichte soziale Normen zu negieren, obwohl diese die Möglichkeit der freien individuellen wie kollektiven Lustproduktion am Wasser empfindlich einschränken oder behindern. Es wächst eine „ . . . spezifische Form von Ängsten mit der zunehmenden Zivilisation selbst. Das sind die ‚inneren‘, die halb unbewußten Ängste, die Ängste vor der Durchbrechung der zum Selbstzwang gewordenen Restriktionen, die dem zivilisierten Menschen auferlegt sind.“<sup>21</sup>

Korrelierend zum Vorgang des Ablegens der Furcht vor mystizistischen Wasser-Bedrohungen durch die machtvolle kirchlich-christliche, staatlich-kapitalistische, bürgerlich-aufgeklärte Rückdrängung des Aberglaubens ist die regressive symbolische Aktua-

lisierung und Generalisierung eines älteren Mythos zu verzeichnen. Damit wurde den aufsteigenden bürgerlichen und später kleinbürgerlichen Schichten gemäß der geänderten soziokulturellen und sozioökonomischen Realität des 19. Jahrhunderts zur Erringung eines neuen kollektiven Bewußtseinsstandes beigetragen und die Rechtfertigungsideologie für die „inneren, halb unbewußten Ängste“ vor sittlichen Verfehlungen beim gemeinsamen Freiluftbaden oder -schwimmen rechtzeitig nachgeliefert. Gemeint ist der ab dem Ende des 18. Jahrhunderts (wieder) aufkommende Mythos, Wasser nicht nur als physisches, sondern auch als psychisch-seelisches „Reinigungsmittel“ für keusche, wie immer (fast oder völlig) nackte Körper gegen „gesellschaftlichen Schmutz“ und „sittliche Verderbtheiten“ zu betrachten. Altchristliche Überlieferungen waren an diesem „Mythen-Comeback“ unverkennbar beteiligt.

„Wer zur Gemeinde Christi gehört . . . ist durch Taufe und Herrenmahl mit dem Herrn verbunden und ist, wenn er sich nicht unwürdig verhält, seiner Auferstehung zum Heil sicher. (. . .) . . . die Eucharistie (ist) in der Tat ein mythischer Vorgang . . . Das gleiche gilt für die Taufe. Auch hier wird ja ebenfalls etwas Stoffliches, nämlich Wasser, durch einen besonderen Ritus gewissermaßen numinos aufgeladen und dringt als mythische Substanz in den Getauften ein. Die durch Christi Heilstat von der Erbsünde erlöste Substanz des Menschen reinigt buchstäblich von derjenigen Adams.“<sup>22</sup>

Herrschaftliche Bemühungen um neue Formen der Sexualkontrolle und -repression konnten sich den christlichen Katharsismythos zunutze machen. Die Funktion des Wassers wird dabei die einer „ideologischen wie praktischen Waffe gegen die historische Möglichkeit sich befreiender Sexualität“.<sup>23</sup> Wasser fungiert als Säuberungs- bzw. Abwehrmittel gegen als schmutzig gedachte Körperlichkeit. Im Hygienisierungsprozeß des bürgerlich-industriellen Zeitalters, der die Bedeutung des Wassers als Säuberungsmittel und Sauberkeitssymbol ungeheuer erhöhte, bekam die zunächst noch im 19. Jahrhundert in konservativen Gesellschaftskreisen verpönte Verhaltensweise des Badens und Schwimmens in freien Gewässern hygienische, gesundheitliche, zivilisierende, disziplinierende und sittliche Bedeutung. Wasser-, Körper-, Nacktheits- und Naturmythen oder -mythologeme, die der Verbreitung und Entwicklung der Kaltwasser-, Freiluftbade- und Schwimmkultur förderlich wurden, waren durch geänderte gesellschaftliche Macht-konstellationen reaktualisiert worden, weil sie sich hervorragend dazu eigneten, die Funktion der menschlichen Selbstdisziplinierung und Sublimation sexueller Trieb- und Bedürfnisregungen zu übernehmen und damit die neuen Machtverhältnisse zu stabilisieren,

sofern sie nur erst in der Psychostruktur jedes einzelnen und im kollektiven Bewußtsein der Bevölkerung fest genug verankert waren.

### **Wie Felsen in der Brandung der entarteten Welt**

Die bewußt lebensreformerische Kaltwasser-, Freiluftbade- und Schwimmkultur des deutschen Sprachraumes wurzelt im 18. Jahrhundert. Sie konnte sich anfangs nur schwer gegen bestehende kategorische Verbote des Badens an freien Gewässern behaupten. Durch das erwachte Interesse des Staates an körperlicher Ertüchtigung und größerer Widerstands- und Leistungsfähigkeit seiner Staatsuntertanen waren in der Folgezeit aber manche seiner militärischen, pädagogischen und medizinisch-volksgesundheitlichen Institutionen nicht unmaßgeblich an ihrer Entwicklung beteiligt. Längerfristig gesehen mußte von herrschaftlicher Seite, um die Entdeckung der freien Gewässer zur Erringung von „keuscher“ und „sittlich reiner“ Lust am Wasser zu ermöglichen und gleichzeitig die Freiheit der „ . . . Lustproduktion freier gleicher Körper miteinander zu verhindern, . . . der schönste freie Stoff der Erde selbst, das freifließende Wasser, freigegeben werden.“<sup>24</sup>

„Um den Bewohnern Wiens und seiner Vorstädte den Vortheil eines unentgeltlichen Bades bey der eintretenden wärmeren Jahreszeit zu verschaffen, ist die unter der Schwimmschule am Prater-Damme befindliche, durch Pfähle bezeichnete und mit Seilen versicherte offene Badeanstalt, . . . zum öffentlichen Gebrauche hergestellt worden. ( . . . ) Außerhalb dieser bezeichneten Stelle ist das Baden nirgends in der Donau, und auch an diesem Orte nur dem männlichen Geschlechte gestattet. Jeder Badende hat sich einer Badehose zu bedienen, und es wird hiermit das Baden ohne Badehose aus Rücksichten für die Sittlichkeit und für den öffentlichen Anstand strengstens untersagt.“<sup>25</sup>

Als die Idee des Im-Freien-Badens und die neuen Hygienestandards, die häufigeres Waschen und Baden nahelegten, aufkamen und sich rascher Verbreitung erfreuten, waren die hastig-eifrige Bedachtnahme auf die strenge Isolierung der Geschlechter und die totale Tabuisierung der Nacktheit Strategien staatlich-gesellschaftlicher Unterdrückungs- und Beherrschungsapparaturen mit einer relativ neuen Qualität, um die Erfüllung erotischer Wünsche und die faktischen Möglichkeiten menschlicher Körper, zu sinnlich-lustvollen Entgrenzungen zu gelangen, auszuschalten. Die sittliche Forderung nach den nackten Körper hinreichend bedeckender Bekleidung und obligatorischer Geschlechtertrennung beim Baden (anfangs überhaupt nach Ausgrenzung der Frauen vom Schwimm-

und Freiluftbadebetrieb) „ . . . erscheint als neuer Code für den neuen Zustand der gegenseitigen Erschwerung des Zuganges zum Leib des anderen Geschlechts, der vorübergehend relativ erreichbar war. Das bisher Erreichte wird unzugänglich gemacht, da es Möglichkeiten neuer Freiheiten in sich barg.“<sup>26</sup>

Die neuen Freiheiten beim kollektiven Freiluftbaden hätten u. a. in Chancen libidinöser Körperlichkeit, das Korsett der „Sittlichkeiten“ (unter Nichtbeachtung und Negation umfassender Bereiche der verbindlichen, herrschaftsstabilisierenden, symbolischen Sinnwelt) zu sprengen, bestanden. Die daraus resultierende Angst vor „gesellschaftlicher Gefährdung“ erwies sich rasch als unbegründet. Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Bedürfnisse der Bevölkerung, im Freien zu baden, soweit reglementierbar und kontrollierbar – man denke an den penetranten, zunehmend effizienteren vormärzlichen Polizeiapparat –, daß es vielen Badelustigen nicht ratsam erschien, außerhalb der in rascher Folge entstandenen öffentlichen Kaltwasserbade- und Schwimmanstalten bzw. der behördlich zugelassenen Badeplätze das Baden zu wagen. Offizielle Badestellen standen unter Aufsicht von Bademeistern oder Polizeiwachleuten, die vor allem auf die Einhaltung der aktuellen Sittlichkeitsnormen zu achten hatten und erst in zweiter Linie darauf, daß keinem beim Baden gesundheitlicher Schaden widerfahre oder ein lebensgefährlicher Unfall zustoße.

Verfechter strenger Sexualmoral hielten körperliche Nacktheit und den Aufenthalt in schwer kontrollierbaren, herrschaftsperipheren Regionen zum Baden, Schwimmen, Bootfahren, Spazierengehen und Feste feiern (z. B. an den die Donauauen bei Wien durchfließenden Gewässern) scheinbar für untragbar. Den dabei potentiell bestehenden „sittlichen Gefahren“ und „unsittlichen Verlockungen“ aber gerade zu trotzen, wurde den in sozialer Mobilität begriffenen mittelschichtigen und weniger privilegierten Gruppen und Milieus zur Erbringung des Beweises ihrer souveränen moralisch-sittlichen Gesinnung für die Legitimation ihrer Partizipationsforderungen betreffs politischer und ökonomischer Macht sogar unweigerlich zum agitatorischen Programm. Ihre Affirmation existenter Strukturen und Wertmuster der Sexualrepression führte im Zusammenspiel mit dem Zwang zur Demonstration „sittlicher Überlegenheit“ zur totalen Enterotisierung und Entsexualisierung der diesbezüglich anfangs noch weniger rigorosen, vorwiegend von an Körperkultur und weniger an Sittenreform interessierten Avantgardisten getragenen Kaltwasser-, Freiluftbade- und

Schwimmkultur. Die selbstbetrügerische Asexualität innerhalb einer an sich schon autoritären und demzufolge konsequenterweise repressiven Gesellschaft ließ auf Dauer nur eine Bade- und Körperkultur der „sittlich höchststehenden“ Menschen zu, in der die Vorstellung zirkulierte, daß gerade die wenig oder nicht bekleidet Badenden, Sport oder Körperkultur Treibenden wie „ . . . Felsen in der Brandung der sittlich schmutzigen und entarteten Welt“<sup>27</sup> zu stehen hätten.

Strenge und für heutige Empfindungs- und Sittenstandards obskure Badeordnungen der sich an Donaukanal, Wiener Neustädter Kanal und Donauarmen befindlichen Schwimmschulen, Flußbäder und Freibadestellen des frühen 19. Jahrhunderts geben davon ebenso Zeugnis wie die gegen Ende desselben Jahrhunderts höchste, eigenständige Sexualdisziplinierung abverlangenden subkulturellen Gruppennormen der ersten FKK-Anhänger.

### **Vorbote aufkommender Nacktheitshysterie: Der Badehosen-Diskurs**

„Im Bademantel oder im Hemde zu baden, halte ich für überflüssig, denn hiedurch werden nur die unmittelbaren belebenden Einwirkungen des Wassers auf den Körper hindangehalten, die Aufsaugung desselben gehemmt . . . (. . .)

Eingewöhnten, starken Personen würde ich rathen stets bis an das Kinn unter dem Wasser zu bleiben, theils um die volle Wirkung eines offenen Flußbades zu genießen, theils um die Haut am obern Theile des Körpers nicht von den brennenden Strahlen der Sonne ohne Noth bräunen zu lassen.“<sup>28</sup>

„Jene, welche hier in der Donau baden, können, wenn sie aus dem Flusse treten, bey reinem warmen Wetter und Sonnenschein, mit nacktem Körper gegen eine Viertelstunde auf- und abgehen, dabey sich zur gleichen Zeit frodtiren; sie genießen so zu sagen auf diese Art eines zweyten Bades, welches noch einigen dazu dient, um mehr Sauerstoff von der Luft einzuhauchen.“<sup>29</sup>

Puristen und Enthusiasten, die das Baden und Schwimmen im freien Gewässer als natürliche Krankheitsprophylaxe und physiotherapeutische Intervention besonders auf Grund des unverfälschten, direkten Kontakts mit Wasser, Luft, Licht und Sonne ansahen, konnten sich mit ihrer Ablehnung jeglicher Badebekleidung nicht durchsetzen. Selbst gemäßigte Befürworter der neuen Reproduktionspraxis, die nicht soweit gehen wollten, hatten gehörige Mühe, mußten sich schon einiges einfallen lassen und kamen nicht umhin, Unheil zu beschwören, um die weitverbreiteten „sittlichen Bedenken“ zu zerstreuen.

„Man verbiethet das Baden im Freien, weil man es für unanständig und unsittlich hält. Dieß hat seine Richtigkeit, wenn man sich ganz nackt auf

einem Platze, wo man den Augen des Publikums ausgesetzt ist, badet. Es ist aber nicht nothwendig, daß man sich beim Baden ganz entblößt, weil man sich auch in den Kleidern im Schwimmen üben kann. Unsere Kleidungsstücke bestehen meistens aus Stoffen, die spezifisch leichter als das Wasser sind. Man kann sich daher besondere Schwimm-Kleider anschaffen. (. . .) Sehet hin ihr strengen Moralisten, wie dort eine Unglückliche vor der Leiche ihres ertrunkenen Gatten, der ihre einzige Stütze war, da steht, . . . Blicket dorthin, ihr Engherzigen, wie da ein Vater um seinen ertrunkenen Sohn, der seine einzige Hoffnung war, die Hände verzweiflungsvoll ringet, . . .

Wenn Eltern und Lehrer den Kindern das Baden nicht verbiethen, sondern dieselben an gefahrlose Badeplätze führen möchten, wo sie sich unter ihrer Aufsicht in Schwimm-Kleidern mit den verschiedenen Hilfsmitteln im Schwimmen üben könnten, so würden sie keine geheimen Oerter zum Baden suchen, und daher nicht verunglücken.“<sup>30</sup>

Um Badebekleidung und örtliche Kontrolle der Freibadelustigen besorgten sich wie nie zuvor jetzt kirchliche Kreise. Wurde von ihnen Notwendigkeit und Nutzen der Bestrebungen um Körper, Licht, Luft und kaltes Wasser akzeptiert, deponierten sie, offenbar in Erwartung sich bahnbrechender unkeuscher Sinnlichkeit, vielleicht gar hemmungsloser Sexualität, heftige Bedenken.

„Nicht nur wegen der so wichtigen Reinigung des ganzen Körpers, sondern auch als Stärkungsmittel der Gesundheit, und als Vorbeugungsmittel gegen einzelne Krankheiten ist das Baden der Jugend sowohl in den frühern, als auch in den spätern Jahren besonders zu empfehlen. (. . .)

Das Baden in Flüssen, welches der Bewegung und der freyen Luft wegen vorzüglicher als das Baden im Zimmer ist, muß nur an ganz sicheren, genau untersuchten und anständigen Orten und unter Aufsicht geschehen. Das Baden in Gesellschaft mehrerer, besonders junger Leute fordert eine besondere Aufsicht, um jeden Unfuge, jedem physischen und moralischen Schaden vorzubeugen. In jedem Fall ist anständige Badebekleidung unumgänglich erforderlich.“<sup>31</sup>

War in der Damenschwimmshule der Ferdinand- und Marien-Donaubadeanstalt das Schwimmen natürlich niemals anders als „nur in einer Kleidung gestattet, wodurch der Körper vom Hals bis auf den halben Schenkel gänzlich bedeckt ist“<sup>32</sup>, erlaubten sich Männer in öffentlichen Flußbädern zur Zeit des Biedermeier noch eine kurze Schwimmhose, die allerdings im späteren Verlauf des Jahrhunderts unschicklich und „unsittlich“ wurde, obwohl ohnehin, wie seit ehedem, nur getrenntgeschlechtlich gebadet werden durfte. Jene Männer oder Burschen, die vorerst mehrheitlich wohl in Unbefangenheit, teilweise aber auch in provokatorischer Absicht, das sittliche Gebot der Zeit nach Badebekleidung mißachteten, wurden zunehmend vom Bademeister (noch nannte man ihn „Badediener“) „zur Vernunft“, und wenn dies nichts fruchtete,

von der Polizei hinter Gitter gebracht. Von der sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert illegalerweise außerhalb offizieller Flußbäder erfrischenden und belustigenden Plebs dachte kaum noch jemand freiwillig und ernsthaft daran, sich extra Schwimmhosen anzufertigen und mitzubringen. Die meisten hätten dies schon aus ökonomischen Gründen nicht vermocht. Anhand einer Fülle Quellenmaterials kann deutlich belegt werden, wie sich das Tragen von Badebekleidung erst sehr langsam im Laufe der Neuzeit, ausgehend von mondänen Kur-, Thermal- und Wildbädern, forciert von Kreisen der gesellschaftlichen Elite, des Establishments, habitualisierte<sup>33</sup>.

In den Berichten über Schwimmschulen und Bäder fällt auf, wie ausführlich und penibel über die vorgeschriebene Schwimmhose berichtet wird. Wohl deswegen, weil die mühsam erworbene Popularität der Flußbäder nicht wieder aufgrund der jetzt allgemein vorrückenden Scham- und Peinlichkeitsschwelle bezüglich Nacktheit und körperlicher Entblößung gefährdet werden sollte. Erst „... wenn der Schüler nicht mehr entkleidet, bereits die Schwimmhosen angezogen hat (ohne welche hier niemand schwimmen darf, und die aus einem leinernen Beinkleid, das bis auf die halbe Lende reicht, besteht), läßt ihn sein (Schwimm-)Meister ans Geländer treten . . .“<sup>34</sup>, hieß es in Moralapostel beschwichtigender Absicht bereits in einer frühen Reportage über die k. k. Militärschwimmschule im Wiener Prater. Dortselbst erfuhren (be)herrschende Sittlichkeitscodes der Zeit, die völlige Nacktheit generell beim kollektiven Baden und Schwimmen mit dem alleinigen Sinn der Verhinderung „unsittlicher Nacktheit“ kategorisch ausschlossen, kleinliche Normierung. Verlangt wurde

„... eine weite Schwimmhose, welche aus ungebleichtem Cannevaß verfertigt wird; sie reicht fast bis in die Mitte der Schenkel, und über die Hüften hinauf, wo sie gleich einer ungarischen Unterhose durch ein Band, welches in einem Zugsäume läuft, befestigt wird. Der Schlitz, der sich vorn befindet, darf nicht tiefer als 1 Zoll angebracht werden.“<sup>35</sup>

Beim Frey-Bad, jener mit Pfählen und Seilen gesicherten, offenen, kostenlos allgemein zugänglichen Badestelle donauabwärts der k. k. Militärschwimmschule am Praterdamm, existierte bald eine von der k. k. Niederösterreichischen Regierung eingerichtete „Wäsch-Leihanstalt“, die entsprechend zulässige Badehosen verlieh.

„In dieser Beziehung bleibt es zwar Jedermann frey gestellt, sich eigener Badehosen zu bedienen. Jenen aber welche diese nicht mitbringen, biethet die . . . Wäsch-Leihanstalt die willkommene Gelegenheit dar, sich mit der

nöthigen Badewäsche um den von dem Inhaber dieser Anstalt ohnehin in jedem Jahre bekannt gemachten Entgeld zu versehen.<sup>436</sup>

Dieses staatliche Sittlichkeits-Service mußten die meisten in Anspruch nehmen, denn das Publikum des Frey-Bades gehörte zum überwiegenden Teil zu jener großen Mehrheit der Bevölkerung Wiens, die beständig unter dem Subsistenzniveau lebte und sich tatsächlich schwerlich eigene Badehosen hätte leisten können. Darunter gab es stets etliche, die selbst die geringste Ausgabe scheuten, oder überhaupt gar nicht zu tätigen in der Lage gewesen wären.

„Diejenigen Personen, welche keine eigenen Badehosen mitbringen, und den entgeltlichen Gebrauch einer solchen Hose nicht zu bestreiten vermögen, werden von dem Inhaber der erwähnten Wäsch-Leihanstalt innerhalb des für diesen Zweck zum Aus- und Anziehen eigens eingepflanzten Raumes mit einer Badehose gegen ordnungsgemäße Zurückstellung Unentgeltlich versehen werden.“<sup>437</sup>

Nicht nur in Form polizeilicher Überwachung und Exekutionen sowie juridischer Verfahren, sondern auch in Form von für Unbemittelte kostenlosen „Badehosenzwangsbeglückungen“ ließen sich Staat und steuerzahlende Eliten die Aufrechterhaltung von Sittlichkeit respektive die Einhaltung von Bedeckungsvorschriften und Sexualnormen einiges kosten.

### **Gegenseitige Erschwerung des Zuganges zum Leib des badenden anderen**

Wenn laut strenger Vorschrift im Männerbad Badehosenzwang herrschte und Betreiber derartiger Anstalten angewiesen waren, bei sozialer Bedürftigkeit das ominöse Kleidungsstück sogar unentgeltlich zu verleihen, ist zu erwarten, daß nach wie vor Gelegenheiten gesucht wurden, auf züchtige Bedeckung gut und gerne zu verzichten. Ähnlich verhielt es sich bezüglich der Untersagung des gemischtgeschlechtlichen Badens. In der Tat machte das Biedermeier mit seiner relativen Unbefangenheit gegenüber Körperlichem, mit seinem noch eher unbedarft spielerischen Verständnis von Sexualnormen und entsprechend „anständigen“ Geschlechterrollenverhalten Sittlichkeitsverstöße im Rahmen des libidinösen Strebens nach Lust am Wasser möglich, die später undenkbar gewesen wären. Und das trotz franciszeischem Sittenkodex, herrschender Zensurpraxis und fortgeschrittener staatlicher Penetration mittels Polizeiapparat, Bürokratie und Administration.

Vom 1. Juni 1833 datiert ein Einreichungsprotokoll der Polizey-Direction für Niederösterreich, in dem diese mit folgendem Wortlaut zur „Amtshandlung“ aufgefordert wird:

„Militärschwimmschule Schaeffern: Wiener Elisabeth, Unternehmerin der weiblichen Schwimm-Anstalt, zeigt an, daß die Töchter der Lederfabrikantins Witwe Grünsteidl und noch zwei andere Mädchen in Gesellschaft von Männern in der Militärschwimmschule schwimmen.“<sup>38</sup>

Die Anzeige Elisabeth Wieners, Betreiberin der gleichfalls wie die Militärschwimmschule im Kaiserwasser situierten Damenschwimmschule, zeugt bereits von den sich durchsetzenden neuen Sittenstandards der strengen Geschlechtertrennung an der Donau. Für Frau Wiener mag deren getreuliche Beachtung und Einforderung geschäftsförderlich gewesen sein, hatte sie doch tagtäglich darauf zu achten, daß ihre Damenschwimmschule zwei Jahre nach der Eröffnung nicht schon wieder in Verruf geriet, da ihre Konzession mit der Auflage erteilt worden war, ausschließlich Angehörigen des weiblichen Geschlechts den Zutritt zu gestatten und auf der genauen Einhaltung der Badeordnung zu insistieren. Diese lautete im Fall der „Ersten Wiener Schwimmschule für das weibliche Geschlecht“ im Ferdinand- und Marien-Bad am Zwischenbrückner Kaiserwasser (ziemlich genau dort, wo sich heute das Areal einer städtischen Sperrmülldeponie am Straßenknick zwischen Nordbahn- und Dresdnerstraße befindet) im Eröffnungsjahr 1831 auszugsweise:

„Bei der von der hohen Landesstelle bewilligten Schwimmschule für das weibliche Geschlecht, wird für jene, die von der Anstalt Gebrauch machen wollen, folgende Ordnung zu beobachten vorgeschrieben:

Erstens. Die Schwimmschule darf durchaus unter keinem Vorwande von Männern besucht werden. – Von diesem Verbot sind ausgenommen: a) der jeweilige dirigirende k. k. Polizei-Bezirks-Director in der Leopoldstadt. b) der Wundarzt, welcher in jenen Stunden, wo geschwommen werden darf, unausgesetzt gegenwärtig sein muß. c) die zum Schwimmunterricht benöthigten Schwimmmeister. (. . .)

Sechstens. Das Schwimmen wird nur in einer Kleidung gestattet, wodurch der Körper vom Hals bis auf den halben Schenkel gänzlich bedeckt ist.

Siebendes. Den Freischwimmerinnen wird das unvermuthete Tauchen der Mitschwimmer und alle ähnlichen derlei Neckereien als z. B. das Stoßen im Wasser, Anspritzen, Herumlaufen und Lärmen in dieser Anstalt etc. untersaget.

Achtens. Alle gewagten Sprünge und Künste, die sich zwar kühne Männer erlauben dürfen, aber weder mit dem Zwecke der für das weibliche Geschlecht gegründeten Schwimmschule, noch mit den Kräften desselben in

Einklang stehen und wodurch auch Anstand und gute Sitten verletzt würden, werden durchaus verbothen. (. . .)

Dreizehtens. Ist ohnehin zu erwarten, daß in einer ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmten Anstalt sowohl von den Schwimmenden als auch die Schwimmschule bloß Besuchenden alles vermieden werden wird, wodurch der Anstand und die Schicklichkeit auch nur im mindesten verletzt werden könnte.

Von der Direction der Schwimmschule für das weibliche Geschlecht.<sup>439</sup>

Etwas weniger streng ging es vorläufig noch in der Militärschwimmschule zu, deren Einrichtung vor allem militärischen, aber auch hygienischen Überlegungen entsprungen war. Bei der 1809 gegen Napoleon I. geschlagenen „Schlacht bei Aspern“ hatte sich die fast gänzliche Unerfahrenheit österreichischer Soldaten im Schwimmen als eklatanter Nachteil erwiesen. Zu viele waren bei Kampfbewegungen elendiglich in den zahlreichen Donauarmen in der Lobau ertrunken. Daher stand auf Betreiben des k. k. Oberst Graf Wilhelm v. Bentheim-Steinfurt der Wiener Garnison keine vier Jahre später eine k. k. Militärschwimmschule im Donauarm Kaiserwasser zur Verfügung. Sie glied außerdem einer im Fluß schwimmenden Badeanstalt, hatte aber ein großes offenes Schwimmbassin im Inneren, worin

„ . . . während der Sommermonate die Militärpersonen sich regelmäßig üben müssen. Mit derselben ist zugleich eine Schwimmschule für Männer aller Stände verbunden. (. . .) Diejenigen, welche das Schwimmen schon verstehen, können sich hier mit dieser Leibesübung täglich erlustigen . . . Bloße Neugierige können der Übung im Schwimmen zusehen. (. . .) An Sonn- und Feiertagen ist auch den Frauenzimmern gegen eine Gebühr von 24 Kronen der Eintritt gestattet.“<sup>440</sup>

Militärwaisenknaben hatten gleichfalls dort wöchentlich einige Stunden zu absolvieren, doch war ihr oberster Erziehungsberechtigter, der Direktor des k. k. Waisenhauses in der Alservorstadt, der Salzburger Pädagoge Franz Michael Vierthaler, nicht darüber glücklich, wenn seine Zöglinge gerade an einem Sonn- oder Feiertag zum Schwimmen geführt wurden.

„Wenn zu den jugendlichen Übungen dem Publicum und insbesondere den Mädchen und Frauen der Zutritt offen steht, so wird sich der reine Zweck davon bald verlieren. Die Sucht Parade zu machen, wird die Lehrer – die Sucht zu gefallen, die Schüler ergreifen; und unter andern Folgen, zumahl wo Entblößungen, wie beim Schwimmen, nicht ganz vermieden werden können, die schönste Farbe der Jugend: die Schamröthe verschwinden. Die Gymnastik wird das Gegentheil von dem bewirken, was sie bewirken sollte.“<sup>441</sup>

„Gymnastik ist ein Bedürfnis unseres Zeitalters. Es soll durch sie nicht nur physische Bildung bewirkt, sondern auch der Ausartung der Sinnlichkeit

entgegen gewirkt werden. Die moralischen Rücksichten fordern uns beynahe noch dringender, als die physischen dazu auf.“<sup>42</sup>

Daß Frauen erlaubt war, kühnen Männern beim Schwimmen zuzusehen, erregte manch Zeitgenossen. Ein gewisser A. J. Gross-Hoffinger äußerte angesichts dieses Umstandes den Verdacht, daß es sich bei der Militärschwimmschule in Wirklichkeit um ein Badebordell mit adeliger Kundschaft handle, was er dramatisch veranschaulichte. Höhepunkt der Handlung ist ein Gespräch zwischen Damen und einem der Schwimmer, welcher ungeniert in Badehosen (!) der holden Weiblichkeit, welche natürlich vollständig bekleidet ist, gegenübertritt. Als weitere Badegäste sind in die Szene ein mehr und ein weniger erstaunter „Fremder“ aus Norddeutschland in der Funktion moralisierender Beobachter eingebracht.

„Erster Fremder (eintretend zu seinem Gefährten): Damen – Damen – Damen, nee s' ist nicht möglich, Damen in einer Schwimmschule!

Zweiter Fremder: Mir nichts Neues – übrigens geschieht es nur alle Sonntage – am Tage der Braten.

Hofrätin (zur Tochter): Julie, sieh einmal dorthin, der Schwimmer mit dem schwarzen Bart und dem Muttermal auf dem Rücken – ist das nicht der Graf S.?

Graf S. (springt in der Schwimmhose aus dem Wasser, klettert die Treppe herauf, schüttelt sich ab, und präsentiert sich den Damen): Sehe ich recht – Frau Hofrätin, Fräulein Julie – nein diese Überraschung. Darf ich so frei sein, Ihre Hand zu küssen – ich habe zwar keine Handschuhe an, wie Sie sehen, aber Sie werden entschuldigen (küßt ihr die Hand und stellt sich konversierend zu den Damen, indem er die graziöse Stellung eines Adonius annimmt).

Erster Fremder (zu dem Gefährten): Ha, ha, ha, Sie Schalk, wir sind also in einem Bordellbadehause.

Zweiter Fremder: Pst – still – was fällt Ihnen ein, es sind Damen aus der besten Gesellschaft.“<sup>43</sup>

Der Verdacht der „lockeren Sitten“ und der libidinösen Entgrenzungsmöglichkeiten im Hinblick auf erotisch-geschlechtliche Lust am Wasser, in Schwimmschulen und Badeanstalten hielt sich. Besonders das hin und wieder in kleinen Zirkeln verbotenerweise stattfindende gemeinsame Donaubaden und -schwimmen beider Geschlechter sollte, mit dem Argusauge repressiver werdender Sitten betrachtet, unbedingt verhindert werden. Für diejenigen, die vom heutigen Standpunkt der „sexuellen Liberalität“ in den Strafnormen des Strafgesetzes von 1852 und damit auch in denen der vorher geltenden Franciscana mit Recht das klassische Beispiel

einer verzopften, der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Anschauung sehen, welche repressives Recht setzte und schließlich zur sittenbildenden Kraft wurde, sei hier mit Friedrich Hartl allerdings erwähnt,

„ . . . daß die engherzige Handhabung der betreffenden Strafnormen erst nach 1850 ihren Anfang genommen hat, daß die Qualifikation eines unsittlichen Verhaltens als Verbrechen schrittweise ausgeweitet wurde, um gerade in der doppelmoraligen Zeit der Schnitzlerschen Episoden ihren Höhepunkt zu erreichen. Die Zeit des Vormärz zeigte sich in diesen Belangen sehr liberal. Es mag dahingestellt bleiben, ob es tatsächlich in der Absicht der Behörden lag, die Wienerische Anarchie im Sinne von Bauernfeld durch Förderung der Lebenslust mit Alkohol und sexuellen Ausschweifungen zu unterstützen, um sonst im Staat Ruhe zu haben.“<sup>44</sup>

Am 7. 5. 1850, die sozialrevolutionäre Situation von 1848 war längst vergessen und neo-absolutistisches Gesellschaftsklima machte sich breit, wurde laut einer Magistratischen Kundmachung der Zutritt zu öffentlich unentgeltlichen Flußbädern nur mehr Männern gestattet und wieder einmal darauf hingewiesen, den „ . . . Anforderungen der Sittlichkeit nachzukommen und sich (. . .) einer Schwimmhose zu bedienen“<sup>45</sup>. Letzteres wurde offensichtlich selbst nach einem guten halben Jahrhundert der Verbote und strafrechtlichen Verfolgung zumeist unterlassen. Mangelnde Rigorosität des Gesetzesvollzugs mag dazu animiert haben. Obwohl das k. k. österreichische Militär-Polizeiwach-Corps laut „Dienst-Instruktion“ von 1860 dazu verpflichtet gewesen wäre,

„ . . . jeden öffentlichen Scandal oder Aergerniß, durch Menschen oder Gegenstände verursacht, zu beseitigen. Hierher gehört auch das Baden an öffentlichen und besuchten Orten, der Badende mag mit Schwimmhose versehen seyn oder nicht. Das Baden ist nur an dem von der politischen oder militärischen Behörde bestimmten Orte gestattet.“<sup>46</sup>

– erwies sich deren lückenlose praktische Umsetzung zur Genugtuung der Badelustigen vorläufig als illusorisch.

Die Benützung des Elementes Donauwasser zu Anlage und Betrieb größerer privater wie staatlicher Schwimm- und Badeanstalten oder gesicherter und beaufsichtigter Freibadeplätze, damit auch zur Vergrößerung der Chancen physischer Bedürfnisbefriedigung für immer breitere Bevölkerungskreise wenigstens in der Sphäre ihrer arbeitsfreien Stunden, sollte Ordnungshütern das gesamte 19. Jahrhundert hindurch Kopfzerbrechen bereiten. Im Sinne der Aufrechterhaltung von Herrschaftsstrukturen, Machtverhältnissen und „kultureller Hegemonie“ (A. Gramsci) durften

soziale Normen auch in Freizeitbereichen um keinen Preis der Aufweichung anheimfallen. Wenngleich historische Phasen potentieller Transzendenz des Sittlichen zur Jahrhundertmitte längst überwunden waren, vermeinte man dennoch auf der Hut sein zu müssen. Demgemäß forderten Polizeistrategen auch weiterhin für die Donaustrombäder einen „ . . . nicht unbedeutenden Aufwand von Kräften zur Handhabung der diesfalls bestehenden Sittlichkeits- und Sanitätsmaßregeln, abgesehen davon, daß wegen Hintanhaltung des Badens an unerlaubten Orten (§ 338 St. G) eine stete Aufmerksamkeit geübt werden muß“.<sup>47</sup>

#### Anmerkungen:

\* Teile dieses Aufsatzes erscheinen auch als Sequenzen innerhalb eines breiteren thematischen Rahmens in: Hubert Ch. Ehalt/Wolfgang Greif (Hg.), *Volkskultur im Vormärz. Das andere Wiener Biedermeier*, vorauss. Wien 1990. – Für Korrekturen dankt der Autor Frau Inge Eder.

1. Adolf Damaschke, *Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung*. 13. Aufl., Jena 1922, Bd. 1, S. 120.

2. Johann Pezzl, *Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josefinischen Zeit*. Hrsg. v. Gustav Gugitz und Anton Schlossar. Graz 1923, S. 378.

3. Alfred Martin, *Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen*. Jena 1906, S. 47.

4. Friedrich Nicolai, *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*. Berlin – Stettin 1783–1796, Bd. III, S. 16 f.

5. Briefe eines Eipeldauers an seinen Vetter in Kagran über d' Wienerstadt. Aufgefangen und mit Noten herausgegeben von einem Wiener. 21. Heft, 3. Brief, Wien 1795, S. 21.

6. A. Witlacil, *Verhältnisse der handarbeitenden Bevölkerung Wiens*. In: *Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik I*, 1847, S. 147.

7. Peter Feldbauer, Hannes Stekl, *Wiens Armenwesen im Vormärz*. In: Renate Banik-Schweitzer, Andreas Baryli u. a., *Wien im Vormärz*. Wien 1980, S. 176.

8. Eric Dunning, Norbert Elias, *Freizeit und Muße*. In: *Dies., Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie*. Münster o. J., S. 135.

9. Vgl. Thomas Leithäuser, *Kapital, Produktion und Vergesellschaftung des Alltags*. In: Thomas Leithäuser, W. R. Heinz (Hrsg.), *Produktion, Arbeit, Sozialisation*. Frankfurt/M. 1976, S. 51.

10. Harry Kühnel, *Normen und Sanktionen*. In: *Ders. (Hrsg.), Alltag im Spätmittelalter*. Graz – Wien – Köln 1984, S. 42.

11. Otto Erich Deutsch, *Alt-Wiener Veduten*. Wien 1986, S. 62.

12. Ernst Gerhard Eder, Elisabeth Spanlang, *Lust am Wasser. Über eine Beziehung der Wiener zu ihrer Stromlandschaft. Quellen und Theorien zur Geschichte an der Donau*. In: Manfred Chobot, Hubert Ch. Ehalt, Gero Fischer

(Hrsg.), Das Wiener Donaubuch. Ein Führer durch Alltag und Geschichte am Strom. Wien 1987, S. 62 und S. 67–69.

13. Dekret der Niederösterreichischen Landesregierung vom 24. 12. 1840, Z. 68722, k. k. Polizei-Ober-Directions-Akten, Niederösterreichisches Landesarchiv.

14. Anton Blogk, Hinter Kulissen. In: Peter Gleichmann, Johan Goudsblom, Hermann Korte (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie. Frankfurt/M. 1982 (2), S. 173.

15. Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bern 1969 (2), Bd. 1, S. 163.

16. Heinrich Hämmerle, Handbuch über die Polizei-Gesetze und Verordnungen. Wien 1865, S. 725.

17. Ebd., S. 724.

18. Ebd.

19. Ebd.

20. Siehe dazu Ernst G. Eder, Elisabeth Spanlang (wie Anm. 12), S. 52 f.

21. Eric Dunning, Norbert Elias (wie Anm. 8), S. 78.

22. Kurt Hübner, Die Wahrheit des Mythos. München 1985, S. 328 f.

23. Klaus Theweleit, Männerphantasien. 1. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Hamburg 1980, S. 437.

24. Ebd., S. 439.

25. Circulare der k. k. Landesregierung im Herzogthume Oesterreich unter der Enns, 21. April 1831, k. k. Polizei-Ober-Directions-Akten, Karton Nr. 17 (1-72000), Niederösterreichisches Landesarchiv.

26. Klaus Theweleit (wie Anm. 23), S. 336.

27. Ebd., S. 376.

28. Mekarski Edler von Menk, Notizen über Gymnastik in vorzugsweiser Beziehung auf die zweckmäßige Anwendung der kalten Bäder in offenen Wässern und der Schwimmkunst mit besonderer Rücksicht auf die öffentlichen Donau-Bade-Anstalten zu gemeinnützigem Gebrauch. Wien 1831. S. 137 f.

29. P. Lichtenthal, Ideen zu einer Diätetik für die Bewohner Wiens. Nebst Beyträgen zur medicinischen Topographie dieser Hauptstadt. Wien 1810, S. 114 f.

30. Joseph Burian, Nexeologie oder die Lehre vom Schwimmen. Prag 1841, S. 90–92.

31. Vincenz Eduard Milde, Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde. Wien 1811. Theil 1, S. 119 f.

32. Ordnung in der Schwimmschule für das weibliche Geschlecht 1831, k. k. Polizei-Ober-Directions-Akten, Niederösterreichisches Landesarchiv.

33. Vgl. etwa Alfred Martin (wie Anm. 3), S. 261–263.

34. A. Ritting von Flammenstern, Die Militär-Schwimm-Anstalt im Prater. In: Vaterländische Blätter 63, 7. 8. 1813, S. 374.

35. Carl Heinitz, Unterricht in der Schwimmkunst, nach der in der k. k. Militär-Schwimmmanstalt in Wien eingeführten Lehrmethode dargestellt vorzüglich zum Behufe des k. k. Militärs. Wien 1816, S. 33.

36. Wie Anm. 25.
37. Circulare der k. k. Landesregierung im Herzogthume Oesterreich unter der Enns vom 21. 4. 1831, k. k. Polizei-Ober-Directions-Akten, Niederösterreichisches Landesarchiv.
38. Einreichungsprotokoll der Polizei-Direction Nr. 29605, Fascikel 17, G-Index von „Polizeisachen“ aus 1833, Niederösterreichisches Landesarchiv.
39. K. k. Polizei-Ober-Directions-Akten, Karton Nr. 17 (1-72000), Niederösterreichisches Landesarchiv.
40. Johann Pezzl, Neueste Beschreibung von Wien. Wien 1822, S. 181.
41. Franz Michael Vierthaler, Entwurf zu pädagogischen Vorlesungen. Wien 1824, S. 115.
42. Ebd., S. 112.
43. A. Gross-Hoffinger, Das Schicksal der Frauen und die Prostitution. Leipzig 1848.
44. Friedrich Hartl, Das Wiener Kriminalgericht. Strafrechtspflege vom Zeitalter der Aufklärung bis zur österreichischen Revolution. Wien – Köln – Graz 1973, S. 349 f.
45. Josef Schrank, Die Prostitution in Wien in historischer, administrativer und hygienischer Beziehung. Wien 1886, Bd. 1, S. 311.
46. Dienst-Instruction für das k. k. österreichische Militär-Polizeiwach-Corps. Wien 1860, S. 22.
47. P. Prucha, Die österreichische Polizeipraxis. Wien 1877, S. 348.

# Chronik der Volkskunde

## **„Volkskultur und Rundfunk“**

### **Symposium über Anspruch und Wirklichkeit des Populären in der Rundfunkarbeit**

Die Rückseite des Programms zu diesem Symposium „Volkskultur und Rundfunk“ zeigt eine lustige Karikatur: Zwei nicht sehr friedliche Hündchen sitzen vor einem Elektroherd, in dessen offenem Backrohr ein Brathuhn schmort. Im Text darunter sagt der eine zum andern: „Gewiß, es passiert nichts Besonderes, aber irgendwie gefällt mir die Sendung . . .!“ Damit ist eigentlich gekennzeichnet, in welcher Situation wir sind. Nach den neuesten Erhebungen und Hörerumfragen verzeichnen Sendungen, die Volksmusik und auch sonstige volksculturelle Inhalte aufweisen, namentlich bei den Erwachsenen Einschaltziffern bis zu 50% und darüber. Und dennoch sind dies Programmbereiche, die im allgemeinen und offiziellen Programmauftrag des Österreichischen Rundfunks gar nicht genannt und aufgenommen erscheinen. Hier allein schon zeigt sich eine Problematik, die sich bei der zunehmenden Programmdichte wie eine Schere immer weiter öffnet und die zweifellos nach einer Klärung und auch kritischen Betrachtung verlangt. Weder die Rundfunkanstalten und Produzenten dieser gewichtigen Massenmedien noch die beteiligten Vertreter und Anwälte der sogenannten „Volkskultur“ können demgegenüber gleichgültig abseits stehen, seien es nun die „Ausführenden“ von Volkslied und Volksmusik und gewisser Verbände oder die Vertreter der wissenschaftlichen Fachvolkskunde und empirischen Kulturforschung.

Eine solche Kontaktaufnahme wurde nun erfreulicherweise neuerdings eingeleitet und fand als Symposium über „Volkskultur und Rundfunk“ vom 27. 2. bis 1. 3. 1989 im Bundesinstitut für Erwachsenenbildung „St. Wolfgang“ in Strobl statt. Eingeladen hiezu hat das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport über seine Abteilung für Erwachsenenbildung zusammen mit dem ORF über das Landesstudio Salzburg, womit ein Interessentenkreis reaktiviert wurde, der bereits in den fünfziger Jahren mit einigem Erfolg für beide Seiten sogar grenzüberschreitend für die Schweiz, die Bundesrepublik Deutschland und vor allem für Österreich in mehreren Jahresfolgen von Fachtagungen Bestand hatte. Die Anregung dazu ging diesmal dankenswerterweise von Frau Dr. Gerlinde Haid und Mag. Maria Walcher vom Österreichischen Volksliedwerk aus; sie besorgten auch die organisatorische und Programm-Vorbereitung und leiteten in bewährter Weise das Symposium. Die Veranstaltung war ausgezeichnet durch die Anwesenheit der leitenden zuständigen

Vertreter des Unterrichtsministeriums sowie des Landesintendanten Friedrich Urban von Studio Salzburg. Sie erfreute sich eines unerwartet regen Zuspruches aus zahlreicher Teilnehmer, unter denen auch Gäste aus Italien, der Schweiz und aus Bayern vertreten waren. In einem sehr dichten Programmablauf führte das dreitägige Fachgespräch immerhin zu wichtigen Erkenntnissen und vor allem zu einer näheren Kontaktaufnahme beider Seiten, zumal vor Ort die günstige Möglichkeit bestand, eine lange Reihe von Beispielen aus Fernsehsendungen der Bundesländer des ORF und der Nachbarländer vorzuführen und auf diese Art über deren Darstellungs- und Bearbeitungsprinzipien zu diskutieren.

Dazu gaben der Intendant Friedrich Urban vom Landesstudio Salzburg über „Volkskultur und Rundfunk – Anspruch und Wirklichkeit“ sowie Prof. Konrad Köstlin vom Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturforschung in Tübingen über „Volkskultur heute“ aufschlußreiche und zugleich anregende Einführungsreferate. Ersterer zeigte auf, in welchen Zwiespältigkeiten die Rundfunkarbeit heute trotz aller technischen Avancen hinsichtlich ihrer Möglichkeiten, ihrer Grenzen und dem Verhalten ihrer Rezipienten steckt. Und Prof. Köstlin suchte glaubhaft zu zeigen, wie sich heute immer mehr andere historische Fächer der „Volkskultur“ bemächtigen; wie uns selbst unsere eigene „Volkskultur“ immer fremder, jedoch in ihrer Farbigkeit und Vielfalt recht eigentlich zunehmend reizvoller, ja anziehender wird, so daß sich hier alles Regionale und Originale in Kontraposition zum gewohnten und grauen Einerlei einer farblosen Industriegesellschaft konzentrierte und so in den verschiedensten Abstufungen und Gradationen des vermeintlichen Altüberlieferten ausbreite. Damit kompensiere die sogenannte „Volkskultur“ oder, was immer man dafür hält, quasi die Abgänge einer bereits überholten Herkunftswelt, wirke als „Ersatzverzauberung des banalisierenden, narrativen Wissens“, sei „sentimentalisch“ ganz im Sinne Schillers und oft geradezu ein Gegenentwurf zum „eigentlichen Leben“. „Je moderner die Welt in Wirklichkeit wird, desto aktueller wird auch die Volkskultur“, sagte Köstlin.

Vor den geistigen Vektoren aller dieser Aspekte und Perspektiven vollzogen sich sodann die Spezialreferate von beiden beteiligten Seiten, in denen es auch nicht an herben und kritischen Anmerkungen fehlte, und passierte eine lange Reihe bezeichnender Sendebeispiele, über die jeweils ausgiebig und nicht immer nur zustimmend diskutiert worden ist. Wichtiger freilich als alle Detailfragen über Themen und Formen der audiovisuellen Darbietungen war die zusammenfassende Schlußdiskussion, aus der vor allem mit bemerkenswerter Einhelligkeit die Notwendigkeit solcher Kontaktnahmen zwischen Rundfunkleuten und Programminstanzen einerseits und allen denen ans Licht trat, die ihrerseits sich mit Volkskultur, Volkslied und Volksmusik, sei es praktisch oder vor allem auch wissenschaftlich, beschäftigen. Das Symposium muß daher nicht nur als sehr wichtig für beide Seiten gelten; man hatte den Eindruck, als gelte es fast wie im Gesundheitswesen, daß nämlich viele Köche den Brei verderben und daß über das Wohlbefinden und die Gesundheit unserer Menschen gewiß nicht allein eine technisch perfekt ausgerüstete Intensivstation entscheidet, sondern daß es auch entsprechendes und fachlich geschultes Pflegepersonal, aber mehr noch viel ärztliches Können und Wissen braucht, wenn wir halbwegs gesund bleiben wollen – sit venia huius verbi! Freilich, die nach diesem harten Vergleich denn als Ärzte und Pfleger da dienen und helfen hätten können, die zeichneten sich zum größeren Teil durch ihre Abwesenheit aus.

Oskar Moser

## **Ende oder Veränderung? Arbeiterkultur seit 1945**

### **Tagungsbericht von der 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 30. April bis 4. Mai 1989**

Als im Jahre 1979 im Anschluß an die Kieler Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde die Bestellung einer Kommission „Arbeiterkultur“ beschlossen wurde und 1980 in Wien unter dem Titel „Volkskunde und Arbeiterkultur“ das erste Treffen stattfand, geschah dies mit der Intention, Geschichte und Gegenwart der Arbeiterklasse und ihre Vielfalt von Lebens- und Kulturformen, Einstellungen und Verhaltensweisen in der Volkskunde als legitimen Forschungsgegenstand zu institutionalisieren, „wobei unser Blickwinkel zweifellos jener der großen, produktiv arbeitenden Mehrheit sein soll, die freilich in der Regel (absurd genug) bislang nicht so sehr die Träger, sondern Ertragenden der Geschichte waren“ (Helmut P. Fielhauer, 1986). Auf die Tagung in Wien folgten Hamburg 1983, Marburg 1985 und Steyr 1987.

Die 5. Tagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der DGV fand unter dem Titel „Ende oder Veränderung? Arbeiterkultur seit 1945“ vom 30. April bis 4. Mai in Tübingen statt. Angesichts der tiefgreifenden Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft aufgrund der technischen Entwicklung und des programmatischen Wandels der sozialdemokratischen Parteien in den letzten Jahrzehnten sollten Begriff und Forschungsgegenstand Arbeiterkultur überdacht und ihren qualitativen Veränderungen und Transformationen in der Nachkriegszeit nachgegangen werden.

Die am ersten Tag angesetzte Exkursion zur 1.-Mai-Kundgebung nach Reutlingen und auf die Schwäbische Alb nach Albstadt-Ebingen, wo sich aus Flachs-anbau und Hausindustrie ein wirtschaftlich wichtiges Textilindustriengebiet entwickelt hat, stimmte auf das Thema ein. Bei dieser Möglichkeit zur sinnlichen Erfahrung von Arbeiterkultur ergaben sich – wie auch sonst im Verlauf der Tagung – deutliche Unterschiede in der Manifestation von Arbeiterkultur zwischen der BRD und Österreich: Die Kundgebung in Reutlingen hielt – ohne Lokalpatriotismus – dem Vergleich mit dem Maiaufmarsch in Wien nicht stand, selbst wenn man den Größenunterschied der beiden Gemeinden in Rechnung stellt.

Was für den Brauchforscher Weihnachten, ist für den Arbeiterkulturforscher der 1. Mai. In der am Abend stattfindenden Podiumsdiskussion erfolgte dann auch eine internationale Bestandsaufnahme der öffentlichen Festkultur des 1. Mai als Symbol der Arbeiterbewegung und als Seismograph für politische Kultur. Gottfried Korff, Tübingen, ortete in der BRD für das Fest, bei dem sich Volks- und Arbeiterkultur verbinden, wie bei keinem anderen, neue/alte Formen, die nicht mehr von der Arbeiterbewegung getragen werden: Die Walpurgisnacht der Frauenbewegung, die Verehrung des heiligen Joseph der katholischen Kirche, Maibaumaufstellen, Maiausflüge. Nach Korff wandelt sich der 1. Mai von der politischen Demonstration der Arbeiterschaft zum schichtspezifischen Kalenderfest. Kein Wunder, daß nach diesem Befund die Maikundgebung in Reutlingen für Österreich nicht sehr eindrucksvoll war. Denn Olaf Bockhorn, Wien, konnte Maiaufmarsch und -kundgebung nach wie vor als Protestveranstaltung im Sinne der klassischen Arbeiterbewegung interpretieren. Auch wenn der politische Protest angesichts der langjährigen SPÖ-Regierung etwas zum Paradoxon verkommt, finden sich neue Anliegen, wie etwa heuer der diskutierte EG-Beitritt Österreichs, die der Artikulation bedürfen. Als Anlaß für politischen Protest erweist sich nach Paul Hugger, Zürich, der 1. Mai, nachdem sozialer Friede und Wohlstand dieses Fest fast entschlafen ließen,

neuerdings auch in der Schweiz. Hier sind es die Arbeitsimmigranten, Türken, Italiener, Griechen, Jugoslawen usw., die nur am 1. Mai die Möglichkeit haben, ihre Anliegen an die Öffentlichkeit zu bringen und um Verständnis für die Andersartigkeit ihrer Kultur zu werben. Zu kurz kam bei dieser Interpretation, daß Arbeitsimmigranten schon seit Bestehen der Arbeiterklasse auch immer ein Teil von ihr waren. Flemming Hemmersam, Kopenhagen, nennt als Veranstalter des 1. Mai die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten, die anfangs getrennt marschierten, seit 1987 sich aber in einer Hauptveranstaltung zusammenfinden. Hemmersams Befund: „Der Tag der Arbeiter lebt und erfreut sich guter Gesundheit.“ Bo Öhngren, Schweden, stellte fest, daß in Schweden die Anzahl der Teilnehmer bei 1.-Mai-Veranstaltungen abnimmt, die politische Dimension aber nach wie vor vorhanden ist. Vor allem jugendliche Teilnehmer bringen neue Aspekte und Parolen ein: Frieden, Gerechtigkeit, bessere Arbeitsbedingungen für Frauen u. a. In der DDR schließlich ist der 1. Mai, wie Ute Mohrmann, Berlin/DDR, ausführte, Bestandteil der offiziellen politischen Kultur, bei dem auch übernationale Werte, wie Freiheit und Frieden, internationale Solidarität, zum Tragen kommen. Die Arbeiterkulturtagung fand – dank der Tübinger Universität – im Pflegehofsaal und im Tübinger Schloß statt, kam aber mit dem Lärm der Arbeiter (das Gebäude des Pflegehofsaaes wird renoviert) nicht ganz zurecht – ein Widerspruch und ein Symptom, das den Tagungen zur Arbeiterkultur mittlerweile immanent zu sein scheint: Die Tagung in Wien fand in einer Jugendstilvilla statt und in Steyr war es die museale Arbeitsgeräuschkulisse, die die Verständigung der Wissenschaftler erschwerte. Was sich die Arbeiter in Tübingen wohl gedacht haben, als sie mit dem Verweis auf die Wissenschaft um Einstellung der Arbeit gebeten wurden? Wußten sie, daß hier die Arbeiterkulturforscher tagten? War es wirklich ihr Blickwinkel, mit dem nun die Tagungsthemen abgehandelt wurden? Freilich, Mühe gab sich nach der offiziellen Eröffnung der Tagung durch Gottfried Korff und Hermann Bausinger das Tagungsprogramm mit vier Programmblocken genug.

### *1. Ende der Arbeiterkultur?*

Die Befunde waren widersprüchlich. Klaus Tenfelde, Innsbruck, diagnostizierte in seinem Referat „Ende der Arbeiterkultur: Das Echo auf eine These“ das Ende der klassischen deutschen Arbeiterkultur, da sich die Klassenspezifität unaufhörlich verringert(e) und das Klassenmilieu der Lohnarbeit ge- und zerstört ist. Die Klassengesellschaft werde zur Arbeitnehmergeellschaft, in der die Vielfalt der Lebensweisen zwar zunehme, in der sich aber keine gemeinsame Kultur, sondern Kulturen der Gruppen entwickelten. Tenfelde hält die Gruppenkultur in Zukunft für identitätsstiftender als die Klassenzugehörigkeit. Der klassische Kontext von Arbeiterklasse – Arbeiterbewegung – Arbeiterkultur habe sich auf den Kontext von Arbeiterkultur – gewerkschaftliche Kulturarbeit verengt.

Für das allmähliche Verschwinden der Gesellschaftsformation Arbeiterklasse, der Differenzierung der Klassen aufgrund sozialer und ökonomischer Bedingungen und der damit verbundenen kollektiven Identität gibt es – soweit ist Tenfelde zuzustimmen – genügend Anzeichen. Doch sollte, wie Wolfgang Kaschuba, Tübingen, unter dem Titel „Arbeiterkultur heute: Ende oder Transformation?“ ausführte – und wie es letztlich die Intention bei der Konstituierung der Kommission Arbeiterkultur war –, der Begriff Arbeiterkultur nicht zu eng gefaßt werden. In ihrer historischen Entstehung sei Arbeiterkultur zwar eng verbunden mit der Perspektive von Arbeiterbewegung und Arbeiterpolitik, doch müsse gerade hier gelten, daß Kultur den

gesamten Lebenszusammenhang, die Lebenswelten und Lebenstotalitäten meint. Forschungsgegenstand sei im Sinne einer Begriffsdefinition das gesamte Spektrum der Arbeiterbewegungs- und Alltagskultur. Kaschuba fordert auf zur „vergleichenden Bestandsaufnahme des Heute und Gestern“, die These von der kulturellen Verbürgerlichung des Arbeiters müßte vor dem Hintergrund der Bildungspraxis, der Berufsorientierung und der Generationenmobilität der heutigen Arbeiter hinterfragt werden. Nicht beantwortet seien von der Forschung Fragen nach Arbeitstechnik, -bräuchen, -ritualen in den Fabriken, nach dem Identifikationsbedürfnis während der konkreten Arbeitssituation, ein Mangel, der besonders gravierend ist, da Arbeit als „soziales Lebensfeld“ und als „lebendiger Interaktionsprozeß“ in entscheidender Weise in der Gegenwart identitätsbildend ist. Weiters zu untersuchen wären Lebensweise, Lebensstil und Lebensentwurf innerhalb der sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Kindererziehung, Wohnungseinrichtung, Ausbildung, Lebenszyklen, Freizeitstile usw.).

## 2. Zur Freizeitkultur der Arbeiterschaft in der BRD und DDR

Am Nachmittag eröffnete Dieter Langewiesche, Tübingen, aus der Sicht des Historikers mit „Arbeiterfreizeitkultur in der BRD: Traditionsbrüche und Kontinuitäten“ die Reihe der Referate. Auch Langewiesche bezeichnete die Einengung des Begriffs Arbeiterkultur auf Kultur der Arbeiterbewegung als gravierenden Fehler. Am Beispiel der Arbeiterfreizeit und ihrer Entwicklung analysierte er den historischen Prozeß der Entpolitisierung, Entideologisierung, Privatisierung und Individualisierung des Arbeiters, der sich in der Freizeit schon in den zwanziger Jahren durch das Aufkommen von Kino und Rundfunk – diese ließen sich kulturell nicht mehr einbinden – abzeichnete. In der NS-Zeit konnte die Arbeiterbewegung der gewaltsamen Auflösung ihrer Organisationen keine Strategien entgegensetzen, zumal die Nationalsozialisten selbst ein attraktives Gegenangebot aufzustellen vermochten. Die seit 1945 zunehmende Demokratisierung, Konsumorientierung und Konsummöglichkeiten der Gesellschaft ließen eine Wiederbelebung der alten Arbeiterfreizeit und -organisationen, deren Kennzeichen in den Anfängen Armut und gesellschaftliche Distinktion waren, in der BRD – anders als in Österreich – obsolet erscheinen. Zur besseren Differenzierung dieses allgemein geschichtlichen Hintergrundes der Arbeiterfreizeit wären jedoch Lokalstudien wünschenswert.

Im Anschluß daran referierte Dietrich Mühlberg, Berlin/DDR, „Warum sollten wir wissen, was Arbeiter sind und was sie in ihrer Freizeit machen? Zur Bestimmung von Arbeiterkultur in der DDR.“ Grundsätzlich stellte er fest, daß ohne ökonomischen Leistungshintergrund die Ziele der Arbeiterbewegung kaum verwirklicht werden können. Das gesellschaftliche Ziel „mehr freie Zeit“ konnte in der DDR noch nicht erreicht werden, da es zwar zu einer Verkürzung der Arbeitszeit gekommen ist, die Wegzeiten zu und von der Arbeit aber gestiegen sind – ein Befund, der sich trotz der Freizeiteuphorie der westlichen Länder auch in Österreich bestätigt findet: Erst in jüngster Zeit stellte das Österreichische Statistische Zentralamt fest, daß Wegzeiten das Freizeitpotential drastisch reduzieren und vor allem Frauen durchschnittlich nicht mehr als etwa eine halbe Stunde Zeit pro Tag zur eigenen freien Verfügung haben. Auch die Freizeittätigkeiten der DDR-Bürger unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Österreicher, zumal sich in der DDR gleichfalls allmählich Tendenzen zur Individualisierung und zur populären Massenkultur abzeichnen. Zur weiteren Bestimmung der Arbeiterkultur in der DDR führte Mühlberg

drei Forschungskomplexe an, die noch weiter zu betreiben sind: 1. Forschungen zur Entwicklung der Arbeiterkultur ab den zwanziger Jahren bis in die Gegenwart, 2. Erhebungen zur milieuspezifischen Arbeiterlebensgeschichte sowie 3. Untersuchungen der Kulturen jener sich seit den sechziger Jahren auch in der DDR herausbildenden gesellschaftlichen Gruppen, die den tradierten Klassenbegriff überholt erscheinen lassen.

Rainer Alsheimer, Bremen, übertitelte seinen Vortrag mit „... würden uns freuen, Sie/Dich bzw. Euch begrüßen zu können!“ Die Arbeiterwohlfahrt in einer Gemeinde.“ Es handelt sich um einen empirischen Untersuchungsbericht über „lokale milieugebundene Freizeitkultur“ der Arbeiterbewegung und ihre Transformation in den siebziger Jahren. Alsheimer beschrieb einen Ortsverein der Arbeiterwohlfahrt als Träger der freien Wohlfahrtspflege, wobei er u. a. folgende Aspekte berücksichtigte: Einstellungen und Meinungen zur Arbeiterwohlfahrt, Stellung der Arbeiterwohlfahrt innerhalb der Gemeinde sowie Gesellungsformen und Feste.

Am Beispiel des „Rheinhausener Aufruhrkonzertes“ analysierte im folgenden Beitrag „Die Kulturen in der Arbeiterbewegung und die Arbeiterbewegung in der Kultur. Probleme gesellschaftlicher Kulturarbeit“ Kaspar Maase, Frankfurt/M., mögliche Manifestationen der ArbeiterInnenbewegungskultur im Heute. Als 1987 das Hüttenwerk des Krupp-Konzerns in Rheinhausen geschlossen werden sollte, legten die ArbeiterInnen die Arbeit nieder und organisierten als Protestkundgebung das „Rheinhausener Aufruhrkonzert“ und verschiedene weitere Aktionen. Nach Maase erweist sich ArbeiterInnenbewegungskultur nicht mehr als Element gesellschaftlicher Entwicklung, sondern konstituiert sich nunmehr in konkreten Situationen des Arbeitskampfes, wobei sie vielfältig mit der Massenkultur verflochten ist. Arbeiterkulturforschung der Gegenwart müsse diese Tendenzen berücksichtigen. Zu untersuchen wäre in diesem Zusammenhang, meinen wir, wie weit nicht auch die historische ArbeiterInnenbewegung auf die Stilmittel der jeweiligen historischen Epoche zurückgriff.

### *3. Transformationen und Kontinuitäten: Arbeiter-Lebensstile*

Den dritten Block leitete Irene Dölling, Berlin/DDR, mit dem frauenspezifischen Thema „Individuelle Reproduktion als Gegenstand der Kulturtheorie in der DDR“ ein, wobei die Problemfelder Hausarbeit und Reproduktionsarbeit die zentralen Kategorien bildeten.

Michael Vester, Hannover, referierte unter dem Titel „Zum Problem schichtspezifischer Lebensstile in der heutigen BRD“ Ergebnisse einer Untersuchung des SINUS-Instituts und postulierte eine stärkere Differenzierung des bisherigen Schichtenmodells Ober-, Mittel- und Unterschicht.

Auf die unterschiedlichen Wohnstile sozialer Gruppen ging Katrin Pallowski, Berlin, ein. In ihrem Referat „Sozialer Fortschritt, aber Geschmackskatastrophe? Interpretationsmuster für Arbeiterwohnstile in der BRD“ verglich sie die Wohnstile von Designern/Architekten mit jenen von Arbeitern und machte, indem sie bei den Zuhörern auch persönliche Betroffenheit erzeugte, deutlich, daß der Wohnstil Ausdruck spezifischer Lebensbedingungen sei.

Einen wichtigen Beitrag lieferte Elisabeth Katschnig-Fasch, Graz, mit ihrem Vortrag „Wir sind doch immer hinten nach.“ Zur kulturellen Verortung von Arbeiter-

Lebensstilen einer Fabriksbelegschaft.“ Als erste im Rahmen der Tagung ging sie auf den Arbeitsplatz der Industriearbeiter und seine Veränderungen aufgrund der technischen Entwicklung als Paradigma für gesellschaftliche Umwälzungen ein. Aufgrund ihrer Untersuchungen und empirischen Befunde in der Maschinenfabrik Graz-Andritz kam sie zu der These, daß die rapide Verbreitung computerunterstützter Leistungskontrolle vor allem bei älteren Facharbeitern die alten Muster der kollektiven Arbeiteridentität auslöse, während junge Arbeitnehmer/Angestellte anderen Verhaltensmustern folgen. Vor dem Hintergrund der arbeitstechnischen und sozialpolitischen Umstrukturierung stellte ihr Referat eine erste Antwort auf die Frage nach der kulturellen Identität des Arbeiters/Arbeitnehmers dar.

Ronald Lutz, Pfungstadt, erläuterte „Arbeitersport heute – Aspekte einer ‚alternativen‘ Körperkultur“ und konnte darlegen, daß die Forderungen des Arbeitersports heute im Freizeit- und Breitensport weitgehend erfüllt sind und sich im neuen Selbstverständnis der alternativen Bewegungskultur finden.

#### 4. *Wandlungen der Arbeitskultur*

Frigga Haug, Berlin, stellt in ihrem Beitrag „Arbeitskulturen und Geschlechterverhältnisse“ die Frage nach der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung unter den Bedingungen der neuen EDV-Technologien. Die Computer führen zu einer „Feminisierung der Arbeit“, d. h. die Arbeit erfordert weniger Körperkraft, ist leiser und weniger schmutzig als herkömmliche Industriearbeit, kommt aber paradoxerweise weitgehend ohne Frauen aus. Frauen sind nach wie vor auf subalternen Arbeitsplätzen tätig, da ihnen kaum theoretischer Zugang zur Technologie im Rahmen einer Ausbildung geboten wird. Das bedeutet eine kulturelle Ausgrenzung der Frauen. Trotzdem könnte nach F. Haug die Computerisierung eine Chance für emanzipatorische Formen der Arbeitsteilung bieten, erhielten Frauen die Möglichkeit, sich im Lernprozeß kollektiv zu organisieren. F. Haug schloß frei nach Rosa Luxemburg, daß die Arbeitenden unter der Herrschaft der Herrschenden keine eigene Kultur entwickeln können. Es hieße auch der Maschine „Computer“ zu viel Bedeutung zuzuschreiben, wenn man meint, daß sie von Menschen gemachte, gesellschaftliche Strukturen ändern könnte.

Auf die kulturellen Aspekte der Arbeit in Klein- und Großraumbüros konzentrierte sich Burkhart Lauterbach, München, in seinen Ausführungen „Der Zusammenhalt ist nicht mehr da“, wobei er sich weitgehend auf eine Literaturanalyse zum Thema beschränkte. Er kam zu dem Schluß, daß die kulturelle Distinktion zwischen Arbeitern und Angestellten durch Automatisierung und Mechanisierung weitgehend verwischt wird, die Angestellten jedoch bestimmte Formen von Unterscheidungsritualen entwickeln, um die Trennung weiter bestehen zu lassen.

Die Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts (Leitung Bernd Jürgen Warneken), Tübingen, ging auf „Lebenswelt in der Arbeitswelt. Informelle Kommunikation im computerisierten Büro“ ein. Die Studenten/innen gingen in ihrem Pilotprojekt von der Hypothese aus, daß die Entwicklung der Gesprächskultur am Arbeitsplatz von Qualifikation und Anteil der Bildschirmarbeit bestimmt wird. Sie konnten eine Verringerung der informellen Kommunikation am Arbeitsplatz feststellen; persönliche Gespräche seien bloß noch in den Pausen oder nach Dienstschluß möglich.

Bei der Podiumsdiskussion am Abend gab Bo Strah, Göteborg, einen Überblick über den Stand der schwedischen Arbeiterkulturforchung und plädierte für

„Arbeitslebensforschung“ anstelle von „Arbeiterbewegungsforschung“. – Dieter Strützel, Jena, forderte die „Untersuchung von Interessenslagen als Herausforderung für den Lebensgewinnungsprozeß“ und bezeichnete kulturelle Vererbung und Innovationsformen als verhaltensbestimmend für die einzelnen sozialen Gruppen. – Dieter Kramer, Frankfurt, seit 1987 in Wien habilitiert, brachte mit einem Zitat von Jean Ziegler die utopischen Vorstellungen der Arbeiterbewegung in die Diskussion ein.

### *5. Arbeiterbewegung heute: Neue Aufgaben – alte Symbole?*

Am letzten Tag setzte sich Peter Assion, Marburg, mit den Symbolen und Riten der SPD auseinander. In seinem Referat „Ohne Symbole schwach? Arbeiterbewegung, Symboltradition und moderne Massengesellschaft“ analysierte er die Entwicklung der SPD anhand ihrer Symbole und Manifestationen. Nachdem die SPD in der Nachkriegszeit als wahlorientierte Partei keine roten Fahnen mehr gehißt hatte, beginnt sie sich in jüngster Zeit bei ihrer Suche nach Identität wieder auf ihre traditionelle Symbolkultur zu besinnen sowie Symbole neuer Bewegungen für sich zu verinnerlichen: Ohne Symbole ist die Bewegung schwach!

In seiner Schlußbetrachtung aus der Zuhörerperspektive bezeichnet Klaus Geiger, Kassel, als eine der wichtigsten Tagungserkenntnisse, daß die Vorstellung von Arbeiterkultur als Einheitskultur aufgegeben und segmentierte Kulturen mit ihren konvergierenden Interessen untersucht werden müßten.

### *Resümee*

Die Tagung zeigte, daß das Theoriedefizit der Volkskunde aufgeholt ist, und dennoch: irgendwann einmal war die Volkskunde angetreten, um an der Lösung soziokultureller Probleme mitzuwirken; Ziel der Forschung sollten eine kritische Gesellschaftsanalyse, Beiträge zu Problemlösungsversuchen und damit Versuche der Entwicklung einer emanzipatorischen Praxis sein. Letzteres, wie die Chronistinnen bedauernd vermerken, schien bei der Tagung etwas zu kurz gekommen sein. Ist dies nur unsere Einstellung oder war es „immer“ schon so: die „Deutschen“ hatten die Theorie und die „Österreicher“ das Defizit? Jedenfalls war, neben F. Haugs Referat, der österreichische Beitrag von E. Katschnig-Fasch die einzige Untersuchung vor Ort, die sich mit der industriellen Arbeits- und Lebenswelt unter den Bedingungen der Computerisierung befaßte. Mag sein, daß es in Österreich andere Probleme gibt und der Rückblick auf die klassische Arbeiterbewegungskultur nicht so notwendig ist. In der Tat – und es mag für Nichtösterreicher ein Faszinosum sein – scheinen Arbeiterkultur und Arbeiterbewegungskultur in Österreich sich anders entwickelt zu haben als in Deutschland. Die SPÖ hat sich noch nicht ihrer tradierten Symbole entledigt, die Organisationen der klassischen Arbeiterbewegung (ASKÖ, ARBÖ, Kinderfreunde, Naturfreunde usw.) sind nach wie vor im Gesellschaftsgefüge verankert. Auch die Arbeiterklasse scheint sich leichter definieren zu lassen, geht man etwa von den Bedingungen der Facharbeiterausbildung aus: Nach wie vor liegt die Lehrlingsausbildung – und aus Lehrlingen rekrutiert sich ja schließlich die Arbeiterschaft – in den Händen der Interessenvertretung der Arbeitgeber. Trotz Koalitionsregierung in Österreich sind die Lehrlingsstellen der Handelskammern, welche die Interessen der Lehrlinge vertreten und die Bildungsinhalte bestimmen sollen, nicht paritätisch besetzt. Die Klassenlage scheint uns damit ziemlich eindeutig definiert zu sein.

Unser Wunsch für künftige Tagungen läßt sich mit einem Satz des österreichischen Arbeiterführers Otto Bauer, wie ihn H. P. Fielhauer, einer der Initiatoren der DGV-Kommission „Arbeiterkultur“, in „Volkskunde und demokratische Kulturgeschichte“ als Motiv für „seine“ Volkskunde zitiert, ausdrücken: „Man muß viel öfter zu den Menschen gehen, um zu hören, was sie zu sagen haben, und nicht, damit sie hören, was wir sagen!“

Hannelore Fielhauer  
Gertraud Liesenfeld

**Wien – Wohnen im Wandel.  
Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Volkskundliche Eindrücke  
Eröffnung einer Sonderausstellung im Österreichischen Freilichtmuseum  
Graz-Stübing**

Am 9. Mai 1989 ist im Österreichischen Freilichtmuseum Stübing die Sonderausstellung „Wien – Wohnen im Wandel“ eröffnet worden. Diese Ausstellung wurde vom Kulturamt der Gemeinde Wien veranstaltet, wobei die Konzeption und die Ausführung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erfolgte. Dr. Vera Mayer (Institut für Gegenwartsvolkskunde) versuchte in den wenigen Monaten, die ihr zur Verfügung standen, Aspekte des Wandels der Wohnkultur in der Bundeshauptstadt Wien aufzuzeigen. Anhand von Bildern werden historische Wurzeln bis ins Biedermeier und in den Vormärz zurückverfolgt. Reiches Fotomaterial bietet Einblicke in heutige Wohnformen, in alters- und schichtspezifische Nutzungen und Ausgestaltungen der Räume. Ausgehend von dieser Ausstellung, die naturgemäß nur ein kleines Spektrum zeigen kann und viele Fragen offen läßt, wird das Institut für Gegenwartsvolkskunde ein Projekt über gegenwärtige großstädtische Wohnformen erarbeiten. Anlässlich der feierlichen Eröffnung in Stübing sprach als Vertreter des Kulturamtes der Stadt Wien Univ.-Doz. Dr. Hubert Christian Ehalt:

„Sehr geehrter Herr Minister!  
Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich freue mich, als Vertreter Wiens, unseres Herrn Bürgermeisters Dr. Helmut Zilk, zu Ihnen sprechen zu dürfen. Die Idee zu dieser Ausstellung wurde von Herrn Minister Dr. Drimmel geboren, gemeinsam mit Hofrat Dr. Pöttler und sehr bald auch mit Hofrat Dr. Beitzl, gehegt und weiterentwickelt und nun in Zusammenarbeit mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dem Österreichischen Museum für Volkskunde, dem Freilichtmuseum und der Stadt Wien realisiert. Die Stadt Wien ist mit den genannten Institutionen in freundschaftlichen Kooperationsbeziehungen, und es ist keine leere Höflichkeit, wenn ich sage, daß sich dieser freundschaftliche Austausch in einer harmonischen Zusammenarbeit beim Zustandekommen der Ausstellung bewährt und gefestigt hat.

Bei der Formulierung des Themas für die Ausstellung standen wir vor der Frage, was die Stadt Wien in einem der Präsentation ländlicher Baukultur und ländlicher Bautraditionen verpflichteten Museum zeigen soll. Zur Diskussion stand die Darstellung der ländlichen Anteile am städtischen Leben, von Anfang an aber auch die allgemeinere Frage nach den Veränderungen der Wohnkultur in der Stadt im historischen Wandel. Im Sinne der neueren Forschungsergebnisse der Sozialgeschichte,

der Kunstgeschichte und einer Volkskunde, die sich neue kulturwissenschaftliche Fragen stellt, wollten wir die Ausstellung von Anfang an interdisziplinär anlegen. Eine Ausstellung über das Wohnen in Wien konnte dabei auf eine in den letzten Jahrzehnten sich differenzierende Forschung zurückgreifen. Architektur, Städtebau, Wohnen und Umwelt sind in den letzten 25 Jahren zunehmend Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und politischer Diskussion geworden. Diskussionspunkte waren die Kritik am Schwinden urbaner Zentren, an der Zerstörung von Urbanität durch den zunehmenden Individualverkehr, an einer erbarmungslos praktischen Architektur, wie Adorno einmal pointiert gesagt hat, an einer neuen postmodernen Architektur, deren Formensprache bisweilen unterschiedlichen Disneylands entlehnt zu sein scheint und schließlich die Diskussion um die Bedeutung von und die Möglichkeiten für die Stiftung einer neuen Urbanität.

An diese Diskussionen knüpften sich eine Reihe von Untersuchungen und Forderungen. Angesichts vergangener Fehler, werden in stärkerem Maß die zweifellos vorhandenen Werte des Bauens und Wohnens der Vergangenheit wiederentdeckt. Dabei wird nun auch in stärkerem Maß die Analyse der Wechselwirkungen von ökonomischen Interessen, Zwecken, Funktionen, Bedürfnissen und ästhetischen Werten im historischen Prozeß geleistet. Ich glaube, daß aus einer derartigen interdisziplinären Forschung Orientierungshilfen für gegenwärtiges Handeln in den Bereichen von Stadtplanung, Stadterhaltung, Wohnungsbau und Umweltschutz zu gewinnen sind. Eine Aufarbeitung der Geschichte des Bauens und Wohnens eröffnet Perspektiven einer kritisch-konstruktiven Bewältigung aktueller Probleme für die Planungsverantwortlichen und bietet Orientierungshilfen in einem Bereich, in dem jeder persönlich betroffen ist.

Die Beschäftigung mit der Geschichte des Wohnens ist keine isolierte Formen- und Geschmacksgeschichte, keine Geschichte unter Weglassung der Politik. Fragen, wie etwa die, warum zu Hause und im Arbeitsbereich so unterschiedliche Normen Geltung haben, oder die, was wir bei dem Spiel mit der Puppenstube geübt haben, oder die nach sich wandelnden Wohnfunktionen und Raumgrößen oder die nach der Bedeutung der Bilder an der Wand und der Gegenstände in den Vitrinen stehen in einem gesellschaftlichen Spannungsfeld, das sich in der Geschichte verändert. Es stellen sich aber auch eine Reihe anderer Fragen, die nicht aus dem Bereich des persönlichen Erlebens bekannt sind, diesem sozialgeschichtlichen Blickwinkel: Welche sozialen Schichten, Gruppen und Personen traten in welcher Epoche als Bauherren auf? Wie groß waren jeweils die Einflußbereiche der Architekten, Bauherren und Bewohner? Wie wurden Finanzierungsprobleme gelöst? Welchen Stellenwert besaßen Probleme der Standortwahl? Welche unterschiedlichen Funktionen und Bedürfnisse prägten in den unterschiedlichen sozialen Schichten die Gestaltung des Wohnbereiches?

Man ersieht daraus schon, daß die Geschichte des Bauens und Wohnens weit mehr als eine vergleichende Objektgeschichte zu bieten hat. Es ist die Geschichte handelnder Menschen mit ihren Gewohnheiten, Verkehrsformen und Bedürfnissen.

Der dargestellte Wandel zeigt Veränderungsprozesse, die Wohnen und Stadt in diesem Zeitraum durchlaufen haben: Wachsende Konsummöglichkeiten, Verlust an Heimat, Gewinn an kollektivem und individuellem Selbstwertgefühl, Verlust an Identität, Gewinn an Spontaneität, Verlust an zwischenmenschlicher und intergenerativer Kommunikation.

Die Bewußtmachung der Dynamik historischer Veränderungen, die auch all jene Bereiche betreffen, die uns häufig als die immer konstanten Faktoren des Lebens erscheinen, macht eine Bestimmung unseres Standortes überhaupt erst möglich.“

Hubert Christian Ehalt

Frau Dr. Mayer gab eine kurze Einführung zur Präsentation und zum Ziel dieser Ausstellung:

Die Wohnkultur ist eine vielschichtige kulturelle Erscheinung, und bei ihrem Studium gibt es daher mehrere theoretische und methodische Forschungsansätze. Kunst- und Architekturgeschichte erforschen hauptsächlich die historisch und sozioökonomisch bedingten Aspekte der Stilkunst, also die Entwicklung architektonischer Formen und räumlicher Strukturen sowie die Stile von Architektur und Möbeleinrichtung.

Die moderne Volkskunde begreift Wohnkultur nicht nur als ein ästhetisch-geschmackliches Phänomen, sondern betrachtet diese – umfassender – vor allem unter dem Gesichtspunkt der Bau-, Raum-, Funktions- und Sozialstruktur, wobei nicht das Haus oder die Möbel, sondern der Mensch im Vordergrund der Überlegungen steht. Es handelt sich hierbei um eine schichtspezifische Betrachtungsweise, wonach die Wohnkultur und das Wohnverhalten aller Bevölkerungsgruppen erforscht werden. Das Spektrum umfaßt somit zum Beispiel die Wohnweise eines Hofrats, Künstlers oder Managers genauso wie die eines Bankangestellten oder einer Verkäuferin; aber auch die Wohnweise einer Familie, von Alleinstehenden, Jugendlichen und Pensionisten; nicht zu vergessen sind Ausländer, Gastarbeiter, Obdachlose und viele andere.

Für die Volkskunde ist ebenso die Frage nach den vielseitigen Funktionen des Wohnens von Interesse:

- biologische Funktionen: Schutz vor Witterungseinflüssen, Essen, Schlafen, Hygiene und andere vitale Bedürfnisse;
- psychische Erfordernisse: Sicherheit, Schutz und Geborgenheit, Abgrenzung zur Außenwelt;
- soziale Funktionen: Kommunikationsmöglichkeit mit Familie, Freunden und Bekannten;
- kulturelle Aufgaben: Bildung, Erziehung, Erholung und Freizeit, Selbstverwirklichung;
- wirtschaftliche Funktionen: Für manche Berufstätige ist die Wohnung auch Arbeitsplatz.

Die Wohnungseinrichtung stellt einen deutlichen sozioökonomischen Indikator dar. Darüber hinaus könnte man sagen, daß in den Wohnstilen eine Art Weltanschauung zum Ausdruck kommt. Die Volkskunde fragt daher nicht allein nach dem Stil, sondern auch danach, warum wir uns gerade so einrichten. Die Motivation also ist entscheidend. Zum Inhalt volkskundlicher Überlegungen gehört es, neben dem Vergleich von Wohnstilen der verschiedenen Sozialgruppen, etwa den Unterschied zwischen elitären, meist von Architekten und Künstlern entworfenen Interieurs einerseits sowie den realen Wohnwünschen und dem tatsächlichen Gebrauch von Einrichtungsgegenständen durch breitere Bevölkerungskreise andererseits deutlich zu machen. Es soll weiters versucht werden, die Mittel aufzuzeigen, die seitens

der Möbelindustrie und des Möbelhandels sowohl zur Information als auch zur Manipulation der Verbraucher eingesetzt werden: Musterbücher, Kataloge, Zeitschriften, Messen und vieles mehr.

Die Gegenwartsvolkskunde als eine empirische Kultur- und Sozialwissenschaft beschäftigt sich vornehmlich mit der Wohnkultur unserer Zeit. Dabei bleibt sie aber weiterhin eine historische Wissenschaft, das heißt: es wird nicht nur der heutige Stand der Wohnkultur untersucht, sondern auch ihr Wandel in einem bestimmten Zeitraum dokumentiert. Ein wichtiges Instrumentarium ist dabei die in der Volkskunde schon seit ihren wissenschaftlichen Anfängen (Ende des 19. Jahrhunderts) angewandte Methode der direkten Befragung. Heute ist diese unter der Bezeichnung „Oral history“ bekannt und wird auch von anderen Forschungsdisziplinen eingesetzt.

Ein zentrales Anliegen der Ausstellung ist es, Aspekte heutiger Wohnkultur am Beispiel der Wohnstile, der Funktionen der Wohnräume, am Wohnverhalten und den Wohnformen zu zeigen sowie die sozioökonomischen und altersspezifischen Bedingungen darzulegen. In der zeitlichen Dimension von Vormärz und Biedermeier bis zur Gegenwart soll der Wandel sowohl der bürgerlichen als auch der Arbeiterkultur angedeutet werden, um so die Formen heutiger Wohnkultur besser verständlich zu machen.

Diese Ausstellung soll einen Einblick in die volkskundliche Betrachtungsweise vermitteln und außerdem auf den notwendigen interdisziplinären Zugang zu dieser Problematik verweisen.

Vera Mayer

### **Bericht über die Feldforschungsreise im September 1988 nach Krakau und Südpolen**

Die Anreise führte Barbara Mersich und mich über Brünn und Olmütz und durch Oberschlesien nach Krakau, wo wir zunächst den Direktor des Ethnographischen Museums Krakau, Doz. Dr. E. Pietraszek, an seinem Amtssitz aufsuchten. Nach einem kurzen informativen Rundgang durch die aktuelle Sonderausstellung über „Krakauer Trachten“ erfolgte die (getrennte) Unterbringung in Privatquartieren und ein erster Rundgang durch die Krakauer Altstadt.

Dienstag, 20. September: Zunächst erfolgte eine ausführliche Besichtigung der einzelnen Abteilungen des in Übersiedlung und Umbau befindlichen Ethnographischen Museums, welche derzeit größtenteils noch im ehemaligen Rathaus des Stadtteils Kazimierz untergebracht sind. Besonders interessant die Textildепots, deren reiche Bestände einen informativen Hintergrund für die entsprechenden Sammlungen in Kittsee darstellten. Aber auch die anderen Abteilungen (Kunst, außereuropäische Bestände, Möbel, Geräte, Papierkunst und -kitsch und andere) boten Vergleiche und Anregungen von großer Wichtigkeit. In den Pausen bot sich noch die Gelegenheit, unter der fachkundigen Führung von Dr. Wolski einige wichtige historische Stätten (Skalka-Kirche mit Ehrengräbern, die Fronleichnamskirche) zu besichtigen, was den historischen Überblick wesentlich erweiterte.

Mittwoch, 21. September: Eine Autoexkursion führte von Krakau zunächst in den Ort Lanckorona. Rund um den Marktplatz befindet sich ein geschütztes Ensemble

von Holzhäusern in traditioneller Blockbauweise. Diese konnten nicht nur von außen fotografisch dokumentiert werden, bei einem Rundgang durch das Städtchen bot sich auch die Gelegenheit, das Innere einiger Häuser zu sehen sowie einige kleinere Objekte – Scheunen, Brunnen – sowie die Neudeckung eines Schindeldaches aufzunehmen. Die Fahrt führte sodann zum Wallfahrtsort Kalwaria Zebrzydowska. Vom Fürsten Zebrzydowski Anfang des 17. Jahrhunderts auf seinen Besitzungen gegründet, als ihm deren landschaftliche Ähnlichkeit mit der Umgebung Jerusalems auffiel, ist die weitläufige Anlage heute der zweitwichtigste Wallfahrtsort Polens. Beeindruckend für den Besucher sind vor allem die unübersehbaren Manifestationen vergangener und heutiger Volksfrömmigkeit sowie die für einen Wochentag große Anzahl der Wallfahrer. Nach kurzer Labung durch freundliche Nonnen und Besichtigung einer Fotoausstellung über den Papstbesuch in der Karwoche des Vorjahres – interessant die Bilder von der Karfreitagprozession, bei der auch die weiblichen Gestalten von männlichen Darstellern verkörpert werden – ging die Fahrt weiter nach Barwald, wo eine gerade renovierte Holzkirche besichtigt wurde. Die nächste Station war Lipowicz bzw. das dort befindliche Freilichtmuseum. Die Schenke („karczma“), Schmiede, Ölmühle, das Haus des Dorfschulzen, verschiedene Bauernhäuser und Scheunen, Bienenstöcke, eine Kirche samt Glockenturm, Brunnen und einige kleinere Objekte konnten besichtigt und fotografiert werden.

Donnerstag, 22. September: Nach langer Fahrt entlang der im Nebel versteckten Beskiden wurde Sanok im südwestlichen Winkel Polens erreicht. Das dortige Freilichtmuseum umfaßt 38 Hektar Grund von verschiedenartiger Konfiguration, so daß jede ethnische Gruppe der ehemaligen Bevölkerung (Bojki in den Bieszczady-Bergen, Lemki in den Niederen Beskiden, Pogórzanie auf dem Dynów-Plateau und im westlichen San-Tal, Dolinianie im östlichen San-Tal) mit ihren Gebäuden adäquat dargestellt werden kann. Ein Städtchen mit Ringplatz, Schenke und Handwerkerhäusern ist in Vorbereitung. Die Besichtigung unter fachkundiger Führung begann bei einem cerkiew (orthodoxe Kirche) aus dem Jahr 1730, zusammen mit dem dazugehörigen Glockenturm auf einem waldigen Hügel gelegen. Einen ganz anderen Eindruck macht die kleine Kirche aus Rosolina, erbaut von Onufry Giebultowski im Jahr 1750. Diese Kirche wurde sowohl von der katholischen, polnischen Gutsherrenfamilie als auch von der griechisch-katholischen bojkischen Bauernbevölkerung für die Gottesdienste nach beiden Riten benützt. Bei den Blockhäusern der Bojken waren Wohn- und Wirtschaftsteil meistens unter einem (Stroh-)Dach vereinigt, nur der Speicher war vom Hauptgebäude abgesondert. Die Lemken, deren Vorfahren die Niederen Beskiden im 16. Jahrhundert besiedelten (hauptsächlich ruthenische und walachische Hirten, bei denen aber auch ungarische und albanische Elemente zu bemerken waren), wohnten meist in Einhäusern mit Rauchstuben. Einen besonderen Eindruck machte auf den Berichterstatter die zu einem Lemkenhaus gehörige Außentoilette, welche aus einem riesenhaften hohlen Baumklotz bestand. Das Vorland („Pogórze“), bereits im Mittelalter von polnischen Zuzüglern besiedelt, unterschied sich auch siedlungsmäßig von den bisher behandelten Regionen. Von hier stammt ein Töpferhaus mit dem dahinter gelegenen Brennofen, ein Bauernhaus mit historischem Bezug (zum Bauernaufstand von 1846; ein Bauer, welcher seinen Gutsheeren vor den Aufständischen versteckt hatte, bekam es als Belohnung), ein Weberhaus aus dem Jahr 1790 mit einem geheimen Versteck für Leinwand und andere Wertsachen auf dem Dachboden, sowie ein Gehöft mit Windmühle. Aus der Region der „Dolinianie“ (Talbewohner) stammen mehrere Laubenhäuser, aber

auch ein Wagnerhaus und ein Pfarrhof mit der dazugehörigen Holzkirche und ein altes Schulhaus.

Freitag, 23. September: Eine Besprechung mit dem Direktor des Freilichtmuseums, Dr. Czajkowski, war in erster Linie den Möglichkeiten eines Austausch-austausches zwischen Sanok und Kittsee gewidmet (z. B. Ikonen aus Sanok nach Kittsee, in Sanok dafür eine Ausstellung von Trachten der Bojken und Lemken, welche dort völlig fehlen und von denen sich wertvolle alte Sammlungen [Ivan Franko!] in Wien und Kittsee befinden). Eine Begehung von Depots und Werkstätten des Museums bildete den Abschluß des Besuches in Sanok. Die Weiterfahrt ging zunächst durch die Vorberge der Karpathen, wobei die Bergweiden („polonini“) deutlich zu sehen waren, und dann weiter nach Przemysl. Nach kurzer Besichtigung des Ringplatzes und der aus dem Ersten Weltkrieg berühmten Festungswerke ging es weiter über Bilgoraj nach Zamość, wo ebenfalls der vorbildlich restaurierte Marktplatz mit dem Rathaus besichtigt wurde. Nach Übernachtung in der Nähe von Wlodawa konnte am nächsten Tag (Samstag, 24. 9.) zunächst das Museum dieser Stadt besucht werden. Es befindet sich in der ehemaligen Synagoge und zeigt derzeit eine interessante Fischereiausstellung. Auf der Weiterfahrt wurde als nächstes das Museum von Biala Podlaska besucht, welches sich in einem ehemaligen Schloß der litauischen Magnatenfamilie Radziwill befindet. Nach einem kurzen Blick über den Bug-Fluß, welcher hier die Grenze zur UdSSR bildet, ging es weiter nach Ciechanowic. Das dortige Freilichtmuseum und Museum der Landwirtschaft ist im Park eines ehemaligen Adelspalastes untergebracht und bietet interessante Ausstellungen zu den vielen Teilgebieten der Agronomie, etwa zur Geschichte der Tiermedizin, der Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschinen von der Zeit der Lokomobile und Gasmotoren bis hin zu den heutigen Ernte- und Bodenbearbeitungsmaschinen. Auch die Entwicklung verschiedenartiger Transportvorrichtungen wird anschaulich dargestellt, Wagen mit breiten Holzrädern für die Sand- und Sumpfgebiete der Umgebung fehlen ebensowenig wie die zum Teil recht komfortablen Kutschen der kleinadeligen Bevölkerung. Die traditionellen Bauwerke reichen von adeligen Landwirtschaften über ein früheres Jagdschloß des Grafen Potocki bis hin zu verschiedenen Mühlen (Wasser- und Windmühlen) und den verschiedenen Handwerkerhäusern. Im Palast selber ist neben der Direktion des Museums auch eine informative Fotoausstellung über die verschiedenen Bauformen und die kulturhistorische Bedeutung des adeligen Gutshofes („dwór“) untergebracht.

Sonntag, 25. September: Die Fahrt Richtung Bialystok bot Gelegenheit, unterwegs im Dorf Ryboly anzuhalten. Dieser Ort wird ausschließlich von orthodoxen Ruthenen bewohnt; die außerhalb des Ortes liegende Kirche mit dem sie umgebenden Friedhof und das Dorf mit seinen malerischen Häuserzeilen, den traditionellen Pferdegespannen und einer sechseckigen Kapelle bot interessante Fotomotive. Das Museum in Bialystok war gerade mit der Einrichtung einer Sonderausstellung über litauische Trachten beschäftigt; besonders die Bänder, Schürzen, Umhänge und Fäustlinge wiesen starke Verwandtschaften zu den vor einigen Jahren in Kittsee gezeigten lettischen Objekten auf. Bei Bialystok ist ebenfalls ein Freilichtmuseum im Entstehen. Gezeigt werden sollen unter anderem ein adeliger Gutshof („dwór“), ein Kleinadelsdorf, ein Straßendorf mit Kirche, orthodoxem „cerkiew“, Schule, Schenke und Friedhof, ein Fischerdorf sowie Wind- und Wassermühlen. Der Rückweg führte durch den Urwald von Bialoweiza mit seinen Wisenten und Tarpanen

wiederum nach Ciechanowiec, dessen Gästequartier in einem strohgedeckten Museumsobjekt nicht genug gerühmt werden kann.

Montag, 26. September: Nach Besichtigung der zweiten Hälfte des Freilichtmuseums von Ciechanowiec führte unser Weg nach Warschau, wo bei einem kurzen Besuch im Ethnographischen Museum Gelegenheit zur Besichtigung der Ausstellung über Trachten und Handwerk war. Dann Weiterfahrt nach Radom.

Dienstag, 27. September: Seit 1980 besteht das „Muzeum Wsi Radomskiej“, welches als Freilichtmuseum und Volkskundemuseum der Radomer Region fungiert, bis jetzt umfaßt es 53 Objekte, in denen zum Teil – besonders in Scheunen und ähnlichen großen Gebäuden – verschiedene Ausstellungen untergebracht sind. Ein großer („dwór“) und ein kleiner („dworek“) adeliger Gutshof, Bauerngehöfte, Keuschen, bäuerliche und kleinstädtische Scheunen sowie Bienenstöcke in den verschiedensten Formen (aus Baumstämmen gefertigte, strohgeflochtene, figurale, kistenförmige . . .) sind hier ausgestellt.

Auf der Rückreise nach Krakau bot ein kurzer Aufenthalt in Czestochowa Gelegenheit zum Besuch des Nationalheiligtums der Schwarzen Madonna im Kloster von Jasna Góra; eine Ausstellung von Erntedankkronen aus dem ganzen Land war neben der Besichtigung der historischen Schatzkammern und einer kurzen Andacht vor dem Gnadenbild eine unerwartete volkskundliche Überraschung.

Mittwoch, 28. September: Nach abschließenden Gesprächen im Muzeum Etnograficzne ergab sich die Gelegenheit, der „Forschungsstelle für Volkskunst“ der Akademie der Wissenschaften einen Besuch abzustatten. Diese Forschungsstelle ist in der ehemaligen Privatwohnung von Roman Reinfuss untergebracht, der vor 40 Jahren dieses Projekt begründete und mit den Fotodokumentationen begann, welche heute von den fünf Mitarbeitern in jährlichen Expeditionen fortgeführt werden. Alle Gebiete der Volkskunst werden erfaßt, von der Architektur bis zum Kleinhandwerk, das Institut kann heute mehr als 90.000 Inventarnummern (Texte und Zeichnungen) und mehr als 77.000 Fotos aufweisen.

Donnerstag, 29. September: Nach kurzweiliger Fahrt erreichten wir das Städtchen Noy Targ, dessen Wochenmarkt mit seinem bunten Treiben einen Höhepunkt der Reise bildete. Die vielen Stände mit Holzgeräten, Körben, Seiler- und Sattlerwaren, Hüten, Wollerzeugnissen, Eisenwaren, landwirtschaftlichen Produkten, wie Schafkäse, Ziegen und kleinen Hunden, mit Ziertellern, Schnitzereien, boten nicht nur zahlreiche Fotomotive, sondern auch Gelegenheit, einige interessante Objekte für die Sammlung des Museums zu erwerben. Anschließend wurde die Holzkirche von Debno aufgesucht, deren Einrichtung zum Teil aus dem 15. Jahrhundert stammt. Da gerade das Fest des Kirchenpatrons (St. Michael) gefeiert wurde, konnten bei der neben der Kirche abgehaltenen Feldmesse und der anschließenden Prozession zahlreiche Fotos der in Tracht teilnehmenden Bevölkerung gemacht werden. Ein Absteher nach Zakopane mit kurzer Besichtigung einiger volkskundlicher Sehenswürdigkeiten (Museum, alter Friedhof) bildete den Abschluß des letzten Tages in Polen.

Freitag, 30. September: Nach dem Grenzübertritt bei Chyzne ging die Fahrt durch das malerische Waagtal. Die Mittagspause in Martin wurde nicht ungenutzt gelassen und zu einer ausgiebigen Besichtigung der Ethnographischen Abteilung des Slowakischen Nationalmuseums verwendet. Über Preßburg und den Grenzübergang Berg erfolgte dann die Heimfahrt nach Kittsee.

Gedankt sei abschließend zunächst der Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde für die freundliche Förderung und dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung für die Ermöglichung der Reise, sodann aber ganz besonders herzlich allen Kolleginnen und Kollegen in Polen, die in beispielhafter Gastlichkeit das Unternehmen zu einem ersprießlichen und angenehmen Erlebnis für uns gemacht haben.

Felix Schneeweis

**Hans-Ulrich Bentzien †  
(1934–1987)**

Mit einiger Verspätung und zunächst nur über ein zufälliges privates Gespräch mußten wir von dem unerwarteten Tod Hans-Ulrich Bentziens in Rostock/Berlin Kenntnis nehmen. Mit ihm verliert nicht nur die Volkskunde in der DDR einen ihrer profiliertesten Gelehrten und Sachforscher, ganz Mitteleuropa trifft damit der Verlust einer Forscherpersönlichkeit, die ebenso durch ihre Besonnenheit und ihre profunde Sachkenntnis wie durch ihr Urteil auf sich aufmerksam gemacht hat.

Hans-Ulrich Bentzien war am 12. 4. 1934 in Stralsund geboren. Er studierte an der Universität Greifswald Germanistik und trat 1957 als wissenschaftlicher Assistent im Institut für deutsche Volkskunde zu Berlin in Dienst. Schon 1968 habilitierte er sich für Volkskunde. Sowohl durch seine Textausgaben zur Volksdichtung, insbesondere aus dem Nachlaß Richard Wossidlos (über niederdeutsches Seemannsleben, mecklenburgische Volksüberlieferungen, Rätsel), wie auch durch seine grundlegenden Arbeiten über „Hof und Wirtschaft der Ribnitzer Bauern“ (gemeinsam mit Karl Baumgarten, Berlin 1963) und vor allem über „Haken und Pflug – Eine volkskundliche Untersuchung zur Geschichte der Produktionsinstrumente im Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder“ (Berlin 1969) sowie durch seine zusammenfassende Überschau zur „Bauernarbeit im Feudalismus“ (Berlin 1980) wurde H.-U. Bentzien rasch bekannt. Den Grund dazu legte er sich durch umfassende historische Quellenarbeit und eine breite Erschließung der Inventare, deren linguistisch-historische Methode er bereits in seinem Erstlingswerk über das Ribnitzer Klosterinventarium von 1620 erprobte und dann namentlich für seine Pflugforschungen glänzend verwerten konnte. Sein Hauptwerk über „Haken und Pflug“ im östlichen Niederdeutschland wie auch seine geschichtliche Darstellung über die „Bauernarbeit im Feudalismus“ sind bleibende Früchte eines unendlich fleißigen und erfolgreichen Forscherlebens und stützen sich auf eine Anzahl gewichtiger Einzeluntersuchungen und -beiträge, von denen manche, wie etwa seine Kurzmonographie und Datierung nach der C14-Methode (Radiokarbon-Analyse) des berühmten Hakenpfluges von Dabergotz (Tools & Tillage 1968), seine „Fortschritte und Fortschrittsträger der deutschen Landwirtschaft“ (JVK 1978), seine Einzelveröffentlichungen von Nachlaßverzeichnissen oder zuletzt seine „Periodisierung der landwirtschaftlichen Arbeitswelt im Feudalismus und im Kapitalismus“ (1987), immer mit seinem Namen verbunden bleiben werden. Sie überzeugen durch ihre Gründlichkeit, Umsicht und methodische Klarheit und können in vielem wohl als beispielhaft gelten.

Hans-Ulrich Bentzien hat stets auch die Realienforschung und die volkskundliche Geräteforschung in Österreich aufmerksam mitbeobachtet und sie durch seine sachliche Kritik ebenso wie durch seine nachhaltige Hilfe gefördert. Sein plötzlicher Tod läßt auch für uns eine schmerzliche und spürbare Lücke entstehen. Oskar Moser

**Josef Schepers †**  
(1908–1989)

Im Jänner dieses Jahres überraschte uns die Nachricht vom Tode eines Mannes, der als Mensch und Freund wie als Fachwissenschaftler und Museologe vor allem in der Hausforschung vielen Vertretern und Freunden dieser Forschungsrichtung ein fester Begriff war, ja der vielen auch persönlich nahestand. Josef Schepers, einer der Begründer und erster Direktor des Westfälischen Freilichtmuseums in Detmold, langjähriger Vorsitzender des Arbeitskreises für Hausforschung und Honorarprofessor an der Universität Münster, ist am 17. Jänner 1989 im 81. Lebensjahr in Münster i. W. verstorben.

Wer den äußerst erfolgreichen wissenschaftlichen Entwicklungsgang gerade in der Hausforschung Mitteleuropas auch nur annähernd überblickt und verfolgt, dem wird der Name Schepers und dessen Bedeutung für diese Entwicklung schnell und auch unvermittelt begegnen, und zwar als die eines Mannes, der sich als Schüler von Jost Trier (1894–1970) schon um die Mitte der dreißiger Jahre der Hausforschung zuwandte und der später durch sein gesamtes Wirken noch an der Seite von Gustav Wolf, dem Initiator und Herausgeber des großen Aufnahmewerkes „Haus und Hof deutscher Bauern“, im Rahmen des legendären Münsteraner Arbeitskreises für Hausforschung in vielem bahnbrechend war und in deren Entwicklung weitere und weitreichende Akzente setzte. In praktischer Vollziehung der schon vor ihm im Rheinland und namentlich von Bruno Schier (1902–1984) geforderten Ausweitung einer vergleichbaren, bauanalytischen Hausforschung, grenzüberschreitend über große, ja kontinentweite Regionen, hatte Josef Schepers, ausgehend von seiner westfälischen Heimat und von Nordwestdeutschland, die systematische Aufnahme von Hausformen und von deren Baugefügen fruchtbar gemacht und auf seine eigenen engeren Arbeitsfelder rückwirken lassen. Sein wichtigstes methodisches Instrument war dabei die von J. Trier und vor allem von ihm selbst entwickelte und eingeführte sogenannte „Gefügeforschung“, d. h. die Erforschung der Bau- und Verzimmerungsarten am nordwestdeutschen Hallenhaus. Schepers unternahm als erster den Versuch, systematisch und über größeren Raum, dabei zeitlich und räumlich fixierend, aufgrund genauer Bauaufnahmen Hausgerüst- und Baugefügeforschung zu betreiben. Unter „Baugefüge“ verstand Schepers dabei das Zusammenwirken aller Einzelteile im zweck- und sinnbestimmten Ganzen eines Bauwerkes und sah dieses stets in aller seiner Wechselwirkung mit der funktionalen, sozialen und sinn-tiefen Ordnung des Lebens, das sich in so strukturierten Hausbauten entfaltet und abspielte. Zugleich bildete diese seine Methode der Gefügeforschung vor dem Aufkommen praktikabler naturwissenschaftlicher Methoden der Zeitdatierung von Bauhölzern die verlässlichste Grundlage für die Altersbestimmung von Bauwerken sowie für die Rekonstruktion älterer bzw. ursprünglicher Bauzustände. Schepers wurde damit einer der Mitbegründer der historischen Hausforschung im engeren Sinn, durch die erst eine präzisere Verknüpfung der Hausbaugeschichte im vernakulären Bereich mit dem gesamten übrigen kulturgeschichtlichen Kontext im Hausbau möglich geworden war.

Diese seine grundlegenden Neuerkenntnisse hat Josef Schepers bereits in seinem Erstlingswerk über „Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland“ (Münster <sup>1</sup>1943, <sup>2</sup>1978) niedergelegt und hier auch entscheidend zur Abklärung und wortgeschichtlichen Erläuterung des hauskundlichen Begriffsapparates beigetragen. Sein späteres

Hauptwerk freilich wurde dann der wuchtige Darstellungsband „Haus und Hof deutscher Bauern, Band 2: Westfalen-Lippe“ (Münster 1960), der seither mehrfache Auflagen erlebt hat. Mit ihm legte sein Verfasser zugleich den Grund für die Vorbereitung und Errichtung des Westfälischen Freilichtmuseums in Detmold, dessen Aufbau und Ausbau Schepers noch selbst bewerkstelligen konnte. Trotzdem betrieb er bis in sein hohes Alter seine Forschungen zum mittel- und westeuropäischen Hausbau weiter, unter denen einzelne, wie über „Stand und Aufgaben der nordwestdeutschen Hausforschung“ (1953), über „Ofen und Kamin“ in der Festschrift für Jost Trier (1954), über „Westfalen in der Geschichte des nordwestdeutschen Bürger- und Bauernhauses“ (1965) oder über „Mittelmeerländische Kultureinflüsse in der Bau- und Wohnkultur des westlichen Mitteleuropas“ in der Festschrift für Bruno Schier (1967) und über „Münsterländische Speichergeschichte im europäischen Zusammenhang“ (Münster 1985), bleibenden Wert und ihre Gültigkeit haben werden. Es trifft also durchaus zu, wenn Günther Wiegelmann von ihm sagt: „Seine Publikationen zeichnen sich aus durch einen weiten Blick in bezug auf die Aspekte, unter denen das Haus gesehen wird, im historischen Zugriff und vor allem in der Breite der stets beachteten regionalen Einflüsse.“\*)

Und dennoch ist damit von diesem Manne noch nicht alles gesagt, was ihn uns unvergessen machen wird. Seine häßig bedächtige und stets überlegt besonnene Wesensart verriet jedem, der mit ihm in Kontakt kam, vom ersten Augenblick an den Westfalen, der in Unterhaltung und Rede gerne das unverkennbare Platt seiner Heimat einfließen ließ und sich auch nicht so schnell aus seiner gefestigten und durch unendlich reiche Felderfahrungen gestützten Auffassung der Dinge bringen ließ. Schepers kam aus der germanistischen Schule von J. Trier und verband den Vorzug gediegener philologischer Gründlichkeit mit einer reichen Lebenserfahrung. Wie so manche aus seiner Generation trafen auch Schepers die bösen Wirrnisse und der Ungeist der NS-Zeit. Seine Geradheit und seine nüchtern-historische Einstellung brachten ihn alsbald in Gegensatz zur damals herrschenden Parteiideologie und machten es ihm nicht eben leicht, überhaupt bestehen zu können. Er wurde zurückgesetzt und geriet wie so viele in die Räder einer erbarmungslosen Kriegsmaschinerie. Aber seine fachlichen und menschlichen Qualitäten ließen ihn auch dieses überstehen und brachten ihm nach dem Kriege alsbald Anerkennung und ein hohes Vertrauen selbst in internationalen Fachkreisen ein, mit dem er als Vorsitzender des Arbeitskreises für Hausforschung und Museumsdirektor wie als Forscher bis in sein hohes Alter hinein zu Erfolg und Ansehen gelangte. Wer ihn freilich selbst kennengelernt hatte, wird auch den aufrechten und herzenguten Menschen und Freund Josef Schepers nicht vergessen, als der er seinen jungen Studenten wie den alten Fachfreunden unverlöschlich in Erinnerung bleiben wird.

Oskar Moser

### Hans Trümpy †

Erst im 73. Lebensjahr stehend, verstarb am 1. Mai 1989 der emeritierte Ordinarius für Volkskunde der Universität Basel, Professor Dr. Hans Trümpy.

\*) Günter Wiegelmann, Josef Schepers als Forscher und Lehrer. In: Konrad Bedal (Hrsg.), Hausbau im Mittelalter III (= Sonderband 1988 des Jb. f. Hausforschung), Sobernheim/Bad Windsheim 1988, S. XV.

Geboren am 23. März 1917 in Glarus wirkte er nach Abschluß seiner Studien der klassischen Philologie, der Germanistik und Indogermanistik als Gymnasiallehrer zuerst in seiner Heimatstadt Glarus und dann bis 1965 in Basel. Schon 1956 war er zum Privatdozenten an der Universität Basel ernannt worden, 1962 zum außerordentlichen und schließlich 1965 zum ordentlichen Professor und Inhaber des Lehrstuhles für Volkskunde. Diese Aufgabe erfüllte er bis 1987, obwohl seine Gesundheit in den letzten Jahren seiner Tätigkeit nicht mehr zufriedenstellend war. Die Nachbesetzung des Lehrstuhles ging nicht so schnell vonstatten, wie Trümpy es sich gewünscht hatte, und so war er auch weiterhin mit der Wahrnehmung von Lehrveranstaltungen und der Betreuung von Diplomanden und Dissertanten betraut, bis schließlich Christine Burckhardt-Seebass seine Stelle übernehmen konnte. Diese Besetzung mit seiner ehemaligen Schülerin erfüllte ihn mit Stolz und war sicher in seinem Sinne eine Kontinuität auch in der wissenschaftlichen Tradition des volkskundlichen Seminars der Universität Basel. Knapp nach seiner Emeritierung erlitt Trümpy im Juli 1987 einen ersten leichten Herzinfarkt, der seine Gesundheit weiter schwächte und seine Freude an der Arbeit merklich verringerte. Auf langen Schiffsreisen suchte er Erholung, und es klingt wie die Vorahnung seines allzufrühen Todes, wenn er in den letzten Jahren gemeinsam mit seiner Frau so oft wie möglich auf Reisen ging, um Neues zu sehen und zu erleben. Sein letzter Brief vom 13. April dieses Jahres zeigte neuerwachten Optimismus und wiederkehrende Arbeitslust. Er bedauerte noch, nicht am Vortrag von Frau Burckhardt-Seebass bei der Hauptversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien teilgenommen zu haben, freute sich über ihren Erfolg und schrieb, er wolle zu einer Konferenz der Enzyklopädie des Märchens nach Göttingen fahren. „Ich bin wieder etwas unternehmungslustiger geworden“, steht auf dieser letzten Karte. Nur wenige Wochen später kam dann die Nachricht von seinem Tod . . .

Hans Trümpy war auch der österreichischen Volkskunde eng verbunden. Er war nicht nur korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde, sondern seit den Gründungstagen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde im Kreise der Initiatoren und Herausgeber des Bio-Bibliographischen Lexikons deutschsprachiger Volkskundler und des wissenschaftsgeschichtlichen Archivs. In diesem Zusammenhang führten ihn immer wieder Arbeitstagungen nach Wien und Mattersburg, wo er nicht nur im fachlichen Diskurs eine wichtige Rolle spielte, sondern auch als liebenswürdiger, charmanter Freund stets willkommen war und mit trockenem schweizerischem Humor auch das abendliche Zusammensein im Schenckhaus durchaus zu schätzen wußte. 1968 bis 1977 war Hans Trümpy Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und in dieser Funktion auch Hauptorganisator der Feierlichkeiten anlässlich des 75jährigen Bestehens dieser Vereinigung. Sowohl seine Publikationen wie auch seine Lehrtätigkeit haben Trümpys Herkunft von der klassischen Philologie nie verleugnet. Der Sprachwissenschaft galt sein Interesse ebenso wie der Erzählforschung, dem Brauchtum und seinen Ausformungen in der Gegenwart, den Anstandsbüchern als Quelle sittlicher Normen und deren Veränderungen oder Themen aus seinem engeren regionalen Umfeld, den Kantonen Glarus und Basel.

Nicht nur die Schweizer Volkskunde hat einen bedeutenden Vertreter unseres Faches verloren, auch wir in Österreich und vor allem jene, die Hans Trümpy persönlich gekannt haben, empfinden seinen Tod überaus schmerzlich.

Eva Kausel

## Literatur der Volkskunde

**Franz Deimbacher, Gerhard Lengauer (Hrsg.), Ortskundliche Stoffsammlung. Anlage – Ergänzung – Auswertung (= Unterricht konkret, Bd. 12).** Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1985, 170 Seiten.

Dem Autorenteam (5 Mitarbeiter) geht es in diesem Buch mit seinen 19 kurzen Kapiteln sichtlich mehr um Praxis als um Wissenschaftlichkeit, also primär um die Aufarbeitung und Präsentation von Themen, die innerhalb einer Gemeinde oder eines Ortes erfaßbar sind. Daher werden anhand verschiedener gedanklicher Ausgangspunkte (wie etwa Demographie, Geographie, Geschichte, Sozialkunde, Wirtschaft und Arbeitsleben sowie Volkskunde – um nur einige zu nennen) Modelle erstellt, die einer ortskundlichen Stoffsammlung dienlich sein können. Sie sind als Hilfsmittel und Anleitung für Lehrer gedacht, um neue Sammlungen anzulegen oder bereits bestehende zu ergänzen, um den Sachunterricht wirklichkeitsnah gestalten zu können (hier sei besonders auf den Abschnitt „Funktionen und Einsatzweisen der Bilddokumentation in der Ortskundlichen Stoffsammlung“ verwiesen) oder aber auch als Behelf im Rahmen der Erwachsenenbildung. Im großen und ganzen handelt es sich somit um ein für die praktische Anwendung gedachtes Buch, welches auch mit etlichen Literaturhinweisen zu jedem einzelnen Teilkapitel versehen ist; allerdings mutet es – vielleicht gerade deswegen – stellenweise doch recht laienhaft an (etwa wenn genaue Hinweise auf zu verwendendes Papierformat gegeben werden, oder im Abschlußkapitel „Organisatorisches und Methodisches zur Ortskundlichen Stoffsammlung“ von Franz Deimbacher, welches sich in eher oberflächlich zusammenfassenden Bemerkungen erschöpft). Auch eine gewisse Naivität kann man diesem Buch nicht absprechen, selbst wenn u. a. „moderne“ Entwicklungen (z. B. Umweltschutz, Ökologie, Freizeitgestaltung) Erwähnung finden und gedanklich angerissen werden. Leider aber fehlt dann meist das konsequente Durchdenken dieser Ansätze: Erwähnt sei hier beispielsweise der erste Abschnitt „Der Umweltschutz als Thema der Ortskundlichen Stoffsammlung“ (Franz Deimbacher). Darin wird der Ausbau der Wasserkraft als eindeutig positiv landschafts- und umwelterhaltend angeführt; auf die mancherorts wohl unbestritten vorhandene Problematik dieser Maßnahmen wird in keiner Weise eingegangen. Als zweites Beispiel sei der Unterabschnitt „Nahrungsmittel schützen“ genannt (ebenfalls zum Kapitel über „Umweltschutz“/Deimbacher gehörend): Da findet sich keinerlei Frage nach der Rolle der Verteilerorganisationen von Chemikalien an die Landwirtschaft, obwohl doch eben über derlei Gruppierungen die Denaturierung pflanzlicher und tierischer Nahrungsmittel erfolgt.

Betont sei weiters, daß in diesem Buch immer noch mit gewissen, bereits als überholt geltenden „Begriffen“ operiert wird, wie etwa „volkstümliche Eigenart“ (S. 20), „Sitte und Brauch als Tun einer Gemeinschaft“ (S. 145) sowie „Tanz ist in seiner tiefsten Schicht Kulthandlung“ (S. 146). Auch scheinen Fragen nach anderen Formen des Zusammenlebens als jener der Familie oder solche nach Nicht-Gläubigen aus den Überlegungen der Autoren ausgeklammert zu sein, wiewohl vom „Herkömmlichen“ abweichende Alternativen des menschlichen Lebens gerade von Pädagogen er- und hinterfragt werden sollten, um nicht „eine allzu naive Harmonievorstellung vom Leben in der Gemeinde“ entstehen zu lassen, was F. Deimbacher ja dezidiert vermeiden möchte (S. 99) (da fehlt sichtlich wieder das konsequente Durchdenken des angeschnittenen Problemkreises). Ferner müßte mit dem lange Zeit verbreiteten Irrtum, der auch noch in diesem Buch seinen Niederschlag findet, daß nämlich erfahrene Gewährspersonen Bürgermeister, Pfarrer, Schulleiter o. ä. seien, aufgeräumt werden. Doch lassen solche Feststellungen und auch das Wörtchen „Respekterziehung“ (S. 85) sowie der Hinweis auf die „Anerkennung der Autorität“ (S. 84) vermuten, daß Franz Deimbacher offensichtlich ein Anhänger hierarchischer Gesellschaftsstrukturen ist und vom emanzipatorischen Charakter der „neuen Heimatkunde“ nichts hält (oder noch nichts von ihr gehört hat). Dem entspricht auch, daß im Kapitel „Soziales und soziale Aktivitäten als Thema der Ortskundlichen Stoffsammlung“ (Franz Deimbacher) zwar ziemlich detaillierte Aufstellungen möglicher sozialer Dienste, Tätigkeiten, Abstufungen (etwa Behinderte, Alte, Waisen usw.) geboten werden, nicht jedoch Hinweise auf Fragen nach Abhängigkeiten und Zwängen im täglichen sozialen dörflichen Kontext (S. 110 f.).

Es entsteht somit der Eindruck, daß – besonders – Franz Deimbacher bei der Erfassung eines statischen Ist-Zustandes von Kultur stehen bleibt und dies auch will, wobei er Kultur auf ein „System von erkenntnismäßigen wie ausdrucksmäßigen Komponenten vor allem von Wertsymbolen“ reduziert (S. 128). Auch sein Versuch, „einen Wertunterschied zwischen Kulturen“ festzustellen, gehört in sein gedankliches Konzept, wobei dieser Versuch aber sicherlich, wie auch immer man ihn anstellt, in jedem Falle unzulässig ist. Die geistige Zwiespältigkeit Deimbachers zeigt sich dann an anderer Stelle desselben Kapitels, wenn er nämlich durchaus positiv über „Kulturaustausch“ – im Sinne von gegenseitigem „Geben und Nehmen“ – berichtet.

Als durchaus gelungen zu bewerten, weil kritisch, ist der Beginn des Abschnittes über „Religiöse Aktivitäten und Einrichtungen“ (Rupert Leitner). Bedauerlicherweise setzt sich dieser Ansatz nicht fort und so endet auch dieses Kapitel im Festhalten und Konstatieren von Vorhandenem, ohne Einbeziehung neuerer glaubensmäßiger, weltanschaulicher Gedankenmodelle.

Schließlich sei noch das Kapitel „Die Volkskunde als Erhebungsmodell in der Ortskundlichen Stoffsammlung“ (Franz Deimbacher) erwähnt. So informativ-zusammenfassend es auch gestaltet ist, so sehr ist auch diesmal der Schlußteil enttäuschend, in welchem der Autor darauf verweist, wie segensreich doch für diesen Teilbereich die Arbeit von verschiedenen Anstalten und Vereinen sei, die sich der Pflege von „Volklied, Volksmusik, Volkstanz und Volkstracht“ annähmen (S. 148); und auch die klischeehaften Bemerkungen zum Komplex der Unterhaltung von Touristen zeichnen den Autor nicht eben als einen Kenner moderner volkskundlicher Tendenzen und Publikationen aus.

Abschließend muß daher zu diesem Buch bemerkt werden, daß es sicherlich einige gute Anregungen – besonders für völlige Laien – enthält, jedoch nicht den Ansprüchen gerecht wird, die es von seinem Titel her zu erfüllen verspricht.

Elisabeth Bockhorn

**Uschi Derschmidt, Hans Haid, Vera von Hazebrouck (Zstllg.),** Materialien zu den Themen Kultur und Heimat (= Lebens-Mittel). Salzburg, Verlag Grauwerte im Institut für Alltagskultur, 1989, 152 Seiten.

Vorliegender Band umfaßt eine Vielzahl verschiedenartigster Aussagen zu den Themen Kultur und Heimat von Politikern, Künstlern, aus Lexika und Untersuchungen, von Wissenschaftlern und „Menschen wie du und ich“. Als Ziel der Publikation formuliert Hans Haid in seinem Vorwort: „Wer in Gruppen, Gemeinschaften, Dörfern, Stadtteilen lebt und wirkt, agiert und umwühlt, kann diese Vielfalt an Zitaten, Definitionsversuchen, an gelungenen und weniger gelungenen Erklärungen für sich und seine Basis-Kulturarbeit gebrauchen und brauchbar machen“ (S. 9), und weiter: „Sich hier mit dem äußerst sensiblen, schlüpfrigen, politischen Themenbereich auseinanderzusetzen, heißt auch, sich versuchsweise einem festen Fundament zu nähern, ein solches unter den Füßen zu schaffen, sich im besten Sinn aufzurüsten“ (S. 10).

Heimat und Kultur sind bestimmte Themenkomplexe von großer Wichtigkeit und Sensibilität, wie weit ein solches Buch allerdings ihrem Anspruch gerecht wird, ist zu fragen. Eine lose Folge von Zitaten mit nur sehr ungenauen Herkunftsnachweisen scheint mir jedenfalls keine geeignete Möglichkeit. Worin besteht die Auseinandersetzung, die Haid in seinem Vorwort anspricht? Und was soll die „Basis-Kulturarbeit“, was auch immer unter diesem Begriff zu verstehen sein mag, mit diesem Buch anfangen? Was bleibt ist eine Art Selbstbedienungsladen, aus dem man sich beliebige Schlagworte zusammenklauben kann, um solcherart aufgerüstet weiter „in Gruppen herumzuwühlen“ . . .

Eva Kausel

**Lisa Schroeter-Bieler,** Skandinavien. Der Himmel über Europas Wiege. Gestalten auf nordischen Felsbildern der Bronzezeit. Ein Versuch, sie zu verstehen und zu deuten. Freiburg i. Br., Schillinger Verlag GmbH, 1987, 155 Seiten, Abb., 1 Schallplatte.

Etwa die Hälfte dieses Buches besteht aus großformatigen ganzseitigen Abbildungen südkandinavischer bronzezeitlicher Felszeichnungen, auch im Text finden sich noch weitere Abbildungen und etliche Pläne zum Auffinden von bestimmten Felszeichnungen. Gegenüber den Tafeln finden sich dann Deutungen dieser Felszeichnungen, die zwar – laut Inhaltsverzeichnis – in 121 Kapiteln in 18 Sachgruppen zusammengefaßt, aber dennoch sehr unübersichtlich angeordnet sind, wobei das Schriftbild eine große Rolle spielt: der Text wurde auf einer Thermoschreibmaschine (vgl. S. 155) hergestellt, was nur schlecht zu dem ansonsten aufwendig produzierten Band paßt, und die bis zu sechs Schriftgrade pro Seite und sonstigen Auszeichnungen sind sehr verwirrend.

Trotz des beträchtlichen Umfangs, des reichen Bildmaterials, eines Registers, einer gar nicht knappen Bibliographie und einigen Seiten von Anmerkungen ist

der Band für den wissenschaftlich an Felszeichnungen Interessierten eine große Enttäuschung. Die Autorin bezieht sich zwar in ihren Deutungen immer wieder auf bereits gefestigte Ergebnisse der Forschung, geht in ihren Interpretationen aber weit über alles mit Sicherheit über die Felszeichnungsmotive Sagbare hinaus und gibt über weite Strecken nur persönliche, impressionistische Eindrücke über die Felszeichnungen wieder. Darauf weist allerdings bereits ein kurzes Vorwort des Direktors des Braunschweiger Landesmuseums, G. Bigel, hin, der von einer „rationalen und emotionalen Deutung“ durch die Autorin spricht, wobei der Schwerpunkt aber auf dem zweiten Aspekt liegt.

Der Hintergrund dieses persönlichen und emotionalen Deutungsansatzes wird im Literaturverzeichnis aufgezeigt: von fünf Seiten Sekundärliteraturverzeichnis ist eine halbe Seite ausschließlich den Werken von Rudolf Steiner gewidmet, und in dessen anthroposophischer Lehre sind auch die Wurzeln der hier vorgelegten Interpretationen zu sehen.

Schon deswegen können hier nicht mit den wissenschaftlichen Argumenten der Nordistik, Urgeschichte oder Volkskunde Detailfragen kritisiert werden, dennoch muß auf den Mißbrauch der Edda-Dichtung hingewiesen werden, der hier betrieben wird. Auch ernstzunehmende Vertreter einer Kontinuitätstheorie können nicht umhin, während der 3000–4000 Jahre zwischen Felszeichnungen und Niederschrift der Eddalieder mit Zwischengliedern zu operieren, wenn ein Zusammenhang auch nur wahrscheinlich gemacht werden soll. Von der Frage, ob in Skandinavien in der Bronzezeit überhaupt von einer germanischen Bevölkerung gesprochen werden kann, sei hier bewußt abgesehen.

Insgesamt also kein wissenschaftliches Buch, keinesfalls eine Einführung in die skandinavischen Felszeichnungen für Studenten oder Forscher anderer Disziplinen, sondern entweder ein Bildband, der durch seine eindrucksvollen Abbildungen vielleicht anregend bei einer Reise in Südschweden wirken kann, am ehesten aber eine bewußt anthroposophisch gefärbte Einleitung in ein wichtiges Kapitel frühgeschichtlichen Quellenmaterials für denjenigen, der diese Interpretationen aus derselben Geisteshaltung heraus nachvollziehen möchte.

Rudolf Simek

**Hermann Langer**, Österreichische Fayencen. München, Weltkunstverlag, 252 Seiten, 72 Farbbilder, 241 Schwarzweißbilder.

Seit dem Frühjahr 1988 steht der neueste ausführliche Überblick über österreichische Fayencekunst dem interessierten Forscher zur Verfügung. Der Autor, selbst durch langjähriges intensives Sammeln und die Arbeit in den Archiven zum Experten geworden, stellte den in jeder Hinsicht wertvollen Band, bereichert mit eigenen Erkenntnissen, zusammen.

Die einzelnen Bundesländer bzw. ihre Hafnerorte werden je nach dem Grad ihrer Erforschung sowohl in archivalischer als auch in objektbeschreibender Hinsicht ausführlich behandelt. Soweit bekannt, werden die Werkstätten aufgezählt, ihre Archivalien aufgelistet und ihr Formenreichtum beschrieben. 72 Farbbilder und 241 schwarzweiße Katalogbilder illustrieren die einzelnen Formtypen und liefern sowohl durch das Bild als auch durch die genaue Beschreibung nach Form, Bemalung, Bezeichnung, Maße, Herkunft, derzeitigen Aufbewahrungsort, Literatur-

nachweis und Abbildungshinweise beste Forschungsunterlagen. Sehr wertvoll ist auch ein Anhang mährisch-slowakischer Fayencetypen – die so oft mit österreichischen verwechselt werden – mit fünf Abbildungen und Beschreibungen. Auch hier wurde beste Grundlagenforschung geleistet. Markentafeln und die Angabe der benützten Archivgrundlagen sowie Namens- und Ortsregister ergänzen das Werk in wertvoller Weise.

Hermann Langer hat die bereits vorhandenen Forschungsergebnisse besonders im archivalischen, aber auch formenkundlichen Bereich ergänzt. Hingewiesen sei hier vor allem auf die neuen Meisternamen aus Salzburg, Gmunden und Wels oder die Erkenntnisse über Henkelformen und ihre Verbreitung. Historische Einflüsse werden sorgfältig abgewogen, so z. B. die Wahrscheinlichkeit von Wiedertäufereinfluß je nach Land und Regierungslage.

Durch die technische Grundausbildung des Verfassers gewinnt das Werk an klarer Übersichtlichkeit. Am Beispiel Salzburgs zeigt eine Zusammenstellung, daß hier allen Schaffensperioden der fast gleich gebliebene gelbe Scherben und die Verwendung von Scharffeuerverfarben gemeinsam sind.

Die Unterschiede zwischen einzelnen Zentren der Keramikherzeugung, z. B. Salzburg und Gmunden, sind klar herausgearbeitet, die unerhörte Vielfalt Gmündener Erzeugnisse wird durch den stärkeren ausländischen Einfluß begründet. Das seit Ende des 18. Jahrhunderts im Gmündner Bereich auf den Krugböden vorhandene kleine Kreuz wird vom Verfasser als Symbol gedeutet. Neu und wertvoll sind die Gmündener Hafner- und Gesellenlisten, die vom Verfasser anhand der vorhandenen Kirchenbücher erarbeitet worden sind. Die Erzeugnisse archivalisch nachweisbarer Meister in Bad Ischl, Pettenbach, Regau, Schörfling, St. Wolfgang, Timmelkamm und Vöcklabruck ähneln Gmündner Ware zwar im Charakter, nicht aber im Scherben und in der Leuchtkraft der Farben.

Anhand der vielen wertvollen archivalischen Erhebungen über die einst mächtige Hafnerinnung Wels sind auch die Beziehungen zu Salzburg und Gmunden und die Herkunft vieler Gesellen aus dem süddeutschen, böhmischen oder sogar italienischen Raum nachweisbar. Für Wels wird auch Verbindendes und Unterschiedliches zur mährischen, in diesem Fall besonders Wischau betreffenden Region aufgezeigt. Als Unterschied zu Gmündner Erzeugnissen wird das Merkmal betont, daß Welser Schüsseln keine Standringe aufweisen. Der große Überblick über den oberösterreichischen Raum beweist dem Autor, daß außer dem Gmündner Großraum mit seinen Gemeistern und den Welser Werkstätten keine anderen Hafnerorte für die Fayence-Produktion bestanden.

Für Niederösterreich stützt sich Langer auf die verdienstvolle Dissertation von Günter Kohlprath aus dem Jahr 1971, in der auch die unveröffentlichten Forschungen Herbert Seiberls verarbeitet wurden. Von den 300 Weißhafner-Namen aus den Archiven sind nur wenige Bezüge auf die 40 bekannten Werkstätten möglich. Wertvoll ist der Hinweis auf die Handelsbeziehungen der Hafnerorte aus den Kreisen Krems und St. Pölten zu Holitsch. Direkte Zuweisungen sind hier jedoch, wie auch bei den nördlich der Donau gelegenen Hafnerorten des Weinviertels, nicht möglich.

Für die dichter gelagerten Werkstätten südlich von Wien schließt sich der Verfasser bei der mit „L“ signierten Ware der Meinung von Adolf Mais und Peter Weninger an, daß für diese reichlich vorhandenen Stücke, wie Zierkrügel, Geschirrtelle,

Deckeldosen u. a. m., Leobersdorf als Herkunftsort anzunehmen ist und nicht Lundenburg oder Laukow, wie Michael Haberlandt schon seinerzeit nachwies. Der Verfasser befaßt sich in diesem Zusammenhang mit der Deutung Michael Haberlandts für das „L“ als „Leitnerische Glasur“ und lehnt sie wegen der angeblichen Konkurrenzhaltung der Steinfeldler Hafner zur Wiener Porzellanmanufaktur, der Leitner angehörte, ab. Er tritt dafür ein, das „L“-Zeichen als privatwirtschaftlich erforderliche Kennzeichnung für Leobersdorf zu betrachten, da dieser Ort eine hohe mit Holitsch ohne weiteres vergleichbare Qualität produzierte. Bei der nur einmal vorkommenden Signatur „M S“ neben „L“ auf der Wandung eines Kruges lieferte der Verfasser wiederum einen Beweis seines archivalischen Spürsinnns durch die Zuschreibung an den Rotmaler Mathias Schuller in Leobersdorf. Für die Hafner Wiens und seiner engeren Umgebung versucht Langer die zahlreichen Bodenmarken als Familiennamen teils durch eigene archivalische Studien, teils sich auf die Arbeiten Kohlpraths stützend, aufzulösen. Hierbei stellt er zur Klärung der Unterschiede zu ähnlichen Gmundner Produkten eine ausführliche Liste zusammen.

Bei den historisch vollkommen anderen Verhältnissen im Burgenland stützt sich der Verfasser auf die Untersuchungen von Harald Prickler, Günter Kohlprath und Adalbert Riedl und ergänzt sie durch eigene Archivforschungen. Diese ergeben wieder Namenslisten von Gesellen nach der Auswertung der Pfarrmatriken. Die Liste der Bodensignierungen, der Datierung und Zuschreibung erfolgt versuchsweise nach stilistischen und technischen Kriterien. Die Bodensignierungen werden vom Verfasser zur Unterscheidung zwischen niederösterreichischer und burgenländischer Fayence herangezogen, ein, wie der Verfasser betont, schwieriges Unterfangen angesichts der Tatsache der üblichen Gesellenwanderungen. Doch wird die Qualität der burgenländischen Ware im allgemeinen als minder erachtet.

Die steiermärkische, im großen und ganzen bescheidenere Entwicklung der Fayence wird durch die Literatur Michael Haberlandts und Friedrich Waidachers untermauert. Eine Fayence-Schüssel möchte der Verfasser Karlau zuweisen, da sie weder Gmundner noch niederösterreichische Merkmale aufweist. Auf die Parallele der Karlauer Weißgeschirrfabrik mit der Moserischen in Riedenburg (Salzburg) als frühkapitalistische Gründung des 18. Jahrhunderts im Gegensatz zu den bodenständigen Hafnern mit Handwerksordnungsbindung sei hier nur hingewiesen. Warum in Karlau süddeutsche Künersberger Fayencen als Vorbilder herangezogen wurden, bemüht sich der Verfasser mit archivalischen Herkunftsnachweisen aufzuhellen. Marken können nicht gefunden werden, doch stellt der Verfasser wieder anhand der Grazer Pfarrmatriken und basierend auf Arbeiten von Gertrud Smola, Friedrich Waidacher und eigenen Forschungen Listen von Weißgeschirrarbeitern, Fabrikanten und Hafnermeistern mit Namen und Zeitzuweisungen zusammen.

Für Tirol, besonders Südtirol, sind 300 Hafner schon von Josef Ringler nachgewiesen worden. Sichere Bezüge zur Weißgeschirrhafnerei konnten aber nirgends hergestellt werden. Der Verfasser vermutete, daß die Wappenteller von Trientiner Familien, die sich im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck befinden, Hafnern aus der Stadt Trient zugewiesen werden können, da dort die einzige bodenständige Manufaktur um 1658 gesichert ist. Langer befaßt sich dann noch mit dem Versuch, einige einschlägige Objekte des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg Bozener oder Brixener Werkstätten zuzuweisen, nachdem hier Ähnlichkeiten mit bemalten Ofenkacheln bestehen. Eulen- oder Doppeladlerpokale aus Berliner und Coburger Sammlungen dürften ebenfalls aus Südtirol stammen, Langer stellt jedoch auch

Ähnlichkeiten mit Winterthurer Objekten fest. Es sei nochmals betont, daß Text, Bilder und Kommentare sowohl dem Sammler als auch dem Forscher gute Identifizierungsgrundlagen bieten.

Friederike Proding

**Chr. Scharb, Gerda Benz, Jos. Hofmann †**, Nordböhmen-Trachtenbüchl. 4. Folge: Saazerland. Hrsg. v. Nordböhmen-Heimatwerk e. V., Schriftleiter Manfred Neumann. Frankfurt/Main, Selbstverlag, 1988, 138 Seiten, Abb.

Die nordwestböhmisches Trachten werden aus den Gebieten Saaz, Kaaden, Saazer Becken, Aubach- und Goldbachtal mit Podersam, mittleres Egertal von Kaaden bis Saaz und Postelberg und der Landschaft zwischen Duppauer Gebirge und Krugwald ausführlich vorgestellt.

Die Folge 4 ist in drei Teile gegliedert: 1: Josef Hofmann †: „Die Tracht im Kaaden-Saazer Lande“; 2. Christiane Scharb: „Beschreibung und Empfehlung zur Saazerland-Tracht“, ergänzt mit Schnitten; Gerda Benz: „Stickerei im Erzgebirge und Saazerland“. Der dritte Teil umfaßt die Beleg- und Quellensammlung zur Saazer-Tracht. Im Anhang ist die altfränkische weiße Kopftracht und sind Abgrenzungen zur Luditzer, Südluditzer, Rakonitzer und Brüxer Tracht beschrieben. In Form von Schnittskizzen werden alte Leibelformen anschaulich miteinander verglichen und die Entwicklung der Luditzer und benachbarten Karlsbader Leibelformen von der Jahrhundertwende an über die Erneuerung von 1938 bis 1985 aufgezeigt. Im Anhang findet man auch Anmerkungen zur Heimatkunde: Hier wendet sich der Schriftleiter Manfred Neumann nicht nur an die Vertriebenen aus Nordböhmen und an ihre Nachkommen, sondern hier finden Wißbegierige, die nicht aus Nordböhmen stammen, hilfreiche Hinweise auf das nordböhmisches Randgebirge, wobei Landkarten dazu eine Ergänzung bilden. Der ebenso sorgfältig wie die bisher erschienenen Folgen bearbeitete 4. Band umfaßt 138 Seiten Text und ist mit 2 Farbbildern und zahlreichen Schwarzweißillustrationen ausgestattet.

Der Verein Nordböhmen Heimatwerk e. V. schließt die Lücke im Kreise der landschaftsbezogenen sudetendeutschen Kulturwerke zwischen den Egerländern und den Schönhengstern. Mit den Nordböhmen-Trachtenbücheln wird versucht, für Nordböhmen außerhalb Nordböhmens unter schwierigen Voraussetzungen Volkskundliches aus der alten Heimat, wozu die Trachten gehören, zu erarbeiten. Mit den Trachtenbücheln soll eine Anzahl von Bedürfnissen erfüllt werden, die sich von Trachten tragen bis Trachtenkunde spannen, nicht zuletzt soll den Vertschechisierungsbestrebungen entgegen gearbeitet werden. Stoffsammlungen zu Volkstanz, Volkslied, Volksmusik, Volksbrauch und Volkskost sind für weitere Nordböhmen-Büchel angelegt.

Die Einzelfolgen der Nordböhmen-Trachtenbüchel sollen später zu einer durch Verzeichnisse vermehrten Gesamtausgabe führen.

Helene Grün

**Franz Stadler**, Brauchtum und Masken in der Obersteiermark, Bezirk Liezen. Trautenfels, Verein Schloß Trautenfels, 1988, 48 Seiten, 22 Abb., Zeichnungen vom Autor.

Für die im Rahmen der Europalia '87 in Binche/Belgien veranstaltete Ausstellung über „Maskentraditionen in Österreich“ lieferte das Landschaftsmuseum Schloß

Trautenfels unter der Leitung von Franz Stadler einen wichtigen Beitrag zum Maskenwesen des Winterhalbjahres in der Obersteiermark. Nach der Rückgabe zeigt man dieses Material nun auch im Schloß Trautenfels, wobei man die Ausstellung um eine Dokumentation des Sommerbrauchtums ergänzte und somit die Ausstellung zu einem abgerundeten Überblick über das Jahresbrauchtum des Bezirkes Liezen gestaltete.

Zu dieser Neuaufstellung verfaßte Franz Stadler eine informative Begleitveröffentlichung. Darin werden die einzelnen Bräuche – geordnet nach Winter- und Sommerhalbjahr – kurz beschrieben und ihre örtliche Verbreitung bzw. die Termine ihres Auftretens mit Karten und instruktiven Graphiken dargestellt. Als Ergänzung fügt Franz Stadler ein Glossar zu den Masken, Brauchtumskleidern und -geräten und eine Übersicht über das Material und die verschiedenen Arten und Möglichkeiten der Maskengestaltung an. Zusätzlich werden die einzelnen Bräuche noch mit historischem Fotomaterial dokumentiert. Das ergibt insgesamt einen guten Überblick über die vielfältigen Erscheinungsformen der Bräuche innerhalb des Bezirkes Liezen. Daß dabei noch Ergänzungen möglich sind, hängt wohl mit der großen Ausdehnung dieses Bezirkes und mit dem ständigen Auf und Ab im Brauchleben zusammen. Es ist nämlich den beiden Belegen über das Glöcklerlaufen in Stainach und Trieben noch ein dritter in Wildalpen hinzuzufügen, wo ich zu meiner eigenen Überraschung im Museum den Hinweis fand, daß auch in diesem Ort das Glöcklerlaufen zu Beginn unseres Jahrhunderts von einem Ebenseer eingeführt wurde und daß es zumindest seit etlichen Jahren – wie etwa auch der Thomasbrauch von Gams bei Hieflau – wieder traditionell am entsprechenden Termin abgehalten wird.

Franz Grieshofer

**Gabriel Llompарт, La Mallorca tradicional en los Exvotos.** Presentación de Julio Caro Baroja. Palma de Mallorca, José J. de Olaneta Editor, 1988, 131 Seiten, 117 Abb.

Der vorliegende Band ist nicht nur rein äußerlich ein bibliophil ausgestattetes Buch in Kassette, sondern auch inhaltlich hinsichtlich der wissenschaftlichen Einführung und Deutung wie der vorgelegten Materialien von eminentem Rang. Der Autor Llompарт, Historiker, Kunsthistoriker und Volkskundler, wurde in dieser Zeitschrift bereits mit mehreren seiner Werke vorgestellt. Nun hat er seinen Höhepunkt erreicht.

Er unternimmt es zunächst, den Hintergrund und die Genese der Exvotos aufzuschlüsseln mit akzentuiertem Bezug auf Spanien im allgemeinen und Mallorca im besonderen. Kundig in den Archiven seiner Heimat, legt er Materialien vor, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen und Quellen wie den „Llibre de presentalles“ des Jahres 1556 von Lluc erschließen. Zu den eigenwilligen Sonderformen von Exvotos zählen unter anderem auch die aus Silberblech gestanzten Personen, Tiere und Schiffe, wie – der Lage der Insel entsprechend – das Meer und die Seefahrt auch in den gemalten Gegenständen eine große Rolle spielt.

Hinsichtlich der für die Exvotos verwendeten Materialien geht Llompарт vom Wachs aus, um über Silberfiguren, Mirakelbücher und Bilder zu Holzschnitten und Drucken überzugehen. Die religiöse Motivation wird aus manchen Originaltexten – diese sind in katalanischem Idiom gehalten, während das Buch sonst in spanischer Sprache geschrieben ist – ersichtlich und verständlich.

Weiter informiert der Autor über die Geschichte der Forschung zum Problem der Exvotos, wobei für den iberischen Raum vor allem Joan Amades, Ramon Violant i Simorra, J. Guillén Tato und J. M. Vázquez Soto genannt werden; der Letztgenannte hat sich vor allem mit andalusischen Exvotos beschäftigt. Daneben wird aber auch das Opus von Rudolf Kriß herausgestellt und in seiner grundlegenden Bedeutung unterstrichen. Ebenso findet B. Cousin Erwähnung, der über die Exvotos der Provence geschrieben hat.

Der Band enthält 80 farbige Reproduktionen (im Format von 15–20 cm : 16–18 cm) und 37 unnummerierte schwarzweiße Abbildungen (im Format bis zu halbseitig). Viele Motive enthalten inhaltlich Parallelen zu Exvotos unseres österreichischen Raumes, denn die Probleme und Nöte des Menschen stellen ihn oft genug in ähnliche Notsituationen, vor allem bei Krankheit und Unfall. Unterschiedlich jedoch sind eine Reihe von Dedikationen an Heilige, die wir in diesem Zusammenhang seltener kennen, wie der hl. Nikolaus, die hl. Katharina Thomás und der hl. Antonius von Padua. Am häufigsten richten sich die Exvotos freilich wie überall an die Muttergottes. Unter den Personen, die auf solche Weise Dank und Gelübdeerfüllung zeigen, befinden sich Priester, Mönche und Nonnen verschiedener Orden.

Llompart führt ein eigenes Kapitel „Los moros“ (die Mauren) an, in dem er noch wesentlich deutlicher als bei uns die Türkengefahr die Zeitläufe ablesbar macht. Es geht dabei primär um die verschiedenen Landungen (oder Landungsversuche) der Mauren auf der Insel, um Schlachten zu Lande und zur See, um Verteidigung einzelner Objekte und um Befreiung aus der Sklaverei.

Ein anderes Kapitel ist mit „Caminos y caballerías“ (Wege und Reiterei) überschrieben; es berichtet vor allem über die Verkehrsunfälle mit durchgehenden Pferden, umgestürzten Wagen, Überfahrenwerden durch schwere Lastwagen – hier dominiert noch das Fuhrwerk mit zwei Scheibenrädern – Abstürzen über Brücken und ähnliche Zwischenfälle.

Ein weiteres Kapitel gilt den Feuersnöten vor allem bei Hausbränden in nächtlicher Szenerie. Und der letzte Abschnitt ist schließlich Sturm und Seenot gewidmet. Die Zahl von 20 Abbildungen deutet an, wie stark der Anteil des Meeres am Leben der Insulaner sein muß. Schiffbrüche, Stürze vom Mast eines Schiffes, aber auch Bedrängung durch Seeräuber schildern die diversen Schwierigkeiten der Fischer und Seeleute.

Doch dies alles ist zunächst nur ein Abriss des Inhalts. Außerordentlich informativ sind die Bilder im Detail für alle Lebensbereiche des Menschen im vorindustriellen Zeitalter: Kleidung, Geräte, Arbeitsweise, Freizeitgestaltung. Ob es sich nun um die Traubenkelter handelt, um die Ausstattung einer Küche, in der eine Frau gerade ein Fußbad nimmt, um Schlafzimmereinrichtungen (mit Kranken) – aber auch (Abb. 33) um Kranke, die in ihrem Bett im Freien unter Bäumen liegen – fast immer enthalten die Bilder interessante Details, auf die der Autor verweist.

Neben den bildlichen Darstellungen gibt es auch dingliche Verlöbnisgaben. Llompart schreibt: – wir teilen hier den Text in Übersetzungen mit – „Es ist noch nicht viele Jahre her, da stieg zum Heiligtum Unserer Frau von Lluc ein Bursche herauf, der zu Fuß vom Hafen von Soller herkam. Er kam mit einem Ruder über der Achsel, denn er war der einzige Überlebende eines Schiffsbruchs einer Fischerbarke.“ (S. 106). – Natürlich gibt es auch die üblichen anatomischen Votivgaben, wie Füße, Hände, Ohren, Augen und so weiter.

Diese Rezension kann den Gehalt des Bandes von Llompart nur anritzen. Er enthält mehr, als sich mit dünnen Worten berichten läßt. Zu loben ist auch die ausgezeichnete farbliche Wiedergabe der Bilder.

Etwas ausführlicher hätte man sich lediglich die Bibliographie gewünscht, wenn sie auch als besonders wichtig die handschriftlichen Quellenmaterialien Mallorcas vollständig enthält.

Felix Karlinger

**Luigi Tacconelli**, Ein kurzweilig Lesen. Narrativa e testualità d'uso nella produzione tedesca in prosa a stampa dei secoli XV e XVI. Chieti, Marino Solfanelli Editore, 1988, 141 Seiten.

Tacconelli hat sich im Bereich der deutschen Volksbücher des 16. Jahrhunderts spezialisiert und ist für Italien ein Einzelgänger in dieser Materie. Ihn scheint vor allem die Funktion dieser als „Gebrauchsliteratur“ umschriebenen Druckwerke zu interessieren, und so stehen auch in diesem Buche Fragen nach der Wirkungsweise und nach der Rezeption im Vordergrund.

Mit großer Kenntnis sowohl des Quellenmaterials als der Sekundärliteratur – das Buch enthält 342, zum Teil sehr ausführliche Anmerkungen – untersucht der Autor vor allem die Herkunft und die Funktion der Elemente des Schwanks zu eruieren und an diesem Phänomen zugleich die Verbindung mit Volksbüchern anderer Räume herzustellen. Ob es nun um soziale und gesellschaftliche Tendenzen geht, um didaktische Bezüge oder kritische Wirkungsweise, Tacconelli geht den verschiedenen Erscheinungsformen nach und vermeidet einseitige Überakzentuierung bestimmter Züge. Er erweist sich als ein guter Philologe, und als Wissenschaftler eines anderen Sprachraumes fallen ihm auch linguistische Details und stilistische Wendungen auf, die wir selbst nur zu oft überlesen.

Er stellt richtig heraus, daß das Prosa-Schwankbuch vor allem das Material liefert, dessen Auswertung dann zu einem guten Teil dem Leser selbst überlassen bleibt.

Mit der Narrendichtung und Narrenliteratur wird aber zugleich ein Spiegelbild der vielschichtigen Periode des 16. Jahrhunderts vermittelt, das auf satirische Weise oft schärfer zeichnet als die übrige Belletristik jener Zeit. Zugleich darf man sicher mit Tacconelli annehmen, daß derlei Prosa – durch Vorlesen in seiner Wirkung noch verstärkt – eine beachtliche Resonanz in vielen Schichten des Volkes gefunden hat.

Felix Karlinger

**Mondo Ladino XII**, 1–4. Vich-Vigo di Fassa, Institut Cultural Ladin, 1988, 308 Seiten.

Der Bollettino des Ladinischen Kulturinstituts erfreut sich von Jahr zu Jahr wachsenden Interesses und zunehmender Bedeutung. Daß hier vier Nummern in einem Band erschienen sind, gereicht der Publikation nur zum Vorteil.

Nicht alles, was eine solche Ausgabe enthält, kann natürlich für die Volkskunde von Interesse sein, doch selbst die Literatur eines Kleinsprachraumes zeigt noch die Nähe zur Volksliteratur.

An den Beiträgen zum vorliegenden Band sind auch österreichische Romanisten beteiligt: der Innsbrucker Guntram A. Plangg, dem das spezifische Interesse der Universität am ladinischen Idiom zu verdanken ist, und der Salzburger Hans Goebel. Plangg hat dem verstorbenen Philologen Luigi Heilmann, dem führenden Kopf der ladinischen Kulturbewegung, einen eindrucksvollen Nachruf gewidmet und außerdem einen Beitrag über Wortschatz und Sprachkompetenz in Fassa beige-steuert. Goebel ist mit einem Artikel „Considerazioni dialettometriche sul problema dell' unità retoromanza (ladina)“ vertreten.

Von den weiteren Aufsätzen verdienen vor allem Cristina Ianniello, „Il Carnevale a Comelico Superiore“, und Giovanni Albertini, „Sulla diffusione del gioco del frullo in val di Fassa“, Beachtung. Der Artikel über den Karneval wird durch 21 größtenteils ganzseitige Farbfotos illustriert, die den informationsreichen Text wesentlich ergänzen; eine Karte ist beige-fügt. Auch der Aufsatz über das Schwirrholtz ist gehaltvoll und mit einer Abbildung im Text und einem Überblick über das Verbreitungsgebiet ausgestattet.

Felix Karlinger

### Eingelangte Literatur: Frühjahr 1989

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

**Assunta Achilli, Quirino Galli (Red.),** Riti, feste primaverili e il lago di Bolsena. Atti del convegno tenutosi a Bolsena il 7-8 Giugno 1986 (= Vita, cultura, storia delle classi subalterne dell'Alto Lazio, Vol. 6). Viterbo 1988, 146 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Luigi M. Lombardi Satriani**, Lo sguardo della festa - La festa dello sguardo. Note sull'universo festivo. 17-30; - **Antonio Gabbrielli**, Riminiscenze e sopravvivenze del culto degli alberi in Italia. 31-36; - **Laura Faranda, Aurora Milillo**, Spunti per una lettura critica delle infiorate. 37-50; - **Paolo Guarrera**, Le infiorate nel Lazio. 51-58; - **Eda Strappafelci**, I Pugnalonì di Acquapendente. 59-74; - **Alfonso M. di Nola**, Presenza delle serpi nella memoria di Santa Cristina e nella sua Passio: paralleli e analisi. - **Aurelio Rizzacasa**, Il linguaggio del sacro nei riti primaverili. 79-94; - **Paola De Sanctis Ricciardone**, La rappresentazione rituale del tempo e del passato: la Barabbata di Marta come „gabbia“ sociologica della storia locale. 95-104; - **Vincenzo Recchia**, Un rito primaverile nel Viterbese la processione di San Vivenzio a Blera. 105-118; - **Piero Tamburini**, Testimonianze di un rito primaverile nella Volsinii romana: il Santuario del Pozzarello. 119-132; - **Romualdo Luzi**, La „cuccagna“ di Villa delle Fontane (Valentano). 133-138; - **Antonio Quattranni**, Festa popolare e mestiere: un aspetto della cultura materiale. La pesca nel lago di Bolsena e la festa di Santa Cristina. 139-144).

**Gottfried Allmer, Norbert Müller**, Festschrift 800 Jahre Pfarre Straden 1188-1988. Straden-Graz, Pfarramt - Politische Gemeinden, 1988, 688 Seiten, Abb.

**Kurt Anker**, „Von Heimat redet hier keiner . . .“ Dorfleben heute. Marburg, Jonas, 1987, 158 Seiten, Abb.

**Heinrich Appelt**, Kaisertum, Königtum, Landesherrschaft. Gesammelte Studien zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte. Hrsg. v. Othmar Hageneder u. Herwig Weigl (= Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. XXVIII). Wien – Köln – Graz, Böhlau, 1988, 398 Seiten, Abb.

**Dieter Baacke**, Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung (= Jugendforschung). Weinheim – München, Juventa, 1987, 226 Seiten.

**Alessandro Baldan**, La civiltà rurale Veneta. Mit einem Vorwort von Paolo Ghedina. Abano Terme, Francisci Editore, 1988, 223 Seiten, Abb.

**Ingolf Bauer, Christa Zimmermann (Red.)**, Die Hutterischen Täufer. Geschichtlicher Hintergrund und handwerkliche Leistung, Hrsg. v. Bayerischen Nationalmuseum München. Bolanden, Mennonitische Forschungsstelle Weierhof, 1985, 198 Seiten, Abb., Ktn.

**Karl Baumgarten, Angelika Heim**, Landschaft und Bauernhaus in Mecklenburg. Wien – Köln – Graz, Böhlau, 1988, 168 Seiten, Abb.

**Günther Berger**, Spuren der Vergänglichkeit. Aufgelassene und verschwundene Friedhöfe in Wien (= Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 1). Wien, Wiener Stadt- u. Landesarchiv, 1989, 12 Seiten, Abb.

**BillyBoy\***, Barbie. Ihr Leben und ihre Welt und das New Theater of Fashion von BillyBoy\* mit Puppen, Dokumentarmaterial, Designs aus der BillyBoy\*-Kollektion. München, Popa-Verlag, 1988, 192 Seiten, Abb.

**F. Binder u. a.**, Heimatbuch Groß Gerungs. 1. Bd.: Wurmbrand. Groß Gerungs, Stadtgemeinde, o. J., 207 Seiten, Abb.

**Philip V. Bohlman**, The Study of Folk Music in the Modern World. Bloomington-Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 159 Seiten, mus. Not.

**Marietta Boross**, Szañtódpuszta. Budapest 1986, unpag., Abb.

**Maja Boskovic-Stulli, Zorica Rajkovic**, U kralja od Norina. Price, pjesme, zagotke i poslovice s Neretve (= Liber III). Metkovic-Opuzen 1987, 192 Seiten, Abb.

**Erich Bramhas**, Der Wiener Gemeindebau. Vom Karl-Marx-Hof zum Hundertwasserhaus (= Architektur im Zusammenhang). Basel – Boston – Stuttgart, Birkhäuser, 1987, 185 Seiten, Abb.

**Susanne Brandner**, Tracht, überliefert – getragen – modernisiert. Eine Bibliographie zu Salzburger Kleid und Tracht. Festschrift für Friederike Prodingler zum 75. Geburtstag (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Bd. 3). Salzburg, Landesinstitut für Volkskunde, 1988, 197 Seiten.

**Michaela Brandstetter-Köran**, Volkskunst und Realienforschung in Frankreich (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 30). Würzburg 1988, 184 Seiten (R).

**Carsten Bregenhøj, Marie Johnson (Hrsg. u. Red.)**, Blodet droppar, blodet droppar! Skolbarns humor (= Glimtar ur Alands folkkultur 4). Hangö, Holger Schildts förlag, 1988, 211 Seiten, Abb.

**Janet Brody Esser (Hrsg.)**, *Behind the Mask in Mexico*. Santa Fe/New Mexico, Museum of New Mexico Press, 1988, 351 Seiten, Abb.

**Michał Buchowski**, *Magia. Jej funkcje i struktura* (Magic, its functions and structure) (= *Seria Etnografia*, Nr. 11). Poznań, Adam Mickiewicz Press, 1986, 144 Seiten (Summary: S. 139–143).

**Giovanni Cammareri**, *La settimana santa nel Trapanese. Passato e presente*. Trapani, Coppola ed., 1988, 113 Seiten, 59 Abb.

**Louis Carlen, Gabriel Imboden (Hrsg.)**, *Wirtschaft des alpinen Raums im 17. Jahrhundert*. Vorträge eines internationalen Symposiums (= *Schriften des Stockalper-Archivs in Brig*, H. 40). Brig, Rotten Verlag, 1988, 204 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Hermann Kellenbenz**, Die europäische Wirtschaft um die Mitte des 17. Jahrhunderts und die Alpenpässe. 15–32; – **José Gentil da Silva**, Les voies de l'Europe: Fermements régionaux et sollicitations lointaines. A propos des nations alpines. 33–54; – **Martin Körner**, Eidgenössische Wirtschaftspolitik im 17. Jahrhundert: Anteil und Gewicht der Bergkantone. 55–78; – **Franz-Heinz von Hye**, Die Wirtschaft Tirols im 17. Jahrhundert. Zwischen Stagnation und Innovation. 79–98; – **Enrico Rizzi**, Note sull'economia di una comunità Walser nel XVII secolo: La valle Formazza. 99–112; – **Nikolaus Grass**, Vieh- und Käseexport aus der Schweiz in angrenzende Alpenländer besonders im 16. und 17. Jahrhundert. 113–178; – **Hans Steffen**, Die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Stockalperschen Solddienste. 179–203).

**Letizia Cimitan**, *Repertorio della narrativa di tradizione orale della Carnia* (= *Racconti popolari Friulani*, Bd. XVI). (Udine), Società filologica friulana, 1988, 199 Seiten.

**Georges Clause n. a.**, *Le Diocèse de Chalons* (= *Histoire des diocèses de France*, Bd. 23). Paris, Beauchesne, 1989, 272 Seiten, Tbn., Ktn.

**W. H. Crawford**, *The Irish Linen Industry*. (Holywood), Ulster Folk and Transport Museum, 1987, 45 Seiten, Abb.

**Dragica Cvetan**, *The Living Tradition of Arts and Crafts in the Jastrebarsko Area*. Jastrebarsko, Zavicajni Muzej, 1988, 58 Seiten, Abb.

**Hilda Ellis Davidson (Hrsg.)**, *The Seer in Celtic and Other Traditions*. Edinburgh, John Donald, 1989, 146 Seiten, Abb.

(Inhalt: **John MacInnes**, The Seer in Gaelic Tradition. 10–24; – **Eilidh Watt**, Some Personal Experiences of the Second Sight. 25–36; – **John MacQueen**, The Saint as Seer: Adomnan's Account of Columba. 37–51; – **Juliette Wood**, Prophecy in Middle Welsh Tradition. 52–65; – **Hilda Ellis Davidson**, The Seer's Thumb. 66–78; – **Samuel Pyeatt Menefee**, Dead Reckoning: The Church Porch Watch in British Society. 80–99; – **J. R. Porter**, The Seer in Ancient Israel. 100–115; – **Carmen Blacker**, The Seer as a Healer in Japan. 116–123; – **Michael Loewe**, The Chinese Tradition in Prophecy. 124–132; **Venetia Newell**, The Role of the Seer within the Punjabi Asian Minority of Britain. 133–146).

**Jean Delumeau (Red.),** Injures et blasphèmes (= Mentalités, Bd. 2). Paris, Editions Imago, 1989, 159 Seiten. Graph.

**Uschi Derschmidt, Hans Haid, Vera van Hazebrouck (Zstflg.),** Marialien zu den Themen Kultur und Heimat (= Lebens-Mittel). Salzburg, Verlag Grauwerte im Institut für Alltagskultur, 1989, 152 Seiten, Abb.

**Lea D'Orlandi, Gaetano Perusini,** Antichi costumi friulani. Hrsg. v. d. Società Filologica Friulana. Gorizia, Editrice Goriziana, 1988, 265 Seiten, Abb.

**Harald Dreo, Walter Burian, Sepp Gmasz,** Ein burgenländisches Volksliederbuch. Eisenstadt, Verlag Nentwich-Lattner, 1989, 383 Seiten, mus. Not.

**Marie-Thérèse Duflos-Priot, Philippe Richard, Patrice Bekus,** Système descriptif du costume traditionnel français. Typologies du vêtement et du couvre-chef. Matières, morphologie, décor. Aspects culturels. Paris, Éditions de la Réunion des musées nationaux, 1988, 164 Seiten, Graph.

**Jacques Dupâquier u. a.,** Histoire de la population française. Bd. 3: De 1789 à 1914; Bd. 4: De 1914 à nos jours. Paris, Presses Universitaires de France, 1988, 554, 590 Seiten, Abb., Tbn., Ktn.

**Helmut Eberhart,** Hl. Barbara. Legende, Darstellung und Tradition einer populären Heiligen (= Unsere Heiligen, Bd. 1). Graz, Verlag für Sammler, 1988, 104 Seiten, Abb.

**Heinz Engels (Hrsg.),** Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. München, R. Oldenbourg, 1988, Bd. I, Lfg. 8: auf-machen – Axt-halm.

**Balz Engler, Georg Kreis (Hrsg.),** Das Festspiel: Formen, Funktionen, Perspektiven (= Schweizer Theaterjahrbuch, Nr. 49). Willisau Theaterkult-Verlag, 1988, 288 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Peter von Matt,** Die ästhetische Identität des Festspiels. 12–28; – **Balz Engler,** Text, Theater, Spiel, Fest: Was ist ein Festspiel? 29–35; – **Charles Apothéloz,** La fête et sa pratique. Douze remarques. 26–39; – **Louis Naef,** Festspiel als Theater der Laien: Dramaturgische Anmerkungen zu einer möglichen Praxis. 40–49; – **Dietz-Rüdiger Moser,** Patriotische und historische Festspiele im deutschsprachigen Raum. 50–72; – **Edmund Stadler,** Das nationale Festspiel der Schweiz in Idee und Verwirklichung von 1758–1914. 73–122; – **Hellmut Thomke,** Festspiel und Festspielentwürfe für die Schweizerische Landesausstellung Bern 1914. 150–165; – **Rémy Charbon,** Die Bundesfeier von 1941. 166–185; – **Georg Kreis,** Das Festspiel – ein antimodernes Produkt der Moderne. 186–208; – **Othmar Birkenner,** Basler Festspielarchitektur 1844, 1892 und 1901. 209–222; – **Ernst Lichtenhahn,** Musikalische Aspekte des patriotischen Festspiels. 223–230; – **Werner Jehle,** „Fest-stiftende“ Architektur: Das Hallenstadion Zürich-Oerlikon. 231–239; – **Béatrice Perregaux,** Genève – La commémoration du 450<sup>ème</sup> anniversaire de la Réforme. 240–245; – **Jean Grädel, Felix Haas,** Die Erfahrungen von „Sempach 1986“. 246–253; – **Jean-Yves Pidoux,** Le Festspiel, ou l'art de la prétérition. 254–270).

**Arlette Farge (Hrsg.),** Affaires de Sang (= Mentalités, Bd. 1). Paris, Imago, 1988, 156 Seiten.

(Inhalt: **Robert Muchembled**, Mentalités, cultures, sociétés: jalons un débat. 9–12; – **Arlette Farge**, Présentation. 13–16; – **Marie-Christine Pouchelle**, Le sang et ses pouvoirs au Moyen Age. 17–42; – **Marie-Sylvie Dupont-Bouchat**, **Xavier Rousseaux**, Le prix du sang: sang et justice du XIVe au XVIIIe siècle. 43–72; – **Jacques Léonard**, A propos de l'histoire de la saignée [1600–1900]. 73–94; – **Arlette Farge**, La violence, les femmes et le sang au XVIIIe siècle. 95–110; – **Jean-Clément Martin**, Le sang impur de la Révolution. 111–124; – **Françoise Loux**, **Philippe Richard**, Le sang dans les recettes de médecine populaire. 125–140; – **Noëlie Vialles**, L'âme de la chair: le sang des abattoirs. 141–156).

**Helmuth Feigl (Red.)**, Historisch-Topographisches Lexikon von Niederösterreich. 1. Bd.: Katastralgemeinden mit dem Anfangsbuchstaben P, 1. Lfg.: Paasdorf – Pframa. Wien, Niederösterreichisches Institut für Landeskunde, 1988, XI, 192 Seiten.

**Elisabeth Fendl**, Volksbelustigungen in Regensburg im 18. Jahrhundert. Das „Curiöse“ in der Chronik des Christian Gottlieb Dimpfel (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 5). Vilseck, Dr. Tesdorpf Verlag, 1988, 158 Seiten, 22 Abb. (R)

**Elda Fietta Ielen**, Con la cassela in spalla: gli ambulanti di Tesino (= Quaderni di cultura alpina, 23). Ivrea, Priuli & Verlucca, 1987, 111 Seiten, 176 Abb.

**Valerie Fildes**, Wet Nursing. A History from Antiquity to the Present. Oxford Blackwell, 1988, 300 Seiten. Abb.

**Kornelius Fleischmann**, Klemens Maria Hofbauer. Sein Leben und seine Zeit. Graz–Wien–Köln, Styria, 1988, 303 Seiten.

**Michael Forcher**, Tirols Geschichte in Wort und Bild. 3. ergänzte Aufl., Innsbruck, Haymon, 1988, 287 Seiten, Abb.

**Anton Freisinger (Bearb.)**, Heimatkundliche Bibliographie Niederösterreichs II: Viertel Untermanhartsberg. Wien, Selbstverlag, 1988, 79 Seiten.

**Walter Fritz**, Kino in Österreich 1896–1930. Der Stummfilm. Wien, österr. Bundesverlag, 1981, 166 Seiten, Abb.

**Walter Fritz**, Kino in Österreich 1945–1983. Film zwischen Kommerz und Avantgarde. Wien, österr. Bundesverlag, 1984, 245 Seiten, Abb.

**Walter Frodl**, Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich (= Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege, Bd. XIII). Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1988, 220 Seiten, 92 Abb.

**Luciano Gallo Pecca**, Le maschere, il carnevale e le feste per l'avvento della primavera in Piemonte e nella valle d'Aosta. Cavallermaggiore, Edizioni Gribaudo, 1987, 581 Seiten, Abb.

**Roland Girtler**, Wanderer zwischen den Welten. Die Abenteuer des Koberl Regner. In Zusammenarbeit mit Jakob („Koberl“) Peter Regner. Wien, Edition S, 1988, 216 Seiten.

**Edmund Glaise**, Die Heimkehr Tirols 1813–1815. Österreich in den Befreiungskriegen. Im Anhang Aufzeichnungen aus dem Nachlaß der Enkelin Speckbachers, Frau Emilie Stolz-Speckbacher (= Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Tirols, Bd. 1). Erweiterte Neuauflage der Ausgabe 1914, Nürnberg, Buchdienst Südtirol, o. J., 141 Seiten, Abb.

**Margarethe Goldmann, Dieter Kramer (Hrsg.)**, Ein Museum für die neunziger Jahre. Materialien und Diskussionsergebnisse der gleichnamigen Fachtagung der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden und der Kulturpolitischen Gesellschaft vom 13. bis 15. März 1987 in Wiesbaden (= Dokumentation, Nr. 33). Hagen, Kulturpolitische Gesell., 1988, 132 Seiten, Abb.

**Helmut Golowitsch**, „Und kommt der Feind ins Land hinein . . .“ Schützen verteidigen Tirol und Kärnten. Standschützen und Freiwillige Schützen 1915–1918 (= Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Tirols, Bd. 6). Nürnberg, Buchdienst Südtirol, 1985, 475 Seiten, Abb.

**Gábor Grabócz, Katalin Kovácsik**, A mesemondó Rostás Mihály. Mihály Rostás, a Gypsy Story-Teller (= Hungarian Gypsy Studies, Bd. 5). Budapest, MTA Néprajzi Kutató Csoport, 1988, 201 Seiten (Summaries nach jedem Kapitel).

**František Graus (Hrsg.)**, Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme (= Vorträge und Forschungen, Bd. 35). Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1987, 344 Seiten, Abb.

**Doris Groscurth**, Das Wunder von Eisenberg. Europäische Wallfahrten zu modernen Marienerscheinungs- und Wunderorten. Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Zürich, Zentralstelle der Studentenschaft, 1988, 197, XXXII Seiten, Abb.

**Alfons Gruber**, Südtirol unter dem Faschismus. 3., überarb. Aufl., Bozen, Athesia, 1978, 259 Seiten, Abb.

**Karen Günther**, Wort- und Sachgeschichte der Schifffahrt in Mittel- und Nordeuropa von den Anfängen bis zum späten Mittelalter. Ein Beitrag zu „Wörter und Sachen“ an Hand ausgewählter Beispiele (= Germanistische Arbeiten zur Sprache und Kulturgeschichte, Bd. 8). Frankfurt–Bern–New York–Paris, Peter Lang, 1987, 180 Seiten.

**Franz Hadamowsky**, Bücherkunde deutschsprachiger Theaterliteratur. 1. Teil: 1750–1899 (= Maske und Kothurn, Beiheft 5,1). Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1988, 241 Seiten.

**Magdalena Hanke-Basfeld**, Christbaumständer. Kleine Kulturgeschichte. Frankfurt/M., Fricke, 1988, 96 Seiten, 82 Abb.

**Thomas Hansmanninger**, Superman. Eine Comic-Serie und ihr Ethos. Frankfurt/M., Suhrkamp, 1989, 271 Seiten, Abb.

**Karin Heller (Bearb.)**, Barocke Dichtung aus den 7 Gemeinden. Zimbrische Texte aus dem 17. und 18. Jahrhundert (= Beiträge zur Sprachinselforschung, Bd. 6). Wien, VWGÖ, 1988, 139 Seiten, 1 Kt.

**Michael Herzfeld**, The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village. Princeton, Princeton University Press, 1985, 313 Seiten, 24 Abb.

**Michael Herzfeld**, Anthropology through the looking-glass. Critical ethnography in the margins of Europe. Cambridge, Cambridge University Press, 1987, 260 Seiten.

**Josef Hirn**, Tirols Erhebung im Jahre 1908. Reprint der Ausgabe Innsbruck 1909. Bozen, Athesia, 1983 (2), 875 Seiten, Kt. i. Anh.

**Wolfgang Hösl, Gottfried Pirhofer**, Wohnen in Wien 1848–1938. Studien zur Konstitution des Massenwohnens (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 19). Wien, Franz Deuticke, 1988, 139 Seiten.

**Brigitte Hotz**, Beginnen und willige Arme im spätmittelalterlichen Hildesheim (= Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim, Bd. 17). Hildesheim, Bernward, 1988, 205 Seiten, 23 Abb., 3 Ktn.

**Joanna Hubbs**, Mother Russia. The Feminine Myth in Russian Culture. Bloomington-Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 302 Seiten, 32 Abb.

**Theodore C. Humphrey, Lin T. Humphrey (Hrsg.)**, „We Gather Together“ Food and Festival in American Life (= American Material Culture and Folklife). Ann Arbor-London, UMI Research Press, 1988, 289 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Theodore C. Humphrey**, A Family Celebrates a Birthday: Of Life and Cakes. 19–26; – **Sharon R. Sherman**, The Passover Seder; Ritual Dynamics, Foodways, and Family Folklore. 27–42; – **Nancy Klavans**, Halloween Brunch: The Affirmation of Group in a Temporary Community. 43–52; – **Lin T. Humphrey**, „Soup Night“: Community Creation through Foodways. 53–68; – **Eleanor Wachs**, „To Toast the Bake“: The Johnston Family Clambake. 75–88; – **Kathy Neustadt**, „Born among the Shells“: The Quakers of Allen’s Neck and Their Clambake. 89–110; – **Barbara C. Fertig**, Hog Killing in Virginia: Work as Celebration. 111–124; – **Amy E. Skillman**, No Smoke? No Fire: Contemporary Hamming the Ol’Fashioned Way. 125–136; – **Carol Edison**, Roast Beef and Pit-Barbecued Lamb. The Role of Food at Two Utah Homecoming Celebrations. 137–152; – **Theodore C. Humphrey**, „It’s a Community Deal Here, You Know“: Festive Community Life in Rural Oklahoma. 153–168; – **Anne R. Kaplan**, „It’s All from One Big Pot“: Booya as an Expression of Community. 169–189; – **Thomas A. Adler**, Bluegrass Music and Meal-Fried Potatoes: Food, Festival, Community. 195–204; – **Anthony T. Rauche**, Festa Italiana in Hartford, Connecticut: The Pastries, the Pizza, and the People Who „Parla Italiano“. 205–218; – **James Griffith**, „We Always Call It, Tucson Eat Yourself“: The Role of Food at a Constructed Festival. 219–234; – **Michael Owen Jones**, Afterword: Discovering the Symbolism of Food Customs and Events. 235–246; – **Lin T. Humphrey**, Appendix: Welcome to Soup Night! Recipes and Philosophy. 247–270; – **Michael Owen Jones, Theodore C. Humphrey**, Selected Bibliography. 271–278).

**Karl Ilg**, Das Deutschtum in Paraguay und Peru (= Eckartschriften, H. 108). Wien, österreichische Landsmannschaft, 1989, 121 Seiten, Ktn.

**Herbert Janig u. a. (Hrsg.)**, Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher (= Sozialwissenschaftliche Materialien, Bd. 20). Linz, Rudolf Trauner, 1988, 691 Seiten, Abb., Tbn.

(Inhalt: **Leopold Rosenmayr**, Jugend als Spiegel der Gesellschaft? Zur Deutung neuer österreichischer Forschungen. 4–35; – **Herbert Janig**, Was ist Jugend? Bemerkungen zur Jugendforschung. 37–58; – **Reinhard Eichwalder**, Die Folgen des Babybooms. Statistische Grunddaten über die 15- bis 24-jährigen. 59–76; – **Peter C. Hexel, Ilse König**, Jung sein in Österreich. 77–104; – **Bernhard Rathmayr**, Aufwachsen im Konsumzeitalter. Partizipation als Grundproblem der Sozialisation Jugendlicher. 109–138; – **Karl Kollmann**, Jugendkonsum – Konsum-Jugend? 139–158; – **Astrid Pazelt**, Unauffällig oder diskriminiert? Die soziale Lage weiblicher Jugendlicher. 159–180; – **Peter A. Ulram, Fritz Plasser, Peter Gerlich**, Auszug aus dem Parteienstaat. Jugend und Politik in Österreich. 181–206; – **Ingo Mörth**, Religion und Sinnstiftung. Religiöse Bedürfnisse und Verhaltensweisen der österr. Jugend. 207–226; – **Alfred Aichinger**, Avantgarde oder Schickimickis? Zur

Bedeutung jugendkultureller Stifformen. 233–254; – **Kurt Luger**, „... dann ist der Tag irgendwie gewonnen!“ Die Rolle der Medien im Alltag von Jugendlichen. 255–284; – **Michael Martischig**, „Jung samma, fesch samma...“ Kleidung und Verkleidung heutiger Jugendlicher als Paradigmen für ihr Kulturverhalten. 285–312; – **Harald Huber**, „A Überdosis G'fühl“. Zur Bedeutung von Musik im Leben von Jugendlichen. 313–326; – **Roman Horak**, **Wolfgang Reiter**, **Kurt Stocker**, Psychopathen, Rowdys, Fans? Zur wissenschaftlichen Einschätzung jugendlicher Fußballsubkulturen. 327–336; – **Alfred Smudits**, Die Entdeckung der „Körperlichkeit“. Bruchstücke aus der jüngeren Geschichte. 337–350; – **Joseph Christian Aigner**, Der Widerspruch mit der Sinnlichkeit. Mutmaßungen über sexuelles Erleben Jugendlicher. 351–369; – **Ferdinand Eder**, Wichtig, aber stressig: Schule als Teil der Lebenswirklichkeit. 373–400; – **Ilan Knapp**, **Maria Hofstätter**, Lehrlinge und Ungelernte. Jugendliche in der Arbeitswelt. 401–420; – **Josef Christl**, **Karl Pichelmann**, Zur Arbeitsmarktlage Jugendlicher. 421–438; – **Christine Martius-Spitzky**, **Monika Pelz**, **Ina Wagner**, Berufliche Sozialisation weiblicher Jugendlicher. Segmentierter Arbeitsmarkt. 439–458; – **Josef Hochgerner**, Technisierung statt Sozialisierung? Über die wachsende Bedeutung von Technosystemen für soziale Erfahrung und Persönlichkeitsentwicklung. 459–472; – **Hans Schofnegger**, Zur gesundheitlichen Situation von Jugendlichen. 473–496; – **Diethelm Damm**, Brauchen wir noch Jugendarbeit? 497–508; – **Ernst Haider**, Eltern, Heime, eigene Wohnung. Die Wohnverhältnisse der Jugendlichen. 513–538; – **Janos Kárász**, **Heinz Rögl**, Jugendliche in Landgemeinden. 539–552; – **Peter C. Hexel**, Urbanes Leben. 553–567; – **Irmgard Eisenbach-Stangl**, Einübung im Drogengebrauch. Legal und illegaler Drogenkonsum und drogenbezogene Probleme. 571–600; – **Arno Pilgram**, Jugendkriminalität in Österreich. Zur jüngeren Geschichte und Gegenwart strafrechtlicher Jugendkontrolle. 601–620; – **Hans Hovorka**, Die soziale Lage behinderter Jugendlicher. 621–642; – **Wilhelm Filla**, Zwischen Aufbegehren und Assimilation. Die Jugendlichen der Volksgruppen und nationalen Minderheiten. 643–666; – **Helga Matuschek**, Jugend im Schatten. Situation und Probleme ausländischer Jugendlicher in Österreich. 667–684).

**Martine Jaoul u. a. (Red.)**, Des teintes et des couleurs . . . (= Les dossiers du Musée national des arts et traditions populaires, 2). Paris, Editions de la Réunion des musées nationaux, 1988, 110 Seiten, Abb.

**Matti Kampinen**, Cognitive Systeme and Cultural Models of Illness. A Study of Two Mestizo Peasant Communities of the Peruvian Amazon (= FF Communications No. 244). Helsinki, Academia Scientiarum Fennica, 1989, 152 Seiten, Abb., Ktn. i. Anh.

**Irmtraut Karlsson (Hrsg.)**, Ein gebrochenes Tabu. Frauenhäuser in Österreich. Wien, Franz Deuticke, 1988, 134 Seiten.

**Brigitte Kepplinger (Hrsg.)**, Wohnen in Linz. Zur Geschichte des Arbeiterwohnbaus von den Anfängen bis 1945 (= Kulturstudien, Sonderbd. 5). Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1989, 257 Seiten, Abb., Tbn.

**Max Kettner**, Hausinschriften. Darstellung und Interpretation einer Alltagskultur im Engadin, im Münstertal und im oberen Albulatal. Chur, Verlag Bündner Monatsblatt, 1989, 522 Seiten, Abb.

**Ruth Kilian, Michaela Neukum, Sigrid Sangl, Bettina Ulmann**, Schreiberhandwerk in Franken. Studien zu Bamberg, Coburg und Kitzingen (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 31). Würzburg 1988, 272 Seiten, Abb. (R).

**Franz Klein**, Billed. Musterdorf Maria Theresias im Banat in Bildern und Dokumenten 1765–1987. Wien, Eigenverlag, 1987, 272 Seiten. Abb.

**Gerhard Klußmeier**, Alles über Prinz Eisenherz. Saga – Geschichte – Comic-Roman. Wien, Pollischansky, 1987, 190 Seiten, Abb.

**Karl Knortz**, Die Nacktheit in Sage, Sitte, Kunst und Literatur. Berlin–Neukölln, Freisonnland-Verlag, 1920, 59 Seiten.

**Anneliese Kompatscher**, Südtiroler Backbuch. Kuchen, Torten, Gebäck und Krapfen. Bozen, Athesia, 1988, 105 Seiten, Abb.

**Franz-Josef Kosel**, Das Handwerk der Maler und Anstreicher in einer industriellen Kleinstadt des 20. Jahrhunderts (Ahlen 1900–1980) (= Beiträge zur Volkskultur von Nordwestdeutschland, H. 61). Münster, F. Coppenrath, 1988, 536 Seiten, Abb., Tbn.

**Helen Liesl Krag**, „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft . . .“ (= Damit es nicht verlorengeht . . ., Bd. 17). Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1988, 180 Seiten.

**Lujza Kresánková**, Das Johann Nepomuk Hummel Museum. Bratislava, Städtisches Museum, 1972, 60 Seiten, Abb.

**Mária Kresz**, Volkskunstsammlung von Zsigmond Kun. Budapest 1988, unpag., Abb. (Dt. u. engl.).

**Dietmar Kuhn**, Der Geburtenrückgang in Österreich. Aufbereitung und Analyse des Datenmaterials, Internationale Vergleiche, Situationsanalyse und Ausblick in die Zukunft. Wien, VWGÖ, 1975, 103 Seiten, Tbn., Graph.

**Andreas Kuntz**, Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der Volksbildungsbewegung zwischen 1871 und 1918 in Deutschland. Marburg, Jonas, 1980, 102 Seiten.

**Peter Laslett**, Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft (= Kulturstudien, Bd. 13). Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1988, 388 Seiten.

**Hermann Lein**, Als „Innitzergardist“ in Dachau und Mauthausen. Ein Rückblick zum 50. Jahrestag. Wien–Freiburg–Basel, Herder, 1988, 108 Seiten.

**Ivy Lentić-Kugli u. a.**, Isusovacka crkva i samostan u Varazdinu. Prilog istraživanju (= Prilog uz broj, 13). Zagreb 1988, 81 Seiten, Abb. (Summaries).

**Rosemary Lévy-Zumwalt**, American Folklore Scholarship. A Dialogue of Dissent. Bloomington–Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 186 Seiten.

**Sylvia Mattl-Wurm, Günter Natter, Susanne Walther (Red.)**, Rudolf. Ein Leben im Schatten von Mayerling. Katalog der 119. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Hermesvilla, Lainzer Tiergarten, 18. 3. 1989 – 4. 3. 1990. Wien, Museen der Stadt Wien, 1989, 401 Seiten, Abb. Kt. i. d. Beil.

**W. K. McNeil (Hrsg.)**, Southern Folk Ballads. Vol. II. Little Rock, August House, 1988, 224 Seiten, mus. Not.

**Helene Maimann (Hrsg.)**, Die ersten 100 Jahre. Österreichische Sozialdemokratie 1888–1988. Wien–München, Christian Brandstätter, 1988, 367 Seiten, 538 Abb.

**Bruno Mariacher u. a. (Hrsg.)**, Lexikon des Mittelalters. München–Zürich. Artemis, 1988, IV. Bd., 5. Lfg.: Freiherr – Gart der Gesundheit; 6. Lfg.: Garten – Germanos; 7. Lfg.: Germanus – Goslar.

**Hermann Maué, Sonja Brink (Red.)**, Die Grafen von Schönborn. Kirchenfürsten, Sammler, Mäzene (= Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Nürnberg, German. Nationalmuseum, 1989, 600 Seiten, Abb.

**Nenna von Merhart**, Bauerndöcker und Heiler in Tirol. Innsbruck–Wien, Tyrolia, 1988, 119 Seiten, 57 Abb.

**Wolfram Metzger (Hrsg.)**, „Die Gute Stube“. Puppenwelt und Wirklichkeit. Skizzen zur „Bürgerlichen Wohnkultur“. Bilder und Texte zur Ausstellung. Kevelaer, Niederrheinisches Museum für Volkskunde und Kulturgeschichte, 1989, 45 Seiten, Abb.

**Zdeněk Mišurec**, PhDr. Emanuel Baláš. Život a dílo (= Národopisná knižnice, 4). Prag, Československá akademie věd, 1971, 54 Seiten, Abb. i. Anh.

**Olga Nagy**, A havasi sátoros Dávid Gyula meséi (Gypsy tales told by Gy. Dávid). (= Hungarian Gypsy Studies, Bd. 6). Budapest, MTA Néprajzi Kutató Csoport, 1988, 293 Seiten (Introduction. S. 37–52; Abstracts of the tales. S. 287–293).

**Gerhard Neureiter**, Die Zerstörung der Dörfer. Lokalausweis in Siebenbürgen. Salzburg, Anton Pustet, 1989, 84 Seiten, Abb.

**Carl Nödl (Hrsg.)**, Das unromantische Biedermeier. Eine Chronik in Zeitdokumenten 1795–1857. Wien, Verlag Brüder Hollinek, 1987, 384 Seiten, Abb.

**Lisl Nopp**, Almen und Almwirtschaft im Dorfertal. Eine volkskundliche Untersuchung in der Gemeinde Kals am Großglockner, Bezirk Lienz, Osttirol (= OeAV-Dokumente Nr. 2). Innsbruck–Kals, Österreichischer Alpenverein, 1987, 95 Seiten, Abb., Tbn.

**Annette Noschka, Günter Knerr**, Bauklötze staunen. Zweihundert Jahre Geschichte der Baukästen. München, Hirmer Verlag–Deutsches Museum, 1986, 158 Seiten, 115 Abb.

**Franco Noviello (Red.)**, Tradizioni popolari. Tipologia e valore delle culture regionali. Primo congresso internazionale delle tradizioni popolari, Metaponto Lido–Hotel Sacco, 23–24. 3. 1986. Manduria–Bari–Roma, Piero Lacaita, 1988, 498 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Luigi M. Lomabardi Satriani**, L'intervista: Ascolto e cecità. 15–20; – **Rainer Bigalke**, La rievocazione del dialetto tursitano nell'opera di Albino Pierro. 21–30; – **Liberato Santoro**, Letteratura popolare e tradizione. 31–38; – **Paolo Apolito**, Trance e identità nella cultura popolare meridionale. 39–48; – **Daniele Giancane**, La cultura popolare orale – La poesia della voce e la poesia dell'universo Gutemberg. 49–56; – **Pasquale Caratù**, La presunta zona arcaica nei materiali dell'„atlante fonetico lucano“. 57–62; – **Giuseppe Jovine**, Rapporti tra „arte popolare“ ed arte „colta“. 63–68; – **Marino Serini**, „Dante gnomico: proverbi e sentenze popolari del Trecento“. 69–74; – **Nicola Tommasini**, Linee per una epistemologia della religiosità popolare. 75–80; – **Annalisa Rubino**, Fisionomia linguistica del dialetto di Bernalda. 81–84; – **Franco Noviello**, I poeti a braccio della Basilicata. 85–108; – **Rosario Jurlaro**, Tradizioni di Basilicata in opere della prima metà dell'Ottocento. 109–130; – **Antonio Lotierzo**, Riso e rito. Paolo Toschi, Michele

Bachtin ed il teatro popolare. 131–138; – **Giovanni Oliva**, Amore e natura nel canto popolare lucano, nella continuità della tradizione poetico-lyrica antica e medioevale. 139–174; – **Francesco Lisanti**, Arte e mestieri popolari in Basilicata. 175–182; – **Cristina Rosati**, Il mosto cotto quel miele amaranto e liquoroso. 183–188; – **Damiano Breglia**, Quando, dove, come e perchè va usato il dialetto. 191–196; – **Francesco Laiso**, Incursione nel dialetto gravinese: alcuni dati folklorici. 197–218; – **Nunzio Langiulli**, Della nobiltà del dialetto gravinese. 219–222; – **Ders.**, Quindici sonetti e altri componimenti. 223–236; – **Donato Mazzeo**, Tradizioni popolari, artigianato, ventri storici Arbereske. 237–240; – **Mario Santoro**, Dialetto e scuola: Possibilità di un rapporto dinamico. 241–244; – **Pietro Russo**, I segni fonetici dei dialetti. 245–244; – **Mimmo Cervellino**, La canzone popolare ad Oppido Lucano. 255–264; – **Raffaella Bongermann**, Canto popolare e monografie laertine: testi e documenti. 265–276; – **Gaetano Stigliano**, I canti d'amore agresti dell'alto Jonio. 277–280; – **Leonardo R. Alario**, Due canzoni per la prima volta documentate in Calabria: Fior d'alive e Conte maggio e Lo sposo ucciso. 281–296; – **Pierfrancesco Bruni**, Scotellaro. Pierro, Sinisgalli, Bodini, Carrieri: poeti della sacralità. 297–306; – **Vincenzo Esposito**, Costruzione dello spazio e feste religiose nell'alta val d'Agri. 309–314; – **Gerardo Messina**, Un enigma non ancora risolto: La sfilata dei turchi a Potenza. 315–324; – **Giuseppe Gliubizzi**, Il passaggio delle spine: tra religiosità e demoiatria. 325–328; – **Mauro Padula**, Il ciarallo. 329–332; – **Tobia Granizzi**, Il carnevale gravinese. 333–358; – **Francesco Mastrogiacomo**, Il fantoccio delle Quaresima a Gravina e altrove, ieri e oggi. 359–362; – **Aniello Basile**, Tradizioni popolari irpine. 363–382; – **Marino Serini**, Pianeta supestizione. 383–390; – **Michelino Dilillo**, Cultura popolare e vita paesana. 291–406; – **Gaetano Stigliano**, Società economica e folklore della Valle del Sarmento nel sec. XVIII. 409–414; – **Fabio Parascandalo**, Mutamenti dell'identità territoriale in un centro della Basilicata interna: S. Paolo Albanese. 415–418; – **Gennaro Caputo**, **Michele Saraceno**, Ipotesi e proposte per la costituzione di un museo-laboratorio territoriale di documentazione del mondo contadino e della cultura popolare. 419–422; – **Luigi Telesca**, Una tradizione, un toponimo, un culto, come guida della conoscenza di una pagina poco nota nella millenaria storia di un paese lucano. 423–432; – **Gianni Leone**, Filoterapia popolare. 433–434; – **Ugo Vuoso**, Le storie di Briganti nella narrativa lucana. 435–448; – **Anna Mele Lndovico**, Note sulla poesia e sulla tradizione. 449–452; – **Aldo Viviano**, Eredità dei fratelli a Carbone. 453–456; – **Antonio Capano**, Economia territorio e società in Tolve nella metà del Settecento nell'analisi del Catasto onciario. 475–469; – **Mauro Carretta**, Nei canti popolari di Lacello. Le tradizioni di un popolo. 475–479; – **Mario Spinello**, **Parroco di Stigliano**, La religiosità e i vizi nella cultura del Castello di Miglionico. 470–482).

**Luigi Odello**, La civiltà del vino. Brescia, Edizioni AEB, 1987, 94 Seiten, Abb.

**Elliott Oring (Hrsg.)**, Folk Groups and Folklore Genres. An Introduction. Logan, Utah State University Press, 1986, 258 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Elliott Oring**, On the Concepts of Folklore. 1–22; – **Ders.**, Ethnic Groups and Ethnic Folklore. 23–44; – **Larry Danielson**, Religious Folklore. 45–70; – **Robert McCari**, Occupational Folklore. 71–90; – **Jay Mechling**, Children's Folklore. 91–120; – **Elliott Oring**, Folk Narratives. 121–146; – **Barre Toelken**, Ballads and Folksongs. 147–174; – **F. A. de Caro**, Riddles and Proverbs. 175–198; –

**Simon J. Bronner**, Folk Objects. 199–224; – **William A. Wilson**, Documenting Folklore. 225–254).

**Gerlinde Ortner**, Märchen, die den Kindern helfen. Geschichten gegen Angst und Aggression, und was man beim Vorlesen wissen sollte. Für Kinder von 3 bis 7 Jahren. Wien, Orac, 1988, 168 Seiten.

**Gabriele Paleczek**, Der Wandel der traditionellen Wirtschaft im anatolischen Dorf (= Wiener Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie, Bd. 4). Horn-Wien, Ferdinand Berger & Söhne, 1987, 407 Seiten, Tbn.

**Joachim Petsch**, Eigenheim und gute Stücke. Zur Geschichte des bürgerlichen Wohnens. Städtebau – Architektur – Einrichtungsstile (= DuMont Taschenbücher, Bd. 218). Unter Mitarbeit von Wiltrud Petsch-Bahr. Köln, DuMont Buchverlag, 1989, 281 Seiten, Abb.

**Christa Pieske**, Bilder für jedermann. Wandbilddrucke 1840–1940. Mit einem Beitrag von Konrad Vanja (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde, Bd. 15). Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, 1988, 248 Seiten, Abb.

**Zorica Rajkovic (Hrsg.)**, Ballads and other genres – Balladen und andere Gattungen (= Zavod za istrazivanje folklor, Special Issue 11). Zagreb, Institute of Folklore Research, 1988, 180 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Jürgen Dittmar**, Die deutsche Ballade als Kinder(spiel)lied. 9–20; – **Zmaga Kumer**, Die Ballade im Volksleben der Slowenen. Zur Frage des Verhältnisses zu anderen Gattungen. 21–26; – **Maja Boskovic-Stulli**, Die Bugarstica-Balladen im Verhältnis zu den epischen Liedern. 27–40; – **Tanja Peric-Polonijo**, The Ballad and the Lyric Poem. 41–52; – **Maria Herrera-Sobek**, „Heraclio Bernal“: The Hero Monomyth Structure in the Mexican Ballad. 53–68; – **Anne J. Cruz**, Genre Transformations and the Question of Gender. La bella malmaridada as Ballad and Play. 69–80; – **Nives Ritig-Beljak**, Die Entführung als Motiv in kroatischen Balladen und anderen Folklore-Gattungen. 81–90; – **D. K. Wilgus, E. R. Long**, „Queen Jane“ and „Dupree“; Ballad Theme and Ballad Form. 91–116; – **Marija Kleut**, Zur Klassifikation serbokroatischer Erzähllieder über einen Helden (Ivan Senjanin). 117–122; – **Sean Galvin**, A Pan-Scandinavian Catalogue and Type-Index of Skjæmteccviser: Do we need one? 123–132; – **Davin Buchan**, Taleroles and the Witch Ballads. 133–140; – **Ildiko Kriza**, Song of Pannonia. 141–150; – **Milko Maticetov**, Die Balkanische Volksballade vom kranken Helden und ihre Metamorphosen. 151–166; – **Teodora Sapkaliska**, Die Einmauerung von Lebewesen in Bauwerken als Motiv in der makedonischen Volksballade. 167–172; – **Anneli Asplund**, Klaudia Vonkkanen, a Recent Folk-singer discovery: Experience of Using a Video in Field Work. 173–180).

**Christian Rättsch**, Lexikon der Zauberpflanzen aus ethnologischer Sicht. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1988, 206 Seiten, Abb.

**Barbara Rawitzer**, Leonische Drahtwaren und Gespinste. Studien zu einem Spezialgewerbe in Mittelfranken an Hand der Archive des 19. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 29). Würzburg 1988, 140 Seiten, Abb., Tbn. (R)

**Eduard Rent-Nicolussi**, Tirol unterm Beil. Bozen, Athesia, 1983, 247 Seiten, 8 Abb., 1 Kt. (Nachdruck der Ausgabe München 1928).

**Josef Riedmann**, Geschichte Tirols (= Geschichte der österreichischen Bundesländer). 2., durchges. Aufl., Wien, Verlag für Geschichte und Politik, 1988, 319 Seiten, Abb., Ktn.

**Beatrice A. Roeder**, Chicano Folk Medicine from Los Angeles, California (= Folklore and Mythology Studies, Vol. 34). Berkeley-Los Angeles-London, University of California Press, 1988, 377 Seiten.

**Sirkka Saarinen (Hrsg.)**, Timofej Jevsevjevs Folklore-Sammlungen aus dem Tscheremissischen. II: Vorzeichen, Traumdeutungen, Sprichwörter, Spottverse und Rätsel (= Mémoires de la société Finno-Ougrienne, Bd. 199). Helsinki, Suomalais-Ugrilainen Seura, 1989, 313 Seiten.

**P. Schiefferdecker**, Kleidung und Nacktheit. Die Schädigung unseres Körpers durch die Kleidung. Eine menschenkundliche Betrachtung für jedermann. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung, 1926, 110 Seiten.

**Rainer Schnell, Paul B. Hill, Elke Esser**, Methoden der empirischen Sozialforschung. München-Wien, R. Oldenbourg, 1988, 455 Seiten.

**Hans Schöpf**, Fabeltiere. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1988, 167 Seiten, Abb.

**Michael H. Schwibbe**, Das Bild der Frau bei Wilhelm Busch. Ein inhaltsanalytischer Vergleich zu Bildromanen, Schwänken, Märchen und Sagen (= D7 Göttinger philosophische Dissertationen). Göttingen, Goltze, 1988, 188, XIII Seiten, Graph. (R)

**Hilde Seidl, Herbert Lager**, Trachten für Wien und sein Umland. Überlieferung und Erneuerung mit Schnittmusterbogen nach Georgine Gutmann und Arbeitsanleitungen. Wien, Bundesverlag, 1989, 192 Seiten, Abb.

**Andreas Sitz**, Heimatbuch der Gemeinde Pintak bei Bistritz in Siebenbürgen. Bearb. u. hrsg. v. Jost Linker, o. O. 1988, 197 Seiten, Abb.

**A. Soritsch**, Heirat und Migration bei burgenländischen Kroaten (= Schriftenreihe Sozialanthropologie, Bd. 3). Wien, Literas, 1987, 278 Seiten, 11 Abb., Tbn.

**Reiner Sörries**, Die alpenländischen Fastentücher. Vergessene Zeugnisse volkstümlicher Frömmigkeit. Klagenfurt, Carinthia, 1988, 365 Seiten, 267 Abb.

Leben braunschweigischer Landleute. Volkslebensbilder von **Carl Schröder** (1802–1867) (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Bd. 10; Der gesamten Reihe Bd. 71). Braunschweig, Städtisches Museum, 1988, 141 Seiten, 118 Abb.

**Jarmila Štastná**, Změny ve způsobu života tkalcu na Náchodsku v procesu industrializace (se zřetelem k rodinnému životu) (Wandlungen in der Lebensweise der Weber im Gebiet von Náchod im Prozeß der Industrialisation angesichts des Familienlebens) (= Národopisná knižnice, Bd. 2). Prag, Československá akademie věd, 1970, 169 Seiten (Zusammenfassung S. 162–168).

**Ilmar Talve**, Kalmisto – hautausmaa – kirkkotarha. Kulttuurihistoriaa Suomen hautausmailla (Finnish graveyards and their history) (= Scripta Ethnologica, 38). Turku, Volkskundliches Institut an der Universität Turku, 1988, 24 Seiten, Abb. (Summary: S. 23–24).

**Eberhard Tiefenthaler, Paul Rachbauer (Red.)**, Hl. Karl Borromäus. Reformier – Heiliger – Vorbild. Katalog zur Ausstellung. Hohenems, Stadtgemeinde, 1988, 223 Seiten, Abb.

**Hans Tietze**, Die Juden Wiens. Geschichte – Wirtschaft – Kultur. Wien, Edition Atelier, 1987, VI, 306 Seiten (Reprint der Ausgabe Wien–Leipzig 1933).

**Lajos Vargyas (Hrsg.)**, Magyar Népköltészet (= Magyar Néprajz, Folklor 1). Budapest, Akadémiai Kiadó, 1988, 877 Seiten, 123 Abb.

**Marja Vehmas, Katalin Benedek**, A magyar népmesék trufa-és anekdota-katalógusa (AaTh 1430–1639\*) (= Magyar népmesekatalógus 7/B). Budapest, MTA Néprajzi Kutató Csoport, 1988, 307 Seiten.

**Pier Paolo Viazzo**, Upland communities, Environment, population and social structure in the Alps since the sixteenth century (= Cambridge Studies in Population, Economy and Society in Past Time, Bd. 8). Cambridge–New York–New Rochelle–Melbourne–Sydney, Cambridge University Press, 1989, 325 Seiten, Tbn.

**Emilio Vita**, Russi. L'evoluzione storica della „Fira di Sett Dular“. Ravenna, Longo Editore, 1988, 117 Seiten, Abb.

**John Michael Vlach**, Plain Painters. Making Sense of American Folk Art (= New Directions in American Art). Washington–London, Smithsonian Institution Press, 1988, 206 Seiten, Abb.

**Ralf Vogeding**, Lohndreschbetriebe und Maschinendrusch. Eine volkswissenschaftliche Untersuchung zur Mechanisierung einer landwirtschaftlichen Arbeit in Westfalen 1850–1970 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 63). Münster, F. Coppenrath, 1989, 357 Seiten, Tbn., 37 Abb. i. Anh.

**Gertrud Weinhold**, Hausheiligtümer aus aller Welt. Das Evangelium in den Wohnungen der Völker I. Ökumenische und vergleichende Sammlung Weinhold. Berlin, Museum für Deutsche Volkskunde, 1987, 128 Seiten, Abb.

**Werner Welzig (Hrsg.)**, Lobrede. Katalog deutschsprachiger Heiligenpredigten in Einzeldrucken aus den Beständen der Stiftsbibliothek Klosterneuburg. Auf Grund der Vorarbeiten von Maria Kastl unter Mitwirkung von Heinrich Kabas und Roswitha Woytek herausgegeben und mit einem Nachwort zur Amplifikation in der barocken Heiligenpredigt versehen von Werner Welzig (= Phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte Bd. 518). Wien, Österr. Akademie der Wissenschaften, 1989, 802 Seiten. (R)

**Karl R. Wernhart**, Der König von Hawaii in Wien 1881. Der Besuch des polynesischen Herrschers Kalakaua. Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1987, 176 Seiten.

**Ekkehard Westermann (Hrsg.)**, Die Listen der Brandsilberproduktion des Falkenstein bei Schwaz von 1470 bis 1623 (= Leobener Grüne Hefte, N. F. H. 7). Wien, VWGÖ, 1988, 147 Seiten, Tbn.

**Martin Westphal**, Kohl- und Pinkelfahrten. Geschichte und Struktur einer Festzeit in Nordwestdeutschland (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 62). Münster, F. Coppenrath, 1988, 297 Seiten, Tbn.

**Günter Wiegelmann (Hrsg.)**, Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter. Phasen – Epochen – Zäsuren (= Beiträge zur Volkskunde in Nordwestdeutschland, H. 55). Münster, Coppenrath, 1987, 336 Seiten, Abb., Tbn.

(Inhalt: **Günter Wiegelmann**, Die Aufgabe, Volkskultur zu periodisieren. 3–22; – **Walter Hartinger**, Die Wende des Mittelalters. Zur Grundlegung neuzeitlicher Lebensformen im 13./14. Jahrhundert. 23–38; – **Karl Heinrich Kauffold**, Die Wirtschaft Mitteleuropas 1350–1800. Beharrung und Wandel. 39–66; – **Peter**

**Borscheid**, Epochen und Zäsuren der mitteleuropäischen Sozialgeschichte seit dem späten Mittelalter. 67–90; – **Orvar Löfgren**, Periodisierung als Forschungsproblem. 91–102; – **Ruth-E. Mohrmann**, Anmerkungen zur Geschichte der Dinge. Die „Form der Zeit“ als Instrument der Periodisierung. 103–116; – **Ulrich Bentzien**, Zur Periodisierung der landwirtschaftlichen Arbeitswelt im Feudalismus und im Kapitalismus. 119–138; – **Konrad Bedal**, Zeitmarken in der traditionellen Baukultur. Ein gewagter Versuch an Hand nord- und süddeutscher Beispiele. 139–160; – **Bernward Deneke**, Aspekte der Modernisierung städtischer und ländlicher Kleidung zwischen 1770 und 1830. 161–178; – **Estzer Kisbán**, Phasen des Wandels der Nahrungsgewohnheiten in Mitteleuropa. Ein Vergleich zwischen Nordwestdeutschland und Ungarn. 179–198; – **Christoph Daxelmüller**, Zwischen Steitl und Stadt. Die Bedingungen von Tradition und Veränderung in der jüdischen Alltagskultur Mittel- und Osteuropas. 201–222; – **Helmut Ottenjann**, Beginn, Wandel und Ende regionaler Kulturausprägung. Zur Periodisierung der sogenannten „Volkskultur“. 223–250; – **J. J. Voskuil**, Innovationen und Mentalitätsgeschichte in den Niederlanden. 251–274; – **Uwe Meiners**, Stufen des Wandels. Aspekte der Periodisierung der bürgerlichen und bäuerlichen Kultur im Münsterland [1550–1800]. 275–308; – **Peter Höher**, Konstanz und Wandel in Wohnausstattung und Hauswirtschaft [1630–1899]. Das Beispiel Nürtingen am Neckar. 309–332).

**Heinz Winkler (Red.)**, Pabneukirchen. Eine heimatkundliche Darstellung von einst und jetzt. Pabneukirchen, Gemeinde, 1988, 190 Seiten, Abb.

**P. Othmar Wonisch**, Beschreibung der Mariazeller Sehenswürdigkeiten II (= Mariazeller Wallfahrtsbücher). Mariazell, J. Radinger, 1950, 88 Seiten, 36 Abb.

**Bernhard Wurzer**, Tiroler Freiheitskampf 1809. Andreas Hofer und der heldenhafte Aufstand eines Volkes (= Schriftenreihe zur Zeitgeschichte Tirols, Bd. 5). Erweiterte Neuauflage der Ausgabe 1959, Nürnberg, Buchdienst Südtirol, o. J., 132 Seiten, Abb.

**Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ)**. Hrsg. von der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung. 26. Lfg. (4. Lfg. des 4. Bandes): +(Unter)tänigkeit – (Huner)tarker. Wien, Österr. Akademie der Wissenschaften, 1988 (R)

**Heimatbuch Nikolsburg**. Geschichte und Schicksal einer deutschen Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1946. Wien, Kulturverein Nikolsburg, 1987, 584 Seiten, Abb., 1 Kt. i. Anh.

**Festschrift zum Anlaß 700 Jahre Schlosser in Wien**. Wien, Landesinnung der Schlosser, Landmaschinenmechaniker und Schmiede, 1988, 96 Seiten, Abb.

**Gold der Skythen aus der Leningrader Eremitage**. Katalog der Ausstellung im Künstlerhaus Wien, vom 30. 11. 1988–26. 2. 1989, Wien, Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, (1988), 287 Seiten, Abb.

Eva Kausel

## Verzeichnis der Mitarbeiter

- Mag. Elisabeth Bockhorn  
A-1060 Wien, Hirschengasse 10/2
- Univ.-Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass  
Seminar für Volkskunde  
CH-4051 Basel, Augustinergasse 19
- Mag. Ernst Gerhard Eder  
A-1200 Wien, Leipziger Straße 62/28
- Univ.-Doz. Dr. Hubert Christian Ehalt  
Kulturamt der Stadt Wien  
A-1082 Wien, Friedrich-Schmidt-Platz 5
- Dr. Hannelore Fielhauer  
A-1180 Wien, Wallrißstraße 83/3
- Dr. Franz Grieshofer  
Österr. Museum für Volkskunde  
1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Dr. Helene Grün  
A-2500 Baden, Braitnerstraße 71
- Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger  
A-3420 Kritzendorf, Hauptstraße 20
- Eva Kausel  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Dr. Gertraud Liesenfeld  
Institut für Volkskunde  
A-1010 Wien, Hanuschgasse 3
- Dr. Vera Mayer  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser  
A-8010 Graz, Wilhelm-Raabe-Gasse 19
- SR Dr. Friederike Prodingner  
A-5020 Salzburg, Paris-Lodron-Straße 17/3/5
- Dr. Felix Schneeweis  
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee  
A-2421 Kittsee
- Dr. Rudolf Simek  
Fachbibliothek für Germanistik  
A-1010 Wien, Universitätsstraße 7



# Solidarstrukturen in Zinshaus und Quartier – ein informelles soziales Netz?

## Zur Bedeutung von Nachbarschaft und Milieu im Wien der Vorkriegsjahre

Von Michael John

### I.

Wien weist seit langem eine nahezu unveränderte räumliche Verteilung der Sozialschichten auf. Die emotionelle Bindung an einen Bezirk ist ein häufig genannter Grund zur Ablehnung einer bestimmten Wohnlage<sup>1</sup>. Ohne Zweifel war bereits im Wien der franzisko-josephinischen Ära die Quartierbindung ziemlich stark. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der „Wiener vom Grund“<sup>2</sup> ein Begriff. Im Verlaufe der rasanten Stadtentwicklung während der Regentschaft Kaiser Franz Josefs entstand in Wien eine großflächige Segregation. Langfristiges Ergebnis der innerstädtischen Mobilität sowie der Zuwanderung war eine deutlich ausgeprägte Distanzierung der sozialen Kernschichten Bürgertum und Industriearbeiterschaft. Am Ende der Spätgründerzeit konnte man eine Abnahme der Bevölkerung der „Inneren Stadt“, des 1. Bezirks, zugunsten von Geschäftsentwicklung und Citybildung registrieren, sowie die Entwicklung des 4. Bezirks Wieden zum Oberschichtviertel, was ebenfalls mit einer Abwanderung und Verminderung der Bevölkerung verbunden war. Die Wohnbevölkerung des 6., 7. und 8. Bezirks stagnierte, diese Bezirke waren in der Hauptsache von Personen aus der Mittel- und Oberschicht bevölkert. In jenen Bezirken im alten Stadtgebiet, in denen es neben Ober- und Mittelschicht auch große Arbeiterviertel gab, nämlich im 2., 3. und 9. Bezirk, nahm die Bevölkerung stark zu, ebenso im Unterschichtbezirk Margareten, dem 5. Bezirk. Ein ganz

enormes Wachstum war für den 10. Bezirk zu beobachten ebenso wie für die ehemaligen Vororte (11. bis 19. Bezirk), die hauptsächlich von den unteren Schichten bewohnt wurden. Die Stadt hatte sich in peripherer Richtung erweitert, dies beinhaltete die Ausdehnung des Wohngebietes der Oberschichten, die neben dem traditionellen Wohngebiet Altstadt (im 1. Bezirk) verstärkt die Ringstraßenzone bewohnten, sowie weiters eine soziale Aufwertung großer Teile der ehemaligen Vorstädte (2. bis 9. Bezirk), bedingt durch die zahlenmäßige Zunahme der Mittelschichten. Die Tagelöhner- und Arbeitersiedlungen wurden zunehmend aus dem Vorstadtraum in den Vorortebereich (11. bis 19. Bezirk) verdrängt. Damit entstand ein Gürtel von Unterschichtbezirken mit Kleinwohnungen<sup>3</sup>. Während in anderen Städten soziale Gruppenverschiebungen sich unter grundsätzlicher Beibehaltung der Bausubstanz abspielten, wurden in Wien Viertel gebaut, die sich eindeutig nur für Unterschichten oder für höhere Sozialschichten eigneten<sup>4</sup>. Gegenüber dieser Dominanz des zonalen Bauprinzips gab es nur einzelne Ausnahmen, so die ehemaligen Weinbauerorte Währing, Döbling und die in der Nähe der Kaiserresidenz Schönbrunn gelegenen Orte Hietzing und Ober St. Veit (13. Bezirk). Diese sind charakterisiert durch das Vorhandensein von Cottagevierteln mit Nobelcharakter<sup>5</sup>. 1910 wiesen die Außenbezirke 10 bis 21 mit Ausnahme des 13., 18. und 19. Bezirks einen Prozentanteil der Arbeiter, Tagelöhner und Lehrlinge an der erwerbstätigen Bevölkerung zwischen 62 (15.) und 76 Prozent (10.) auf, wobei auch deutlich wird, daß selbst in diesen Bezirken der Anteil anderer Sozialschichten zwischen 24 und 38 Prozent lag<sup>6</sup>.

Robert Wegs hat die These aufgestellt, daß in den dominant den Unterschichten zuzurechnenden Wohngebieten Wiens die Masse der Arbeiter gemeinsam mit kleinen Angestellten zusammenlebte, die durch einen Kodex der „Respectability“ (Anständigkeit) ähnliche Sozialformen hatten. Abgegrenzt seien sie von subproletarischen Gruppen gewesen, die einen „ordentlichen“ Haushalt nicht führen konnten, sei es durch Alkoholismus, längere Arbeitslosigkeit, Krankheit, Fluktuation etc. D. h. Trennungslinien seien in erster Linie nicht zwischen kleinen Angestellten, Facharbeitern und ungelerten Fabriksarbeitern verlaufen, sondern zwischen jenen, die als „anständig“ zu klassifizieren waren, und den Familien mit offenkundigen Subsistenzproblemen (Asoziale etc.)<sup>7</sup>. Der Kreis jener, die eine integrierte Quartiersbevölkerung bildeten, ist mit Sicherheit auszuweiten; neben Arbeitern und kleinen Ange-

stellten sind auch kleine Selbständige teilweise den Unterschichten zuzurechnen: etwa Meister mit eigenem Verkauf, allerdings geringem Geschäftsgang mit einkommensschwachen Kunden, wie die vielen meist zugewanderten Schuhmacher und Schneider in den Arbeiterbezirken. Über die Wohnverhältnisse dieser beiden Gruppen geben zwei Studien aus den Jahren 1901 und 1906 Hinweise<sup>8</sup>: so verdienten 32,5 Prozent der Schneider nicht mehr als 1000 Kronen (ein auch für Arbeiter niedriges Einkommen), bei den Schustermeistern waren es 70,8 Prozent. Daraus resultierten kleine Wohnungsgrößen und eine ungünstige Miete-Einkommens-Relation, die bei vielen Haushalten zwischen 1:3 und 1:4 lag, sowie ein hoher Anteil an Wohnungen mit Untermietern und Bettgehern. So vermieteten rund 30 Prozent der Schuster an Bettgeher oder Untermieter weiter. Überdies waren häufig Arbeits-, Wohn- und Schlafräume identisch. Rund 40 Prozent der Haushaltsmitglieder hatten kein eigenes Bett, sondern lagen zu zweit oder zu dritt in einer Schlafstelle. Einen weiteren Hinweis für die Einkommensschwäche eines Teils der Selbständigen stellt die Tatsache dar, daß im Jahre 1899 17 Prozent der Unterstützten der größten Institution der Privatwohltätigkeit, des „Vereins gegen Armut und Bettelei“, Selbständige in Handel, Handwerk und Verkehrsgewerbe waren; es handelte sich immerhin um 6234 Personen<sup>9</sup>. Eine spezifische Lage nahmen sogenannte Stückmeister, Zwischenmeister/innen, Lieferant/innen etc. ein, die mit ihren Familien nach Zehntausenden zu zählen waren. Sie hatten keinen eigenen Verkauf, sondern arbeiteten ausschließlich auf Bestellung: „Die Wohnungen der Zwischenmeisterinnen sind die eigentlichen Produktionsstätten, in denen das Gros der von den Detail- und Engrosgeschäften vertriebenen Wäscheartikel erzeugt wird . . . Es zeigt sich, daß nämlich die verlegten kleinen Meister und Meisterinnen, wie auch die Zwischen- und Liefermeister, zu mehr oder minder unselbständigen Arbeitern des Verlagsunternehmens herabgedrückt werden. Dadurch, daß sie im Maße ihres Verdienstes und sogar in ihrer gewerblichen Produktion überhaupt unmittelbar vom Verleger abhängig sind, geraten sie in eine wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit, welche sie ihrem Interessenskreise und ihrer ganzen sozialen Anschauung nach der Arbeiterschaft näher bringt<sup>10</sup>.“ In weiterer Folge wären noch Heimarbeiter aus diversen Gewerbebranchen zu erwähnen, die formal ebenfalls als Selbständige firmierten, in der Regel aber ausschließlich Stückarbeit auf Bestellung lieferten. Auch sie wurden in zeitgenössischen Studien eher der Arbeiterbevölkerung zugerechnet<sup>11</sup>. Ausgesprochene Pseudoselbständige waren in der

Statistik geführte Berufstätige, die „selbständig häusliche Dienste“ ausübten und 1910 immerhin bereits 4 Prozent der Berufstätigen betrug. Ebenso wie die Selbständigen waren die Angestellten eine sehr heterogene Population, die vom Wirtschaftsmanager bis zum Commis, vom Rechtsanwalt bis zum Laternenanzünder reichte; ein Teil davon ist zu den Unterschichten zu zählen. Insgesamt waren rund zwei Drittel der Wiener Bevölkerung einer für die Segregation wirksamen Unterschichtenbevölkerung zuzurechnen. Die Hausdienerschaft ist in diesem Fall auszuklammern, da diese in der Regel nicht selbst über ihren Wohnort bestimmte<sup>12</sup>. Von 1890 bis 1910 hatte sich die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung etwas verschoben: so hatte der Selbständigenanteil abgenommen, ebenso wie im Zuge der dynamischen Industrialisierung der Anteil unqualifizierter Gelegenheitsarbeit abgesunken war. Die Zunahme des Anteils der Angestellten ist auf den wachsenden Bedarf an Management- und Verwaltungspersonal – als Ausdruck für den sich verstärkenden Modernisierungsprozeß der Wiener Wirtschaft im Produktionsbereich – zurückzuführen. Der rückläufige Anteil der Diensthilfen geht auf Rationalisierungstendenzen in der Hauswirtschaft zurück<sup>13</sup>.

In den von Unterschichtenbevölkerung dominierten Bezirken waren unterschiedliche und spezifische Milieus zu beobachten, deren soziale Träger Facharbeiter, Fabriksarbeiter, Heimarbeiter bzw. Stückmeister etc., Kleingewerbetreibende waren sowie ethnisch dominierte Milieus und subproletarische Milieus. Diese Gruppen waren im Sinne Chombart de Lauwes, wonach es gewisser sozial-psychologischer Übereinstimmungen bedarf, sich einen Raum, ein Quartier anzueignen<sup>14</sup>, grundsätzlich miteinander zur Nachbarschaft in den Unterschichtenbezirken fähig. Es sind mehr oder weniger sozial homogene Unterschichtenquartiere zu unterscheiden und mehr oder minder heterogene. Durchgängig homogen sind lediglich geschlossene Industriearbeitersiedlungen mit Werkswohnungen, wie beispielsweise jene der Ziegelerbeiter am Wienerberg oder jene in Hernals, und kleinräumige ethnische oder subproletarische Agglomerationen gewesen: z. B. Krowotendörfel (5., 9., 10. Bezirk), Affentürkei (Slowaken, 20. Bezirk), Kreta (subproletarisch, 10. Bezirk). Die Residenzmetropole Wien war eine ausgesprochene Zuwanderungsstadt<sup>15</sup>. Im Raume Wien, der mit den jeweiligen Stadtgrenzen nicht ident ist, sondern in etwa mit dem aktuellen Gebietsstand, stieg die Bevölkerung von rund 550.000 im Jahre 1850 auf etwa 2,100.000 im Jahre 1910<sup>16</sup>.

Der Großteil der Migranten kam aus ländlichen Regionen<sup>17</sup>. Zur Jahrhundertwende waren in Wien nur 46 Prozent der Bewohner auch in Wien geboren, 25 Prozent in Böhmen und Mähren, 11 Prozent in Niederösterreich und 8 Prozent im Königreich Ungarn<sup>18</sup>. Daher war die Herkunft der Bevölkerung für ihr soziales Gruppenverhalten z. T. von erheblicher Bedeutung<sup>19</sup>.

Im klassischen Quartier traten immer auch andere soziale Gruppen auf; eine distanzierte Position war fast immer dann gegeben, wenn Abhängigkeiten deutlich wurden, so zum Hausbesitzer, zum Hausmeister, der eine vergleichsweise bedeutende Position in der Mikrostruktur des Alltags der Unterschichten inne hatte, oder zum Lebensmittelhändler bzw. dann, wenn die soziale Distanz relativ groß war (etwa von den Arbeitern im Hinterhaus zum Bürgertum im Vorderhaus). Die Unterschichten dominierten allerdings die Quartiere und auch die im Volksmund als Arbeiterbezirke bzw. -viertel bezeichneten Räume, ohne jedoch in irgendeiner Form miteinander zu „verschmelzen“<sup>20</sup>. Ein wesentliches soziales Bindeglied der Unterschichten waren die ähnlichen Wohnverhältnisse. Die tendenziell im Vergleich zu deutschen Städten<sup>21</sup> sehr stark in Richtung Gleichförmigkeit laufende Wohnungsversorgung unterer sozialer Schichten war höchstwahrscheinlich einer Gruppenidentität im Haus oder Häuserblock förderlich. Drei Viertel aller Wiener Wohnungen waren Kleinwohnungen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Zimmer-Küche-Wohnung mit über 40 Prozentanteil am gesamten Wohnungsbestand zu der typischen Wohnungskategorie der Unterschicht, gefolgt von Zimmer-Küche-Kabinett. 82 Prozent der Kleinwohnungen verfügten über sogenannte Gangküchen. Man trat vom Gang direkt in die Wohnung, und zwar in die meist nicht direkt belüftete Küche. Fast alle diese Wohnungen hatten keine eigene Toilette bzw. Wasserleitung. Geht man von den entscheidenden Bewertungskriterien Größe und Ausstattung aus, bot sich in den Zinshäusern der Gründerzeit also ein immer gleiches Bild, das dann zwar im einzelnen Disparitäten aufwies, diese aber in geringem Ausmaß. Ohne die breite Palette der Unterschiede unerwähnt zu lassen, die vom Pawlatschenhaus des Biedermeiers, einem guten Dutzend unterschiedlicher Zinshaustypen der Gründerzeit bis zu Hütten, Ställen, Barackenlagern, Massenquartieren, von Kellerwohnungen, Dachwohnungen, Vorderhaus – Hinterhaus, von Reformwohnungen, Werkwohnungen bis zu bewohnten Schrebergartenhütten reichte, lebte der überwiegende Großteil der Unterschichten in den Kleinwohnungen des 5., 10., 11., 12.,

14., 15., 16., 17., 20. und 21. Bezirks. Und ob Kleingewerbler, Stückmeister, Facharbeiter oder Fabriksarbeiter, alle waren sie mit einem sehr vermietetfreundlichen Mietrecht konfrontiert, das angesichts des Nachfrageüberhangs allen ein Gefühl von Ohnmacht gegenüber dem Hauseigentümer vermittelte. Daneben können tausende Kleinwohnungsbewohner in relativ abgeschotteten Unterschichtvierteln, die Teile von Bezirken ansonsten mittelschichtiger Dominanz waren, lokalisiert werden, wie z. B. in Erdberg (3. Bezirk) oder Rossau (9. Bezirk). Durch diese Wohnverhältnisse wurden in der Produktion sowie in der Konsumption auftretende Hierarchien innerhalb der Arbeiterschaft, gegenüber kleinen Angestellten, gegenüber Kleinhändlern oder -gewerbetreibenden gleichsam durch exogene Faktoren nach unten nivelliert.

Die Unterschiede der Wohnungen in Ausstattung und Größe sind aus der Sicht des Historikers besehen gering gewesen, wenngleich für die Bewohner diese sehr wohl von Belang waren. Unterschichtenfrauen hatten mitunter im Quartier permanent ein Auge auf kleine Verbesserungen in Hinblick auf Preis, Lage, Größe, Nachbarschaft, um im Falle der Kenntnis einer derartigen Wohnung sogleich umzuziehen<sup>22</sup>. So erinnert sich etwa die sozialdemokratische Politikerin Rosa Jochmann, Tochter eines aus Mähren zugewanderten Eisengießers: „Wir hatten Zimmer und Küche. Mutter . . . mußte immer die billigste Wohnung nehmen. Wenn sie irgendwo von einer billigeren Wohnung hörte, drängte sie zum Übersiedeln, um bei der Miete ein paar Kronen einzusparen<sup>23</sup>.“ Die Disparitäten bei den Unterschichten äußerten sich in Wien im wesentlichen nicht über Wohnungsgröße und -ausstattung, sondern über Haushaltsgröße und Wohnungsdichte<sup>24</sup>.

## II.

„Tschechin bin ich keine, obwohl Tschechisch meine Muttersprache ist. Böhmin bin ich auch keine, weil ich aus Mähren komm, aber jetzt bin ich schon 72 Jahr in Wien. Deutsche bin ich sicher keine, Österreicherin, na ich weiß net. Ich bin a Wienerin, obwohl ich aus einem mährischen Dorf komm – na ich weiß, was ich ganz gewiß bin, ich bin a Ottakringerin.“

Aurelia Zagler, pens. Arbeiterin, geb. 1906

Zentrales großräumiges Element der städtischen Segregation war der Bezirk, zentrale kleinräumige Einheit der Lebenswelt der Unterschichten das Quartier, in Wien „Grätzl“ genannt, das aus

Gassen, Plätzen und einem bis mehreren Häuserblocks bestand und ein Raum war, wo über längere Zeit Erfahrungen gesammelt werden konnten, was zum Aufbau einer räumlichen Identität beitragen konnte<sup>25</sup>. Es gab eine räumliche Hierarchie von Gasse, Haus (Hof), Stiege, Gang, Wohnung. Die hauptsächliche Verkehrsfläche und kleinste Einheit der Kommunikationsebenen der Bewohner war der Gang mit der sogenannten Bassena, der gründerzeitlichen Wasserentnahmestelle.

„Durch dieses Tür-an-Tür-Wohnen in den Zinshäusern kommt es, daß die Parteien auf einem ‚Gang‘ oft wie die Glieder einer Familie zueinander sind. Die Kinder gehen von einer Wohnung in die andere. Die großen Feste, z. B. Weihnachten, werden meist so gefeiert, daß die Bescherung, die Festlichkeit, der Reihe nach zuerst in der einen Wohnung, dann in der nächsten usw. stattfindet. Dabei kommen die Nachbarn überall hin als Zuschauer und mitfühlende Freunde. Was dem einen auf dem Gang widerfährt, ist Gegenstand des Mitgefühls für die übrigen, vorausgesetzt, daß nicht die Nachteile des engen Zusammenwohnens stärker sind! Denn selbstverständlich sind dadurch der Neugierde, der Tratschsucht, der ‚Geschäftlhuberei‘ Unberufener Tür und Tor geöffnet. Hört man in einer Wohnung ein paar lautere Worte – gleich geht die Frau Nachbarin mit der Wasserkanne zur ‚Wasserleitung‘; und merkwürdig; auch eine zweite, dritte, vierte Frau braucht plötzlich Wasser in ihrer Wohnung! Überhaupt diese Wasserleitung! In der Mitte des Ganges angebracht, ist sie wie geschaffen, Mittelpunkt für das Leben der Leute ‚am Gang‘ zu sein. Dort trifft man sich, wenn etwas Aufregendes geschehen ist, und spricht sich gründlich darüber aus. Von dort aus überblickt man am besten den ganzen Gang und kann sich in gewünschter Weise Aufklärung verschaffen, wo in einer Wohnung etwas Neues vorgeht. Durch dieses enge Tür-an-Tür-Wohnen bekommen leider allzu oft in den Häusern Favoritens Elemente die Oberhand, welche sich mit Vorliebe um Dinge kümmern, die sie nichts angehen, die infolge übergroßer Neugierde und Redseligkeit, oft ohne es böse zu meinen, Unfrieden von Wohnung zu Wohnung tragen und das bescheidene Glück anderer zerstören. Das enge Zusammenwohnen ist die Ursache, daß die Menschen durch Vorgänge in ihrer Umgebung ständig abgelenkt und gestört werden; es hindert nur zu oft die Arbeiterin, den Arbeiter in der freien Zeit an der Vertiefung in ernste Dinge durch Lesen oder nachdenkliche Gespräche; es hemmt damit die Veredelung des Innenlebens . . .“<sup>26</sup>

Dieser Blick auf die Arbeiter- und Unterschichtenquartiere im 10. Bezirk entstammt den späten zwanziger Jahren und einer pädagogischen Sichtweise, die die Domestizierung und Zivilisierung, im zeitgenössischen Sprachgebrauch die „kulturelle Hebung“ der Unterschichten, zum Ziel und in den kommunalen Wohnbauten der Stadtverwaltung bereits herzeigbare Beispiele hatte<sup>27</sup>. Sie entstammt auch einer Zeit, in der zwar die Umgangsformen der Bewohner, die solidarischen Netzwerke, wie zwei Jahrzehnte zuvor funktionierten und auch Ausstattung und Größe der Wohnungen

im wesentlichen unverändert waren, zusätzlich jedoch eine Konser-  
vierung des Quartiers eingetreten war. Durch die Mieterschutzver-  
ordnungen hatte sich – sieht man von den Migrationsbewegungen  
beim Zusammenbruch der Monarchie ab – die Bewohnerschaft  
nur wenig verändert. In der Kaiserzeit hingegen wurde der Ideal-  
typus des Zinshauslebens von einer hohen Mobilität überlagert<sup>28</sup>.  
Hohe Kündigungsziffern führten zu einer relativ kurzen Wohn-  
dauer. Banik-Schweitzer konnte an Hand von Aggregatdaten nach-  
weisen, daß ein Teil der Beschäftigten über Bezirksgrenzen hinweg  
Industriebetrieben bzw. Großbaustellen nachzog<sup>29</sup>. Andererseits  
existierte auch eine kleinräumige Mobilität: Aus einer Mitteilung  
der Armenverwaltung geht hervor, daß der Tischler Georg Fischer  
und seine Familie im August 1910 eine Mietzinshilfe zur Aufnahme  
einer Wohnung erhalten habe. Er hat diese anderweitig verbraucht  
und nochmals um eine Aushilfe angesucht. Begründet hat er dies  
damit, daß er seit zwölf Jahren „am Grund“ in der Nähe des Brun-  
nenmarktes in Ottakring lebe und dort jetzt aber keine Wohnung  
gefunden habe. Über Bekannte konnte er letztlich in Ottakring  
untergebracht werden<sup>30</sup>. Kündigungen und Wohnungswechsel  
waren im Falle kleinräumiger Wohnwünsche normalerweise einfacher  
zu handhaben, da Ortskenntnisse und Mundpropaganda bei  
der Wohnungssuche hilfreich waren. Dies geht aus lebensgeschicht-  
lichen Erinnerungen hervor, die eine zentrale Quelle zur Alltags-  
geschichte des beginnenden 20. Jahrhunderts darstellen und die  
Rekonstruktion von Lebenswelten möglich machen<sup>31</sup>: „Die erste  
Wohnung, wir haben ja zuerst gewohnt im zweiten Stock, das war  
nur ein Zimmer ohne Küche, da haben wir im Zimmer geschlafen  
und gekocht und gewaschen und alles, aber da waren wir erst drei  
Kinder. Und dann, wie das vierte Kind auf die Welt gekommen ist,  
da hat uns der Hausherr, das war ein Jud, und der hat uns dann eine  
Wohnung im ersten Stock gegeben. Da ist wer weggestorben. Die  
Söhne (des Hausherrn) haben meine Schwester auf die Stiege  
gestoßen, die ist über die Stiege runtergefallen, hat sich ganz schön  
ramponiert, und ich hab halt den größeren (Sohn) verprügelt. Und  
da haben wir die Kündigung bekommen deswegen – Jetzt vis-à-vis  
war ein Haus, das war ein Metallarbeiter, also Meister, sie haben  
einen Betrieb gehabt, einen kleinen im Haus selber. Und die Frau  
hat gehört, die müssen da ausziehen, die haben ja vier Kinder,  
geben wir ihnen die Wohnung. Das war gleich gegenüber. . . Dann  
die nächste Wohnung haben wir durch eine Aufschrift gefunden, da  
hat uns jemand gesagt, gehts dort steht so eine Zimmer-Küche-  
Kabinett, das ist zu vermieten. Das hat immer die Mutter erledigt.

Wir haben's gleich gekriegt, gleich zwei Häuser weiter, auch wieder im Parterre.“ (Ottokar Merinsky, 1902) Soferne nicht der Arbeitsplatz in einen anderen Stadtteil gewechselt wurde, versuchten die Familien, möglichst rasch in der Nähe eine Wohnung zu finden: „Einmal im Haus sind wir umgezogen, nämlich dem Hausmeister war zuviel Lärm am Gang, sind wir einen Stock höher gezogen . . . später, nach ein paar Jahren, nachdem wir oberhalb des Hausbesitzers gewohnt hatten, sind wir ihm zuviel herumgegangen, das hat ihm nicht gepaßt, das hört man ja, wenn man auf dem Boden trampelt, da hätten wir ja Patschen anziehen müssen. Da mußten wir innerhalb eines Monats ausziehen. Zum Glück hat die Mutter eine Wohnung in der Nähe aufgetrieben, auch Zimmer, Küche, Kabinett . . . zuerst waren wir in Währing in der Frauengasse, dann eine Gasse weiter, die Verhältnisse waren dann ganz dieselben.“ (Oswald Wohnsiedel, 1898) Ähnlich war es in Ottakring: „Und der Vater ist eingesperrt worden (aus politischen Gründen), da hatten wir schon die Kündigung, wir mußten schon am nächsten Tag ausziehen (aus Speckbachergasse 4). Also Kinder, jetzt rennts alle miteinander, schauen wo eine Wohnung is . . . Hab ich zur Mutter gesagt, heast, dort ist eine, mir scheint, das ist sogar eine schönere Wohnung, das war dann Speckbachergasse 30.“ (Josefa Neumann, 1903) Ohne Zweifel ist allerdings angesichts des häufigen Kündigungsdruckes von einer in den meisten Fällen spannungsgeladenen und streßbehafteten Wohnungssuche auszugehen, zumindest bei kinderreichen Familien.

### III.

Zu Recht ist das Leben im Zinshaus mit den Schlagworten Hilfe, Geselligkeit, Kontrolle<sup>32</sup> charakterisiert worden. Adelheid Popp, selbst Fabriksarbeiterin und später sozialistische Parteifunktionärin, hinterläßt in ihren Jugenderinnerungen den Eindruck eines engen und solidarischen Kontakts mit den Nachbarn: „Mein kranker Bruder bekam von mitleidigen Nachbarn Suppe und manch andere gute Dinge. Alle kurierten an ihm. Alle guten und schlechten Hausmittel wurden angewendet. Aus der Stadt holte meine Mutter eine Salbe, die von einer alten Frau zubereitet wurde und förmlich Wunder wirken sollte. Andere kamen und legten ihm gestoßene trockene Zwetschken mit Zucker vermischt auf die Wunden . . . Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen mußte, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem Vater. Zu

essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen aus, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wieder kam . . . Eines Tages war es so weit, daß der Geistliche geholt wurde, um dem Vater die Beichte abzunehmen und ihn mit den Sterbesakramenten zu versehen. Das war für mich ein großes Ereignis. Alle Hausbewohner knieten in unserem Zimmer und wir mit ihnen<sup>33</sup>.“ Besonders der Bereich der gegenseitigen Hilfe wird in Erinnerungen betont: „Bei der Bassena ist getratscht worden, man hat sich getroffen, weil man’s Wasser holen mußte und am Klo hat man sich getroffen, also das ist darauf angekommen, manche haben sich vertragen, und manche haben wieder gestritten, es waren welche dabei, die recht streitsüchtig waren, manche, die schmutzig waren – es ist aber einer zum anderen gegangen, wenn man irgendwas gebraucht hat – oder man hat keine Eier gehabt, Zwiebel, das war kein Problem. Man hat sich zusammengesetzt und hat geredet . . . Meine Mutter wie sie die Kinder gekriegt hat, da war sie beim Waschbrett und da ist die Hebamme gekommen und die Nachbarin hat ihre Wäsche fertig gewaschen und ihr geholfen . . . Es war sehr kameradschaftlich. Auch wenn viele Leute in einer Wohnung waren.“ (Leopoldine Wikowitsch, 1903) Wichtig war das gegenseitige Ausborgen, von Lebensreformern und später von der sozialdemokratischen Pädagogik als Borgwirtschaft heftig kritisiert: „Meine Mutter hat mich selber runtergeschickt mit einem Glaserl . . . 10 Deka Speiseöl. Jetzt – Jesus, ich hab a Öl vergessen. Jesus, ich hab die Eier vergessen. Jetzt hats einen zur Nachbarin geschickt. Wann die das gehabt hat. Natürlich, man hat das selbstverständlich wieder zurückgegeben, wenn man das wieder gekauft hat.“ (Maria Obrechtsberger, 1902) Wechselseitige Kinderbeaufsichtigung war ein Teil weiblicher Lebensbewältigung: „Der Robert ist gleich rübergegangen zu den Mondschein, wenn ich net da war, als Schwester hab ich aufpaßt, hat er gleich seine Malstifte kriegt, hat sich unter den Tisch gesetzt und hat gezeichnet . . . Das war damals überhaupt kein Problem. Einmal hat die eine auf die Kinder aufgepaßt, oder man war auf der Gasse, ein ander Mal eine andere.“ (Maria Brozak, 1901)

Das Zinshaus war auch fallweise der Ort geselliger Zusammenkünfte. Immer wieder wird über kleine Feste, über Tanzen und Singen im Hof, im Stiegenhaus oder in Wohnungen berichtet: „Da war ein gewisser Holzer im Haus, die haben ein Grammophon gehabt . . . und da haben wir gesagt, Frau Holzer, spielen’s uns was vor. Die hat das Grammophon rausgehängt, den Trichter beim

ersten Stock hinaus und unten haben die Leut' getanzt, die ganze Gasse, die ganze Gasse . . . Das war auch üblich, wenn zum Beispiel ein Namenstag war, Geburtstage wurden nicht gefeiert, oder Silvester oder sowas, das ist immer im Haus gemeinsam gefeiert worden und alle Parteien haben da mitgetan. Da ist auch getanzt worden.“ (Anton Fritsch, 1901) Ottokar Merinsky, 1902 als Kind eines böhmischen Metallarbeiters und einer ebenfalls aus Böhmen stammenden Bedienerin in Hernals geboren, erinnert sich an die Geselligkeit in einem vorwiegend von Tschechen bewohnten Haus: „ . . . die Gasse, wo wir die Fenster hingehabt haben, die war fast tschechisch, lauter Tschechen haben da gewohnt. Die Häuser haben der Schokoladefabrik Manner gehört und so ein Viertel hat einen Hof gehabt, der Hof war in einem und da sind auch die Tschechen oft zusammengekommen und haben dort musiziert, haben getanzt . . .“ (Ottokar Merinsky, 1902)

Günstige Bedingungen für die Kommunikation boten auch die sogenannten Pawlatschenhäuser, die, meist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet, anstelle eines langen Innenganges über einen durchgehenden Balkongang und einen kleinen Hof verfügten. Die Wohnungstüren wurden meist nicht abgeschlossen: „Meine Großmutter hat in Erdberg gewohnt, im Parterre, und war Weißnäherin. Und da war das alte Haus mit den offenen Gängen, Holzgängen, Pawlatschen. Das war schön, da waren manchmal Sänger und Spieler. Die Leute von überall haben immer ein bißchen Geld runtergeworfen, sogar vom Nebenhaus. Das war sehr gemütlich, sehr lustig. Und – die Leut' haben die Tür offenlassen können, da brauchte man keine Angst zu haben.“ (Maria Obrechtsberger, 1902)

Die kleinräumigen Häuserblocks hatten durchaus ein spezifisches Lokalkolorit; so erinnert sich Maria Malina, Tochter eines Knopfdrehslers: „Auf der Sechshausenerstraße haben wir gewohnt – das war ein großes Haus: Wir haben Zimmer, Kabinett und Küche gehabt . . . Und im Haus waren so Bierabtrager. Die was vom Keller die Faßl Bier in die Gasthäuser . . . da sind im Hof die ganzen Fasseln gelegen und da haben wir natürlich geturnt drauf . . . ! Dann haben die Weber dort gewohnt, das waren drei Höfe. Da ist man von der Sechshausenerstraße bis in die Rauchfangkehrergasse durchgegangen . . . Da war der Hof: da waren die Fasseln und der Rauchfangkehrer hat dort gewohnt . . . und da war ein Bad für die Rauchfangkehrer, wenns kommen sind. Haben wir uns auch dort gebadet, so eine Dusche. Natürlich war meistens ein

kaltes Wasser . . . Wir Kinder haben uns – im Sommer überhaupt – haben uns dort badet. Dann war . . . nach dem Ding war auf der einen Seite so ein kleines Kammerl, da haben diese Arbeiter von dem Bier noch so ein Kammerl gehabt. Wenn ein Faß lädiert war, habens das weggegeben, da ist das Bier in ein Schaffl kommen. Die haben alle das Bier trinken – offen war's immer, es war ja nie versperrt, haben wir geschaut, ob wer geschaut hat – sind wir schon drin gewesen! Und haben Bier getrunken. Erwischen hat uns niemand dürfen . . . Zumindest in dem einen Hof waren achtzig Kinder . . . Und im dritten Hof, der auf die Rauchfangkehrergasse gangen is, war hinten der Bindermeister. Und da war wieder die Arbeitsbagage, wie's geheißn hat. Wir sind alle durch die Höfe zusammengekommen<sup>34</sup>.“ (Maria Malina, 1892) Ähnlich war es in Favoriten: „Da vorne war der Tomasek, das war unser Wirt, am Eck die Brezina, die Greislerin, die hat im Sommer immer Sesslern hinausgestellt, auf einen kleinen Platz, Jagdgassen-Marktplatz haben wir es genannt. Und der wichtigste Punkt war wohl der Wirt, der Tomasek, und nach ihm hat das die Gerti, die Tochter, gemacht. Die ham im Extrazimmer an der Wand ein riesiges Bild – gemalt – vom Hradschin in Prag. Ja, dort sind viel Leut hingekommen. Da war sogar der Baron Karl.“ (Karoline Koman, 1900) Kommunikative Zusammenkünfte wurden oft vom Haus in den umgebenden Raum getragen, so bei den 1911 in Ottakring von der Gemeinde angesichts der großen Wohnungsknappheit errichteten Notstandsbauten: „Es waren arme Häuser, Klo und Wasser am Gang, kein Licht. Negerdörfel, Glasscherbenvilla, lauter solche Sachen haben sie gesagt . . . Gesoffen haben viele, das waren Familienangelegenheiten, und dann ist immer eine Musik gekommen in den Hof, und die Leute haben getanzt. Jeden Sonntag sind die Musikanten gekommen und haben lange gespielt . . . Gesungen und gespielt haben wir selber auch daheim in der Wohnung, und es sind immer ein paar Leute gekommen, und wir haben dann manchmal das Zimmer ausgeräumt, auf die Gablenzgasse raus sind meine Brüder gegangen, und wir drei Schwestern haben gesungen. Da haben die Leut gesagt ‚Fialamenscher kummts außa‘, ‚Kummts sings?‘ . . . Auch nachdem wir ausgezogen sind, sind wird dann noch immer runter gelaufen zu den Häusern . . .“ (Franziska Bauer, 1904)

Eine spezifische Situation war dann gegeben, wenn neben der gemeinsamen Wohnsituation auch die gleiche Arbeitstätigkeit gegeben war, was prinzipiell bei Werkswohnungen der Fall war. Dieser

Typus der Unterbringung war in Wien vergleichsweise selten. Eine Ausnahme stellten die Ziegelwerke dar, insbesondere die Anlage in Favoriten „Am Wienerberg“. Ein weiteres verbindendes Element war dort, daß die meisten Arbeitskräfte aus dem ländlichen Raume Böhmens, Mährens und der Slowakei kamen. Unabhängig von den sehr schlechten Wohnverhältnissen waren in diesem Milieu die Solidarstrukturen relativ stark ausgebildet. Gekocht wurde am Wienerberg von drei bis vier oder noch mehr Familien gemeinsam in sogenannten „Kompanieküchen“. Jeden Tag heizte eine andere Frau den Herd ein und nach einer bestimmten Reihenfolge wurde das Essen zubereitet. Des öfteren kochte auch eine für alle, ähnlich war es beim Waschen. Am Samstag wurden die Küchen mitunter zum Tanzplatz verwandelt, böhmische Musikanten spielten auf<sup>35</sup>. In akuten Notsituationen war auch weitreichende Hilfe möglich: „Meine Mutter hat einer anderen Familie Quartier geboten. Der Mann hat die Kündigung gekriegt und da mußte man dann gleich ausziehen, na – sie hat die Frau mit den Kindern aufgenommen. Es war verboten, man ist ihr auch draufgekommen. Sie hat auch zum Direktor gehen müssen. Aber das *mußte* man einfach machen, denen zu helfen, sonst hätten’s ja keine Wohnung gehabt.“ (Ferdinand Nemeček, 1902)

Im Sommer 1911 war die Arbeiterin Barbara Müller mit vier Kindern im 16. Bezirk auf Wohnungssuche. Sie war gekündigt worden, konnte wegen der Kinder aber keine Wohnung finden, obwohl sie genügend Geld hatte: „Der Kinder nahmen sich meine Freundin und Nachbarinnen an“<sup>36</sup>. „Nicht selten fanden Delogierte kurzfristig einen Unterschlupf bei Nachbarn oder Bekannten, eine „Unterkunft in der Freundschaft“, wie es bezeichnet wurde und eigentlich einen auf dem Lande üblichen Terminus darstellt. Informelle Solidarstrukturen spielten eine gewisse Rolle bei der kurzfristigen Verhinderung effektiver Unterstandslosigkeit. So heißt es in den „Mitteilungen für Armenfürsorge“: „Die Familie wurde delogiert, fand keine Wohnung, war dann im Asyl. Jetzt schlafen sie jede Nacht bei anderen Bekannten, die sich ihrer erbarmen“<sup>37</sup>.“ Als der Arbeiter Kupka am 1. Oktober in der Vorgartenstraße 215 delogiert wurde und das Mobiliar auf die Straße gestellt worden war, halfen ihm die Hausbewohner: „Das geschah in der Form, daß sämtliche Nachbarn einzelne Einrichtungsgegenstände in ihre eigenen Wohnungen schleppten und eine Familie ihm samt seinen Angehörigen Unterstand und Obdach bot“<sup>38</sup>.

#### IV.

Unterstützung in diversen Notfällen boten häufig auch Verwandte oder Bekannte und Schulfreunde aus demselben Dorf, derselben Kleinstadt. Es ist ein weiteres informelles soziales Netz, das aufgebaut wurde und sich, zumindest zum Teil, mit dem Zinshausleben überlappte bzw. durch diesen Personenkreis der Einstieg in ein bestimmtes Wohnumfeld ermöglicht wurde. Karl Simonek aus dem Dorf Bukov in Böhmen kam beispielsweise, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, 22 Jahre alt am 22. September 1897 in Wien an. Er hat die Adresse von Antonin Hauser, einem Schulfreund, in der Denisgasse im 2. Bezirk. Dieser ist nicht zu Hause. Ein Nachbar gibt ihm die Adresse von Hausers Schwester im 16. Bezirk. Dort wird er freundlich aufgenommen, kann dort drei Nächte schlafen, bis er einen Dienst bei der Militärmusik annimmt. Nach seiner Kündigung und einem gescheiterten Versuch in Prag, Gendarm zu werden, kommt er am 1. Oktober 1898 wieder nach Wien. „Ich irre herum Tag und Nacht in der Straße. 19 Kreuzer hab ich. Zum Regiment geh ich nicht mehr, man wird mich auslachen.“ Bis 7. Oktober treibt er sich herum, ohne Schlafstelle. Dann geht er zu Antonin Hauser. „Ich kann hier schlafen. Den achten Tag hab ich wieder einmal in einem Bett geschlafen.“ Er schläft noch einen weiteren Tag bei dem ehemaligen Schulkollegen, dann bekommt er mit dessen Hilfe einen Job beim städtischen Gaswerk. Er schläft die nächste Nacht bei Hausers Schwester, deren Mann ihm für den Dienstantritt einen Anzug borgt. Gleich am nächsten Tag macht ihm auf Veranlassung von Hausers Schwester der im gleichen Hause wohnende Schneider Pištek einen Anzug. Über Hausers Vermittlung hat er ab 10. Oktober eine eigene Schlafstelle, die er auch bezahlen kann. Mit Hilfe eines weiteren Schulfreundes wird er 1904 sogar Hausmeister und erhält eine Wohnung, die eine Familiengründung zuläßt<sup>39</sup>.

Vorbereitungen zur Arbeitsaufnahme in Wien wurden jedoch häufig bereits im Heimatort durchgeführt: Johann Hallawitsch, Sohn eines Kleinhäuslers, war 1879 in Fröllersdorf im vorwiegend deutschsprachigen Bezirk Nikolsburg in Südmähren geboren worden; er war eines von acht Kindern, von denen fünf überlebten. Nachdem er bereits als Kind neben der Schule in der Landwirtschaft mitarbeitete, führte er nach der Beendigung der Schulzeit Hilfs- und Gelegenheitsarbeiten aus. Ein Netzwerk von Freunden, Bekannten und Verwandten wirkte bei der Arbeitsbeschaffung und letztlich bei der Abwanderung nach Wien mit: „Da zu dieser Zeit

bereits sehr viele Fröllersdorfer in Wien Arbeit und Verdienst hatten, habe ich den Entschluß gefaßt, mich auch nach Wien zu wenden, nur habe ich mich um einen Vermittler umgesehen“, schreibt er in seinen Lebenserinnerungen. „Ich besaß mehrere Freunde. Auch der Vetter meines Vaters, Johann Slunsky, hat sich mit mir angefreundet; sein Bruder Josto und sein Onkel Josa waren in Wien-Floridsdorf in der Brauerei St. Georg bedienstet . . . (Anläßlich eines Zusammentreffens, M. J.) Diese Gelegenheit nutzte ich aus und bat den Johann Slunsky, ein Wort für mich bei seinem Bruder einzulegen. Er gab mir die sichere Zusage, da er selbst bereits eine Stelle in der Brauerei St. Marx zugesichert hatte . . . Als ich am 10. Juli 1896 nach Hause kam, erfuhr ich, daß für mich ein Telegramm aus Wien eingelangt ist, in welchem mir mitgeteilt wird, ich müsse sofort den Posten in der Brauerei St. Georg Mauthner Markhof in Groß-Jedlersdorf antreten. Ich war wie aus den Wolken gefallen . . . Am nächsten Tag besorgte ich mir das Arbeitsbuch und anderes mehr für die Reise nach Floridsdorf. Am Samstag frühzeitig schon ging ich zur Bahn.“ In Wien wurde er abgeholt, das Quartier war vorbereitet<sup>40</sup>. Anna Prechtel, ursprünglich tschechischsprachig, kam aus Senice/Seinitz in Böhmen ein paar Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges nach Wien, um eine Fabrikarbeit aufzunehmen: „Ich bin mit einer Freundin aus dem Dorf, auch einer Tschechin, nach Wien gefahren. Meine Cousine war schon in Wien . . . Und da hab ich gewohnt bei der Cousine, die hat uns aufgenommen, war schon ausgemacht, wir waren drei, manchmal vier, zwei sind während des Krieges nach Tschechien zurück. Ich hab in der Küche geschlafen, auf einem Tafelbett . . . In der Freizeit waren wir oft spazieren, mit der Cousine, der Freundin, waren wir lauter Böhminen. Im Zimmer war es voll, wir sind gern spazieren gegangen. Da waren wir oft im Böhmischem Prater, da haben wir uns zusammengesetzt.“ (Anna Prechtel, 1900)

Im Zusammenhang mit der Unterbringung der Zuwanderer ist das Bettgeherwesen einer besonderen Bewertung zu unterziehen. In vielen Fällen diente die Aufnahme von Bettgeherern rein ökonomischen Zwecken, was sich beispielsweise in der Antwort einer Arbeiterin, befragt, ob sie Männer oder Frauen als Bettgeher aufnehme, bei einer Enquete über Frauenarbeit ausdrückt: „Männer, weil die Männer besser zahlen und dann wollen die Frauen auch selber waschen<sup>41</sup>.“ Die ökonomische Intention führte in der Folge zu primär geschäftsmäßigen, tendenziell unpersönlichen Kontakten<sup>42</sup>. Durch Überlagerung der wirtschaftlichen Intention konnte

sich das Verhältnis Bettgeher–Mieterfamilie jedoch auch anders entwickeln. Im Falle ethnischer Minderheiten oder auch im Falle von Arbeitskollegen<sup>43</sup> kann die Aufnahme von Schlafgängern mitunter als Selbsthilfe und Teil des solidarischen Netzwerks der Unterschichten interpretiert werden: „In unserer Wohnung in der Absberggasse“, erinnert sich Karoline Koman, Tochter eines Metallarbeiters aus Kladno, der 1902 in Favoriten in einer Fabrik zu arbeiten begann, „hatten wir einen Bettgeher, der hat da neben der Kredenz auf an Strohsack und später dann auf einem Behelfsbett geschlafen. Der hat der Mutter das Bett bezahlt, aber er war Fleischhacker und da hat er uns oft ein schönes Stückl Fleisch mitgebracht, das haben wir dann miteinander gegessen. Und einen Kaffee hat er immer gekriegt. Der war auch ein Tscheche so wie unsere Familie . . . Die Tschechen sind halt regelmäßig zusammengekommen in bestimmten Wirtshäusern, mein Vater war bei Žihelner, und da ist geredet worden, wer hätt ein Bett zu vermieten, ich komm aus Brünn, meine Bettfrau ist gekündigt worden. – Aber ja, kommens her, legen Sie sich in'd Kuchl. Und so ist der gekommen zu uns. Später, wie wir in der Jagdgasse wohnten, da hatten wir gar zwei Personen in der Wohnung, ein Ehepaar, auch aus Böhmen, aber da hatten wir schon ein Kabinett zum Zimmer dazu.“ (Karoline Koman, 1900) So hielt auch der Büchsenmachergeselle Jakob Štefan, der drei Jahre als Untermieter bei einem Landsmann lebte, fest: „Nun ist die lang ersehnte Zeit gekommen, auf Urlaub zu gehen. Dazu muß ich bemerken, daß ich mich sehr schwer habe trennen können von der Familie Pawliček, da ich schon so eingelebt war, als wenn ich zu der Familie gehören würde<sup>44</sup>.“

Besonders wichtig für die Zuwanderer, die sich in der Stadt zurechtzufinden hatten, waren die psychischen Rückhalt vermittelnden Beziehungen im verwandtschaftlich-bekanntschaftlichen heimatlichen Kreis. Die Migranten der großen Städte mußten rasch neue Verhaltensweisen, neue Gewohnheiten und Regeln im zunehmenden Kontakt mit Fremden und Fremdem auf engem Raum erwerben. Die ländlichen Zuwanderer waren gezwungen, sich auf neue Lebensbedingungen einzustellen. Was in Gefahr ist, angesichts von Industrialisierung und Verstädterung verloren zu gehen, „ist der invariante Schatz von Gewohnheiten, an Einsichten, Symbolen, Wegweisern und kulturellen Immobilien, denen wir die Steuerung unseres Verhaltens mit dem Gefühl überlassen können, es richtig zu machen“<sup>45</sup>. Was gesucht wurde, war Orientierung und vertraute Werte. So fuhr das Landmädchen Barbara Ameis aus

Mies in Böhmen gemeinsam mit dem Kutscher Wendelin Scheidl nach Wien, um Arbeit als Dienstmagd zu finden. Sonntags durchwanderten sie gemeinsam die Stadt: „Also gingen sie auf die Laimgrube. Wendelin hatte dort einen Brief abzugeben an einen Absatzpapper, der vor einigen Jahren als Schuster aus Mies nach Wien gewandert war und hier geheiratet hatte. ‚Es wird gut sein, wenn du mitgehst‘, sagte Wendelin. ‚Der Jenisch ist ein lustiger Kerl, und es könnte sein, daß Du eine Hilfe brauchst. Dann hast Du wenigstens jemand aus der *Heimat*<sup>46</sup>.“ Karl Renner, der 1890 in Wien seinen Militärdienst zu leisten hatte, erinnerte sich: „Die Sitte meiner Heimat erforderte, daß Rekruten am Abend vor der Einrückung sich noch ‚einen guten Tag‘ machten. Ich ließ dies geschehen, und so führte Leißner mich und einige andere abends aus. Da erfuhr ich, daß mein Schwager im Laufe der Jahre so ziemlich alle Landsleute aus Unter-Tannowitz und Umgebung, die nach Wien übersiedelt waren, aufgesucht und gelegentlich zusammengebracht hatte. So ging es zuerst zum Landsmann-Gastwirt, der zugleich Bierversilberer in einem Vorort war, und der uns mit Stolz seinen Keller, in dem er Bier in Flaschen abfüllte, seinen Pferdestall und Wagenschuppen zeigte . . . Auch er nahm eine Anzahl Bekannter mit, und so versammelte sich in einer Weinwirtschaft vor der Alser Linie eine ansehnliche Zahl von Landsleuten, eine Zusammenkunft, die man als ‚Unter-Tannowitz in Wien‘ oder ‚das Dorf in der Großstadt‘ bezeichnen konnte<sup>47</sup>.“ Informelle Kontakte wurden mitunter formalisiert, die Südmährer aus Renners Heimatort gründeten in der Folge einen Unter-Tannowitzer Hilfsverein. In den Vereinsverzeichnissen finden sich mehrere derartige Vereine: Geselligkeitsverein der Neu-Titscheiner, Proßnitzer Hilfsverein, Hilfsverein Pisek, Braunau/Böhmen in Wien . . .<sup>48</sup>

Sehr häufig war die Organisierung solidarischer Aktivitäten bei Frauen. Als Barbara Spirik knapp vor der Jahrhundertwende aus Dobos in Mähren nach Wien kam, wurde sie zur Tante geholt „und die hat mich zur Schwester gebracht, die bei einer Cousine gewohnt hat. Die Schwester ist dann mit mir gegangen, einen Posten suchen.“ Nachdem sie eine Anstellung gefunden hat, wird sie von den Verwandten weiter betreut: „Ich bin gern zu meiner Tante gegangen, sie war sehr lustig, und ich habe gern gelacht und da war ich *daheim*. Und jeden Mittwoch ist meine Schwester oder auch die Cousine gekommen und ich habe mit ihr geredet . . . weil ich doch Heimweh gehabt habe . . . Zwei Mal hat die Tante auch mit mir ein Kleid gekauft, und sie hat’s ausgesucht<sup>49</sup>.“ Karl Ziak, geboren

1902, erinnert sich an die regelmäßigen, von der Großmutter organisierten Zusammenkünfte der aus Mähren stammenden Familie: „Wir sind immer am Sonntag zur Großmutter gegangen, in die Sigmundgasse bei St. Ulrich. Da sind alle Familienmitglieder gekommen, soweit sie vorhanden waren, meine Großmutter hat zwölf Kinder gehabt, ein paar sind davon gestorben, aber von den Töchtern waren immer drei, vier dort und von den Männern auch. Meine Großmutter hat eine größere Wohnung gehabt, durch das Kohlengeschäft, und sie war auch Hausmeisterin. Da sind in dem Hausmeisterkammerl die Männer gesessen. Wann man da hineingekommen ist, hat man im Moment niemanden gesehen, weil das so ver Raucht war, und da ist von drei bis auf d' Nacht Karten gespielt oder getratscht worden, und da ist es lustig hergegangen. Die Frauen sind in der Wohnung drüben gesessen, meine Großmutter mit den Tanten, und die haben getratscht. Eine hat Zither gespielt und . . . Domino oder so was . . .“ (Karl Ziak, 1902) Im Zusammenhang mit der – zumindest bis zum Ersten Weltkrieg – geringeren Einbindung in herkömmliche Berufsrollen, insbesondere körperlich schwere manuelle Arbeiten, hatten vor allem die Frauen für die nicht-institutionalisierten Beziehungsgefüge zu sorgen. Diese Tätigkeit hatte allerdings eine existenzsichernde Komponente. Intakte Bekanntschaften und Verwandtschaften bedeuteten auch Jobs oder Nebenjobs, wie die Versorgung von Bettgehern, Wohnungsvermittlung etc. Die Rolle der Frauen kann in dieser Hinsicht durchaus als Beziehungs- und Akkulturationsarbeit begriffen werden<sup>50</sup>.

## V.

Das Quartier der Unterschichtenbezirke war auch geprägt durch ein System sozialer Kontrolle. Das soziale System der Spätgründerzeit beruhte zum Teil auf einem Referenzsystem. Referenzen brauchte man, falls man sich um eine Arbeit bewarb, Referenzen, falls man um Unterstützung ansuchte, in Zeiten von Wohnungsverknappung häufig auch, wenn man eine Wohnung mieten wollte. Wichtige Auskunftspersonen waren neben den Nachbarn vor allem der Hausmeister/die Hausmeisterin: „Im Zwölferjahr hat er die Kündigung kriegt. Jetzt hat er müssen schau, daß er eine Wohnung kriegt. Früher waren die Taferl an den Haustoren und ist er halt fragen gegangen . . . und hat er eine Wohnung aufgenommen, und die Hausbesorgerinnen haben früher nachfragen gehen müssen, was das für eine Partei ist. Die Hausbesorgerin ist nachfragen

gegangen in den dritten Bezirk auf die Landstraße, die Hausfrau hat gesagt, sie soll nachfragen. Na, wie sie hingekommen ist, wo wir ausgezogen sind, hat's geheißen ‚Die Mutter ist delogiert worden mit'm Misthaufen.‘ Weil die Mutter keine Wirtschaftlerin war, haben wir die Kündigung gekriegt. Die Hausbesorgerin, wo der Vater die (neue) Wohnung schon aufgenommen hat, wollt er Zins zahlen gehen, sagt die Hausbesorgerin: ‚Herr Opušil, ich kann Sie nicht nehmen, ich hab eine schlechte Auskunft kriegt.‘“ (Margarete Skoda, 1898) Recherchenten der Armenvereine durchzogen die Unterschichtviertel, in denen häufig um Unterstützung angesucht wurde: „Die Hausmeisterin gab eine sehr schlechte Auskunft, aber das spielte keine Rolle. Auch der Branntweiner am Eck und die Nachbarn hat man gefragt<sup>51</sup>.“ In Ottakring wurde gar ein Polizeieinsatz nötig, um eine Mietpartei zu schützen, von der das Gerücht verbreitet worden war, sie würde den Hausbesitzer mit negativen Informationen über die anderen Hausparteien versorgen<sup>52</sup>. Kontrolle im Haus wurde in erster Linie auch gegen Kinder und Jugendliche deutlich. „Für mich war das sehr gespannt, als Kind. Da waren lauter alte Leute in dem Haus und da hat keiner ein Kind geduldet. Ich kann mich erinnern, daß jedesmal eine aus der Tür herausgeschaut hat, wenn ich die Stiegen runter gegangen bin, und aufgepaßt hat, ob nichts angestellt wird.“ (Leopoldine Vanorek, 1907) Oder: „Ich weiß, ich bin als größeres Kind in der Kuchl gestanden und hab Wäsche gewaschen. Versucht hab ich's halt und war sehr stolz darauf. In der Tür da war ein Fenster . . . und das ist halb offen gestanden, wegen dem Auslüften. Da kommt so eine . . . Nachbarin daher, die war schon alt und daheim und immer auf der Lauer, ob wir das Wasser aufwischen bei der Bassena oder die Klotür zumachen. Sie gibt dem Fenster so einen Stesser, schaut hinein und sagt: ‚Na, ich hab mir ja gleich denkt, daß d' Wäsch net dreimal auskochst, wie es sich gehört.‘ Ich hab mich so geärgert, daß ich mich noch heute daran erinnere. Dafür haben wir ihr dann auch wieder was zu Fleiß gemacht, nämlich heimlich die Klotür offen lassen, wenn sie's nicht gesehen hat . . .“ (Leopoldine Kehrer, 1909) Ende der zwanziger Jahre befand die Psychologin Hildegard Hetzer, die in den kommunalen Erziehungsberatungsstellen tätig war, noch immer: „Die Öffentlichkeit, die Nachbarn, die übrigen Hausbewohner mischen sich viel mehr in Familien- und Erziehungsangelegenheiten ein.“ Zudem hätten viele Eltern, die in den zwanziger Jahren die Beratungsstellen aufsuchten, in erster Linie einen Rat haben wollen, wie sie mit sozial auffälligen Kindern umgehen sollten, um „den Frieden mit der Nachbarschaft“ wieder

herzustellen; erst in zweiter Linie hätten diese Eltern dabei „an das Wohl des Kindes“ gedacht<sup>53</sup>.

Verschärft wurden Spannungen und Konflikte im Haus des öfteren durch Alkoholismus: „Oberhalb von uns haben s' fast jeden Tag gerauft. Da war einer, der war besonders rabiat, war immer betrunken. Da war dann immer a Riesenkrawall . . . Aber auch unser Nachbar, der hat manchmal seine Frau verdroschen, und die ist dann zu uns geflüchtet und ist über Nacht bei uns geblieben.“ (Leopoldine Kehrer, 1909) Bei wiederholten Exzessen wurde der Betreffende im Haus als Außenseiter angesehen. So erinnert sich Franziska Bauer, Tochter eines „Scharfnaglers“ (= Schuhmacher in Heimarbeit für eine spezifische Tätigkeit, sog. Oberteilherrichter): „Wenn mein Vater betrunken war, hat er oft in der Nacht noch jemanden mitgenommen. Meine Mutter hat müssen aufstehen und einheizen und ihm Kaffee kochen . . . Mein Vater ist betrunken in der Nacht nach Hause gekommen, da waren so Hütteln vor den Baracken und da haben wir drei Mädeln uns hinausgestellt, weil er in der Nacht keine Ruhe gegeben hat und wir haben nicht schlafen können, bis er eingeschlafen ist. ‚Ihr Luder, ihr Kanailen‘ hat er geschrien . . . Aber er hat auch andere angestänkert, wen er halt getroffen hat im Haus. Und das war halt oft so. Und die andern haben ihn dann geschnitten.“ (Franziska Bauer, 1904)

## VI.

Unter Berücksichtigung aller individuellen Unterschiede und unter Einbeziehung vorhandener Widersprüchlichkeiten können Zinshaus und Unterschichtenquartier in der Spätgründerzeit in der Funktion von Solidargemeinschaften gesehen werden, ebenso wie Beziehungsgefüge aus Verwandtschaft und Bekanntenkreis, welche im Falle von Zuwanderern von besonderer Bedeutung waren. Beide konnten sich häufig überschneiden bzw. wurde das Wohnumfeld häufig über Vermittlung von Bekanntschaft/Verwandtschaft ausgemacht<sup>54</sup>. Das Wohnen im Zinshaus hatte in zweierlei Hinsicht kompensatorischen Charakter. So wurde lebenssichernde reproduktive Arbeit, die wegen fehlender Mittel oder mangels persönlicher Ressourcen nicht durchgeführt werden konnte – sofern möglich –, im Rahmen der Nachbarschaft übernommen und somit eine unterste Stufe sozialer Sicherheit nachgebildet<sup>55</sup>. Zum zweiten ersetzte das Zinshaus bis hin zu den Gassen und Plätzen die fehlende Wohnfläche. Der Aufenthalt auf Gang, Stiege, Hof etc.,

„Wohnungssurrogate“, wie sie von Hugo Bettauer ironisch genannt wurden, ersetzte so den zu knapp bemessenen Wohnraum der Unterschichtfamilien, die unzureichende Qualität der Wohnungen wurde durch eine intensive und gemeinschaftliche Aneignung des umgebenden Raumes teilweise kompensiert<sup>56</sup>.

Im Zusammenhang mit der Ausprägung des solidarischen Netzwerks war die Homogenität des Quartiers bzw. Hauses von Vorteil. Je stärker homogene Strukturen ausgeprägt waren – berufsstrukturell, ethnisch bzw. in Hinblick auf geographische Herkunft – desto größer waren die Chancen auf ein solidarisches Milieu. Grundsätzlich gilt aber dennoch, daß durchaus differenzierte Populationen am sozialen Netzwerk der Zinshausquartiere in den Außenbezirken teilhaben konnten und dort ein Gruppenverständnis abseits von formalen Klassenkriterien entstand<sup>57</sup>. Es trifft sicher zu, daß „die politische und soziale Struktur Wiens im ausgehenden 19. Jahrhundert von der Herausbildung zweier ‚Lager‘ geprägt“ war, „deren Kern einerseits sozialdemokratisch-proletarisch, andererseits christlichsozial-kleinbürgerlich war“. Ehmer hält weiters fest, daß es sich bei jedem dieser Lager um eine jeweils „abgegrenzte Lebenswelt“ handelte<sup>58</sup>. Allein, dieser Prozeß war eben erst im Gange. Trotz der zunehmenden Segregation lebten in den „Arbeiter“bezirken zwischen 25 und 40 Prozent anderer sozialer Schichten, war die Arbeiterschaft selbst stark in sich differenziert. Bei den Gemeinderatswahlen vor dem Ersten Weltkrieg rekrutierte sich die Hälfte der Wähler der Christlichsozialen Partei aus Arbeitern. 1912 wählten über 40 Prozent der Arbeiter christlichsozial<sup>59</sup>. Bei einem Arbeiteranteil von rund drei Viertel der Erwerbstätigen wählten in Floridsdorf 33,4 Prozent der Wahlberechtigten des 4. Wahlkörpers, in den die Arbeiterschaft fiel, christlichsozial, in Brigittenau 35,7 Prozent, in Meidling 45,8 Prozent und in Simmering 47,6 Prozent. In Favoriten, dem Bezirk mit dem höchsten Arbeiteranteil Wiens, errangen die Sozialdemokraten im 4. Wahlkörper 56,4 Prozent, die Christlichsozialen 30,2 und die tschechischen Separatisten 12,7 Prozent. Dazu kamen starke Stimmenschwankungen: 1906 wählten 47,9 Prozent der Wähler des 4. Wahlkörpers in den Außenbezirken christlichsozial, 1912 41,0 Prozent, 1906 votierten 51,5 Prozent für die Sozialdemokratie, 1912 48,1 Prozent<sup>60</sup>. Im Wien der Spätgründerzeit war also die Lagerbildung noch keineswegs abgeschlossen. Wie diverse Straßenkrawalle, die es ohne Unterbrechung von der Depression der siebziger und achtziger Jahre bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab,

zeigen, war auch der politisch-organisatorische Prozeß der Formierung der Arbeiterbewegung bei weitem noch nicht beendet<sup>61</sup>, im Gegenteil, in ihnen zeigen sich volkstümliche Traditionen eines Protestverhaltens, das Edward P. Thompson im Gegensatz zu proletarisch als „plebeisch“ bezeichnet hat<sup>62</sup>. Waren die Zinshausquartiere etwa Elemente, die, wenn sie schon nicht mitwirkten, den Klassenbildungsprozeß zu verzögern, so doch welche, die eine Gegentendenz ausbildeten? Waren sie auch ein Faktor, der die politische Lagerbildung – im Bereich einkommensschwächerer Sozialschichten – in Grenzen hielt? Wirkten sie den ökonomischen Veränderungen, die in Richtung Modernisierung liefen, entgegen?

Die Quartiere in den Unterschichtenbezirken sind – ungeachtet der inner- und extraurbanen Mobilität – jedenfalls als identitätsbildende Räume anzusehen. Quartierbewußtsein dürfte eine wichtige Funktion der Identitätsstiftung in der Konfrontation mit den neuen Superstrukturen Industrialisierung, Verstädterung, Klassenbildung innegehabt und zumindest teilweise eine Verortung innerhalb der städtischen Orientierungslosigkeit ermöglicht haben. Der Rückgriff auf vertraute Personen und Umgangsformen war in diesem Zusammenhang sicher ebenfalls hilfreich. Darüber hinaus sind die Unterschichtenquartiere der Spätgründerzeit möglicherweise auch als oppositionelle Identität gegenüber der bürgerlichen Vorherrschaft zu begreifen. Namen, Mythen, lokale „Berühmtheiten“ aus dem Quartier gegen die feudal-bürgerliche Hochkultur der Inneren Stadt und der Ringstraße? Bildeten sich in den Außenbezirken auch dergestalt orientierte Quartiere mit einer kollektiven Gegen-Identität zum „reichen Wien“? Immerhin wurde in den revolutionären Ereignissen der Jahre 1918/1919 eine Freie Republik Ottakring ausgerufen<sup>63</sup>.

#### Anmerkungen:

1. Vgl. Richard Gisser, Ökologische Segregation der Berufsschichten in Großstädten. In: Leopold Rosenmayr, Sigurd Höllinger (Hrsg.), Soziologie. Forschung in Österreich. Wien 1969, S. 214; Wilhelm Kainrath, Das Mietrecht als Verhinderung von Slums. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, H. 4/1982, Wien 1982, S. 456 f.
2. Vgl. z. B. Vinzenz Chiavacci, Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Wien o. J.

3. Vgl. dazu Renate Banik-Schweitzer, Zur Bestimmung der Rolle Wiens als Industriestadt für die wirtschaftliche Entwicklung der Habsburgermonarchie. In: Renate Banik-Schweitzer, Gerhard Meißl, Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktproduktion in der Habsburgerresidenz. Wien 1983, S. 39–47 (Kurzfassung) bzw. Dies., Zur sozialräumlichen Gliederung Wiens 1869–1934. Wien 1982.

4. W. Kainrath (wie Anm. 1), S. 457.

5. Vgl. Elisabeth Lichtenberger, Die Wiener Altstadt. Von der mittelalterlichen Bürgerstadt zur City. Wien 1977, S. 250 f.

6. Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien für das Jahr 1913. Wien 1916, S. 910 f.

7. Robert Wegs, Working Class Respectability: The Viennese Experience. In: Journal of social history 15, 1982, S. 621 f.

8. Vgl. Die Wohnungs- und Gesundheitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion. Wien 1901, S. 26 f., 62; Die Wohnungs- und Gesundheitsverhältnisse der Schuhmacher. Wien 1906. S. 31, 43, 69.

9. Theodor von Inama-Sternegg, Die persönlichen Verhältnisse der Wiener Armen. Wien 1899, S. 10 f.

10. Hedwig Lemberger, Die Wiener Wäscheindustrie. In: Wiener Staatswissenschaftliche Studien 7/2, Wien–Leipzig 1907, S. 28 f.

11. Vgl. Eugen Schwieland, Kleingewerbe und Hausindustrie in Österreich, Bd. 2, Leipzig 1894, S. 374–385.

12. 1890 hatte der Anteil der Selbständigen in Handel, Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Verkehr in Wien 15,1% betragen, in den „selbständig ausgeübten häuslichen Diensten“ arbeiteten 3,0%, in den freien Berufen 1,7%, als Haus- und Rentenbesitzer lebten 2,9%. Arbeiter waren 51,3%, Angestellte 10,2%, Tagelöhner 2,8% und Dienstboten 13,0%. Österreichische Statistik Bd. 33, H. 2, Wien 1894, S. 48 f.

13. Renate Banik-Schweitzer, Zur Entwicklung der Berufs- und Betriebsstruktur in Wien 1870–1934. In: Summa 6, Wien 1979, S. 25.

14. Vgl. Paul-Henry Chombart de Lauwe, Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumanneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung. In: Arch 55, 1981, S. 3.

15. Für einen generellen Überblick vgl. Michael John, Zuwanderung in Österreich 1848–1914. Zu ökonomisch und psychologisch bedingten Faktoren der Zuwanderung in Österreich. In: Archiv. Jb. d. Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien 1988, S. 102–132.

16. Felix Olegnik, Historisch-Statistische Übersichten. Teil 1, Wien 1956, S. 22 f.

17. Vgl. u. a. Heinz Faßmann, A Survey of Patterns and Structures of Migration in Austria 1850–1900. In: Dirk Hoerder (Hrsg.), Labor Migration in the Atlantic Economies. The European and North American Working Classes During the Period of Industrialization. Westport–London 1985, S. 81.

18. Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien im Jahre 1901. Wien 1903, S. 34–41.

19. Im Gegensatz zu Großstädten im angelsächsischen Raum gab es allerdings in Wien keine großräumigen ethnischen Konzentrationen, lediglich sehr kleinräumige.

Zur Diskussion der räumlichen Verteilung vor allem böhmischer und mährischer Zuwanderer vgl. Monika Glettler, *Die Wiener Tschechen um 1900*. München-Wien 1972, S. 51–60, sowie Michael John, Albert Lichtblau, *Česká Vídeň: Von der tschechischen Großstadt zum tschechischen Dorf*. In: *Archiv. Jb. d. Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, Wien 1987, S. 34–41.

20. Reinhard Sieder, *Zur alltäglichen Praxis der Wiener Arbeiterschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. Phil. Habil., Wien 1988, S. 266.

21. Vgl. dazu Hartmut Kälble, *Industrialisierung und soziale Ungleichheit*. Göttingen 1983, S. 119–143 (Kap. 5: Soziale Ungleichheit des Wohnens).

22. Vgl. Michael John, *Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs*. Wien 1984, S. 182 f.

23. Maria Sporrer, Herbert Steiner (Hrsg.), *Rosa Jochmann. Zeitzeugin*. Wien-München-Zürich 1984, S. 12.

24. In diesem Punkt zeigten sich die großen Unterschiede zwischen Zuwander(er)/innen (höherer Belag) und in Wien Heimatberechtigten (niederer Belag) bei M. John (wie Anm. 22), S. 93–95.

25. Vgl. R. Sieder (wie Anm. 20), S. 238.

26. *Favoriten. Ein Heimatbuch des 10. Wiener Gemeindebezirkes*. Verfaßt von einer Lehrerarbeitsgemeinschaft unter Mitwirkung von Fachreferenten. Wien 1928, S. 233.

27. Vgl. Gottfried Pirhofer, Reinhard Sieder, *Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien: Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik*. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieder (Hrsg.), *Historische Familienforschung*. Frankfurt 1982, S. 328–338.

28. Dennoch ist in diesem Zusammenhang zu bedenken, daß trotz der hohen Mobilität 45% der Wohnungen länger als drei Jahre vermietet waren. Dies ist für eine Akklimatisierung an eine Wohngegend ausreichend. *Österreichische Statistik* Bd. 65, H. 1, Wien 1904–1905, S. 104.

29. R. Banik-Schweitzer (wie Anm. 3, Industriestadt), S. 48.

30. Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), Wien, Bundeskanzleramt (BKA) und Bundesministerium für Inneres (BMdI), Sg. 23 in genere, Ktn. 5320, Zahl 2435/11.

31. Zur Methode der „oral history“, die neben schriftlichen Aufzeichnungen die wichtigste Quellengattung im Bereich Alltagsgeschichte der Spätgründerzeit bzw. Zwischenkriegszeit darstellt, vgl. u. a. Reinhard Sieder, *Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben*. In: Gerhard Botz, Josef Weidenholzer, *Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen*. Wien-Köln 1984, S. 203–232; zum Stand der Biographieforschung allgemein vgl. Wolfgang Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen 1987. Die im folgenden zitierten Interviews, sofern nicht anders gekennzeichnet vom Autor durchgeführt, befinden sich am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Linz. Sie sind zum Teil auch über Dr. Reinhard Sieder am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien einzusehen.

32. R. Sieder (wie Anm. 20), S. 266.

33. Adelheid Popp, *Jugendgeschichte einer Arbeiterin*. München 1909, S. 2, 4, 13.
34. Zit. nach Eva Viethen, *Wiener Arbeiterinnen. Leben zwischen Familie, Lohnarbeit und politischem Engagement*. Wien 1984, S. 181 f. (Unveröff. phil. Diss.).
35. Erika Iglauer, *Ziegel – Baustoff unseres Lebens*. Wien–Horn 1974, S. 272 f., 288 f.
36. *Neue Zeitung* vom 3. Juli 1911, S. 3.
37. *Die Armenpflege. Mitteilungen aus dem Gebiete der freiwilligen Armenpflege*. Hrsg. v. Verein gegen Armut und Bettelei, Jahrgang 1910, Wien 1910, S. 130 f.
38. *Arbeiter-Zeitung* vom 4. Oktober 1911, S. 6.
39. Tagebuch des Karel Šimonek (1875–1947), der aus einem kleinen tschechischen Dorf nach Wien zuwanderte und hier Gaslaternenanzünder und Hausmeister war. (Im Besitz von Anna Šimonek, 1020 Wien, Taborstraße 9.) Der Autor dankt an dieser Stelle Frau Šimonek für die Möglichkeit der Einsichtnahme und die Übersetzung der in tschechischer Sprache geführten Teile des Tagebuches.
40. Johann Hallawitsch (geboren 1879), *Familienchronik – Mein Lebensweg*. Wien 1950, S. 9–10. Maschinenschriftl. Aufzeichnungen (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien).
41. *Die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit, abgehalten in Wien vom 1. März bis 21. April 1896*. Wien 1897, S. 335.
42. Josef Ehmer, *Wohnen ohne eigene Wohnung. Zur sozialen Stellung von Untermietern und Bettgehern*. In: Lutz Niethammer (Hrsg.), *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*. Wuppertal 1979, S. 147.
43. Für den Fall gemeinsamer Arbeit sind für das 19. Jahrhundert verbesserte Kommunikationschancen im Raume Wiener Neustadt nachgewiesen worden. Vgl. Sylvia Hahn, „Die Türen standen immer offen . . .“ Aspekte des Wohnens ohne eigene Wohnung im kleinstädtischen Arbeitermilieu 1869–1880. Maschinenschriftl. Manuskript 1988.
44. Jakob Štefan (1863–1940), *Mein Lebenslauf. Erlebnisse und Erinnerungen*. Handschriftliche Aufzeichnungen. Wien 1939, S. 47 (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien).
45. Peter Brückner, Gabriele Ricke, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in der Arbeiterbewegung*. in: *Das Unvermögen der Realität. Beiträge zu einem anderen materialistischen Ästhetikum*. Berlin 1974, S. 38.
46. Siegfried Freiberg, *Die harte Freude*. Wien 1960, S. 33. Wenngleich eher dem literarischen Genre zuzurechnen, verarbeitet Freiberg hier an Hand von Erzählungen die Lebensgeschichte seiner Großmutter. Heimat fungiert in Freibergs Roman als permanent präsenter, bedeutungsvoller Topos.
47. Karl Renner, *An der Wende zweier Welten. Lebenserinnerungen*. Wien 1946, S. 186 f.

48. Die Wohltätigkeits-Vereine der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien 1905<sup>2</sup>.

49. Barbara Spirik, Ein Dienstmädchen. Wien 19.., S. 3–5 (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien).

50. Vgl. auch Dirk Hoerder, Arbeitswanderung und Arbeiterbewußtsein im atlantischen Wirtschaftsraum: Forschungsansätze und -hypothesen. In: Archiv für Sozialgeschichte Bd. XXVIII, Bonn 1988, S. 415–418.

51. Fremdenblatt vom 24. Februar 1907, S. 11.

52. Rathaus-Correspondenz vom 14. Juli 1911, o. S.

53. Hildegard Hetzer, Kindheit und Armut. Leipzig 1929, S. 39 ff.

54. Neben diesem Typus existierten auch andere Formen von Solidarstrukturen (Betrieb, Verein, Partei etc.).

55. Vgl. R. Sieder (wie Anm. 20), S. 271.

56. Eine Wohnungskommission der Stadt Birmingham, die im Jahre 1910 Wien besucht hatte, faßte ihre Beobachtungen folgendermaßen zusammen: „Wir besuchten insbesondere die Arbeiterviertel im 10. und 16. Bezirk ( . . . ) Beinahe in jeder Straße war irgendwo ein grünes Fleckchen erhalten und angelegt worden, von dem wie von einem Luftventil der denkbar möglichste Gebrauch gemacht wurde. Denn überall saßen Männer und Frauen darin und spielten Kinder rundherum; die Wiener Arbeiter scheinen außer Haus zu leben. Erst als wir das Innere ihrer Wohnungen sahen, leuchtete uns der Grund dafür ein. Eine Familie an die andere gepreßt in Blockkasernen, unmittelbar mündend auf einen gemeinsamen Gang, schlecht gelüftet ( . . . ) die Bevölkerung von keiner all den Städten, die wir besuchten, bedurfte so der offenen Plätze wie die Arbeiter von Wien.“ Der Morgen vom 18. September 1911, S. 2; weitere Beispiele dazu in: Wolfgang Hösl, Gottfried Pirhofer, Wohnen in Wien 1848–1939. Studien zur Konstitution des Massenwohnens. Wien 1988, S. 74–80.

57. Reinhard Sieder interpretiert das Quartier vor allem als Ausdruck einer Binnendifferenzierung der Arbeiterschaft. Er betont vor allem die proletarischen Anteile; die Arbeiterschaft hätte in den Vorortvierteln vor allem „ihre neuerliche Verwurzelung verwirklicht, was dem Klischee von den ‚entwurzelten städtischen Arbeitermassen‘ widerspricht. Die gängige Vorstellung von der allmählichen Verschmelzung verschiedener nichtindustrieller Gruppen zu einer proletarischen Masse (in der marxistischen Emphase zu der ‚Arbeiterklasse‘ als ‚Klasse für sich‘) wird durch die ( . . . ) Differenziertheit der Arbeiterquartiere einer empirielosen Vereinfachung überführt. In der allmählichen Aneignung des besiedelten Raumes und der sozialräumlichen Verortung und Verstetigung in differenten Quartieren entstanden ( . . . ) differente Kulturidentitäten, die alles in allem eher als Ausdruck einer Binnendifferenzierung denn einer Homogenisierung der Arbeiterschaft interpretiert werden müssen.“ R. Sieder (wie Anm. 20), S. 266.

58. Josef Ehmer, Familie und Klasse. Zur Entstehung der Arbeiterfamilie in Wien. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieger (Hrsg.), Historische Familienforschung. Frankfurt 1982, S. 317 .

59. Vgl. dazu Robert Danneberg, Wer sind die Wiener Wähler? In: Der Kampf Bd. 5, Wien 1912, S. 397–410.

60. Maren Seliger, Karl Ucakar, Wien. Politische Geschichte 1740–1934. Entwicklung und Bestimmungskräfte großstädtischer Politik. Teil 2: 1896–1934. Wien 1985, S. 960 ff.

61. Vgl. Wolfgang Maderthaler, Siegfried Mattl, „ . . . den Straßenexzessen ein Ende machen.“ Septemberunruhen und Arbeitermassenprozeß 1911. In: Karl R. Stadler (Hrsg.), Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936. Wien–München–Zürich 1986, S. 117–150. Zu Mieterkrawallen und Tumulten um 1910 vgl. Michael John, Hausherrenmacht und Mieterelend. Wien 1982, S. 41–53.

62. Vgl. Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Frankfurt–Berlin–Wien 1980, S. 168 ff.

63. Wolfgang Hösl, Gottfried Pirhofer, Wiener „Massenwohnen“ 1848–1918. Projektbericht, Wien 1983, S. 352 (Maschinenschriftl. Manuskript).

# Wohnfunktion und Wohnverhalten

## Aspekte der volkskundlichen Erforschung von Wohnkultur am Beispiel Wiens

Von Vera Mayer

Wie bereits in dieser Zeitschrift berichtet, wurde ich mit dem Konzept und der Durchführung der Ausstellung „Wien – Wohnen im Wandel. Vom Vormärz bis zur Gegenwart“, die bis zum 30. Oktober dieses Jahres im Freilichtmuseum Stübing bei Graz zu sehen ist, beauftragt<sup>1</sup>. Als Untertitel dieser Ausstellung wählte ich „Volkskundliche Einblicke“, denn es liegt auf der Hand, daß man auf 400 m<sup>2</sup> Ausstellungsfläche so ein vielfältiges Thema nur exemplarisch präsentieren kann; ein anderer Grund war auch die Tatsache, daß diese Ausstellung einen weiteren Schritt in der volkskundlichen Erforschung der Wiener Wohnkultur bedeutete, einen Einstieg in einen Forschungsbereich also, der bisher weniger von der Volkskunde, sondern vielmehr von Fächern, wie etwa Kunstgeschichte, Geschichte, Architekturgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Soziologie systematisch behandelt wurde<sup>2</sup>. So stand hinter diesem Konzept auch die Absicht, einen Überblick über diese Problematik zu erlangen, um für die Volkskunde mögliche Forschungsansätze aufzuzeigen.

Es war dann mein Anliegen, die Wiener Wohnkultur in ihrer ganzen Vielfalt, vor allem in Hinblick auf die Haus-, Raum-, Sozial- und Funktionsstruktur aufzuzeigen<sup>3</sup>; unter diesem Aspekt sollten nun Wohnkultur und Wohnweisen der Ober-, Mittel- und Unterschichten in Wien in ihrer sozialen und schichtenspezifischen Gegensätzlichkeit untersucht werden. Der Akzent liegt dabei auf der Erforschung der Wohnkultur unserer Zeit, wobei die Gegenwartsvolkskunde als eine dennoch historische Wissenschaft nicht nur den heutigen Stand dokumentiert, sondern bestrebt ist, den

Strukturwandel des Wohnens entwicklungsgeschichtlich zu erfassen, um die Phänomene heutiger Wohnkultur, die, wie auch weitere Erscheinungen der Alltagskultur, aus tradierten und Innovationselementen bestehen, besser analysieren zu können. Dabei bedienen wir uns der empirisch qualitativen Methode (Interviews, Photodokumentation) wie auch der Auswertung schriftlicher und bildlicher Quellen und im Sinne der interdisziplinären Zusammenarbeit auch der Forschungsergebnisse anderer Disziplinen.

Als ein weiterer Schritt wurde ein detailliertes langfristiges Konzept zur volkskundlichen Erforschung der Wiener Wohnkultur ausgearbeitet, wobei diese Problematik aus mehreren Blickwinkeln beleuchtet werden soll<sup>4</sup>. In bezug auf die Hausformen sollten etwa Wohnweise, Wohnqualität und Sozialstruktur untersucht werden; bei der Betrachtung der Wohnräume wird eine Untersuchung der räumlichen Strukturen, der Funktion einzelner Räume, der Wohnungsausstattung und der Wohnqualität erfolgen. Wohnstile verschiedener Sozialgruppen als ein sozioökonomischer Indikator bilden ebenfalls einen Aspekt unserer Überlegungen. Bei der Betrachtung der Wohnsituationen sollten Erhebungen schichten- und berufsspezifischer Wohnweisen wie auch verschiedener Haushalts- und Familientypen und verschiedener Altersgruppen erfolgen. Und nicht zuletzt stellt die Untersuchung der Wohnfunktionen und des Wohnverhaltens einen weiteren methodischen Zugang dar. In dieser umfassenden Betrachtungsweise und dem neuen methodischen Ansatz besteht meines Erachtens auch der Gewinn des geplanten Projektes.

In diesem Beitrag möchte ich den letztgenannten Aspekt des Wohnens – die Wohnfunktionen und das Wohnverhalten – kurz ansprechen. Es handelt sich dabei um die physischen und psychologischen Funktionen der Wohnung, um die Bedeutung der Wohnung und auch des äußeren Wohnumfeldes als Ort sozialer Segregation einerseits und sozialer Integration andererseits; weiters sind die kulturellen und bildenden Aktivitäten wie auch die Funktion der Wohnung als Erholungs- und Wirtschaftsraum wichtig.

### **I. Biologische bzw. physische Funktionen einer Wohnung**

Die Wohnung ist in ihrer primären biologischen bzw. physischen Funktion ein Ort, um sich etwa vor Witterungseinflüssen zu schützen, wo man schläft, isst, hygienische und sexuelle Bedürfnisse befriedigt und die Erhaltung der Familie wahrnimmt (Geburt, Pflege während der Krankheit, Tod)<sup>5</sup>. Bei diesem Aspekt spielen die Haus-, Raum- und Sozialstrukturen, die zivilisatorische

Entwicklung und die im Laufe der Zeit sich verändernden Verhaltensmuster eine wichtige Rolle. So wurden Wohnfunktionen, wie etwa Geburt, Sterben, Aufbahrung des Toten bis zum Begräbnis und bei schweren Krankheiten auch die Krankenpflege, nach und nach von kommunalen Einrichtungen (Gebärdhäuser, Krankenhäuser, Aufbahrungshallen) übernommen. In Wiener Arbeiterfamilien war etwa die Geburt zu Hause bis zum Ersten Weltkrieg üblich<sup>6</sup>. Aus der Zeit des Biedermeiers, als das kommunale Spitalswesen noch nicht so entwickelt war, sind einige Abbildungen bekannt, die etwa einen Kranken inmitten seiner vertrauten häuslichen Umgebung darstellen. Das Bild von Josef Danhauser, „Der Augenarzt“, 1837, schildert zum Beispiel eine Szene, wo der berühmte Augenarzt Friedrich Jäger dem Kranken, nach einer gelungenen Operation, die Augenbinde abnimmt; der erste Blick des Mannes, der sein Augenlicht wiedergewonnen hat, richtet sich auf seine Familie<sup>7</sup>. Trotz des Ernstes dieser Situation wirkt die Szene sehr familiär und intim. Ein anderes Bild zeigt uns die offensichtlich schwerkranke Baronin Wangenheim im Bett liegend und von vier Frauen umgeben (Abb. 1). Eine der Frauen sitzt bei der Baronin, zwei stehen am Bett, die vierte Frau mit einem Buch in der Hand hat ihre Lektüre unterbrochen, und der traurige Gesichtsausdruck der Damen weist auf die Ernsthaftigkeit der Lage hin; ein Dienstmädchen betritt gerade das Zimmer, um der Kranken ein Getränk oder eine Medizin zu verabreichen<sup>8</sup>. Bekannt sind auch die Szenen am Totenbett, wo der Sterbende von seiner Familie Abschied nimmt<sup>9</sup>. Sowohl das Sterben zu Hause als auch das Aufbahnen des Toten im eigenen Haus waren in Wien bis zum Ersten Weltkrieg durchaus üblich. Die als Folge der Vorkommnisse in Lainz wieder aufgekommene Diskussion über das heutige Spitalswesen sensibilisiert uns gerade in bezug auf die Menschlichkeit derartiger Biedermeier-Darstellungen. So werden heute auch politische Stimmen laut, die sich dafür einsetzen wollen, statt hohe Summen für die Betreuung pflegebedürftiger Menschen in Pflegeheimen auszugeben, sie lieber privat, was ihrer Meinung nach besser und kostengünstiger ist, zu versorgen<sup>10</sup>. Es wäre sicherlich lohnend, die Problematik der Krankenpflege oder die Wohnformen älterer Menschen entwicklungsgeschichtlich und schichtenspezifisch bis in die Gegenwart näher zu analysieren. Andererseits weiß man, daß nicht alle Pensionisten, die etwa in einem Altersheim untergebracht sind, unzufrieden sind: „Es gibt einen Großteil von Menschen, die nicht zufrieden sind, und komischerweise sind es die – meiner Meinung nach –, die es zu Hause nicht gut gehabt haben.

Das ist eigenartig, wissen Sie; die nie im Leben eine Zentralheizung hatten, die nie im Leben ein Bad hatten, die meckern beim Essen herum und so ( . . . ) Ich bin mit dem Essen sehr zufrieden.“ (Pensionistin, 81 Jahre, I.: Ursula Brustmann.)

Das Thema Sexualität, der Einfluß der Wohnverhältnisse – die Größe der Wohnung und die Wohndichte – auf das Sexualleben wurden bisher meist nur historisch und von der Volkskunde überhaupt nur selten behandelt<sup>11</sup>. Für die Gegenwart liegt die Erklärung teilweise darin, daß sich diese Problematik empirisch schwer erforschen läßt, da sie eine enge Vertrauensbasis zwischen der Gewährsperson und dem Interviewer erfordert. So war es bei vielen unserer Gewährsleute das Schlafzimmer, das bei der Besichtigung einer Wohnung nicht gleich gezeigt wurde. Man mußte die Gewährsleute direkt dazu auffordern. Auch diese Verhaltensweise läßt sich entwicklungsgeschichtlich erklären. Noch im 18. und 19. Jahrhundert hatte das Schlafzimmer in bürgerlichen Haushalten eine Mehrzweckfunktion; es war gleichzeitig Schlaf-, Wohn-, Eßraum und bei den Kleinbürgern, wie etwa Handwerkern, auch Arbeitsraum<sup>12</sup>. Seit dem Biedermeier hat sich das Schlafzimmer zuerst bei den großbürgerlichen Schichten zu einem privaten und intimen Ort des Ehepaares entwickelt, der – wie auch das Thema Sexualität – vielfach tabuisiert wurde. Manchen bürgerlichen Kindern war es nicht erlaubt, das Schlafzimmer ihrer Eltern zu betreten. Die strenge bürgerliche Moral, wo auch Themen, wie Ehescheidung, Sexualität und Geburt, Prostitution und Homosexualität, für eine „höhere Tochter“ ein Tabu waren<sup>13</sup>, erlaubte es auch nicht, daß ein bürgerliches Mädchen oder eine junge Dame sich ohne Begleitperson mit einem Angehörigen des anderen Geschlechts in einem Zimmer aufhalten konnte. So erzählte eine Dame aus großbürgerlichen Verhältnissen, die als junges Mädchen mit ihren Eltern die Sommerfrische am Semmering verbrachte, über eine Situation, wo sie im Musiksaal des Hotels alleine, versteckt in einer Ecke, einem Pianisten zuhörte, bis sie von der Großmama entdeckt wurde. Sie mußte dann den Raum sofort verlassen, und der Vorfall wurde ihrem Vater gemeldet. Dieser war allerdings so „großzügig“, sie nicht zu bestrafen<sup>14</sup>. Zum Thema bürgerlicher Moralvorstellungen in der Gründerzeit gibt es einige Literatur, und es wäre auch für die Volkskunde denkbar, das Wohnverhalten bürgerlicher Schichten unter diesem Aspekt entwicklungsgeschichtlich bis in die heutige Zeit zu verfolgen<sup>15</sup>.

Ein anderes Wohnverhalten hatten natürlich die Arbeiter- und

Unterschichten, wo in einem Zimmer und oft sogar im selben Bett Kinder und Jugendliche mit Erwachsenen zusammen hausten und schliefen. Ein Milieu, das die früheren sexuellen Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen, aber auch Mißhandlungen von Frauen und Kindern geradezu förderte<sup>16</sup>.

Auch angesichts der relativ kleinen Wohnungen des kommunalen Wohnbaus der Zwischen- und Nachkriegszeit muß man sich fragen, wie sich die beengten Wohnverhältnisse auf das Sexualleben des Ehepaares einerseits und auf die sexuellen Erfahrungen und die Erziehung der Kinder andererseits auswirkten. Hier stellt sich auch die Frage, wie etwa die Partnerschaftsbeziehungen bei Personen, die heute noch in einer kleinen Wohnung mit mehreren Personen zusammenleben, funktionieren. In einer Zimmer-Küche-Wohnung, die von insgesamt drei polnischen Emigranten bewohnt wird (ein vierter war zu Besuch), habe ich auf die Frage „Und was machen Sie, wenn einer von Ihnen Damenbesuch hat?“ die Antwort bekommen: „Dann gehen die anderen ins Kino, und derjenige, der zu Hause bleibt, zahlt.“ So unkompliziert, wie es hier klingt, ist diese Problematik aber sicherlich nicht.

Einen breiten Komplex an Fragestellungen bilden auch die Haushaltsführung und die Tätigkeiten, die mit dem Sauberhalten der Wohnung, Kochen und Essen im Zusammenhang stehen. Es ist bekannt, daß mit der Trennung der Arbeits- und Wohnstätte, die sich im Vormärz in den bürgerlichen Schichten (wenn auch nicht bei allen) vollzogen hat, sich auch die Aufgabenbereiche des Mannes und der Frau getrennt haben. Während der Mann seiner Beschäftigung außerhalb des Hauses nachging, reduzierte sich der Beschäftigungsbereich der Frau auf das Haus, den Haushalt und die Familie, im Gegensatz zu früher, wo sie auch am Arbeitsprozeß, der die sozioökonomische Grundlage der Familie sicherte, gemeinsam mit ihrem Mann beteiligt war. Die Häuslichkeit der bürgerlichen Frau als Hüterin des Heimes und der Kinder wurde zu ihrer größten Tugend<sup>17</sup>. Bei den wohlhabenden Bürgerfamilien half dabei das Hauspersonal – die Köchin, das Kindermädchen –, in den größeren Häusern die Gouvernante usw. Bei ärmeren Familien wurden alle diese Aufgaben der Frau allein überlassen. Die geschlechtstypische Verhaltensweise des Mannes, der mit dieser Aufgabe nichts anzufangen weiß, zeigt uns eine Karikatur aus der Biedermeierzeit, „Der geplagte Familienvater“, wo in einer ärmlichen Wohnung der verzweifelte Vater inmitten der schreienden Kinder sitzt und eine Unterschrift die Szene kommentiert: „Grad' jetzt muß sie

einkaufen gehen! Jetzt, wo alle vier Kinder zugleich schreien<sup>18!</sup>“ (Abb. 2).

Die Anstandsbücher im 19. und 20. Jahrhundert gaben dann der Frau genaue Hinweise, was zu ihren Pflichten im Haus gehörte – neben der Eheführung auch Haushalt, Gestaltung der Wohnung und Repräsentation<sup>19</sup>. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergründe, die im Interesse des Mannes und auch im Interesse des Staates – denn „das Fundament des Staates ist die Familie“ – die Frau in eine geschlechtsspezifische Rolle und eine Bindung an das Haus zwangen, sind vielfach erörtert worden, so daß wir auf diese Problematik hier nicht näher eingehen wollen<sup>20</sup>. Bekannt ist auch die langsam wachsende Unzufriedenheit der Frau mit der ihr von Gott, dem Mann und der Gesellschaft zugeteilten Rolle: „Das Haus und damit auch sein Inhalt, die Kinder, das Gesinde, die Frau, gehört dem Manne. Der Herr, ein Fabrikant, ein Eigentümer, ein höherer Beamter, ein Gatte besitzt über materielle Werte Menschen. Die Jahrhundertwende: eine Bastion des männlichen Besitzstrebens<sup>21</sup>.“

Interessanterweise wurde aber diese traditionelle Rollenaufteilung in der Haushaltsführung auch bei den Arbeiterfamilien, also dort, wo sich die Frauen berufsmäßig emanzipierten, weiterhin beibehalten. Dies bestätigt die 1931 von der Kammer für Arbeiter und Angestellte durchgeführte Befragung von insgesamt 1320 Arbeiterinnen: so verbrachten rund 79 Prozent der Frauen ihre Freizeit mit Hausarbeit, wobei nur in 14 Prozent der Fälle der Ehemann mithalf, obwohl 40 Prozent der verheirateten Frauen Alleinverdienerinnen waren, da der Ehemann arbeitslos war<sup>22</sup>.

Es wäre sicherlich interessant, auch heute derartige quantitative und qualitative Untersuchungen, die die Arbeitsaufteilung im Haushalt betreffen, durchzuführen, wobei auch die räumliche Struktur einer Wohnung miteinbezogen werden muß. Hier wurden schon die ersten Schritte seitens der Volkskunde getan, wie etwa die Küchenforschung beweist<sup>23</sup>. Wie bekannt, hat die Rationalisierung und Technisierung des Haushalts (Frankfurter Küche, Einbauküche) große Arbeitserleichterungen mit sich gebracht, dennoch erwies sich die häufige Trennung des Koch- und Eßbereichs in vielen Wohnbauten der Nachkriegszeit als ungünstig, da dadurch die Kommunikation zwischen der Frau und weiteren Familienmitgliedern erschwert wurde (Abb. 3). Familienfreundlicher ist die Wohnküche mit einem inkludierten Eßbereich, wie sie in den

kommunalen Wohnbauten des „Roten Wiens“ und auch heute bevorzugt wird (Abb. 4).

Heute läßt sich auch beobachten, daß viele Frauen, die einen interessanten und anspruchsvollen Beruf haben, darunter viele Akademikerinnen, lieber auf einen gemeinsamen Haushalt mit einem Mann, auf eine Ehe und sogar auf Kinder verzichten, um die traditionelle Frauenrolle und die Haushaltspflichten nicht auf sich nehmen zu müssen. Es stellt sich die Frage, ob diese Haltung nur für diese Frauenschicht typisch ist, und wie die traditionellen Frauenrollen von anderen, ebenfalls berufstätigen Frauen, die eine Doppelbelastung Beruf-Haushalt auf sich nehmen, beurteilt werden. Ferner muß man fragen, wie es heute mit der Bereitschaft der Männer steht, sich an der Haushaltsarbeit regelmäßig zu beteiligen; gibt es hier etwa schichtenspezifische Unterschiede? Sehen die Frauen diese Verpflichtungen nur als ein notwendiges Übel, oder handelt es sich um „Naturinstinkte, die es auch schwierig wird, in den nächsten hundert Jahren zu ändern, denn es beginnt schon mit dem Kinderkriegen“? Dies ist die Aussage eines Gewährsmannes, der sich daran erinnert, daß seine Mutter, als ihr der Vater beim Geschirrabwaschen helfen wollte, dessen Hilfe mit der Erklärung ablehnte, daß es sich um ihren Bereich handle. Auch diese Verhaltensweise wurde schon analysiert. Margret Tränkle erklärt sie durch einen Rollen- und Identitätskonflikt, den die berufstätige Frau in sich trägt; die Opposition der Umwelt gegen berufliche Erfolge der Frauen, wo sie oft als eine Art Konkurrenz zu den Männern betrachtet werden, rufen Verunsicherung hervor und einen Rückzug in den sicheren Bereich des Haushalts<sup>24</sup>. Auch hier ist es allerdings nicht abzustreiten, daß es genug Frauen gibt, die mit ihrer Mutter- und Hausfrauenrolle durchaus zufrieden sind.

## **II. Psychische Funktion einer Wohnung und soziale Segregation**

Zu den sekundären Funktionen einer Wohnung, die im Bereich des Psychischen und Emotionalen liegen, gehört die Gewährung von Sicherheit, Schutz und Geborgenheit; die Wohnung wird also zu einem Ort sozialer Segregation, zu einer intimen Privatsphäre, in die dem Fremden der Einblick verwehrt werden kann.

Eine Tatsache, die auch die empirische Erforschung der städtischen Wohnkultur erschweren kann. Es gibt mehrere Gründe, warum dem Fremden der Einblick hier verwehrt werden soll. Bei den ärmeren Bevölkerungsschichten, bei Ausländern und Gast-

arbeitern sind es unter anderem Hemmungen, die bescheidenen Wohnverhältnisse sozusagen öffentlich zu zeigen. Bei älteren Frauen sind es oft schlechte Erfahrungen (Diebe, falsche oder betrügerische Handelsvertreter usw.); bei den Wohlhabenden spielt ebenfalls die Angst vor Dieben eine große Rolle. In Hietzing ist etwa die Einbruchquote im letzten Jahr um 37 Prozent gestiegen<sup>25</sup>. So wurden wir manchmal beim Fotografieren auf offener Straße vor allem in den Villenvierteln von den hinter einem Vorhang versteckten Bewohnern beobachtet und nicht immer freundlich angesprochen. Hat man insbesondere bei den Kommunalbauten die Möglichkeit, bei der Suche nach Gewährspersonen sich an die Verwaltung und verschiedene Organisationen zu wenden, so war es bei Privatpersonen nur durch persönliche Kontakte und Vermittlungen möglich, die Informanten direkt in der Wohnung aufzusuchen.

Wichtig ist auch das psychologische Moment, d. h. die Funktion der Wohnung als eine private, intime Sphäre; die Wohnung wird auch als Ausdruck der Seele betrachtet, die dem Besucher offenbart wird. Der bekannte Satz: „Zeig’ mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wie du bist“ kommt nicht von ungefähr. Man will aber fremden Personen diesen Einblick nicht immer gewähren, sondern sich so darstellen, wie man sein will, oder wie es durch traditionelle Verhaltensregeln verlangt wird. In diese Kategorie gehört auch die bei allen Gewährsleuten beobachtete Verhaltensweise, ihre Wohnung, bevor ein Besuch kommt, aufzuräumen und sauberzumachen; dagegen half auch mein ausdrücklicher Wunsch nicht, daß ich die Wohnung so dokumentieren will, wie sie eben im Alltagsleben aussieht. Lediglich einmal ist es mir gelungen, eine Wohnung in ihrem „ursprünglichen“ Zustand zu besichtigen, allerdings war da die Besitzerin vor kurzem gestorben. Die Problematik der Feldforschung in bezug auf das Thema Wohnen bedarf einer ausführlicheren Analyse, als es hier möglich ist.

### **III. Soziale Segregation – ein schichtenspezifisches Verhalten**

An dieser Stelle wollen wir die Funktion der Wohnung als Ort der sozialen Segregation schichtenspezifisch betrachten. Die soziale Differenzierung läßt sich dabei sozioräumlich (schichtenspezifische Aufteilung einzelner Bezirke), am Beispiel verschiedener Hausformen (Zinshaus, Villa usw.) und schließlich auch innerhalb der Wohnung verfolgen. Bei den wohlhabenden Bürgern der Biedermeierzeit, wo das Haus ausschließlich zum privaten Heim der

Familie wurde, fand der Wunsch nach steigendem Wohnkomfort und größerer Privatheit der Familienmitglieder in der Monofunktionalität einzelner Räume ihren Ausdruck. Wie schon früher im adeligen Schloß oder Palais, wurde die Wohnung in einen privat-familiären Bereich und einen öffentlich-repräsentativen Bereich (Salon, Musikzimmer, Eßzimmer) aufgeteilt. Einzelne Familienmitglieder erhielten ihre eigenen Wohnbereiche: der Herr des Hauses ging seinen Beschäftigungen in einem Arbeitszimmer oder einer Bibliothek nach, die Domäne der Frau war das Arbeits- und Schreibzimmer und das Toilettenzimmer. Nach adeligem Vorbild waren in den Wohnungen des Großbürgertums auch Kinderzimmer vorgesehen. Im Gegensatz zu dem mittelalterlichen und noch in der Manufakturzeit in Wien durchaus verbreiteten „ganzen Haus“ wurde die soziale Segregation auch zwischen der Familie und dem Dienstpersonal durchgeführt – ihm wurde der Wirtschaftsbereich und die Küche zugewiesen. In manchen großbürgerlichen Wohnungen des Biedermeiers gab es gesonderte Eingänge für das Dienstpersonal und die Familie<sup>26</sup>. In der Gründerzeit erfolgte dann eine noch strengere Trennung zwischen dem Privat- und Repräsentationsbereich der Familie und dem Wirtschaftsteil, der samt der Küche, den Zimmern des Dienstpersonals und dem Comptoir bei einem Zinspalais im Erdgeschoß oder bei einer gründerzeitlichen Villa in einem Kellergeschoß untergebracht wurde. Die soziale Segregation machte sich bei gründerzeitlichen Zinspalais auch durch die architektonische Gestaltung der Fassade – die Herrschaftswohnung im ersten Stock wurde durch aufwendigere architektonische Elemente betont – wie auch durch das gesonderte, repräsentativ gestaltete Treppenhaus für die herrschaftliche Wohnung bemerkbar<sup>27</sup>. Der großräumige Repräsentationsbereich in einer großbürgerlichen Wohnung oder einem Biedermeier-Landhaus beziehungsweise einer gründerzeitlichen Villa ermöglichte es den Erwachsenen und den Kindern dann, vielen Tätigkeiten und Beschäftigungen innerhalb des Hauses oder im Garten nachzugehen und so in der eigenen Gesellschaftsschicht zu bleiben (Abb. 5). „Die jungen Leute, welche in unser Haus kommen durften, waren nur lauter solche, deren Eltern zu uns eingeladen waren, die wir auch besuchten, und an deren Sitten sich kein Bedenken erhob“<sup>28</sup>.

#### **IV. Soziale Integration und Nachbarschaftsbeziehungen**

In einer Zinskaserne mit einer hohen Wohndichte, mit WC und Bassena am Gang, mit einer Gangküche, wo die Nachbarin gleich-

sam in die Töpfe hineinschauen konnte, war die Trennung zwischen einem privaten und öffentlichen Bereich und eine soziale Segregation nicht möglich<sup>29</sup>. Diese Wohnsituation brachte auch ganz spezifische Formen der Kommunikation und der Nachbarschaftsbeziehungen mit sich, wie etwa ein starkes Solidaritätsgefühl, aber auch eine ausgeprägte soziale Kontrolle<sup>30</sup>. Der kommunikative Aspekt wird dabei insbesondere in der heutigen Zeit, wo sich nicht nur alte Menschen über das Desinteresse der Nachbarn beklagen, von allen unseren Gewährsleuten positiv, wenn auch mit einem Hauch Nostalgie, bewertet.

Die Verlegung etlicher Wohnfunktionen in das breitere Wohnumfeld – Gang, Hof – und die gemeinsame Benützung der Bassena und des WC brachten aber auch viele Streitigkeiten mit sich, die in der Volksdichtung dokumentiert werden:

### Bei der Bassena

Sie, Frau Blaha,  
bei Bassena habn sie gmacht a recht a Dreck,  
sie habns bißl Wasser ausgeschraht,  
putzens des gefälligt weg.  
Bin ich nicht für ihnen Schani,  
daß ich für sie Trottel mach.  
Wenn ich sags den Hausverwalter,  
macht er ihnen Riesenkrach.  
Was sagns? Ich bin alte Bißgurn?  
Bin ich sanft als wie ein Lamm.  
Aber wens mir Bißgurn schimpfen,  
werdens Besen übern Schädel habn.  
Sie wollns feine Dame spielen?  
Na da lach ich nur dazu,  
was sie sind, bin ich schon lange,  
sie sind ja a blöde Kuh..<sup>31</sup>

Die soziale Integration, die durch die gemeinsame Benützung von hygienischen Einrichtungen notwendig wurde, erwies sich als störendes Element<sup>32</sup>.

Man muß sich daher fragen, in welchen Bereichen die Familie bereit ist, sich zu integrieren, und in welchen Bereichen sie wiederum ungestört bleiben will. Interessante Ergebnisse brachte eine Untersuchung über das Familienleben und die Wohnverhältnisse von Arbeitern im „Roten Wien“ der Ersten Republik<sup>33</sup>. Trotz der angebotenen Kindergärten besuchten hier nur zwei von zehn

Kindern diese Einrichtung; ablehnend verhielten sich die Arbeiterinnen auch gegen eine Form der Zentralisierung des Haushalts – nur 16 Prozent der Befragten waren für ein Einküchenhaus, etwa zwei Drittel der Arbeiterinnen wußten damit nichts anzufangen, und nur 13 Prozent der Frauen waren für eine Zentralwaschküche<sup>34</sup>. Die sozialistische Vision von der wichtigen Rolle kollektiver Einrichtungen hat sich also im familiären Bereich nicht durchsetzen können, statt dessen wurden von den Arbeitern die bürgerlichen Wohnverhaltensmuster und die Ausführung von Tätigkeiten, wie kochen und waschen, in der eigenen Wohnung bevorzugt<sup>35</sup>. Die großräumigen Höfe, wo die Kinder spielen und die Erwachsenen sich unterhalten konnten, förderten dennoch nachbarschaftliche Beziehungen. Auf Grund der gleichen politischen Gesinnung und eines homogenen sozialen Status bildete sich auch ein Solidaritätsverhalten aus; so paßten etwa die Nachbarn auf die Kinder auf usw. Aber auch die nachbarschaftlichen Beziehungen in den Gemeindebauten des „Roten Wiens“ bis in die heutige Zeit bedürfen einer tiefergehenden empirischen Erforschung. Gut informiert sind wir über ein anderes Phänomen der damaligen Zeit – die Siedlerbewegung –, wo auf Grund der herrschenden Wohnungsnot ein besonders stark ausgeprägtes Solidaritätsverhalten bei den Siedlern entstanden war<sup>36</sup>.

## **V. Soziale Integration und Nachbarschaftsbeziehungen in den Wohnbauten der Nachkriegszeit**

Der Einfluß der Haus- und Raumstruktur und auch des äußeren Wohnumfeldes (z. B. Infrastruktur) auf die Wohnzufriedenheit und das Wohnverhalten ist unbestritten. Dabei wird oft die nur auf die Befriedigung primärer Wohnfunktionen, wie Essen und Schlafen, ausgerichtete Bauweise der sechziger und siebziger Jahre, wie etwa die Wohnsilos in der Großfeldsiedlung, Siedlung Kagran und Per-Albin-Hansson-Siedlung Ost, mit einer unzureichenden Infrastruktur und menschenfeindlichen Architektur (wie z. B. Lifte, in denen man sich ängstigt, oder trostlose Gänge, wo man keinen Menschen trifft), wo zwischenmenschliche und nachbarschaftliche Kontakte auf ein Minimum reduziert sind, eine Zielscheibe der Kritik, sowohl seitens der Architekten als auch seitens der Betroffenen: „Wenn du um Hilfe schreist, dann hilft dir niemand, ich habe meinen Kindern immer eingetrichtert, schreit nicht ‚Hilfe‘, sondern ‚Feuer‘, wenn ihr Angst habt. Bei Feuer fühlen sich auch alle

anderen bedroht<sup>37</sup>.“ Soweit die Aussage einer Bewohnerin in der Per-Albin-Hansson-Siedlung kurz nach dem Mord an einem jungen Mädchen. Warum dies so ist, versucht die Bewohnerin durch den Mangel an Intimität zu erklären, da die Wohnungen sehr hellhörig sind, was das Bedürfnis nach Anonymität verstärkt<sup>38</sup>. Diese Erklärung befriedigt nicht ganz, wenn man vergleichsweise das enge Miteinander in einem Zinshaus der Gründerzeit, wo es keine Intimität gab, bedenkt, wo die Bewohner jedoch ein starkes Solidaritätsgefühl entwickelten.

Die Problematik ist komplizierter. Man muß sich fragen, ob die veränderte Struktur nachbarschaftlicher Beziehungen nicht ein Zeichen des steigenden Lebensstandards und auch des steigenden Sozialprestiges der Mittelschichten ist, ob hier daher nicht wie schon früher bei den wohlhabenden Bürgern die soziale Segregation als ein Ausdruck sozialer Emanzipation zu sehen ist. Ist es nicht so, daß die sozial und finanziell Schwächeren wie auch Minderheiten eher ein starkes Gemeinschafts- und Solidaritätsgefühl entwickeln? So beruht heute die Nachbarschaftsstruktur bei den Mittelschichten nicht mehr auf dem traditionellen, aus dem gründerzeitlichen Zinshaus bekannten Modell der Solidarität, das im Zusammenhang mit den Bedürfnissen einzelner Familien (wie etwa ökonomische Gegebenheiten, Sozialkontrolle usw.) aufgebaut wurde, sondern die Nachbarschaftsbeziehungen transferieren sich in andere Bereiche, seien es die Freizeitaktivitäten oder die Zusammenarbeit bei Problemen, die das Leben im Haus betreffen. Ein Beispiel sind etwa die Mietermitbestimmung oder neue alternative Wohnformen<sup>39</sup>.

Ein weiterer Aspekt ist sicherlich die Isolation der heutigen „Fernsehfamilie“, die die Kommunikation nicht nur zu den Nachbarn, sondern auch innerhalb der Familie reduziert. Eine Untersuchung hat dabei gezeigt, daß die Neigung zum Fernsehen schichtenabhängig ist; Personen aus höheren Sozialschichten verbringen weniger Zeit vor dem Fernsehgerät als Personen aus niedrigen Schichten<sup>40</sup>.

Ein weiterer Grund, warum die nachbarschaftlichen Beziehungen bei vielen nicht mehr so eine wichtige Rolle spielen, ist die steigende räumliche und gesellschaftliche Mobilität: wie etwa das Pendeln zwischen Wohnung und Arbeitsplatz, erhöhte Kulturaktivitäten und Erholung außerhalb des unmittelbaren Wohnumfelds, der Trend, am Wochenende die Stadt zu verlassen und diese Zeit am Land oder wenigstens im eigenen Schrebergarten am Stadtrand

zu verbringen sowie steigende Urlaubsmobilität; durch diese räumliche Mobilität werden auch viele neue soziale Kontakte außerhalb des Hauses geknüpft und gepflegt<sup>41</sup>.

Mit dem veränderten Lebens- und Wohnstandard haben auch die kommunikativen Formen, die die Freizeitgestaltung betreffen, an Bedeutung gewonnen. In neuerer Zeit gibt es in der Architektur Bestrebungen, diesem Trend gerecht zu werden und das kommunikative nachbarschaftliche Element im Wohnbau zu fördern. Eines der ersten Beispiele ist der Wohnpark Alt-Erlaa, wo es eine reiche Infrastruktur und zahlreiche Freizeit- und Hobbyeinrichtungen (wie zum Beispiel einen Modellbauclub, einen Tanzclub, einen Handarbeitsclub, einen Gymnastikclub, ein Frauenkommunikationszentrum, Clubs für Sportschützen, Modellbahnbauer, Kulturbegeisterte, einen Kinder- und Jugendclub, eine Kunstgalerie usw.) und mehrere Dachschwimmbäder gibt; neben Sportveranstaltungen finden hier auch Filmabende, Theatervorführungen, Vorträge und Kurse statt<sup>42</sup>. Laut Statistik pflegen hier 87 Prozent der Familien Kontakt mit ihren Nachbarn, darunter auch jene, die in den früheren Wohnungen keinen oder nur wenig Kontakt zu den Nachbarn hatten<sup>43</sup>.

## **VI. Wohnung und soziale Integration**

Man kann feststellen, und dies gilt anscheinend auch für die „Stadt der Elite“ – Alt-Erlaa, daß je repräsentativer und größer das Haus oder die Wohnung ist, desto mehr Bereitschaft besteht bei der Familie, Kontakte im erweiterten Sozialkreis (Verwandte, Bekannte, Freunde, Nachbarn usw.) zu pflegen; dies bestätigen auch soziologische Untersuchungen<sup>44</sup>. Dies war auch früher bei bürgerlichen Schichten der Fall. So lesen wir etwa bei Adalbert Stifter, nachdem die Familie des Romanhelden ein neues Landhaus erworben hatte: „Von der Stadt wurden nun viel öfter Leute mit ihren Kindern zu uns eingeladen, da wir mehr Raum hatten, und wir durften im Hofe oder in dem Garten uns ergötzen“<sup>45</sup>.

Damit sind wir bei der Problematik der Wohnung als Ort sozialer Integration angelangt. Es sind dies Formen der Kommunikation innerhalb der Wohnung, innerhalb der Familie, wie etwa die verschiedenen Familien- und Jahresbräuche, die Funktion der Wohnung als Ort der Kommunikation mit Freunden, Bekannten, Arbeits- und Studienkollegen usw.

Für die Biedermeierzeit bietet sich zu diesem Thema reiches schriftliches und bildliches Material an – vor allem die verschie-

denen Stammbücher, Almanache, Taschenbücher usw. Aus dem Erinnerungsbuch der Kaufmannsfamilie Baumann, vom Freund der Familie, Franz Xaver von Paumgarten, geschrieben und illustriert (1825), erhält man eine sehr lebhafteste Vorstellung über das Wohnverhalten einer bürgerlichen Familie des Biedermeiers<sup>46</sup>. Auf einer Abbildung ist die Familie mit ihrem Freund „Beim Bratwürsteessen“ versammelt; eine weitere Darstellung zeigt ein Weihnachtsfest „Am Christabend und St. Nikolaus“, wobei hier die älteste Abbildung eines Weihnachtsbaumes in Wien zu sehen ist<sup>47</sup>.

Franz Xaver Paumgarten hat auch lebhafteste Szenen festgehalten, wie etwa „Die gestörte Silvesterfeier“, wo man eine fröhliche Gesellschaft sieht, die den in Brand geratenen Punsch zu löschen versucht. Die Unterschrift, die seinen feinen Humor zeigt, lautet: „Des bösen Weingeists Tücke, Kraft und Macht, Hat dem losen Spiel ein arges End' gemacht“<sup>48</sup>.

In der Wohnung spielte sich früher auch die Brautwerbung, selbstverständlich in Gegenwart der Eltern, ab. Auf einem Bild von Josef Danhauser, 1844, sehen wir, wie die junge Dame vom Vater und der junge Mann von der Mutter getrennt über ihre Verpflichtungen unterrichtet werden<sup>49</sup>.

Im Vergleich zu den eher kleineren bürgerlichen Wohnungen des Mittelalters und der Barockzeit wie auch den Wohnungen in einem vorstädtischen Biedermeier-Zinshaus, die meist nur aus Zimmer, Küche und Kabinett bestanden, boten die großräumigen großbürgerlichen Wohnungen des Biedermeiers mehrere Möglichkeiten zur Unterhaltung. Nach adeligem Vorbild gab es in jeder vornehmen Wohnung einen Salon mit den sogenannten Wohninseln, wo sich die Gesellschaft, in Gruppen aufgeteilt, unterhalten konnte<sup>50</sup>. Auch einige Salons der bürgerlichen Gesellschaft wurden zu Zentren des gesellschaftlichen Lebens. So besuchte etwa die Familie Baumann oft die Feste bei Franziska Salmi, wie ein Bild „Die Unterhaltung bei Franziska Salmi“ mit einer Unterschrift: „Wie oft gab es bey unserer bekannten lieben Frau Franzel Gesellschaft, Spiel, Soupée und zuletzt noch ein Tanzel“, zeigt<sup>51</sup>. Auch in der Wohnung der Familie Baumann wurde Pantomime und Haus-theater gespielt<sup>52</sup>. Eine Form der Unterhaltung von Kindern und Erwachsenen – das Papiertheater – muß hier erwähnt werden<sup>53</sup>. Die Biedermeier-Gesellschaft wußte sich zu unterhalten. Es gab viele Gesellschaftsspiele mit einer leichten erotischen Note<sup>54</sup>.

Von Adalbert Stifter erfahren wir, daß mit dem Heranwachsen der jungen bürgerlichen Mädchen sich die gesellschaftlichen

Kontakte der Familie intensivierten: „In unserem Hause war während meiner Abwesenheit eine Veränderung eingetreten. Meine Schwester Klotilde, welche bisher immer ein Kind gewesen war, war in diesem Sommer plötzlich ein erwachsenes Mädchen geworden. Ich selber hatte mich bei meiner Rückkehr sehr darüber gewundert, und sie kam mir beinahe ein wenig fremd vor. Diese Veränderung brachte für den kommenden Winter auch eine Veränderung in unser Haus. Unser Leben war für die Hauptstadt eines großen Reiches bisher ein sehr einfaches und beinahe ländliches gewesen. Der Kreis der Familien, mit denen wir verkehrten, hatte keine große Ausdehnung gehabt, und auch da hatten sich die Zusammenkünfte mehr auf gelegentliche Besuche oder auf Spiele der Kinder im Garten beschränkt. Jetzt wurde es anders. Zu Klotilden kamen Freundinnen, mit deren Eltern wir in Verbindung gewesen waren, diese hatten wieder Verwandte und Bekannte, mit denen wir nach und nach in Beziehungen gerieten. Es kamen Leute zu uns, es wurde Musik gemacht, vorgelesen, wir kamen auch zu anderen Leuten, wo man sich ebenfalls mit Musik und ähnlichen Dingen unterhielt. Diese Verhältnisse übten aber auf unser Haus keinen so wesentlichen Einfluß aus, daß sie dasselbe umgestaltet hätten. Ich lernte außer den Freunden, die ich schon hatte, und an deren Art und Weise ich gewöhnt war, noch neue kennen<sup>55</sup>.“

Zu dem gesellschaftlichen Leben Wiens gehörten auch die bekannten Hauskonzerte und musikalischen Soiréen. Während wir auf einem Bild von Nikolaus Moreau „Musikalische Soirée bei Baron Denis Eskeles“ nur eine – im intimen Rahmen, entweder in der Bibliothek oder dem Musikzimmer – musizierende Männergesellschaft sehen, waren die in Wien beliebten Hauskonzerte eine gute Gelegenheit, das andere Geschlecht kennenzulernen<sup>56</sup>. So wird das Bild von Josef Danhauser „Die Hausmusik“ im Salon der Villa von Denis Eskeles in Hietzing auch als „Die Brautschau“ bezeichnet<sup>57</sup>. Um die Braut wirbt anscheinend der vor der Amor-Steile sitzende Mann, die ausgesuchte Braut ist die am Klavier stehende Sängerin, auf die der Pfeil des Amors gerichtet ist. Wenn wir auch nicht wissen, ob es sich bei diesem Bild um einen tatsächlichen Akt der Brautwerbung oder eine fiktive Szene handelt, war sicherlich so eine Situation von Danhauser aus dem Leben der Wiener Gesellschaft gegriffen; typisch für derartige Szenen sind auch die zwei ganz hinten sitzenden Figuren eines alten Mannes und einer Frau (die Eltern der jungen Dame?), die die junge Gesellschaft beobachten<sup>58</sup>.

Abgesehen von dieser eher in einem intimen Rahmen gehaltenen „Hausmusik“ gab es in Wien auch große Hauskonzerte. Bekannt waren die musikalischen Abende mit Schubert, die sich im großen gesellschaftlichen Rahmen abspielten. (Siehe etwa die Darstellung „Ein Schubert-Abend bei Josef von Spaun“, 1868, von Moritz von Schwindt<sup>59</sup>.) Wir sehen dabei, daß in der adeligen und großbürgerlichen Gesellschaft auch die Frauen aktiv an derartigen gesellschaftlichen Ereignissen teilnahmen. Josef Danhauser hat so eine Szene auf dem Bild „Die Schachpartie“ festgehalten, wo die Geliebte des ungarischen Schauspielers Ludwig Fancsy, Ilona Keresztenyi, mit dem Bankier Baron Bernhard Eskeles eine Schachpartie spielt und auch gewinnt<sup>60</sup>. Diese kluge Frau vermochte durch die gewonnene Partie ihrem Geliebten, der beim Baron Eskeles verschuldet ist, zur Abgeltung seiner Schulden zu verhelfen<sup>61</sup>. Gewiß hat sich in der Wiener Gesellschaft eine moderne Erscheinung – die emanzipierte und kluge Frau – durchgesetzt. Dies war sicherlich aber nur eine Ausnahme in Adels- wie auch in Schauspielerkreisen, während die meisten Frauen sonst aus ihrer Gastgeberinnenrolle nicht herauskommen konnten.

Dem einfachen Bürger in seinem Miethaus war es dagegen meist nicht möglich, in seiner Wohnung gesellschaftliche Unterhaltungen, wie etwa Bälle und Tanzabende, zu veranstalten: „No eins! Sagt der Hausherr – geb’n Sö epper Ball oder Píkrid in’n Fasching? – das Tanz’n und Hupfn bsunders in ein’n viert’n Stock schadt n’Dipplbödn, und erschütteret an ganz’s Haus – d’andern Partheien haldn si a auf – kurzum! das därf bei mir nid seyn. – Ah wer wird denn in ein’n viert’n Stock Ball gebn? – wann m’r tanz’ wolln, so gehn m’r in d’Redoutt, oder auf ein’n Saal<sup>62</sup>.“

Haben die Formen gesellschaftlicher Kommunikation in der Biedermeierzeit meist einen familiären oder gesellschaftlichen Charakter im Kreis der Bekannten, so befinden sich unter den vom Geldadel der Gründerzeit eingeladenen Gästen zunehmend Personen, die in einem geschäftlichen Kontakt zur Familie stehen<sup>63</sup>. Die Rolle der Wohnung als Repräsentations- und Prestigeobjekt gewinnt dadurch an Bedeutung. Zu diesem Zweck wurden in den Ringstraßenpalais nach adeligem Vorbild große Repräsentationsräume angelegt, wenn auch im Vergleich zu den adeligen barocken Palais die Raumgröße wesentlich reduziert wurde<sup>64</sup>. Dennoch gab es den Tanzsaal, um den sich Empfangs-, Sitz-, Speise-, Spiel-, Billard-, Rauchsalon usw. gruppierten. Im Tanzsaal, dem Zentrum gesellschaftlichen Lebens, wurden Theater, Bälle, Lesungen,

musikalische Soiréen, Konzerte usw. veranstaltet, über die man auch in der Presse berichtete<sup>65</sup>. Eines der beliebtesten Spiele des Geldadels waren die schon im Biedermeier bekannten „Lebenden Bilder“, wobei prominente Persönlichkeiten des damaligen Wiens Figuren bekannter Bilder verkörperten; nach Maria Reissberger versuchte das Großbürgertum dadurch sein kulturelles Bildungsbewußtsein zu dokumentieren<sup>66</sup>. Es wäre sicherlich lohnend, die hier angeschnittene Problematik bis in die Gegenwart und wiederum schichtenspezifisch weiterzuverfolgen (Abb. 6).

## VII. Kulturelle und bildende Funktion einer Wohnung

Kultur und Bildung waren zwei Statussymbole, wodurch sich die bürgerliche Gesellschaft vom Proletariat bewußt zu unterscheiden suchte; sie gehörten zu den sichtbaren Zeichen der sozialen Überlegenheit. So war in jedem vornehmen Haus des Biedermeiers eine Bibliothek, das „Bücherzimmer“, zu finden, das zum Bereich des Mannes gehörte. Wenn etwa der Vater im Roman „Nachsommer“ von Adalbert Stifter im Bücherzimmer ein, zwei oder mehrere Stunden lang las, „durfte man ihn nicht stören, und niemand durfte durch das Bücherzimmer gehen“<sup>67</sup>. Daneben befanden sich im Haus noch ein Billard- und ein Altermumzimmer, „wo der Vater seinen Hobbys nachging“<sup>68</sup>. In den Zinspalais der Ringstraßenepoche wurden die Bibliotheken mit wertvollen Fresken, Gemälden und Kunstgegenständen ausgestattet, wie etwa die Bibliothek des Palais Dumba (Abb. 7)<sup>69</sup>. Zu den wichtigsten Requisiten auf Wohnungsdarstellungen und Porträts aus der Biedermeier- und Gründerzeit gehörten der Schreibtisch, die Staffelei und das Klavier (Abb. 8). Auf vielen Biedermeier-Bildern sehen wir eine Dame am Schreibtisch in ihrem Arbeitszimmer, dessen Wände voll von Bildern sind (Abb. 9). Zu den Tätigkeiten bürgerlicher Frauen gehörte neben der Leitung des Haushalts und dem Verfertigen von Handarbeiten (Bereich der Häuslichkeit) auch Lesen, Malen und Musizieren. Schon die zeitgenössischen Beobachter versuchten diese Verhaltensweisen zu analysieren und meinten, daß es sich einerseits um emanzipatorische Versuche handle, d. h. um den Versuch, durch Belesenheit und Bildung gegen Unterdrückung und Mißachtung anzukämpfen, andererseits Literatur und schöne Künste der bürgerlichen Frau einen therapeutischen Ausgleich ermöglichten, einen Trost für die Ungerechtigkeit des Lebens, für ihre Rolle als Untergebene in der Männergesellschaft, d. h. die Möglichkeit, dem Mann, der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Rolle als an das Haus gebundenes Wesen zu entfliehen<sup>70</sup>.

Dennoch ist anzunehmen, daß es damals nicht nur mißverständene Frauen gab, sondern auch andere, die das Familienleben schätzten und mit ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau durchaus zufrieden waren. Auch die Belesenheit und das Kunstinteresse bürgerlicher Frauen muß man wohl im breiteren Rahmen des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs gewisser bürgerlicher Schichten sehen, die sich seit dem Biedermeier sozioökonomisch emanzipierten, so daß man den Anteil der bürgerlichen Frau an der Bildung, der Kunst oder der Wohnungsgestaltung auch als Ausdruck eines neuen Lebensgefühls betrachten kann. Die Problematik der Frauenemanzipation bedarf hier einer tieferen schichtenspezifischen und gesellschaftspolitischen Analyse (Abb. 10).

In der Wohnung einer kinderreichen Arbeiterfamilie gab es für kulturelle und erzieherische Aufgaben natürlich keinen Platz<sup>71</sup>. Es war ein Anliegen der Sozialdemokratie in der Ersten Republik, Bildung und Kultur bei der Arbeiterschaft durch kommunale Einrichtungen zu fördern. In den Gemeindebauten des „Roten Wiens“ sind öffentliche Einrichtungen, wie etwa Bibliotheken, Kino- und Theatersäle, errichtet worden. In welchem Ausmaß sie frequentiert wurden, müßte noch eruiert werden. Es ist aber bekannt, daß nach dem Zweiten Weltkrieg die Bibliotheken aus den Gemeindebauten meist verschwunden sind. Anscheinend wurden sie durch andere Medien – Radio, Plattenspieler, Fernsehen – verdrängt. Es stellt sich die Frage, wie weit Bildung, Belesenheit und Kunstverständnis heute von den Wohnverhältnissen abhängig sind, d. h., ob sie heute noch als Zeichen von Klassendifferenzierung anzusehen sind (Abb. 11). So gehört etwa eine Bibliothek zur Standardeinrichtung heutiger gutbürgerlicher Mittelschichten; ob alles, was da gesammelt ist, auch gelesen wird, ist allerdings eine andere Sache. In einer kleinen Gemeindewohnung gibt es auch bei gutem Willen (ob er allerdings überhaupt vorhanden ist, wissen wir nicht) für die Aufstellung einer umfangreichen Bibliothek schon auf Grund der Raumstruktur keinen Platz. Erst das Fernsehen, die Stereo-Anlage und letztlich auch der Computer ermöglichen es, auch kleine Wohnungen als Bildungs-, Kultur- und Hobbyraum zu benützen; auch die Gitarre ist hier besser unterzubringen als ein Klavier (Abb. 12)<sup>72</sup>.

### **VIII. Wirtschaftliche Funktionen**

Nicht zuletzt ist es die Funktion des Hauses oder der Wohnung als Arbeitsplatz, die auch heute bei vielen Selbständigen, Künst-

lern usw. zu finden ist, und mit dem Computer noch an Bedeutung gewinnen wird. Auch auf diese Problematik, die im Zusammenhang mit den Hausformen und berufsspezifischen Wohnsituationen behandelt werden muß, soll im geplanten Projekt näher eingegangen werden.

In der hier gebotenen Kürze haben wir versucht, einen Aspekt volkscundlicher Erforschung städtischer Wohnweise vorzustellen, der noch detaillierter schichtenspezifisch, entwicklungsgeschichtlich und auch im Hinblick auf die verschiedenen Haus- und Raumstrukturen ausgearbeitet werden muß. Auch die Fragestellungen müssen selbstverständlich noch erweitert und präzisiert werden.

#### Anmerkungen

1. Siehe Hubert Christian Ehalt, Vera Mayer, Wien – Wohnen im Wandel. Vom Vormärz bis zur Gegenwart. Volkskundliche Eindrücke. Eröffnung einer Sonderausstellung im Österreichischen Freilichtmuseum Graz-Stübing. In: ÖZV XLIII/92, 1989, S. 140–143.

2. Auf die umfangreiche vorhandene Literatur können wir an dieser Stelle nicht eingehen; an der Erstellung einer umfassenden Bibliographie zum Thema Wohnen in Wien wird derzeit gearbeitet.

3. Vgl. Konrad Bedal, Historische Hausforschung. Eine Einführung in Arbeitsweise, Begriffe und Literatur. Münster 1978, S. 84.

4. Das Manuskript des Konzepts befindet sich am Institut für Gegenwartsvolkswissenschaft, Wien.

5. Zum Konzept der „basic needs“ siehe Margret Tränkle, Wohnkultur und Wohnweisen. Tübingen 1972, S. 7–11.

6. Reinhard Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“ Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900. In: Hubert Ch. Ehalt u. a. (Hrsg.), Glücklich ist, wer vergißt . . . ? Das andere Wien um 1900. Wien-Köln-Graz 1986, S. 71.

7. Josef Danhauser, Der Augenarzt, Öl auf Leinwand, 1837. Historisches Museum d. Stadt Wien, Inv. Nr. 48.679. Siehe auch in: Veronika Birke, Josef Danhauser (1805–1845). Gemälde und Zeichnungen. Wien 1983, S. 46–48, Tafel 2.

8. Georg Berg, Interieur im Hause der Baronin Wangenheim. Aquarell, 1856. Historisches Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. 56.434.

9. Siehe u. a.: Erzherzog Franz Joseph am Totenbett Kaiser Franz I. Lithographie. Privatbesitz. Vgl. Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. 1. Teil: Von der Revolution zur Gründerzeit, 1848–1880. Katalog. Wien 1984, S. 345, Farbabb. 20.

10. (e t t.), Grüne für 10.000 Schilling Mindestlohn. Neues Parteikonzept mit viel politischem Sprengstoff. In: Die Presse, 13. Juli 1989, S. 5.

11. Siehe u. a. Ingeborg Weber-Kellermann, *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*. Frankfurt/Main 1974, S. 41–50 (Kapitel: Frauenleben und Sexualität in den Städten); Inge Pronay-Strasser, *Von Ornithologen und Grashüpferinnen. Bemerkungen zum Sex um 1900*. In: Hubert Ch. Ehalt u. a. (Hrsg.), *Glücklich ist, wer vergißt . . . ?* (wie Anm. 6), S. 113–132.

12. Zu den Wohnverhältnissen der Gewerbetreibenden siehe etwa Josef Ehmer, *Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien* (= Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 13). Wien 1980, S. 101–206.

13. Vgl. Hannes Stekl, „Sei es wie es wolle, es war doch so schön.“ *Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiographien*. In: Hubert Ch. Ehalt u. a. (Hrsg.), *Glücklich ist, wer vergißt . . . ?* (wie Anm. 6), S. 27.

14. Elisabeth T. Spira, *Einstens – auf Sommerfrische* (= Fernsehreihe „Alltagsgeschichten“). FS 2, 7. 7. 1989, 21.20 Uhr.

15. Gutes Quellenmaterial bieten die Anstandsbücher – siehe etwa: Günter Häntzschel (Hrsg.), *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation* (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 15). Tübingen 1986.

16. Siehe dazu R. Sieder (wie Anm. 6), S. 66–70. Trotzdem muß man nach Sabine Kolleth die Frage des sozialen Milieus in bezug auf Gewalt in der Ehe differenzierter betrachten; bei Kindesmißhandlung oder Kindesmord waren die Täter meist Personen aus dem Arbeiter- und Handwerkermilieu, während bei kriminellen Handlungen innerhalb der Ehe auch häufig Täter aus der Mittel- und Oberschicht stammen. Siehe dazu Sabine Kolleth, *Gewalt in der Ehe und Intimpartnerschaft*. In: Hubert Ch. Ehalt u. a. (Hrsg.), *Glücklich ist, wer vergißt . . . ?* (wie Anm. 6), S. 152–153.

17. Siehe dazu u. a. G. Häntzschel (wie Anm. 15), S. 132–169; Konstanze Mittendorfer, *Stichworte zur Biedermeierzeit: „Haus und Häuslichkeit“*. In: *Bürgersinn und Aufbegehren. Biedermeier und Vormärz in Wien 1815–1848*. Katalog. Wien 1988, S. 567.

18. Johann Christian Schoeller und Andreas Geiger, *Der geplagte Familienvater*. Kolorierter Kupferstich, Bildbeilage zur Theaterzeitung „Wiener Scene N<sup>o</sup>. 26“, vom 30. 4. 1839. Historisches Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. M 1007/1.

19. G. Häntzschel (wie Anm. 15).

20. Ebd., S. 147.

21. Helmut Eisendle, *Oh Hannah! Wien–Darmstadt 1988*, S. 8.

22. Dieter Langewiesche, *Politische Orientierung und soziales Verhalten. Familienleben und Wohnverhältnisse von Arbeitern im „Roten Wien“ der Ersten Republik*. In: Lutz Niethammer, *Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft*. Wuppertal 1979, S. 180.

23. Siehe u. a. Heidi Kessler, Edith Weinlich, *Die Küche. Eine volkskundliche und sozialhistorische Fallstudie zum Wandel des Arbeits- und Lebensraumes von Frauen im Wien des 20. Jahrhunderts*. Abschlußbericht des Projektes 20.205/3-27/85 des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung. Wien 1986 (Manuskript).

24. M. Tränkle (wie Anm. 5), S. 56.
25. Mitteilung eines Polizeibeamten in Wien-Hietzing.
26. Siehe z. B. den Grundriß des Hauses Wollzeile 12/Schulerstraße 7 (1010 Wien), 1. und 2. Stock, errichtet 1801. Original im Wiener Stadt- und Landesarchiv.
27. Siehe u. a. in Maria Reissberger, Theophil Hansens Zinspalais. Künstlerische, gesellschaftliche und ökonomische Bedingtheiten eines Bautypus. In: UM BAU Nr. 6/7, 1983, S. 54 ff.
28. Adalbert Stifter, Der Nachsommer. München 1987, S. 163–164 (1. Ausgabe 1857).
29. Zu den Wohnverhältnissen der Unterschichten in Wien des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gibt es eine ganze Reihe von Publikationen, u. a. Peter Feldbauer, Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsverorgung in Wien 1848–1914. Wien 1977; J. Ehmer (wie Anm. 12); Michael John, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs (= Materialien zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 32). Wien 1984; Wolfgang Hösl, Gottfried Pirhofer, Wohnen in Wien 1848–1938. Studien zur Konstitution des Massenwohnens. Wien 1988; weitere Literatur ist diesen Publikationen zu entnehmen.
30. Siehe den Beitrag von Michael John in diesem Heft; vgl. auch R. Sieder (wie Anm. 6), S. 72–78.
31. Gustav Jauch, Stille Gassen, alte Häuser. Erinnerungen an das Simmering von gestern (= Schriftenreihe des Bezirksmuseums Simmering). Wien 1978, S. 25.
32. Siehe dazu Magdalena Papp, Wiener Arbeiterhaushalte um 1900. Studie zu Kultur und Lebensweise im privaten Reproduktionsbereich. Wien 1980, S. 215–227 (Unveröff. Phil. Diss.).
33. D. Langewiesche (wie Anm. 22), S. 171–187.
34. Ebd., S. 182–185.
35. Ebd., S. 184–185.
36. Auch zum Siedlungswesen gibt es umfangreiche Literatur, u. a. Klaus Novy, Wolfgang Förster, Einfach bauen. Katalog zu einer wachsenden Ausstellung. Wien 1985; Robert Hoffmann, „Nimm Hack’ und Spaten . . .“ Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich 1918–1938 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 33). Wien 1987.
37. Astrid Kasparek, Franziska Kummer, Hier bleibst du immer in der Opferrolle. In: Falter 12, Wien 1989, S. 10.
38. Ebd.
39. Auch zur Problematik der Mietermitbestimmung gibt es inzwischen einige Publikationen, u. a. Kurt Freisitzer, Robert Koch, Ottokar Uhl, Mitbestimmung im Wohnbau. Wien 1987; Handbuch für den Mieterbeirat. Hrsg. v. d. Mietervereinigung Österreichs – Landesorganisation Wien, Wiener Ausschuß der Gemeindemieter. Wien, o. J.; Zu einem Wohnprojekt, das aus der Eigeninitiative der Mieter entstanden ist, siehe Maria Groh u. a., Ein Weg zum kindergerechten Wohnhaus. In: Wohnen mit Kindern 21, Wien 1987.

40. Friedrich Fürstenberg, Klaus Mayer, Wohnverhältnisse und moderne Lebensformen. Der Einfluß der Wohnverhältnisse auf die Heranbildung moderner Lebensformen (= Schriftenreihe der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen, Planen, H. 48). Wien 1972, S. 19.
41. M. Webber, Order in diversity: community without propinquity. In: L. Wingo (Hrsg.), *Cities and Space*. Baltimore 1963, S. 23–54; Jiřf Musil, Lidé a sídliště. Praha 1985, S. 235.
42. Barbara Búchner, Die Wohnpark-Familie von Alt-Erlaa. In: *Wien aktuell* 88 (11), H. 1, 1983, S. 14–16.
43. Ebd., S. 14.
44. F. Fürstenberg, K. Mayer (wie Anm. 40), S. 18.
45. A. Stifter (wie Anm. 28), S. 12.
46. Siehe: Hubert Kaut, Ein Erinnerungsbuch 1825 für die Wiener Kaufmannsfamilie Baumann. In: *Wiener Schriften* 5, 1957, S. 127–168. Das Original befindet sich im Historischen Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. 98.743/1-80.
47. Ebd., S. 148–149, 154–156, Taf. III.
48. Ebd., S. 146, Abb. 69.
49. V. Birke (wie Anm. 7), S. 113–114.
50. Christian Witt-Dórring, Der differenzierte Konsum. Das Wiener Möbel 1815–1848. In: *Bürgersinn und Aufbegehren*, (wie Anm. 17), S. 381.
51. H. Kaut (wie Anm. 46), S. 151, Abb. 73.
52. Ebd., S. 156–159, Abb. 70–72, 74–75.
53. Siehe dazu: Franz Grieshofer, Ulrike Riss, Herbert Zwietauer, *Papiertheater. Eine Sonderausstellung aus Wiener Sammlungen*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1985.
54. Wie z. B. „Gesellschafts=Spiele im Zimmer“, veröffentlicht in „Freut euch des Lebens!“ Bd. 1; – siehe dazu Carl Nödl (Hrsg.), *Das unromantische Biedermeier. Eine Chronik in Zeitdokumenten 1795–1857*. Wien 1987, S. 275–276.
55. A. Stifter (wie Anm. 28), S. 163.
56. Nikolaus Moreau, *Musikalische Soirée bei Baron Denis Eskeles. Öl auf Leinwand, um 1830*. Historisches Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. 54.967. Abb. siehe in: *Bürgersinn und Aufbegehren*, (wie Anm. 17), S. 122, Abb. S. 121.
57. V. Birke (wie Anm. 7), S. 86, Abb. 22.
58. Siehe ebd., Abb. 22.
59. Moritz von Schwindt, *Ein Schubert-Abend bei Josef von Spaun. Feder und Bleistift, 1868*. Historisches Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. 30.525. Abb. siehe in: *Bürgersinn und Aufbegehren*, (wie Anm. 17), S. 110–111.
60. V. Birke (wie Anm. 7), S. 69–75, Tafel 4.
61. Ebd., S. 69–71.
62. *Eipeldauer-Briefe*, 12. Heft, 2. Brief; zit. nach C. Nödl (wie Anm. 54), 127.
63. G. Häntzschel (wie Anm. 15), S. 24.
64. M. Reissberger (wie Anm. 27), S. 56.
65. Ebd., S. 71.
66. Ebd.

67. A. Stifter (wie Anm. 28), S. 8.
68. Ebd., S. 8–12.
69. Siehe Rudolf von Alt, In der Bibliothek des Palais Dumba. Aquarell, 1877. Historisches Museum der Stadt Wien, Inv. Nr. 58.125.
70. G. Häntzschel (wie Anm. 15), S. 2–3.
71. Siehe dazu R. Sieder (wie Anm. 6), S. 78–82.
72. Über die unbefriedigende Funktion der Wohnung als Bildungs- und Erholungsraum für Jugendliche berichtet u. a. Hannelore Fielhauer, Zur neueren Wohnungsgeschichte der Lehrlinge in Wien. In: Helmut Fielhauer, Olaf Bockhorn (Hrsg.), Die andere Kultur. Volkskunde, Sozialwissenschaften und Arbeiterkultur. Ein Tagungsbericht. Wien–München–Zürich 1982, S. 135–162. Mit den Wohnverhältnissen Jugendlicher in der Gegenwart haben sich bisher vor allem die Sozialwissenschaftler beschäftigt. Siehe dazu: Ernst Haider, Eltern, Heime, eigene Wohnung. Die Wohnverhältnisse der Jugendlichen. In: Herbert Janig u. a. (Hrsg.), Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher (= Sozialwissenschaftliche Materialien, Bd. 20). Linz 1988, S. 513–537.

# Chronik der Volkskunde

## **Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1988**

Zur diesjährigen Ordentlichen Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien am Freitag, dem 10. März 1989, um 17.00 Uhr, im Vortragssaal des Österreichischen Museums für Volkskunde konnte der Präsident Hon.-Prof. Hofrat Dr. Klaus Beitzl wiederum eine stattliche Anzahl von Mitgliedern begrüßen. Vor Eröffnung der Tagesordnung, die allen Mitgliedern zeitgerecht im Nachrichtenblatt bekanntgemacht worden war, gedachte der Präsident mit ehrenden Worten der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder: OSR Stephan Aumüller, Neudörfel (Burgenland); Olivia Fröhlich, Wien; Dr. Hildegard Gehrler-Schwarz, Bregenz; Dr. Leopold Kollmann, Graz; Verdientes Mitglied Prof. Dr. Stephan Löscher, Wien; Dr. Rosa Schömer, Klosterneuburg (Niederösterreich); Dr. Peter Schütz, Wien; Mag. Erwin Zitek, Baden (Niederösterreich).

Da zur Tagesordnung keine zusätzlichen schriftlichen Anträge eingelangt waren, wurde diese in der angekündigten Fassung nach einstimmigem Beschluß angenommen und abgehandelt:

### **Tagesordnung:**

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 1988
2. Kassenbericht 1988
3. Entlastung der Vereinsorgane
4. Neuwahl des Vereinsvorstandes und der Ausschüsse
5. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages 1990
6. Bestätigung von Korrespondierenden und Verdienten Mitgliedern; Verleihung des „Hütersterne“
7. Konstituierung eines Kuratoriums für das Österreichische Museum für Volkskunde
8. Allfälliges

## **1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 1988**

### **A. Verein für Volkskunde**

Der Generalsekretär, OR Dr. Franz Grieshofer, hob eingangs hervor, daß das Vereinsjahr ungeachtet der vielfältigen Tätigkeiten „ruhig“ verlaufen sei, was vor allem dem ständigen und nach außen hin nicht sichtbaren Wirken eines engagierten

Teams zu danken ist. Alle verwaltungsmäßigen und technischen Arbeiten werden in „Eigenregie“ am Museum durchgeführt: Das beginnt bei der Redaktion des monatlichen Nachrichtenblattes „Volkskunde in Österreich“ (23. Jahrgang 1988, mit 68 Seiten) durch Frau Rat. Dr. Margot Schindler und endet beim Adressieren der monatlichen Massensendungen durch Frau Herlinde Karpf und die Auslieferung derselben zur Post durch die Herren Peter Falk, Erwin Graf und Helfried Machaczek; in gleicher Weise vollzieht sich der vierteljährliche Expedit der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“; und viele hilfreiche Hände sind es, die bei der Veranstaltung von Vorträgen, Clubabenden, Studienfahrten und diversen gesellschaftlichen Zusammenkünften bei den Vorbereitungen jeweils nicht nur zusammenhelfen, sondern auch um die Bewirtung der Gäste bemüht sind.

Als sehr aufwendig erweist sich bei zunehmender Vereinsaktivität das Rechnungswesen mit Buchhaltung und Steuerverrechnung, welche bei Frau Herta Engel in bester Obhut sind. Die Verwaltung der Mitgliederkartei, die Einhebung der Mitgliedsbeiträge und der Verkauf sowie das Mahnwesen des Selbstverlages von Verein und Museum befinden sich bei Herrn Karl Hoiger in besten Händen. Ende des vergangenen Jahres hat der Verein zu diesem Zweck einen Personalcomputer angeschafft, der mit Hilfe eines speziell angepaßten Programms und nach Speicherung einer sehr beträchtlichen Datenmenge in der kundigen Handhabung durch Herrn Hoiger eine deutliche Verbesserung und Rationalisierung der Verwaltungsarbeit bereits erbracht hat. Nur solche Bereitschaft zu persönlichem Einsatz und kollegialer Zusammenarbeit, für die der Generalsekretär anlässlich der diesjährigen Generalversammlung sich öffentlich bedankte, macht es möglich, daß die vielfältigen Aktivitäten des Vereins und des Museums mit einem verhältnismäßig geringen finanziellen Aufwand Jahr für Jahr bewältigt werden können.

Das rege Interesse der Mitglieder und der Freunde des Vereins, wie es sich in der stets lebhaften Teilnahme an den Vereinsveranstaltungen und auch in vermehrter Spendenfreudigkeit kundtut, bedeutet wiederum einen Ansporn für die Verantwortlichen. Auch dafür dankte der Generalsekretär, bevor er seinen Jahresbericht vorlegte:

a) Mitgliederbewegung: Die Anzahl der Mitglieder beträgt nunmehr 831, was eine Steigerung um 12 Mitglieder bedeutet. 66 traten neu ein, 9 schieden durch Tod, 29 durch Austritt und 16 durch Streichung aus.

b) Vereinsveranstaltungen: Im Vereinsjahr 1988 wurden 20 Veranstaltungen durchgeführt bzw. wurde dazu eingeladen: fünf Vorträge, sieben Clubabende, zwei Studienfahrten, zwei Buchpräsentationen, drei Ausstellungseröffnungen und eine Adventveranstaltung. Der Besuch war zufriedenstellend. Im einzelnen waren das:

14. Jänner 1988: Filmvortrag über den „Fetzenfasching von Ebensee“ von OR Dr. Franz Grieshofer.

28. Jänner 1988: Club im ÖMV: zum Thema „Sammeln und Sichten – Kriterien für die Sammlungstätigkeit der Museen heute“.

11. Februar 1988: Buchpräsentation: „Weinbau-Volkskunde des Südbahngebietes von Wien bis Leobersdorf“ von Prof. Dr. Helene Grün.

18. März 1988: Ordentliche Generalversammlung mit anschließendem Festvortrag von Univ.-Prof. Dr. James R. Dow: „Zur amerikanischen Volkskunde. Standortbestimmung der heutigen Theorie und Praxis“.

25. März 1988: Club im ÖMV: Lesung von Univ.-Doz. Dr. Roland Girtler aus seinem Buch „Aschenlauge“ mit anschließender Diskussion.

28. April 1988: Club im ÖMV: Diskussion über den Messepalast und das Projekt „Museum der Kulturen“. Da Univ.-Prof. Dr. Walter Dostal kurzfristig verhindert war, stellte OR Dr. Alfred Janata sein Konzept vor.

29. April 1988: Ausstellungseröffnung in Gobelsburg: „Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim 1939–1942. Volkskundliche Aspekte“. Einführung durch Dr. Margot Schindler, die diese Ausstellung gestaltete, und Eröffnung durch den Herrn Bundesminister Univ.-Prof. Dr. Hans Tuppy.

6. Mai 1988: Ausstellungseröffnung in Kittsee: „Volkskunst in Polen“.

7. Mai 1988: Studienfahrt ins Burgenland: Besuch des neueröffneten „Museums Österreichischer Kultur“ in Eisenstadt und Teilnahme an der Ausstellungseröffnung auf Burg Schlaining „8000 Jahre Keramik“.

26. Mai 1988: Club im ÖMV: Dr. Hans Haid berichtete vom „Alten Leben in den Alpen“ und sein gleichnamiges Buch.

18. Juni 1988: Studienfahrt ins Mostviertel mit Besuch der NÖ. Landesausstellung in Seitenstetten, des Mostviertelmuseums in Stadt Haag, des Stiftes Ardagger und des Kollmitzberges.

30. Juni 1988: Club im ÖMV: Dr. Gerlinde Haid und Mag. Maria Walcher sprachen über das Wiener und das österreichische Volkslied.

29. September 1988: Lichtbildervortrag von Dr. Erika Hubatschek, Innsbruck, über „Bilddokumente zum Strukturwandel der alpinen Landwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren“.

27. Oktober 1988: Vortrag mit Bilddokumenten von Dr. Vera Mayer: „Bericht über das Projekt ‚Strukturwandel der Bau- und Wohnkultur im Burgenland‘ (Zur Baugesinnung im ländlichen Raum nach 1945)“.

3. November 1988: Club im ÖMV: Zum Thema „Volkskunde und Medien“ sprachen Dr. Helga M. Wolf (ORF-Studio Wien) und Mag. Sepp Gmasz (ORF-Studio Burgenland).

10. November 1988: Buchpräsentation: „Bauernleben. Eine Volkskunde des Kitzbüheler Raumes“ von Dr. Gertrud Hess-Haberlandt.

24. November 1988: Club im ÖMV: Bericht von Rudi Palla über das TV-Projekt „Arbeitersaga“, mit Filmvorführung.

25. November 1988: Ausstellungseröffnung in Kittsee: „Aus der Tiefebene. Ungarische Agrargeschichte in Bildern von Lászlo Kunkovács“.

1. Dezember 1988: Vortrag von Univ.-Doz. Dr. Dieter Kramer, Marburg: „Das Ende des Museumsboom? Diskussionen um kulturgeschichtliche Museen in der Bundesrepublik“.

10./11. Dezember 1988: „Burgenländischer Advent“ im Schloßmuseum Kittsee.

c) Vereinspublikationen: Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde erschien – nicht zuletzt dank der Redaktion von Eva Kausel – wieder pünktlich mit 4 Heften und einem Umfang von 462 Seiten. Das bedeutet eine Umfangsteigerung von 76 Seiten, die sich in den Kosten von rund S 375.000,– niederschlug. Leider

halten die Subventionen der öffentlichen Hand mit der Steigerung nicht mit. Die Auflage betrug wie bisher 1100 Stück, davon wurden 551 Exemplare verkauft (Abonnements) und 273 Exemplare als Tausch- bzw. Belegexemplare abgegeben. Wie bei den Mitgliedern ergab das auch bei der Zeitschrift eine kleine Steigerung der Abonnentenzahl.

Weiters konnte gemeinsam mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde vom Verein für Volkskunde der Lienzer Tagungsband „Kleidung – Mode – Tracht“ (redigiert von Klaus Beitzl und Olaf Bockhorn) als Band 7 der „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ herausgegeben werden.

d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft: 1988 erschien die Folge 17–19 der Österreichischen volkskundlichen Bibliographie für die Jahre 1981 bis 1983. Der Band wurde unter der Leitung von Klaus Beitzl von Eva Kausel bearbeitet. Es wurde dabei erstmals eine elektronische Datenverarbeitung benützt.

## **B. Österreichisches Museum für Volkskunde**

Die ursprünglich für Ende des Jahres 1988 vorgesehen gewesene Fertigstellung der gesamten Innensanierung und -adaptierung des Museumshauptgebäudes (ehem. Gartenpalais Schönborn) konnte wegen der seit Beginn des Jahres 1987 verfügbaren Budgetrestriktionen und der damit verbundenen Aussetzung der noch erforderlichen außerordentlichen Förderungsmittel des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung nicht erzielt werden. Die Schausammlungen mußten deshalb nach der provisorischen Teileröffnung für eine Sonderausstellung im Winter 1987/88 am 2. Februar 1988 wieder geschlossen und als Lagerraum für das Museumsgut aus den noch nicht wiederhergestellten Schauräumen benutzt werden.

### **1. Raum und Beschaffung, Bau- und Sanierungsarbeiten:**

Ungeachtet dieser beträchtlichen Verzögerung des Baugeschehens konnten im Verlauf des Jahres 1988 dennoch der weitere Ausbau der Infrastruktur und die Reorganisation des Raumprogramms im Museumshauptgebäude vorangetrieben werden. Vor allem ist hinzuweisen auf die Fertigstellung des gemauerten Verbindungstraktes zwischen dem Direktions- und Bibliotheksflügel des Museumsinnerhofes, wobei neben der Anfertigung einer stilgerechten Hoffassade mit einem breiten Torbogen im Erdgeschoß im Obergeschoß anstelle eines alten gedeckten Überganges ein zusätzlicher Arbeitsraum (Raum 126) geschaffen wurde, der nunmehr als Büro des Vereins für Volkskunde verwendet wird. Gleichfalls eine denkmalpflegerische Maßnahme bedeutete der Abbruch einer provisorischen Trennwand und die Freilegung einer historischen Steinballustrade im Bereich des Bibliotheksaufganges (Raum 132); das auf diese Weise geschaffene Vestibül wird nunmehr als Empfangsraum genützt. Hierbei wie auch bei der Erneuerung der Maler- und Anstreicherarbeiten in den Schauräumen 108, 109 und 115 im Obergeschoß/Ost und bei der Renovierung der Sanitäreanlage Raum 127 konnten weitgehend hauseigene Handwerker eingesetzt werden.

Die Schließung der Schausammlung ermöglichte eine außerordentliche Schwerpunktbildung im Bereich der internen Museumsarbeit. Insbesondere die Studiensammlungen für Keramik (ca. 14.000 Objekte), für Eisen- und Metallgegenstände (ca. 6000 Objekte), für Graphik (ca. 30.000 Objekte) sowie für Ledergegenstände im Museumshauptgebäude, für Holzgegenstände (ca. 15.000 Objekte) im Bunker Schönbornpark sowie für Trachten und Textilien (ca. 25.000 Objekte) und für Möbel

(ca. 1500 Objekte) in der Außenstelle Mattersburg wurden einer umfassenden museographisch-wissenschaftlichen Nachbearbeitung sowie einer typologisch-systematischen Einordnung unterzogen. Zu diesem Zweck konnten die erforderlichen Lagereinrichtungen, namentlich Schubladenschränke aus Stahl für Graphik sowie Transportpaletten und Stahlregale für Möbel angeschafft werden.

Für Inventarisierungsarbeiten im Bereich der Hauptsammlung und der Bibliothek sowie für die Verwaltung der Mitgliederdatei und des Selbstverlages von Verein und Museum und für die Textherstellung und Registeranfertigung der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ gelangt seit 1988 schrittweise die Elektronische Datenverarbeitung zum Einsatz. Es wurden zu diesem Zweck zwei weitere Personalcomputer angeschafft, sowie eine IBM-Anlage für das BIBOS-Pilotprojekt des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung an der Bibliothek des Museums für Volkskunde installiert.

## 2. Sammlung und Dokumentation

Die Hauptsammlung wurde um 309 Neuerwerbungen vermehrt und erreichte den Stand von 74.169 Inventarnummern. Insgesamt wurden 110 Objekte angekauft; ein großer Ankauf umfaßt 60 Glasstürze mit Wachsarbeiten, weiters ein Möbelensemble 19. Jh. aus Waidhofen an der Ybbs und eine slowakische Hirten-Langflöte („Fujara“). Unter den 199 Widmungen sind erzgebirgische Schnitzereiarbeiten (Geschenk Generaldirektor Dr. Manfred Bachmann, Staatliche Museen Dresden) hervorzuheben.

Bibliothek. Bei 1419 Neuzugängen erreicht der Bibliotheksbestand 34.471 Inventarnummern unter Einbeziehung von Zeitschriften und Serienwerken. Die Bibliothek wurde von 226 auswärtigen Lesern benützt. Seit 21. März 1988 ist die Bibliotheksarbeit auf EDV umgestellt. Das Programm sieht Ausdrucke eines Eingangsjournals, von Karteikarten mit automatischer Vervielfältigung nach den RAK-WB-Regeln sowie alphabetische Register nach Autoren, Orten und Sachthemen vor.

Fotothek. Die Bestände der Fotothek erreichen 56.595 Positive (Zuwachs: 120), 15.833 Diapositive (713), 14.801 Negative (15) und 913 Negativstreifen (37). Es wurden im Zuge der Neubearbeitung der Studiensammlungen 4000 Objekte fotografiert.

Archiv. Die bisher einzeln gelagerten Bestände des Verwaltungs- und wissenschaftlichen Archivs wurden weiterhin im neuengerichteten Museumsarchiv zusammengeführt.

## 3. Ausstellungen und Veranstaltungen

Vor der neuerlichen Schließung der Schausammlungsräume für die geplante Fortführung der Sanierungs- und Adaptierungsarbeiten wurden im Museumshauptgebäude noch bis 31. Jänner 1988 die beiden Sonderausstellungen „In den Veroneser Bergen. Land und Leute in Tregnano und der Val d'Illasi“ (mit Begleitveröffentlichung von Giancarlo Volpato) seit 25. Oktober 1987, und „Zauberhafte Puppen. Der Prager Trickfilmer Jiří Trnka (1912–1969) und seine Nachfolger“, seit 9. November 1987 gezeigt.

In der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg fand die Sonderausstellung zum Bedenkjahr 1988 „Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim 1938–1942. Volkskundliche Aspekte“ (Begleitveröffentlichung von Margot Schindler) ab 29. April 1988 statt. In der Außenstelle Märchenmuseum Schloß Raabs

wurde die Ausstellung „Holzkirchen aus Böhmen, Mähren und der Slowakei“ abermals ein Jahr verlängert. Auswärtige Ausstellungen: „Vom Funken zur Elektrizität. Historische Beleuchtungskörper“ in Bad Großpertholz (29. Juli bis 15. August 1988); Mitarbeit an der Ausstellung „Schmuck aus aller Welt“ des Museums für Völkerkunde, Wien.

## **2. Kassabericht für das Vereinsjahr 1988**

Im Berichtsjahr 1988 stehen Einnahmen von S 1.559.647,26 Ausgaben in der Höhe von S 1.388.502,48 gegenüber. Die hohen Beträge erklären sich daraus, daß auch 1988 die Abrechnung der gesamten Steuer über die Buchhaltung des Vereins für Volkskunde als Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde erfolgte. Das positive Ergebnis von S 171.144,78 ist dadurch bedingt, daß eine im Dezember 1988 eingelangte Steuerrückvergütung erst im darauffolgenden Jahr an das Museum überwiesen wurde.

Die Kosten für den Druck von vier Heften der Zeitschrift betragen S 375.061,90. Dem stehen Einnahmen von S 173.426,83, Subventionen von S 131.000,— sowie Refundierungen durch das Museum von S 61.000,— gegenüber. Insgesamt ergibt sich somit bei der Zeitschrift ein Abgang von S 9635,17.

Für den Vereinsbetrieb selbst ergaben sich folgende wichtige Einnahmen: Mitgliedsbeiträge S 152.995,40, Verkauf von Publikationen S 21.394,50. Subventionen S 91.600,—, an Spenden S 3510,—, Spenden bei Hoffest und Club S 7444,—, Steuer-rückzahlung S 24.611,—.

Wesentlichste Ausgaben waren S 30.969,89 für den Druck des Nachrichtenblattes, S 31.914,50 an Porto, S 52.129,10 für Büro, wobei in diesem Betrag Kosten von S 47.724,— für die Anschaffung eines Computers enthalten sind. S 46.515,— entgelt für Rechnungsführung und Aushilfsdienste, S 10.950,— für Vorträge und Veranstaltungen, S 5910,— für die Generalversammlung sowie S 83.324,01 für die Veröffentlichung zur Trachtentagung, die zum Teil durch Subventionen der Bundesländer gedeckt ist.

Insgesamt erbrachte das Berichtsjahr 1988 für den Vereinsbetrieb einen geringen Überschuß.

## **3. Entlastung der Vereinsorgane**

Zu den Berichten gab es keine Diskussion. Darauf berichtete Frau Dr. Monika Habersohn, daß die Rechnungsprüfung für das Kalenderjahr 1988 am 28. 2. 1989 vorgenommen wurde. Das Kassajournal, das Postsparkassenkonto, beide einschließlich der Eingangs- und Ausgangsbelege, wurden stichprobenartig geprüft. Die Eintragungen wurden ziffernmäßig kontrolliert und in Ordnung befunden. Auf Grund der gewissenhaften Buchführung stellte Frau Dr. Habersohn den Antrag, den Kassier samt dem übrigen Vorstand zu entlasten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

## **4. Neuwahl des Vorstandes und der Ausschüsse**

Für die Neuwahl des Vorstandes übernahm Sektionschef Dr. Carl Blaha den Vorsitz. Da keine schriftlichen Anträge vorlagen, stellte Frau Dr. Maria Kundegraber den Antrag, den bisherigen Vorstand wieder zu wählen. Die Abstimmung erfolgte

kumulativ, das Ergebnis brachte Einstimmigkeit. Demnach setzt sich der Vorstand für die Funktionsperiode 1989 bis 1992 wie folgt zusammen:

Präsident:	Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitzl
1. Vizepräsident:	Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser
2. Vizepräsident:	Univ.-Prof. HR i. R. Dr. Franz C. Lipp
Generalsekretär:	OR Dr. Franz Grieshofer
Generalsekr.-Stv.:	RDr. Margot Schindler
Kassier:	OR Dipl.-Ing. Gerhard Maresch
Kassier-Stv.:	Sektionschef Dr. Hermann Lein

Unter dem Vorsitz des wiedergewählten Präsidenten HR Dr. Beitzl erfolgte die Wahl in den Vereinsausschuß.

a) Von der Generalversammlung gewählt:

Sektionschef Dr. Carl Blaha  
Univ.-Doz. Dr. Olaf Bockhorn  
Dr. Gertrud Hess-Haberlandt  
Univ.-Prof. Dr. Edith Hörandner  
Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung  
Univ.-Prof. Dr. Leander Petzoldt  
Univ.-Prof. Dr. Karl Wernhart  
Dir. Dr. Dieter Weiss

b) Vom neuen Vorstand in den Ausschuß berufen und von der Generalversammlung bestätigt:

HR Dr. Dietmar Assmann  
Hon.-Prof. HR Dr. Kurt Conrad  
Prof. Walter Deutsch  
OKustos Dr. Werner Galler  
Mag. Sepp Gmasz  
Dir. Dr. Hans Gschnitzer  
RegR Dr. Wolfgang Gürtler  
Dr. Gerlinde Haid  
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg  
Univ.-Ass. Dr. Reinhard Johler  
Dr. Ilse Koschier  
Dr. Maria Kundegraber  
OR Dr. Emil Schneeweis  
Dr. Helga M. Wolf

Kontrollorgan (Kassaprüfung):

Dr. Monika Habersohn  
OStR Dr. Martha Sammer

Museumsausschuß:

HR Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitzl  
OR Dr. Franz Grieshofer  
Dir. Dr. Dieter Weiss  
OR Dipl.-Ing. Gerhard Maresch

Arbeitsgemeinschaften:

Bibliographische Arbeitsgemeinschaft:

Ausschuß:

Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitzl  
OSR Margarete Bischoff  
cand. phil. Eva Kausel

Mitglieder:

OR Dr. Klaus Gottschall  
Univ.-Doz. Dr. Elfriede Grabner  
OR Dr. Franz Grieshofer  
RegR Dr. Wolfgang Gürtler  
Dr. Alexander Jalkotzy  
Dipl.-Ing. Michael Martischinig  
R Dr. Margot Schindler  
Dr. Vera Mayer

Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung:

Harald Bösch  
OR Dr. Emil Schneeweis

Schriftleitung der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde:

Hon.-Prof. HR Dr. Klaus Beitzl  
OR Dr. Franz Grieshofer

unter Mitarbeit von:

Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher  
Univ.-Prof. HR Dr. Franz C. Lipp  
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser

Redaktion

cand. phil. Eva Kausel

Schriftleitung des Nachrichtenblattes „Volkskunde in Österreich“:

R Dr. Margot Schindler

### **5. Festsetzung des Mitgliederbeitrages**

Vom Vorstand wurde der Antrag auf Beibehaltung der bisherigen Höhe von S 200,- gestellt. Einstimmige Annahme. Präsident HR Dr. Beitzl dankte bei dieser Gelegenheit für die vielen freiwilligen Spenden.

### **6. Bestätigung von Korrespondierenden und Verdienten Mitgliedern; Verleihung des „Hütersterne“**

Die Generalversammlung hat die Wahl der Korrespondierenden Mitglieder Univ.-Prof. Dr. Kirill V. Čistov in Leningrad (UdSSR), Univ.-Dozent Dr. habil. Jerzy Czajkowski, Direktor des Freilichtmuseums in Sanok (Galizien/Polen), und Univ.-Prof. Dr. Isidor Levin in Leningrad (UdSSR) zur Kenntnis genommen.

In gleicher Weise wurde die Ernennung zu Verdienten Mitgliedern von Frau OSR Margarete Bischoff und Frau Katharina Maresch, beide in Wien, bestätigt.

Die Ehrennadel für Verdienste um die österreichische Volkskunde, genannt „Hüterstern“, wurde Prof. Ludwig Sackmaier in Wien und Amtsrat Johann Hintermaier in Stadt Haag (Niederösterreich) zuerkannt.

Die Überreichung dieser Vereinsauszeichnungen erfolgte im Rahmen des Sommerfestes im Museumshof am 30. Juni 1989 in Wien.

### **7. Konstituierung eines Kuratoriums für das Österreichische Museum für Volkskunde**

Der Präsident berichtete über die Bemühungen des Vereinsvorstandes um die Klarstellung der Rechtsstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde gegenüber dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und der Stadt Wien. Es haben in diesem Zusammenhang 1988 mehrere Gespräche und Sondierungen stattgefunden. Da aber noch keine endgültigen Ergebnisse vorliegen, wäre es noch zu früh, im Sinne der Resolution vom 18. März 1988 (ÖZV XLII/91, 1988, S. 190–191) eine entsprechende Statutenänderung zu beschließen. Der Tagesordnungspunkt wird somit vertagt.

### **8. Allfälliges**

Generalsekretär Dr. Grieshofer gratulierte namens des Vereines dem Präsidenten HR Dr. Beitzl zu seinem bevorstehenden 60. Geburtstag.

Anschließend an die Generalversammlung hielt Frau Univ.-Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass aus Basel den Festvortrag zum Thema „Zwischen McDonalds und weißem Brautkleid“ (siehe: ÖZV XLIII/92, 1989, S. 97–110). Den Abschluß bildete ein Büffet in der zukünftigen „Cafeteria“ des Museums.

(Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Gerhard Maresch)

### **Arbeitsbericht des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee für das Jahr 1988**

Hauptsammlung: 4087 inventarisierte Objekte (1. 1. 1988: 4013).

Bibliothek: 2102 Nummern (1. 1. 1988: 1968).

Fotothek: 3459 inventarisierte Positive (1. 1. 1988: 2913), 2662 inventarisierte Dias (1. 1. 1988: 2333), ca. 6500 inventarisierte Negative (1. 1. 1988: 4494).

Ständige Schausammlung: Neuaufstellung des Silbernen Votivbaumes, vermutlich Insel Tinos (Leihgabe des Österreichischen Museums für Volkskunde).

Sonderausstellungen: Bis 10 April 1988: „Polnische Naive Kunst der Gegenwart“ aus dem Państwowe Muzeum Etnograficzne, Warschau. „Pasiak & Kraciak. Gestreift und kariert. Polnische Volkskunst“, ebenfalls aus dem Państwowe Muzeum Etnograficzne, vom 7. Mai bis 10. November 1988. Ab 25. November 1988 (bis 2. April 1989): „Aus der Tiefebene. Ungarische Agrargeschichte in Bildern von Lászlo Kunkovác“.

Veranstaltungen: 7 Konzerte des „Pannonischen Forums Kittsee“, 1 Konzert des Frauenchors des Bulgarischen Rundfunks. „7. Burgenländischer Advent“ in Zusammenarbeit mit dem Landesstudio Burgenland.

Leihgaben: Der „szür“ (Hirtenmantel) König Karls zur Ausstellung „Geschenke an den Kaiserhof“ nach Linz.

Werbung: Plakate zu den Ausstellungen „Pasiak & Kraciak“ und „Aus der Tiefebene“, auf der Rückseite von letzterem Informationstext und 20 Bilder. Zu „Polnische Volkskunst“ ein eigener Faltprospekt. Die Plakate zur Sommerausstellung wurden drei Wochen in Wien plakatiert und auch in Geschäften verteilt.

Regelmäßige Informationsschreiben an Zeitungen und ORF über Ausstellungs- und Veranstaltungstätigkeit. Über „Pasiak & Kraciak“ lief ein Fernsehbeitrag im Regionalprogramm, mit dem „Burgenländischen Advent“ wurde fast ein gesamter Abendbeitrag des Lokalfernsehens gestaltet, wobei auch die Ausstellung „Aus der Tiefebene“ entsprechende Würdigung fand.

Öffnungszeiten: Von Juli bis September wurde das Museum täglich eine Stunde länger (von 10.00 Uhr bis 17.00 Uhr) offen gehalten.

Forschungstätigkeit: Der Direktor des Muzeum Etnograficzne Kraków, Dr. Edward Pietraszek, sowie drei Mitarbeiter (Dr. Wolski, Mag. Bittner-Szewczykowa und Mag. Lopuszańska) weilten zwei Wochen in Kittsee zur Bearbeitung der alten galizischen Sammlungsbestände. Gegenbesuch von Dr. Schneeweis und cand. phil. Mersich in Krakau (September).

Beschaffung: Einrichtung des Pförtnerhauses, Reinigungsgeräte (Bodenbürste, Wischer, Naßsauger), Fernsehapparat und Videorecorder (zu wissenschaftlichen und museumspädagogischen Zwecken).

Personal: Krankenstand von Walter Bogovich ab Mitte September (bis Mitte Februar 1989).

Einsatz von drei Ferialpraktikantinnen in den Sommermonaten.

Publikation: Heft 5 der Kittseer Schriften zur Volkskunde („Zwei Beiträge zur Flurdenkmalforschung“).

Vortragstätigkeit: „Auf den Spuren österreichischer Albanienforscher“ (Dr. F. Schneeweis, anlässlich der „Albanischen Wochen“ in der Urania).

Felix Schneeweis

**„Herd- und Küchengerät  
aus der Metallsammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde.“  
Sonderausstellung in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelburg**

Im Zuge der weiteren Aufarbeitung der Metall- und im besonderen der Eisen-sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde ergab sich nach der Ausstellung „Handwerkskunst in Eisen“ das „Herd- und Küchengerät“ als Thematik für die gleichlautende Sonderausstellung 1989 im Schloß Gobelburg. Wiederum konnte eine größere Anzahl von Metallobjekten bearbeitet und restauriert bereitgestellt werden. Es soll gleich eingangs darauf hingewiesen werden, daß es sich hierbei nicht um eine vollständige Darstellung der Thematik handeln kann, sondern um die Präsentation einiger markanter und verbreiteter Gerätschaften aus diesem Bereich. Heute, im Zeitalter des Mikrowellenherdes, können wir uns nur schwer dem Reiz eines offenen Kaminfeuers entziehen, Lagerfeuer im Freien gehören zum geselligen Beisammensein, und das Barbecue, das Picknick im Garten, bei dem Fleischstücke

oder ganze Tiere auf dem Rost gebraten werden, wird immer beliebter. Eine romantische Bewegung, die es vielfach schon gegeben hat, als der Sparherd gerade erst die offene Feuerstelle abgelöst hatte. So bedauerte bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Mundkoch des Königs von Preußen, daß in vielen bürgerlichen Küchen die Voraussetzungen fehlten, um einen Braten so zuzubereiten, wie es ihm gebührt, nämlich am Spieß über dem offenen Feuer. Um diese Zeit war der offene Feuerherd aus vielen Küchen verschwunden, und man mußte sich damit begnügen, den Braten in der Röhre zu garen. Dennoch war die Entwicklung von der offenen Feuerstätte zum geschlossenen Kochherd eine technische Errungenschaft, denn das Kochen am offenen Feuer war mit erheblichen Nachteilen verbunden, mit großer Hitze, Rauch- und Rußbelästigung und hohem Brennstoffverbrauch. Das tägliche Kochen am offenen Feuer erforderte zudem Geschicklichkeit und spezielle Geräte.

Der größte Teil der nun in Schloß Gobelsburg gezeigten Sachzeugnisse stammt aus der Zeit der Rauchküche und der Rauchstube mit ihrer charakteristischen Doppelfeuerstätte, dem offenen Herd und einem damit verbundenen Backofen, der auch für Speisen, die eine gleichmäßige Hitze von oben und unten erfordern, Verwendung fand. Zur traditionellen Ausstattung gehörte spezielles Herdgerät und Kochgeschirr. Die Ausstellung bringt eine Auswahl an Geräten für die Feuerung am offenen Herd, wie Feuerzangen, Glutschaufeln und Feuerböcke. Es folgen Geräte zum Braten und Rösten des Fleisches, diverses Kochgeschirr und die dazu benötigten Dreifuße und Pfannknechte. Zum gebräuchlichsten Kochgeschirr zählten Pfanne und Kessel. In den langstieligen Pfannen aus Eisen – seltener aus Kupfer und Messing – wurde das Mus, der Schmarrn, der Sterz zubereitet; in den Kesseln aus Eisen, Kupfer und Glockenspeise (= 80% Kupfer und 20% Zinn) Wasser und Milch gewärmt, Suppe und Gemüse gekocht. Die für Oberitalien typischen getriebenen Kupferkessel wurden als Wasser- und Kochkessel verwendet, in Venetien und der Lombardei in den innen verzinneten Kupferkesseln die tägliche Polenta gekocht. Mit diversem Hilfsgerät wurde der Kochprozeß gesteuert und erleichtert. Dreifuß und Kesselkette dienten zur Aufnahme des Kochgeschirrs beim Kochen über dem offenen Feuer. Für das Kochen im Ofen gab es andere Behelfe. Mit Ofengabeln wurden die schweren Töpfe in den Ofen eingeschoben, das Bewegen wurde durch Anbringen von Rädern erleichtert. Waffeleisen, in denen zu bestimmten Brauch- und Festzeiten dünne Kuchen gebacken wurden, und Mehlspeisformen mit bildkräftigen Darstellungen stellen weitere eigene Gruppen dar. Um Kücheninterieur zu zeigen, wurden auch Modelle ausgestellt; die Puppenküchen bieten ein getreues Abbild des Hausstandes. Ergänzt wird die Ausstellung durch Bildzeugnisse, die einen Eindruck von der ursprünglichen Verwendung der Herd- und Küchengeräte geben.

Zur Ausstellung erschien ein 64 Seiten starker Katalog mit 20 Schwarzweiß-Abbildungen.

Gudrun Hempel

### **Museumsgründung im Waldviertel – Aussiedlermuseum Allentsteig**

Im Juni 1989 wurde im alten Schüttkasten in Allentsteig/NÖ. das neugegründete „Waldviertler Aussiedlermuseum“ eröffnet. Das neue Museum entstand durch eine Kulturinitiative der Stadtgemeinde Allentsteig und genießt die Unterstützung der Bundesministerien für wirtschaftliche Angelegenheiten und für Wissenschaft und

Forschung sowie der Kulturabteilung des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung. Das Museumskonzept wurde vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien erstellt, das auch die wissenschaftliche Betreuung der derzeitigen Schausammlungen innehat. Das Aussiedlermuseum geht auf ein gegenwartskundliches Forschungsprojekt anlässlich des Gedenkjahres 1938/1988 zurück.

Für eine im vergangenen Jahr im Schloßmuseum Gobelsburg gezeigte Sonderausstellung (vgl. ÖZV XLII/91, 1988, H. 2, S. 193–198) wurden historische Fakten und gegenwärtige Situation rund um die Entsidlung des Raumes Döllersheim vor 50 Jahren gesammelt und interpretiert. In den Jahren 1938–1942 wurde im Dreieck zwischen Allentsteig, Döllersheim und Zwettl ein 19.000 ha großer Truppenübungsplatz errichtet und 42 Ortschaften und ca. 7000 Menschen entsiedelt. 1945 wurde das Areal durch sowjetische Besatzungstruppen übernommen, und seit 1957 übt auf diesem Platz das österreichische Bundesheer. Rückstellungsansuchen der ehemaligen Aussiedler wurden nicht berücksichtigt. Heute ist der Truppenübungsplatz im Gefolge verschiedener Friedensbewegungen und auch unter den Anrainern nicht mehr unumstritten. Die Gemeinde Allentsteig, als ehemaliger Zentralort für die entsiedelten Ortschaften, hat durch die Aussiedlung ihr gesamtes Hinterland verloren und kämpft seither mit ständig wachsenden Strukturproblemen. Heute ist Allentsteig, obwohl es geographischer Mittelpunkt des Waldviertels wäre, durch fehlende Arbeits- und Lehrplätze, durch geringe Gemeindeeinnahmen und abnehmende Wirtschaftsentwicklung gekennzeichnet. Die Jugendabwanderung liegt weit über dem Durchschnitt vergleichbarer Städte im Waldviertel. Allentsteig hat zwei „tote Grenzen“ zu bewältigen. Die ČSSR-Grenze des Waldviertels und jene, die durch den Truppenübungsplatz bedingt ist. Die Gemeinde Allentsteig beweist mit der Schaffung dieses Aussiedlermuseums, eines Museums regionaler Kulturgeschichte vor dem oben geschilderten besonderen historischen Hintergrund, das sich auch kritisch mit Gegenwartsproblemen sozialer und ökonomischer Natur auseinandersetzen will, eine Art kulturellen Krisenbewußtseins.

Die Schausammlung des neuen Museums versucht, an Hand von historischem und neuem Bildmaterial, von Zeitdokumenten und Berichten von Betroffenen und mit Hilfe von erläuternden Karten, Skizzen und Texten und mit Objekten aus den entsiedelten Ortschaften folgende Themenbereiche zu dokumentieren: Die Topographie des entsiedelten Gebietes vor 1938, die gewachsene Volkskultur der Döllersheimer Region und die vergangene Lebensweise ihrer Bewohner, die Entsidlungsvorgänge 1938–1942 und die historische Entwicklung, die zu dieser Situation geführt hat, die Anpassung der Aussiedler an die neuen Lebensumstände und schließlich die Bewältigung des Faktums „Heimatverlust“ und die Situation im Spannungsfeld von Aussiedlerkultur und Truppenübungsplatz heute.

Die Volkskunde als Wissenschaft fühlt sich in mehrfacher Hinsicht kompetent, zu diesem Thema das Wort zu ergreifen. Zum einen wurde hier mit den klassischen Mitteln der Volkskundeforschung ein kulturgeschichtliches Museum eingerichtet. Im speziellen Fall kam dem Österreichischen Museum für Volkskunde der glückliche Umstand zustatten, daß in den fraglichen Jahren 1938 und 1939, als die gewaltsame Entsidlung der Region zwischen Döllersheim und Allentsteig stattfand, eine Arbeitsgemeinschaft hierher entsandt worden war, um unter anderem volkskundliche Untersuchungen in Form von Befragungen und fotografischen Aufnahmen durchzuführen. Gleichzeitig wurden im Auftrag des Österreichischen Museums für Volkskunde im Entsidlungsgebiet volkskundlich interessante Objekte angekauft,

welche in die Sammlungen des Museums eingingen. Es handelt sich dabei um verschiedene Gegenstände des bäuerlichen Hausrats, um Gegenstände zur Flachsverarbeitung und Weberei, um landwirtschaftliche Geräte, Einrichtungsgegenstände, Textilien, um Zeugnisse also einer heute längst vergangenen Volkskultur. Das Sammelgut zeichnet sich weniger durch besonders herausragende Stücke aus, als durch die Umstände seiner Aufsammlung. Dieses einzigartige Material bildet zusammen mit wertvollen, weil mit vielen persönlichen Erinnerungen behafteten Leihgaben von ehemaligen Aussiedlern und mit dem in den Jahren 1987 und 1988 im Auftrag des Österreichischen Museums für Volkskunde zusammengetragenen Material an Archivunterlagen und Feldforschungsergebnissen die derzeitige Ausstattung des neuen Aussiedlermuseums.

Zwischen bemühtem Gedenken vereinsmäßiger Organisation, bewußtem Vergessenwollen und wehmütiger Erinnerung ganz persönlicher Natur bewegt sich die Bandbreite des privaten Gedächtnisses der Aussiedler und des öffentlichen Gedächtnisses rund um die Aussiedler. Wirtschaftlicher Nutzen oder Schaden einerseits, und der Grad psychischer Belastung durch das erzwungene Wegmüssen der Aussiedler andererseits bestimmen die Einstellung der persönlich Betroffenen zu den Ereignissen. Die einen fühlen sich als Opfer und Geschädigte, denen Genugtuung bis heute versagt blieb, für andere ist „die alte Heimat“ Ziel geistiger und realer Pilgerschaft in ein verlorenes Land eigener Vergangenheit. Das Waldviertler Aussiedlermuseum leistet einen Beitrag dazu, daß das bewußte Erinnern für die Aussiedler möglich ist, das bewußte Vergessen für politisch Verantwortliche jedoch unmöglich. Das bedeutet nicht Sippenhaftung für persönlich an dem Geschehen vor 50 Jahren nicht Beteiligte, das bedeutet auch nicht die Forderung nach ewiger Beknirschung der sogenannten Kriegsgeneration, aber niemand soll sich aus der Verantwortung für heutige Verhältnisse und Probleme einer Region, deren Wurzeln, wie die Wurzeln aller Probleme in der Vergangenheit liegen, so einfach davontreten können. In diesem Sinn ist moderne Volkskunde als Sozialgeschichte regionaler Kultur zu verstehen, die der politischen Wirklichkeit nicht entgehen kann.

Das Aussiedlermuseum versteht sich als Heim- und Begegnungsstätte für die ehemaligen Aussiedler, als Lernort für die auf diesem alten Kulturboden übenden Soldaten, als Ort lebendiger geistiger Auseinandersetzung mit den Besonderheiten dieser Region für alle Besucher. Die Besonderheit des historischen Schicksals des „Döllersheimer Ländchens“ ist es auch, welche die Gründung und Errichtung dieses neuen Museums rechtfertigt. Es handelt sich dabei eben nicht um ein weiteres im Reigen der nahezu gleichförmigen Heimatmuseen in unserer Museumslandschaft, sondern um die Dokumentation einer historisch bedingten regionalen Spezialentwicklung, deren Aufzeigen vielleicht helfen kann, den Blick für gesellschaftspolitische Entwicklungen oder Fehlentwicklungen zu schaffen.

Margot Schindler

Öffnungszeiten des Aussiedlermuseums: Samstag 14–17 Uhr, Sonn- und Feiertag 10–12 Uhr, 13–16 Uhr.

Auskunft: Stadtgemeinde Allentsteig, Hauptstraße 22, 3804 Allentsteig, Tel. 0 28 24 / 310.

**Im Auge des Ethnographen / Nell'ottica degli etnografi**  
**Volkskultur und Südtirol / Cultura popolare e l'Alto Adige**  
**Symposium / Convegno 5. - 7. 5. 1989, Lana, Südtirol / Alto Adige**

Hinter dem unscheinbaren Titel verbergen sich durchaus brisante und kulturpolitisch bedeutsame Themenbereiche. Ging es doch nicht so sehr, wie der Titel vordergründig zu suggerieren scheint, um „Visuelle Anthropologie“, sondern u. a. um Begriffe, wie Nation, Nationalismus, und es ging auch um nationalsozialistische Kulturpolitik und Volkskunde in Südtirol.

Das Vortragsangebot ist in vier Themenbereiche zu gliedern, die durch die Aufteilung auf vier Halbtage auch eine entsprechende zeitliche Struktur erhielten.

Die Veranstaltung begann mit einem Referat des Kölner Historikers Peter Alter über „Nation und Nationalbewußtsein in der deutschen Geschichte (Nazione e sentimento nazionale nella storia tedesca)“. Alter wurde seiner Aufgabe als einleitender Referent durchaus gerecht und spannte den Bogen der Begriffsgeschichte von den frühen Ansätzen bei E. M. Arndt, J. G. Fichte und F. L. Jahn bis zu den Identifikationskrisen der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg und zu Karl Jaspers, der in den sechziger Jahren bei den Deutschen ein fehlendes Nationalbewußtsein registriert hatte.

Alters in vier Thesen vorgetragene Gedanken boten einen guten Einstieg in die Tagung, wobei vielleicht nachteilig anzumerken ist, daß die Diskussionsbereitschaft zu Beginn noch nicht so intensiv ausgeprägt war. Sonst wäre u. a. nach jenen Ursachen zu fragen gewesen, die ihn den historischen Wandel des deutschen Nationalbewußtseins als These formulieren ließen.

Nachdem Alter die Begriffe aus deutscher Sicht umrissen hatte, bot die Kulturanthropologin Emanuela Renzetti einen ähnlichen Überblick aus italienischer Sicht: „Cultura popolare, nazione, popolo nella tradizione italiana (Volkskultur, Nation, Volk in der italienischen Tradition)“. Die unterschiedliche wissenschaftliche Herkunft der beiden einleitenden Referenten zeigte sich auch in den unterschiedlichen Ansätzen. Während Alter von polit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen ausging, richtete Renzetti ihre Aufmerksamkeit eher auf kulturhistorische und -wissenschaftliche Aspekte. Sie ging dabei ihrem Vortragstitel entsprechend mehr auf das „Volk“ ein und arbeitete die Beschäftigung mit diesem Begriff in der italienischen Wissenschaftstradition heraus. Der Bogen reichte von einem in der volkskundlichen Wissenschaftsgeschichte zur Tradition gewordenen Verweis auf G. Vico bis zur programmatischen Diskussion dieses Begriffes in der ersten Ausgabe von „La Ricerca Folklorica“ (1980). Renzetti zog auch etliche Einzelbeispiele heran, die sie vor allem der Brauchforschung entlehnte.

Der Kulturanthropologe John W. Cole (Massachusetts) bildete mit seinem Referat „Ethnizitätsbildung (Costituzione di etnie)“ den Abschluß des einleitenden Blocks.

Der in unserem Fach seit „The Hidden Frontier“ (1974), spätestens aber seit seinem Beitrag zum Kongreßband „Gemeinde im Wandel“ (Gemeindestudien der Cultural Anthropology in Europa, 1977/79) auch bei uns bekannte J. Cole versuchte in seinem Vortrag die enge Verbindung von Nationalismus und Kapitalismus aufzuzeigen. Ausgehend von einem „Weltsystem-Modell“ diskutierte er die „Teilung“ Europas in Zentrum und Peripherie. In einem industriellen „Core“ sieht er im 19. Jh. wachsende nationale Einigung in große Blöcke, an der Peripherie hingegen waren gegenläufige Bewegungen spürbar: ein Zerfall großer Blöcke.

Cole gelang es, Industrialisierung und Nationalismus in einen historischen Zusammenhang zu bringen. Allerdings bleibt die Frage offen, ob die ethnizitätsbildende Bedeutung der Teilung in „Core“ und „Peripherie“ im Rahmeme kleinräumiger Untersuchungen ihre Bestätigung fänden. Identitätsfindung und Nationalstaatlichkeit sind sicher nicht eine Frage großer Blöcke, sondern auch kleinerer Einheiten.

Nach diesem theoretischen Teil folgten am nächsten Vormittag zunächst „konkretere“ Themen, wobei die ersten beiden Referate thematisch im traditionellen Fachkanon standen: „Tradizioni orali: leggende e racconti in una regione plurilingue (Mündliche Traditionen: Erzählungen und Legenden in einer mehrsprachigen Region)“ (Brunamaria Dal Lago Veneri); „Cultura materiale: modo di vita rurale nel Trentino/Alto Adige (Materielle Kultur: Agrarischer Lebensvollzug in Trentino/Südtirol)“ (Umberto Raffaelli).

Dal Lago Veneri (Bozen) betonte die ungewöhnliche Reichhaltigkeit Südtirols an „geistiger“ Volkskultur und versuchte die Erzählkultur des Landes in einen allgemeinen historischen und geographischen Kontext zu stellen.

In einer bilderreichen Sprache verglich sie – Giorgio Dolfini zitierend – das Erzählen mit dem Bemalen einer nur aus Umrissen bestehenden Figur.

Inhaltlich umriß sie die Frage nach der Umformung von Märchen im nationalistischen Sinn ebenso wie die Verarbeitung von Naturerscheinungen in diesem Erzähltypus und verwies nicht zuletzt auf eine Besonderheit der mündlichen Überlieferung in Südtirol: die Zweisprachigkeit.

Im Gegensatz zu Dal Lago Veneri sah Umberto Raffaelli (S. Michele all' Adige) in der materiellen Kultur geringere regionalspezifische Charakteristika. Er betonte die geringen Unterschiede zwischen dem italienischsprachigen Trentino und dem deutschsprachigen Südtirol in dieser Hinsicht und sprach von einem wechselseitigen Einfluß.

Der Referent versuchte, Ursachen für die Auswirkungen auf die materielle Kultur in der frühindustriellen Phase herauszuarbeiten und diskutierte anschließend die Auflösung der traditionellen Ergologie und Technologie. Obwohl Raffaelli die dynamischen Veränderungen und deren Ursachen als kulturbestimmendes Merkmal für das 19. Jh. erkannte, betonte der Museumsleiter abschließend zu sehr den bewahrenden Charakter einschlägiger Museen und stellte dadurch „Erhalten“ als deren vorrangige Aufgabe dar. Ein vielleicht doch etwas zu stark objektbezogener Ansatz.

Nach diesem Referat berichtete erneut J. Cole – diesmal über sein bereits bekanntes und publiziertes Projekt aus den sechziger Jahren: Von 1965 bis 1967 forschten Eric Wolf und der Vortragende in zwei Dörfern im Grenzgebiet zwischen Trentino und Südtirol (The Hidden Frontier). Cole berichtete zusammenfassend über das seinerzeitige Projekt, lenkte aber in der Folge die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf neuerliche Untersuchungen in den beiden Dörfern Tret und St. Felix, die er 1988 in die Wege geleitet hatte. Waren es ursprünglich kulturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die es herauszufiltern galt, sind in der gegenwärtigen Untersuchung vor allem die starken Veränderungen zu betrachten, die in den letzten 20 Jahren die Struktur der beiden Dörfer stark beeinflussten. Ohne noch konkrete Antworten geben zu können, suchte Cole auch nach aktuellen politischen Ursachen für diese Veränderungen („Südtirol-Paket“) und bestätigte dabei erneut die politische und ökonomische Bedingtheit kultureller Äußerungen.

Nach diesen Vorträgen folgte am Nachmittag ein Vortragsblock mit anderer Schwerpunktsetzung. Durch einen an sich nur organisatorisch notwendigen Ortswechsel wurde der thematische Wechsel noch unterstrichen: Die bisherigen Referate fanden im Kulturhaus Lana statt, während die zweite Hälfte der Veranstaltung im Vereinshaus Völlan in der Nähe von Lana zur Durchführung gelangte. Nationalsozialismus und Faschismus bildeten den roten Faden, der die sechs Referate der folgenden zwei Halbtage miteinander verband.

Anka Oesterle (Tübingen) begann mit einem Bericht über „Nationalsozialistische Kulturpolitik in Südtirol (Politica culturale nazionalsocialista nell' Alto Adige)“, dem sich Peter Schwinn (Marburg/Lahn) mit dem Thema „Die ‚Kulturkommission Südtirol‘ des SS-Ahnenerbes (La commissione culturale per l' Alto Adige de reparto ‚Ahnenerbe‘ delle SS)“ nahtlos anschloß. Beide Referenten arbeiteten insbesondere die Rolle des „Ahnenerbes“ in Südtirol heraus. Oesterle versuchte zunächst auf die politischen Voraussetzungen einzugehen und in diesem Zusammenhang auf die Auseinandersetzung Himmeler-Rosenberg zu verweisen, um in der Folge die Frage nach der Wissenschaftlichkeit des „Ahnenerbes“ zu stellen und mit dem Kriegseinsatz dieser Organisation abzuschließen. Daran konnte Schwinn anknüpfen, der sich ausführlich mit der Arbeit der „Kulturkommission Südtirol“ befaßte, deren Einsatz wohl zu den dunkelsten Kapiteln kulturhistorischer – und nicht zuletzt volkskundlicher – Forschung gehört. Die vordergründige Sachlichkeit der Mitarbeiter dieser Kulturkommission, die „germanisches Erbe“ aufzuzeichnen und für die Zeit nach der Umsiedlung wieder bereitzustellen hatte, vermag auch heute noch zu erschrecken. Schwinn erkennt völlig zu Recht, daß es bei der Beurteilung der Arbeit dieser Organisation nicht in erster Linie um objektiv richtige oder falsche Aufnahmen geht, sondern um den fatalen Ansatz, der Wissenschaftler dazu brachte, unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit „germanische Kontinuitäten“ nachzuweisen.

Olaf Bockhorn (Wien) befaßte sich in seinem Referat ebenfalls mit der Arbeit der genannten Kommission: „Volkskundliche Filme des ‚SS-Ahnenerbes‘ in Südtirol (Film etnologici del ‚SS Ahnenerbe‘ sull' Alto Adige)“. Er versuchte, die unter der Leitung von Richard Wolfram hergestellten Filmdokumente aufzuarbeiten, die im Rahmen von Brauchaufnahmen gedreht wurden. Obwohl das Filmmaterial heute mit Ausnahme einiger von Wolfram privat aufgenommener Szenen verschollen ist, existieren genügend Dokumente, die deutlich zeigen, unter welchen Bedingungen und mit welcher Zielsetzung man damals diese Filme produzierte. Bockhorn veranschaulichte dies insbesondere am Beispiel des Traminer „Egetmannes“!

Die Vorträge Schwinns und Bockhorns führten den Tagungsteilnehmern einmal mehr die Unerläßlichkeit vor Augen, Entstehungsbedingungen und -voraussetzungen wissenschaftlicher Arbeit transparent zu machen. Vereinzelt wird bis heute damals aufgezeichnetes Material publiziert. Dies sollte jedoch immer an eine Aufarbeitung der Rahmenbedingungen geknüpft sein. Material, das im Dritten Reich unter machtpolitischen Aspekten für ideologische Zwecke erarbeitet wurde, heute unter dem Deckmantel der Objektivität zu publizieren, ist – gelinde gesagt – als bedenklich und problematisch einzustufen.

Nach den Vorträgen, die es sich zur schwierigen Aufgabe gemacht hatten, volkskundliche Forschung unter nationalsozialistischen Aspekten zu untersuchen, folgte noch am Abend das erste von drei Referaten, die Südtirol aus dem Blickwinkel des italienischen Faschismus betrachteten.

Der Historiker und RAI-Redakteur Gunther Waibl (Bozen) eröffnete den Reigen mit seinem Bericht über „Die Fotografie in Südtirol 1919–1945 (La fotografia nell' Alto Adige durante il fascismo)“. Waibl legte den Schwerpunkt in die Zwischenkriegszeit und arbeitete zwei „fotografische Lager“ heraus: ein deutsches, einheimisches und ein offizielles der italienischen Machthaber. Die augenscheinlichen Unterschiede der Fotosprache unterstrich Waibl mit einem informativen Diavortrag: Machtanspruch und Darstellung der Modernität auf italienischer, symbolische Kompensation und Identifikation auf deutscher Seite waren die primären Funktionen der Fotografie jener Zeit.

Der letzte Vormittag brachte die beiden abschließenden Referate, die an Waibl anknüpften. Zunächst präsentierte die Ethnologin Martina Steiner (Lana/Wien) „Dokumente des italienischen Außenministeriums während des Faschismus zu Südtirol (Documenti del Ministero degli Affari Esteri durante il fascismo, riguardanti l' Alto Adige)“.

Ausgangspunkt für Steiners Untersuchungen war ein militärischer Lagebericht vom 16. 1. 1919, in dem die Situation Südtirols im Hinblick auf politisches Geschehen, Einstellung der Bevölkerung usw. ausführlich geschildert wird. Als Ethnologin arbeitete Steiner dabei nicht chronologisch, sondern versuchte, Strukturen eines Augenblicks sichtbar zu machen.

Dabei wurde die soziokulturelle und ökonomische Situation Südtirols um 1919 durchleuchtet, um die Reaktion Italiens besser herausarbeiten zu können.

Ausgesprochen interessant war Steiners Versuch, das Integrations- und Assimilationsmodell ethnischer Gruppen von Donald Horowitz (Ethnic Identity, 1975) auf die Annexion Südtirols zu übertragen. Es gelang ihr, die unterschiedlichen italienischen Interessen und Positionen in ihren möglichen Auswirkungen modellhaft zu skizzieren. Insbesondere kam sie dabei auf die kompromißlose Haltung Ettore Tolomeis zu sprechen, der – nach Horowitz – eine „Incorporation“ der Südtiroler in Italien gefordert hatte, während gemäßigte Kontrahenten für eine „Amalgamation“ eintraten.

Steiner schloß ihr ausführliches Referat mit einer knappen direkten Präsentation des zitierten Berichtes ab.

Von den Veranstaltern gut plaziert, beendete der Kulturanthropologe Stefano Cavazza (Bologna) den Reigen der Referenten mit einer Einführung in „L' etnologia italiana ed il suo interesse per l' Alto Adige (Die italienische Volkskunde und ihr Blick auf Südtirol)“. Auch er setzte den Schwerpunkt in die Zwischenkriegszeit und berichtete von Versuchen italienischer Ethnographen, Südtiroler Volkskultur italienisch zu interpretieren. Deutsche Einflüsse wurden als zeitlich später und daher historisch und kulturell wenig bedeutsam interpretiert. Cavazza verwies besonders auf den Volkskunde-Kongreß von Trient 1934, in dessen Rahmen den Themen Nation – Nationalismus besonderes Augenmerk geschenkt wurde. Wie zuvor Steiner nahm auch Cavazza Bezug auf E. Tolomei, der den Anspruch Italiens auf Südtirol geographisch begründete und dessen extreme Position auch im eigenen Lager umstritten war.

Was also zunächst als Veranstaltung zum Thema „Visuelle Anthropologie“ ins Auge zu springen scheint, entpuppte sich bei näherer Betrachtung als durchaus auch politische Veranstaltung. Ein Beweis dafür, daß sich unser Fach den engen Verflechtungen Volkskultur–Politik–Wissenschaft nicht entziehen kann und soll.

Doch die Veranstaltung war noch mehr: Die bilateral ausgerichtete Organisation (Verein der Bücherwürmer Lana, Institut für Volkskunde der Universität Wien in Zusammenarbeit mit der Südtiroler Hochschülerschaft) und die Herkunft der Referenten deutete erstmals nach langer Zeit wieder auf eine „institutionalisierte“ Zusammenarbeit italienischer, deutscher und österreichischer Kulturwissenschaftler hin. Was ab 1956 als „Alpes Orientales“ (damals unter Einbeziehung Sloweniens) durch etliche Jahre hindurch in einer Reihe von Tagungen an Kontakten und gegenseitigen Rezeptionen geschaffen wurde, könnte durch die Veranstaltung – natürlich mit anderen Vorzeichen – in Lana vielleicht wieder angeregt worden sein.

Gerade Südtirol böte sich als gemischtsprachige Region für eine permanente Diskussion zwischen italienischer und deutschsprachiger Volkskunde an. Insbesondere zwischen den Nachbarn Italien und Österreich wäre eine intensivere Rezeption zu begrüßen; vielleicht mit dem vorläufigen Ziel eines Bandes, vergleichbar mit Chiva/Jeggle (1987). Jährlich wiederkehrende „Lanaer Gespräche“ seien somit angeregt und den Veranstaltern der ersten Tagung der Dank für Idee und hervorragende Umsetzung ausgesprochen!

Helmut Eberhart

**„Methoden und Probleme der Alltagsforschung im Zeitalter des Barock.“  
Bericht vom 10. Symposium des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde  
in St. Pölten vom 10. bis 13. Juli 1989**

Die Erforschung des Alltags gehört zu jenen Gebieten, auf denen interdisziplinäre Zusammenarbeit besonders notwendig ist. Aus diesem Grund stoßen relevante Veranstaltungen benachbarter Disziplinen auf besonderes Interesse. Die Tagung in St. Pölten, die von der Kommission für Wirtschafts-, Sozial- und Stadtgeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde gemeinsam veranstaltet wurde, versprach daher auch für die Volkskunde Interessantes.

Die zehn meist einstündigen Vorträge dieser Tagung sollten verschiedene Bereiche der Alltagsforschung von seiten der Geschichte beleuchten.

Im Eröffnungsvortrag brachte Hans-Jürgen Teuteberg, Münster, unter dem Titel „Alltagsgeschichte – Möglichkeiten und Grenzen einer neuen Forschungsrichtung“ einen Überblick über Entstehung, Entwicklung und methodische Probleme der Alltagsgeschichte. Zur Abgrenzung wurden die Ansätze von Agnes Heller, Thomas Luckmann, Norbert Elias und Henri Lefèvre herangezogen. Danach wurden die Orientierung an regionalen, oft auch lokalen Themen sowie das von Lawrence Stone so genannte „Revival of Narrative“ behandelt, die neuerlich verstärkte Einbindung von erzählenden Elementen als Quelle für die Historische Sozialforschung, die bei den Vertretern dieser Fachrichtung keineswegs immer positiv gesehen wird. Der Aspekt einer „Geschichte von unten“, als welche Alltagsgeschichte häufig vor allem verstanden wird, sowie die damit im Zusammenhang stehenden „Geschichtswerkstätten“ stellten einen weiteren wichtigen Punkt im Referat Teutebergs dar, ergänzt durch die Darstellung der Versuche in der DDR, eine neue Kulturgeschichte auf marxistisch-leninistischer Basis zu begründen.

Den Abschluß des Vortrags bildete die Behandlung der Kategorie des Alltags innerhalb der allgemeinen Kulturanalyse, wobei auf die vielfältigen Ursprünge der Alltagsforschung in der älteren bürgerlichen Kulturgeschichtsschreibung hinge-

wiesen wurde, was – nach Teuteberg – heutigen Historikern oft nicht mehr richtig bewußt sei. Die Frage nach relevanten Problemstellungen, Quellengruppen und Perspektiven für die Alltagsforschung beendete den Vortrag.

Karl Blaschke, Leipzig, berichtete über „Archivalische Quellen zum Alltagsleben in Sachsen 1600–1750“, die auf Grund der gut entwickelten sächsischen Verwaltung und des guten Zustandes der Archive in reichem Ausmaß vorhanden sind. Angaben „zum Alltag“ sind dabei prinzipiell in fast allen Beständen möglich, wenn sie auch, besonders bei Archiven der höheren Verwaltungsinstanzen, oft nur die Rahmenbedingungen darlegen. Konkrete Angaben sind hingegen besonders in den Archivbeständen der mittleren und unteren Instanzen zu erwarten.

Unter dem Titel „Das Alltagsleben einer küstenländischen Stadt im Lichte verschiedener schriftlicher Quellen“ befaßte sich Darja Mihelic, Ljubljana, mit dem Alltagsleben in Piran/Nordwest Istrien am Anfang des 17. Jahrhunderts. Die herangezogenen Quellen (Stadtstatuten, Urkunden, Vizedombücher, Testamente u. a.) entstanden etwa innerhalb eines Jahres und stellen daher zeitlich eine relativ schmale Basis für die Beurteilung des Alltagslebens dar. Die Darstellung wurde in die Abschnitte „Leben“ (wobei über Kindheit und Lebensende keine ausführlichen Daten vorliegen), „Jahr“ und „Tag“ gegliedert. Eine abschließende Charakterisierung der verwendeten Quellen zeigte auch hier, daß vielfach nur Idealbilder und Normen greifbar werden, während der „tatsächliche Alltag“ nur indirekt erschlossen werden kann.

Der zweite Tag brachte Vorträge auf der Grundlage konkreter Quellengattungen. Helfried Valentinitich, Graz, untersuchte „Fahndungs-, Gerichts- und Strafvollzugsakte als Quellen zur Geschichte des Alltags im Barockzeitalter“ von der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts bis um 1750, wobei er als Charakteristikum das rasche Anwachsen unterer Bevölkerungsschichten hervorhob, das einen verstärkten Reglementierungsdruck von seiten des Staates nach sich zog. Dementsprechend groß ist der Anteil dieser Bevölkerungsschichten an der Gruppe der Straftäter. An auswertbaren Quellen sind Fahndungsakten, Gerichtsakten und Strafvollzugsakten zu nennen, die in unterschiedlicher Ausführlichkeit Angaben zu Erscheinungsbild, Kleidung, sozialem Umfeld bis zum Lebenslauf einer Person bieten können. Valentinitich wies dabei auf verschiedene Schwierigkeiten bei der Auswertung von Kriminalakten (z. B. Quellenlage, unter Folter erpreßte Geständnisse) hin, zeigte aber auch Möglichkeiten für weitere Auswertungen dieser Quellengruppen zum Thema „Alltag“.

Helmuth Feigl, Wien, behandelte „Heiratsbriefe und Verlassenschaftsabhandlungen als Quellen zur Alltagsgeschichte“, wobei er die Aussagemöglichkeiten dieser Quellen für Rechtsgeschichte, Familienverhältnisse und Erbgewohnheiten (teilweise unterschieden nach Adel – Bürgern – Bauern) darstellte. An die Beschreibung der Gliederung der Inventare schlossen sich quellenkritische Überlegungen an, wobei die Feststellung, daß Inventare nicht oder nur sehr beschränkt für die Quantifizierung herangezogen werden können, auf heftigen Widerspruch in der Diskussion stieß.

Der Mittwoch begann mit einem Vortrag von Karoly Vörös, Budapest: „Metamorphosis Transylvaniae. Wendungen im Alltagsleben in Siebenbürgen im 18. Jahrhundert“. Vörös stellte dabei an Hand von Memoiren ungarischer Adliger das Aufkommen barocker Einflüsse durch die Ausdehnung und Festigung der Habsburgerherrschaft nach dem Ende des Rákóczi-Aufstandes 1711 dar. Die Barockisierung

betraff zuerst die Kunst, dann aber auch Teilbereiche der adeligen Alltagskultur, wobei der Barockstil durchaus auch bei Anhängern der Habsburger als „neue Mode“ kritisiert und abgelehnt wurde.

„Bildliche Quellen zur Alltagsgeschichte der Barockzeit und des 19. Jahrhunderts“ behandelte Karl Gutkas, St. Pölten, wobei er auch die Bedeutung dieser Bilder als erklärendes Material im Rahmen von Museen und Ausstellungen hervorhob. Gutkas wies auf die starke Generalisierung bei den frühen Darstellungen hin, die durch Übernahme aus anderen Werken oft auch nicht den richtigen Lokalbezug aufweisen. Erst im Lauf des 18. Jahrhunderts ist eine Zunahme an konkreten Darstellungen zum Alltagsleben festzustellen, die häufig in Nebenszenen zu finden sind, ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts dann auch verstärkt ins Zentrum der Darstellungen rücken. Diese Art der Darstellung leitet ins 19. Jahrhundert über, in dessen 2. Hälfte sie dann von der Fotografie abgelöst wird.

Am letzten Tag des Symposions brachte Ernő Deák, Wien, unter dem Titel „In guhter ruhe und stoltzer Sicherheit . . .“. Einige Aspekte des bürgerlichen Alltags“ an Hand niederösterreichischer Weistümer und vor allem westungarischer Stadtstatuten Vorschriften, die das bürgerliche Alltagsleben regelten oder regeln sollten. Er betonte dabei die Wichtigkeit der geistig ideellen Seite, wie sie in diesen Quellen zum Ausdruck käme, die nicht immer „von oben“, sondern von den Städten selbst geschaffen seien und so das bürgerliche Weltbild widerspiegeln. In der Diskussion wurde vor allem auf die Diskrepanz zwischen derartigen Vorschriften und der Realität hingewiesen, die durch die Heranziehung zusätzlicher Quellen überwunden werden müsse.

Roman Sandgruber, Linz, untersuchte unter dem Titel „Lebensstandard im 17. und 18. Jahrhundert. Quellen und Ergebnisse“ die komplexen Zusammenhänge zwischen Bevölkerungswachstum, Lebensstandard, Konsumgüterverbrauch und Arbeitszeit, wobei er die Notwendigkeit einer möglichst breiten Quellenbasis betonte, die nicht nur die traditionellen historischen Quellen enthalten dürfe, sondern auch demographische und biologische Daten (Körpergröße . . .) berücksichtigen müsse. Viele Erscheinungen (wie z. B. die Hygiene) können nur an Indikatoren abgelesen werden, da es keine direkten Quellen dazu gebe. Dazu seien auch die Inventare als wichtige Quelle heranzuziehen.

Im Vortrag „Aussagen der Bevölkerungs- und Agrargeschichte zum Alltagsleben. Eine Enquete an schweizerischen Beispielen“ ging Markus Mattmüller, Basel, zunächst auf die Schwierigkeiten der historischen Demographie ein. Prinzipiell seien Ergebnisse dieser Forschungsrichtung besonders für Entwicklungen unterer Sozialschichten interessant, jedoch läßt die Quellenlage, zumindest für die frühe Barockzeit, i. a. keine Familienrekonstitutionen zu, sondern nur anominale Auswertungen. Der 2. Teil des Referats befaßte sich mit agrargeschichtlichen Fragen, besonders mit Problemen der Ernährung einer immer größer werdenden Bevölkerung und der Einführung nichtagrarischer Beschäftigungen.

Die kurze Schlußdiskussion unter der Leitung von Othmar Pickl, Graz, brachte neben der Zusammenfassung bereits in anderen Diskussionen genannter Aspekte auch den Vorschlag Teutebergs, nach einer Geschichte von unten auch eine „Geschichte von innen“ als Mentalitätsgeschichte, Geschichte der Gefühle . . . zu forcieren und zu versuchen, Reflexionen sichtbar zu machen.

Als Ergänzung zum Vortragsprogramm gab es neben einer Stadtführung in St. Pölten am Dienstag eine Exkursion nach Krems in das Institut für Mittelalterliche Realienkunde und am Mittwoch eine Führung durch die Niederösterreichische Landesausstellung „Magie der Industrie“ in Pottenstein sowie eine Führung durch Berndorf, wodurch die Beschäftigung mit dem Alltag bis ins Mittelalter und in die Gegenwart ausgedehnt wurde.

Resümee:

Die Tagung zeigte die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Alltag einer Epoche, für die Methoden der „Oral History“, wie sie für die Volkskunde und Alltagsgeschichte der jüngeren Vergangenheit mit großem Gewinn herangezogen werden, nicht anwendbar sind. Der nur scheinbaren Klarheit des Begriffs „Alltag“ hat R. Sandgruber zwei mögliche genauere Umschreibungen gegenübergestellt: einerseits die Betonung des sich immer wiederholenden Geschehens und der sich daraus ergebenden Pragmatik des Handelns, wodurch auch Feste und Sonntage unter den Begriff subsumiert werden und sich ein sehr weiter, umfassender Begriff von Alltag ergibt; andererseits die soziale Praxis des einzelnen, der „kleinen Leute“, wie sie zurechtkommen. Dazu zählen besonders auch die Ausgegrenzten, Unterdrückten, aber auch die kleinen Unterdrücker. Wie Sandgruber vertraten auch die übrigen Referenten, i. a. implizit, die erste These, wenn auch die unteren Schichten häufig im Mittelpunkt der Ausführungen standen.

Auch auf die Relativität von „Alltag“ wurde mehrfach hingewiesen: Was für einen Adligen durchaus alltäglich sein kann, ist für einen Bürger oder Bauern unter Umständen ein einmaliges Ereignis.

Der Erfassung der „Totalität des Alltags“, wie sie etwa von Ernő Deák gefordert wurde, steht das Problem der Quellenlage gegenüber, da jede Quelle, wie auch in den Referaten deutlich wurde, nur einen bestimmten Teilaspekt abdecken kann. Außerdem ist aus den vorhandenen Quellen vieles nur indirekt erschließbar, stellt Rahmenbedingungen dar oder kann Indikator für bestimmte Zustände sein. Dazu kommt die besondere Notwendigkeit der interdisziplinären Zusammenarbeit (auch mit den Naturwissenschaften), wie sie mehrfach gefordert wurde. Denn, wie K. Gutkas in der Diskussion feststellte: „Vieles, was man neu erfindet, hat die Volkskunde schon lang im Standardwissen“ – aber das gilt mutatis mutandis wohl auch für andere Disziplinen.

Burkhard Pöttler

### **Kulturwissenschaftliche Tourismusforschung**

#### **1. Arbeitstagung der AG „Tourismusforschung“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mörfelden, 13. bis 16. Juli 1989**

Im Rahmen des letzten Deutschen Volkskunde-Kongresses in Frankfurt/Main 1987 konstituierte sich eine Arbeitsgruppe „Tourismusforschung“, die nunmehr zu ihrer ersten (von Ronald Lutz und Dieter Kramer vorbereiteten) Veranstaltung lud. In einer Aussendung an die angemeldeten Teilnehmer/-innen (welche einführende Aufsätze, Kurzfassungen der Beiträge sowie die endgültige Tagesordnung enthielt) war die Arbeitstagung als „Bestandsaufnahme kulturwissenschaftlicher Tourismusforschung“ deklariert. Das Wort „Bestandsaufnahme“ erwies sich denn auch als der rote Faden der Veranstaltung: sie bot eine Aneinanderreihung von wenig zusam-

menhängenden Einzelarbeiten zum vielschichtigen Thema „Tourismus“, den Versuch einer Bestandsaufnahme also – selbstverständlich unvollständiger Art. Als Tagungsort diente, offensichtlich um verschiedenste Aspekte bzw. Faktoren im Zusammenhang mit dem Phänomen des Reisens hautnah spürbar werden zu lassen – einerseits sanfter, d. h. einfachster Tourismus (siehe: Naturfreundehaus mit Hütten- und Lagerromantik), andererseits Nepp (siehe: Verrechnungstaktik von nicht konsumierten Übernachtungen bzw. Mahlzeiten) –, das Naturfreundehaus „Waldheim“ in Mörfelden, in der Nähe Frankfurts gelegen.

Im Laufe des Einführungsabends am 13. 7. wurde vorerst – um den Tagungsteilnehmer/-innen den Veranstaltungsort etwas näher zu bringen – auf Entstehung, Entwicklung sowie Bedeutung der „Naturfreunde“ hingewiesen (Dieter Kramer). Anschließend ging man im Rahmen einer lockeren Gesprächsrunde auf Anfänge, Entwicklung, gegenwärtigen Stand und Problematik der Tourismusforschung sowie die Anforderungen an diese ein, wobei sowohl auf die Rolle des/der Reisenden als auch der Bereisten und die Auswirkungen auf deren Lebensraum hingewiesen wurde. Ferner legten die Podiumsteilnehmer Ueli Gyr, Max Matter, Ronald Lutz und Dieter Kramer ihre jeweils sehr unterschiedlichen Ausgangs- und Ansatzpunkte – bezüglich des Tagungsthemas – klar (wobei nochmals die Diffizilität der Thematik „Tourismus-Forschung“ offensichtlich wurde, was sich letztendlich darin äußerte, daß zum Abschluß des Einleitungsabends zwar viele Fragen gestellt, aber vorerst keine Antworten gegeben wurden oder gegeben werden konnten).

Auch die Referenten der folgenden Tage zeigten – wie bereits angedeutet – die Vielschichtigkeit des Tagungsthemas auf bzw. machten die Schwierigkeit deutlich, einen so umfassenden Bereich in den Griff zu bekommen.

Adelheid Schrutka-Rechtenstamm berichtete – außerordentlich praxisbezogen und lebensnah – über „Urlaub am Bauernhof als Beispiel für sanften Tourismus: Gastfreundschaft als Dienstleistung?“ und zwar auf Grund einer Befragung Betroffener, nämlich „Bereister“, vordringlich aber von Frauen in steirischen Regionen.

Regina Römhild (Frankfurt) sprach über den „Historismus“ (= eine Wortschöpfung der Referentin), der sich im gezielten und zusehends verstärkten Reisen zu historischen und historisierenden Zielen äußert, wobei die hierbei getroffenen Aussagen allzu subjektiv und überdies stark lokal geprägt (d. h. nur auf bestimmte Städte und Orte zutreffend) schienen.

Rosemarie Miska (Lecce) schließlich erläuterte – ohne zu werten – unter dem Titel „Regionale Tourismusentwicklung in Apulien/Italien“ einen Plan zur Ankurbelung bzw. Förderung von durchaus „hartem“ Tourismus in dieser süditalienischen Region.

Am Nachmittag des 14. 7. referierte Liesel Lodde-Schettel (Kiel) zum Thema „Wie stellt sich eine Stadt ihren Touristen dar?“ in eher improvisierter Form, indem sie Probleme anriß, Fragen aufwarf und diese dann zur Diskussion stellte.

Sabine Sünwoltd und Erika Kiechle-Klemt (beide München) sprachen äußerst lebendig über „Er-fahrungen“ mit Stadtrundfahrten und belegten ihre Ausführungen mit Fotos. Überdies gingen sie auf Klischeevorstellungen, die bei derlei Veranstaltungen vermittelt, aber auch gesucht würden, näher ein und erwähnten die allgemeine Problematik jener Rundfahrten sowie das Phänomen, daß Sehenswürdigkeiten erst durch bewußte Erwähnung bzw. Präsentation dazu gemacht würden.

Der letzte Referent dieses Tages, Jens D. Kosmale (Frankfurt), berichtete über „Intertreff Frankfurt, ein Modellprojekt“. Es handelt sich dabei um einen bis jetzt offensichtlich gelungenen Versuch, Jugendtourismus in der Stadt Frankfurt durch eine Institution, das „Intertreff Frankfurt“, in den Griff zu bekommen. Daß dabei aber – leider – in Zukunft offensichtlich auch (völlig unkritisch) vor „Zwangsbe-glückung“ oder auch „Manipulation“ nicht zurückgeschreckt werden könnte, zeigen die – keineswegs unwidersprochenen – Vorstellungen des Vortragenden, den Jugendlichen z. B. die Ära „Mittelalter“ dergestalt näherzubringen, indem er ihnen etwa anstatt der jetzt üblichen Kartoffeln als Beilage nur Breispeisen vorsetzen oder sie Salz in einer im Mittelalter gängigen Menge – nur soviel wie zwischen zwei Fin-gerspitzen paßt – zum Würzen der Speisen nehmen ließe, so als ob damit vergange-nes Leben simuliert oder mehr als nur bloße Äußerlichkeiten vermittelt werden könnten.

Den Abschluß bildete ein interessanter, anregender Lichtbildervortrag von Dieter Kramer, der sich mit den „Wandlungen im Verhältnis zur Natur und Landschaft am Beispiel der bildenden Kunst“ auseinandersetzte.

Den Auftakt des 15. 7. machte Christiane Cantauw-Groschek (Münster) mit ihrem Referat über „Natur aus zweiter Hand – Menschliche Naturaneignung am Beispiel der Ruhrquelle“, wobei sie die verschiedenen Ausbaustadien der Fassung der Ruhrquelle sowie des Feedbacks in Form von Touristenzustrom bzw. Zeitungs-artikeln und die weiteren, dadurch ausgelösten infrastrukturellen Zwänge – Park-platz, Toiletteanlagen etwa – ausführlich darlegte.

Als zweiter Referent sprach Dietmar Sauermaun (Münster) in einem lebendigen, wirklichkeitsnahen Vortrag über „Das Bürgertum im Spiegel von Gästebüchern des Sauerlandes“, in dem er betonte, was alles an Hinweisen auf Leben, Lebensum-stände und Freizeiterwartungen man aus Gästebüchern beziehen könne. Er zog letztlich daraus den Schluß – der übrigens auch in anderen Referaten zum Ausdruck kam, wie etwa in jenem über Stadtrundfahrten –, daß Urlaub (bzw. Freizeit) als Gegenwelt gesucht und erlebt werde, was auch „Inszenierungen“ durch Veranstalter und Vermittler zuließe.

Burkhart Lauterbach (München) schließlich präsentierte in seinem sehr kompak-ten Referat „Thesen zur kulturwissenschaftlichen Reiseführer-Forschung“, die er dann zur Diskussion stellte, wobei auch er die Feststellung traf, daß Sehenswürdig-keiten erst zu solchen – durch Erwähnung, Vermittlung bis hin zur Bedürfnis-weckung im Sinne von Prestige konsum – gemacht würden, was sich auch in den durchaus unterschiedlich abgefaßten Reiseführern für verschiedene Zielgruppen (Jugendliche, Alternative, Sportliche, Kulturbeflissene usw.) äußere.

Nachmittags folgte dann ein „Tourismusgespräch zum Verhältnis Kulturwissen-schaft und Tourismuspraxis“ unter der Leitung von Dieter Kramer mit den Podiums-teilnehmern Gerd Gehrke (Hannover; Vertreter der evangelischen Kirche; Freizeit und Erholung), Peter Runge (Frankfurt; Bundesverband mittelständischer Reise-unternehmen) und Rolf Strojec (Frankfurt; Lebenssportbund Hessen). Als ein Teil-ergebnis dieser Diskussionsrunde – für deren Zusammenfassung ich mich übrigens bei Ulrike Vitovec bedanken möchte – erscheint erwähnenswert, daß die – laut Aussagen von P. Runge – Vermittler und Anbieter von Urlaubs- und Freizeiterleb-nissen primär am eigenen wirtschaftlichen Erfolg denn am Hinterfragen von realen Wünschen der Reisenden oder gar der Erziehung jener Menschen zum verantwor-tungsbewußten, „mündigen“ Touristen interessiert sind; hier traten offene Wider-

sprüche zutage, so zu R. Strojec, dessen Hauptanliegen die Bildungsarbeit und damit der Wunsch nach Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen (Soziologie, Kulturwissenschaften, Ökologie, Historie, Literatur) auf diesem Gebiet ist.

G. Gehrke wiederum brachte das Problem der Bereisten zur Sprache – und zwar in Verbindung mit der Verantwortlichkeit der Reisenden den Bereisten gegenüber –, was allerdings beim Vertreter der Reiseunternehmen auf keinerlei Verständnis stieß.

Der Abend galt dann, wie es im Programm so schön hieß, dem „Tourismus praktisch: Frankfurt sight-seeing; vom Theater bis zur Äpfelwoi-Kneipe!“.

Am Abschlußtag gab es schließlich noch eine Diskussion über „Auswertung, Planung, Perspektiven . . .“; sie war allerdings geprägt von Fragen ohne Antworten, was D. Kramer zu der Bemerkung veranlaßte, daß in diesem Forschungsbereich die Theorie fehle und somit noch vieles an Arbeit vor den daran Interessierten liege. Vor allem dem zweiten Teil dieses Satzes kann die Unterzeichnete nur – trotz oder gerade wegen dieser ersten Veranstaltung – zustimmen; daß diese volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschungstätigkeit doch von großer Bedeutung und speziell von einigem Praxisbezug sein kann, hat die Tagung in Mörfelden bewiesen.

Als Ausblick in die Zukunft der Tourismusforschung sei abschließend erwähnt, daß geplant ist, im kommenden Jahr – wobei der genaue Ort und Zeitpunkt allerdings noch unbekannt sind – eine weitere Tagung zu diesem Thema abzuhalten.

Elisabeth Bockhorn

## Literatur der Volkskunde

**Alexander Fenton**, *Country Life in Scotland. Our Rural Past*. Edinburgh, John Donald Publishers Ltd., 1987, 194 Seiten.

A. Fenton, Erforscher der schottischen Volkskultur unter Beachtung europäischer Perspektiven, schildert in seinem vorliegenden – in der Betrachtungsweise ganz neuen und bahnbrechenden – Werk das veränderliche schottische Bauernleben, welches, auf alte Traditionen gestützt, einen Übergang zwischen dem Norden und dem Westen unseres Kontinents darstellt. Das Leben wird selbstverständlich vom Meer beeinflusst, doch auch das Bergland und die Ebene führen zu kulturellen und mundartlichen Unterschieden. Im Südwesten sind Milchwirtschaft, Gartenbau und ein hoher Entwicklungsstand der Farmen bezeichnend. Im östlichen und südöstlichen Kornland betätigen sich hochentwickelte Bauernwirtschaften mit zahlreichen wertvollen Innovationen. Im dicht bewohnten Nordosten beruht die Rinderzucht auf dem vorzüglichen Weideland und dem Rübenbau. Die Rübe ist seit dem 18. Jh. ein wichtiges Winterfutter. Etwas früher sind die Kartoffeln erschienen. Auch die Schafzucht spielt eine beachtliche Rolle im schottischen Volksleben, namentlich im nördlichen Bergland. Im vorliegenden Buch werden mit beispielhafter ethnographischer Betrachtungsweise Probleme behandelt, wie: der Arbeitsrhythmus, die gesellschaftliche Gliederung, Landarbeiter, Kleinpächter, Farmer, Wanderarbeiter (Schnitter, Schafscherer), Weidewirtschaft, Bauwesen, Verwendung von Torf, Gebrauch des Pfluges, des *cashrom* ‚crooked spade‘ (etwa: gekrümmter Spaten), der Sichel und der Sense, der Drusch, Getreidetrocknen und -mahlen, Molkerei, Ernährung, bäuerliche Eßgewohnheiten. Die Entwicklung und die Veränderung all dessen werden seit Mitte des 18. Jh. erörtert. Zu den Veränderungen trugen auch solche Faktoren bei wie der Bevölkerungszuwachs oder die Mechanisierung der Landwirtschaft. Es wird eine Zukunftsaufgabe sein, die psychologischen Probleme zu untersuchen, zu denen die Veränderung des herkömmlichen Bauernlebens führt.

Das Buch von A. Fenton gehört zu den klassischen Werken der europäischen Volkskunde, zusammen mit früheren Arbeiten des Verfassers, wie z. B. *Scottish Country Life*. Edinburgh 1976. *The Northern Isles: Orkney and Shetland*. Edinburgh 1978. *The Rural Architecture of Scotland*. Edinburgh 1981 (mit Bruce Walker).

Béla Gunda

**Róbert Müller**, *A mezőgazdasági vaseszközök fejlődése Magyarországon a késővaskortól a törökkor végéig* (Die Entwicklung der eisernen Agrargeräte in Ungarn von der Späteisenzeit bis zum Ende der Türkenherrschaft). Mit deutscher Zusammenfassung. Bd. I–II. Zalai gyűjtemény (Sammlung von Zala). Zalaegerszeg, Archiv des Komitats Zala, 1982, 930 Seiten, 2037 Abbildungen.

Diese imposante archäologische Arbeit ist auch für ethnographische Forscher der Agrargeräte ein unentbehrliches Nachschlagewerk. Aus der im Titel angeführten Periode schildert R. Müller die archäologischen Funde folgender Geräte in Ungarn: Pflugscharen, Seche und andere Pflugteile, Spatenbeschläge, Hacken, Sicheln, Sensen, Dengelambosse, Schilfschneidegeräte, Rodungsmesser, Gabeln, Rechen, Heuziehhaken, Einbrennstempel der Eigentumszeichen, Striegel, Hufeisen u. a. Ihr Vorkommen, ihre Beziehungen zu den verschiedenen ethnischen Gruppen, ihr Erscheinen im Lauf der Geschichte, die Entwicklung der Agrotechnik erläutert er mit einer umsichtigen wirtschaftsgeschichtlichen und volkskundlichen Erklärung. Die über 2000 Abbildungen verdeutlichen dem Leser die zuweilen komplizierten Terminologien. Die Landwirtschaft der Kelten in Ungarn, betont der Verfasser, wurde bislang von der Forschung überschätzt. Zu ihrer Rodungswirtschaft mußten die Kelten nicht unbedingt einen Pflug gebrauchen, könnten aber immerhin einen mit schmaler Schar ausgestatteten Hackenpflug gehabt haben. Wesentlich reichhaltiger sind die Gerätefunde aus der Römerzeit. Die Römer besaßen schon Pflüge, die nicht nur mit Sechen, sondern auch mit Radvorgestellten versehen waren, zudem erschienen auch die Beetpflüge mit Streichbrett. Trotzdem können wir keine ausführlichen Informationen über die Landwirtschaft der Römer geben, denn es wurden bisher nur wenige rurale Siedlungen freigelegt. Das pannonische Gerätematerial zeigt gewisse Abweichungen von den römischen Funden aus Westeuropa. Zweifellos gab es in Pannonien eine hochentwickelte Obst- und Weinkultur, zumal die Römer sogar die Feigenkultur eingeführt und auf Grund ihrer aus Norditalien mitgebrachten Traditionen den Weinbau kultiviert haben.

Der mittelalterliche Weinbau Transdanubiens hat zweifellos römische Wurzeln. In der Völkerwanderungszeit ist eine Rückentwicklung römischer Traditionen zu beobachten, es hörte beispielsweise der Gebrauch des Beetpfluges auf. Von der relativ kurzfristigen Hunnenherrschaft abgesehen, lebten im Karpatenbecken vor dem Erscheinen der Awaren (568 n. Chr.) verschiedene germanische Völker. Die Langobarden betrieben vor allem die Viehzucht, bei den Gepiden war der Ackerbau beachtlich – ein Beweis dafür ist die Einführung eines neuen Sicheltyps. Die Awaren betrieben auch Ackerbau bei ihren Winterquartieren. Auffallend sind die zahlreichen awarischen Sichel-funde. Der Ackerbau der gegen Ende des 9. Jh. erscheinenden Ungarn war nicht niedrigeren Niveaus als der der hier vorgefundenen slawischen Völker. Bereits seit dem 11.–13. Jh. benützten sie verschiedene Pflugtypen, und vom 13. Jh. an fügte sich die ungarische Landwirtschaft zunehmend in den europäischen Entwicklungstrend ein. Ein Beweis dieses Vorganges ist das Erscheinen der Sense (wobei primitivere Sensenformen bei den Ungarn schon früher gebräuchlich waren). Seit dem 15. Jh. ist dann die Entwicklung der regionalen Unterschiede zu beobachten.

Es wäre zu langwierig und kompliziert, im Rahmen einer Buchbesprechung die einzelnen Ackergeräte ausführlicher beschreiben zu wollen, und so möchte ich

mich auf einige Gedanken und Feststellungen des Autors beschränken, die sich nur auf die Sichel beziehen. Die Sichel der verschiedenen Perioden lassen sich auf Grund der Griffbefestigung sowie der Form und Größe ihrer Klinge deutlich voneinander unterscheiden. Bei den römischen Sichel ist die Griffbefestigung der sogenannte „Dorn-Nietnagel“, der auch in rezentem Material (Italien, Iran) vorkommt. Diese Griffbefestigungsart wurde nach der Römerzeit nicht mehr verwendet, die späteren Sichel haben ohne Ausnahme eine griffdornige Griffbefestigung. Auch die Form der Klingen hat sich verändert: sie wurden schmaler und kleiner. Diese Form war im 7.–12. Jh. in ganz Europa allgemein verbreitet. In Ungarn stammt die älteste aus einem germanischen Grab. Der Typ erscheint in den awarenzeitlichen und späteren ungarischen Gräbern, doch im 11.–14. Jh. war schon eine andere Form in Gebrauch gekommen: Bei diesen Sichel schließt sich dem Griffdorn ein scharf zurückgebogener, gerader Hals mit viereckigem Querschnitt an, welcher mit einer starken Krümmung in die Klinge übergeht. Hier gibt es zwei Varianten. Im Spätmittelalter verbreitete sich eine westliche Form, wo die untere Hälfte der Klinge beinahe parallel mit der Richtung des Griffes läuft oder nur einen kaum gekrümmten Rücken hat. Die vor den Türken fliehenden Südslawen führten in Südungarn eine gekrümmte Form ein, deren Ursprung aus der Völkerwanderungszeit abgeleitet werden kann und auf dem Balkan auch im Mittelalter erhalten blieb. Im 14.–15. Jh. ist abermals das Erscheinen einer westlichen Form zu beobachten, einer kreissegmentförmigen Sensensichel mit breiter Stahlklinge.

Dies sind nur einige kurzgefaßte Feststellungen aus dem hochbedeutenden Werk; am Beispiel der Sichel versuchte ich die mannigfaltigen Probleme aufzuzeigen, die der Verfasser aus breiter Perspektive zu erläutern trachtet. Hier spricht ein Archäologe, der von der Späteisenzeit fast bis heute nicht nur die Arbeitsgeräte kennt, sondern auch die wirtschaftenden Völker und Gesellschaften, d. h. Menschen, die damit arbeiteten, auf jeder Seite seines Buches auch die Ethnographen an. Es ist erfreulich, daß R. Müller nach über 40 Jahren die Spur weiterverfolgt, die Axel Steensberg in seiner Arbeit über Erntegeräte (*Ancient Harvesting Implements. A Study in Archaeology and Human Geography*, København 1943) hinterlassen hat.

Béla Gunda

**Christoph Gasser**, „Trappeln, Gschuicher und andere Fourtl“. Zu Geschichte, Entwicklung und Ergologie von Abwehrmaßnahmen und Fanggeräten aus dem Raum Tirol (= Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg). Dorf Tirol/Meran 1988, 107 Seiten.

Für Erforscher der Urbeschäftigungen ist dieses Buch eine echte Überraschung. Chr. Gasser präsentiert aus Tirol (hauptsächlich aus Südtirol) gegen Nagetiere und sonstiges Wild gebräuchliche Zauberformeln, kultische Schutzmittel, Fallen und Schlingen, die bislang in der ethnographischen Jagdliteratur unbekannt waren. Die meisten führt der Verfasser an Hand geschichtlicher Quellen bis zum 14. Jh. zurück, zitiert aber auch häufig aus Arbeiten von früheren, sogar von klassischen römischen Autoren. Tirol zeigt sich hier als ein mannigfaltiges Reliktgebiet europäischer Jagdgeräte, wo das Wild gleichzeitig mit Geräten prähistorischen Charakters und den Fallen moderner Zeiten gefangen wird. Aus der gedankenreichen Einleitung des Verfassers eröffnen sich dem Leser die einander verhafteten Probleme menschlichen Denkens, der Zauberei und des Instinkts, der Erfahrung und der Findigkeit, der

Naturkenntnis und der Historizität, der Evolution und der Diffusion, des gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Die Erkenntnis, daß die Fallen und Schlingen nicht Einzelstücke der „materiellen Kultur“ sind, spiegelt sich überzeugend in den Seiten des Buches wider. Getrost könnte man noch die Worte von W. Koppers hinschreiben: „Es bedarf nun eines längeren Beweises gewiß nicht, daß der Ausdruck ‚materielle Kultur‘ eigentlich eine *contradictio in adjecto* in sich einschließt; denn was rein materiell, ist nicht kulturell, und was schon kulturell, ist nicht mehr rein materiell. Eine rein materielle Kultur gibt es also nicht, und der Ausdruck ist somit, wenn man ihn überhaupt anwenden will, in einem abgeschwächten Sinne zu verstehen.“ (W. Schmidt – W. Koppers: Völker und Kulturen. Erster Teil: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker. Regensburg 1924. S. 394.)

Ausführlich schreibt Chr. Gasser von den Heuschreckeninvasionen sowie den wandernden Schädlingvertilgern, Schlangen- und Rattenfängern. Nach J. E. Lips, K. Moszyński, S. Lagercrantz und K. Lindner stellt er eine neue Klassifizierung der verschiedenen Fangvorrichtungen auf und spricht sodann von Fallgruben, Schwerkraftfallen, Schlingen, Netz-, Reusen-, Torsions-, Waffen- (z. B. Bogen-), Schluck- und Leimfallen sowie den verschiedenen Jagdbehilfen, wobei er uns eine überwältigende Menge von Angaben und Beobachtungen mitteilt. Zu den Fallen Tirols gibt er reichhaltige komparative Angaben und erläutert die Vergangenheit sowie die geographische Verbreitung der Fallen und Schlingen. Besonders erfreulich, daß er auch die schwer zugängliche italienische Jagdliteratur in Betracht zog. Auch die Darlegung verschiedener Theorien entging nicht seiner Aufmerksamkeit (z. B. der alte finno-ugrische Gebrauch der Brettfalle). Einzelne Röhrenschlingen- und Torsionsfallen, bemerkt er, kämen nicht nur in den Jagdbüchern des 16.–18. Jh., sondern auch in den Verkaufskatalogen des vergangenen Jahrhunderts vor. Dies alles kennzeichnet die verschiedenen Wege der Diffusion. Bezeichnend für die traditionelle Jagdkultur Tirols, für das Festhalten an althergebrachten Formen: auf einer Klotzfalle ist die Jahreszahl 1763 zu lesen. Zum Fangsieb für Vögel möchte ich bemerken, daß ähnliche Fallen (statt Sieb ein Brett) auch auf Gemälden von P. Breughel d. Ä. (Kunsthistorisches Museum, Wien) zu sehen sind. Die Korbreusefalle aus Draht, meint Chr. Gasser, sei durch die Trentiner Wanderhändler ebenso verbreitet worden, wie durch die wandernden slowakischen Drahtzieher. In Tirol werden übrigens derartige Fallen bereits im Jahr 1498 erwähnt. Gasser bereichert die Jagdliteratur mit neuen Angaben über Sprenkel und Gewichtschlingen, die Schwippgalgenschlinge und das Jagdnetz. Die Verbreitung einiger Torsions- und anderer Fallen (z. B. Maulwurfsfalle, Abb. 123) in Mittel- und Osteuropa wird uns durch seine Mitteilungen verständlich.

Die Besprechung dieses bedeutungsvollen Buches möchte ich mit der Erkenntnis schließen, daß Chr. Gassers Forschungen eine Feststellung von Arthur Haberlandt bekräftigen: „Es gibt aber kein Wald- oder Gebirgsgebiet“ – so Haberlandt – „in dem sich nicht doch, in Verbindung mit altem Brauch und Aberglauben, volkstümliche und technologisch meist höchst primitive Formen der Jagd erhalten hätten, die diese Tätigkeit als einen für das Dasein des Alteuropäers sehr bedeutungsvollen Lebenskreis zu erhärten scheinen.“ (In: G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde Bd. II/2. Stuttgart 1926, S. 306.)

Allerdings hätte ich nicht gedacht, daß diese Feststellung auch durch Tirols Volkskultur bestätigt wird.

Béla Gunda

**Johann Knobloch**, Sprache und Religion. Band III: Weihnachten und Ostern. Heidelberg, Carl Winter, 1986, 77 Seiten.

Wie schon die beiden vorangegangenen Bändchen des Bonner Slawisten enthält auch dieses eine Fülle von gescheiterten Fragen und Antworten nicht nur zu Begriffen und ihrer religiösen oder volkstümlichen Herkunft, vielmehr wird in knappen Zügen manches aufgearbeitet, was zu den Festen Weihnachten und Ostern gehört. Das Schwergewicht liegt dabei im mitteleuropäischen Raum – sei es, daß es ums Anklöpfln, ums Frautragen (im Salzburgischen), ums Julbrauchtum etc. geht, sei es, daß die Percht und die Befana untersucht wird – und die peripheren Landschaften kommen weniger zur Sprache. Knobloch teilt dabei interessante Beobachtungen mit, wie etwa „Aus Festtagsnamen abgeleitete Wassernymphen“.

Viele Probleme schneidet der Autor nur kurz an, doch helfen allein schon bei Weihnachten 150 Fußnoten mit Angaben wichtiger Literatur weiter, und die knappe Fassung des Bändchens erleichtert eine rasche Information. Seine sprachlichen Analysen sind überzeugend und gut fundiert, nicht ganz geklärt scheint mir die Frage der Datierung. Das gilt insbesondere für Weihnachten, das im Bereich des Antiochenischen und insbesondere des Chaldäischen Ritus bis ins 7. Jahrhundert in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober gefeiert wurde und nach Mitteilung von Bischof Gregorius I. in manchen Gemeinden noch heute als „1. Weihnachtsfest“ begangen wird. Für Europa hingegen hat die römische Datierung des 24./25. Dezember ausschließliche Bedeutung erlangt. Freilich hat sich das 354 eingeführte Datum erst allmählich durchgesetzt.

„Ostern – ein heidnisches Frühlingsfest?“ überschreibt der Autor den zweiten Teil seiner Untersuchungen, die mit einer Betrachtung von Osterhase, Ostereier und Osterfeuer ausklingen. Stärker als im 1. Teil werden hier die Akzente aus dem Erfahrungsbereich Knoblochs subjektiv gesetzt. Doch bietet auch hier die Fülle von Quellenangaben ein Ausweiten des Studiums zu allem, was mit Ostern zusammenhängt, an.

Knobloch verweist unter vielen anderen Beobachtungen auf die Benennung des Osterfeuers als „Petersfeuer“ (S. 77) unter Bezug auf die Episode, welche im Neuen Testament über das Hinzutreten des Apostels Petrus zum Feuer der Kriegsknechte nach der Verhaftung Jesu beschrieben ist. Auf die gleiche Szene bezieht sich vermutlich die rumänische Bezeichnung „foc cocoşului“ (Feuer des Hahnes), in der man zu Unrecht eine persische Provenienz hat sehen wollen.

Zur Veröffentlichung von Knobloch muß man sich freilich erst einen Index erarbeiten, um das Buch voll auswerten zu können.

Felix Karlinger

**Felix Karlinger, Johannes Pögl**, Katalanische Märchen (= Märchen der Weltliteratur), München, Diederichs, 1989, 295 Seiten.

Der katalanische Märchenband vermittelt vielfältige Eindrücke und läßt Erzähler zu Wort kommen, deren Spontaneität, zupackender Humor und realistische Wechselrede schlichtweg mitreißen und einen vergessen machen, daß man nichts weiter als Aufzeichnungen vor sich hat.

In den Anmerkungen ist dann nachzulesen, daß man dem etwa 70jährigen Händler Joan Freixes im September 1969 in Tarragona zugehört hat, Josep Jourdan 1945

in Perpignan oder einer 78jährigen Nonne aus Gerona, laut Tonband am 4. 8. 1963. Man kann sein Lesevergnügen der Anordnung der Herausgeber anvertrauen oder dem von Hans-Jörg Uther sorgfältig erstellten Typen- und Motivregister. Man kann sich aber auch von den Landschaften leiten lassen, denn auf S. 267 sind die Texte verzeichnet, die aus dem Roussillon stammen (also der katalanisch sprechenden Provinz auf der französischen Seite der Pyrenäen), aus Zentralkatalanien, aus dem für die Erzählforschung wenig erschlossenen Bereich von Valencia, aus Mallorca und Menorca und der auf Sardinien gelegenen Stadt Alghero. Gesondert sind die Märchen aufgeführt, deren Fundort unbekannt ist, die aber meist aus Zentralkatalanien stammen dürften. Die Märchen von den Pityusen, also von Ibiza und Formentera, bleiben ausgeklammert. Es wird eine eigene Ausgabe vorbereitet. Nach den Regionen auszuwählen, also etwa mit dem Roussillon und Zentralkatalanien zu beginnen, könnte für den aufschlußreich sein, der nach den Gemeinsamkeiten mit den Überlieferungen im Languedoc oder der Gascogne sucht, etwa die Karlingersche Sammlung aus der Provence danebenlegt (F. Karlinger und Gertrude Gréciano: Provenzalische Märchen, Düsseldorf, Köln 1974) oder den Nachdruck von Louis Lambert: Contes populaires du Languedoc (Carcassonne 1985, Erstausgabe Montpellier 1899), die beiden so gut wie unbekannt gebliebenen Bände von Léopold Dardy: Anthologie de l'Albret (Agen 1891) oder wer sich mit Maria Anna Steinbauers Dissertation über Jean-François Bladés Contes populaires de la Gascogne auseinandersetzt (ebenfalls hier besprochen). Das reichhaltige Literaturverzeichnis des neuen Diederichsbandes ist nicht auf derartige Vergleiche ausgelegt, es beschränkt sich auf die katalanische Überlieferung.

Im Nachwort des Herausgebers werden mehrere Gesichtspunkte angesprochen, die zu vielversprechender Weiterarbeit anregen. Da sind zunächst die Hinweise auf die erste (mallorquinische) Märchenquelle überhaupt: das Werk Ramón Llull (1235–1315), der des Arabischen mächtig war und als erster die Brücke zwischen orientalischer und europäischer Märchenwelt eröffnete. Das sind weiter die Hinweise auf Stoffe und Motive der Troubadoure – im motivischen Zusammenhang, von der Provence bis Nordportugal, sind sie meines Wissens noch nicht behandelt worden (vgl. auch die Neuausgabe von Hans Gerd Tuchel, Leipzig<sup>3</sup> 1985). Felix Karlinger wird nicht müde, immer wieder auf das Wechselspiel zwischen mündlichem Erzählen und populären Druckerzeugnissen hinzuweisen, hier mit dem überaus weitverbreiteten Stoff von der unschuldig verfolgten Frau (er nennt dazu die Filla del rey d'Hungria). Doch sein besonderes Interesse gilt auch den Legendenmärchen und Legendensagen, der oft nur oberflächlichen Christianisierung älterer Zaubermärchen und der Einschmelzung alt- und neutestamentlicher Apokryphen. So erfährt man in diesem Nachwort und den Anmerkungen nicht nur den Aufriß der Erzählforschungsgeschichte von Katalanien, von Llull bis Alcover und Amades, sondern auch eine Menge lebendiger Märchen-Erzähltechnik: Singen im Märchen, Schallformen, Umsetzung in familiäre Rollenverteilung (etwa bei Kettenmärchen), Puppenspiel. Aber er stellt auch fest, daß im Gegensatz zu Frankreich die Parallelen zwischen Volkserzählung und Volkslied erheblich seltener sind. Vielleicht fehlt nur ein Patrice Coirault?

Bei der Lektüre der einzelnen Märchen und ihrer Anmerkungen hat sich der Rezensent einige Notizen zur Weiterarbeit gemacht: Zur humorvollen Nr. 2 von der Zauberquelle wäre zu sagen, daß man sie zu AT 510 B stellen und die Inzestwünsche des vom Vater eingesperrten Sohnes seiner Schwester gegenüber als eine ganz reale

Beziehungsverschiebung der klassischen Eingangsformel vom Allerleirauh oder Peau d'asne behandeln sollte, witzig verbunden mit dem so populären Motiv der Altweibermühle, über das Nils-Arvid Bringéus und Dieter Richter aufschlußreich berichtet haben.

Zu Nr. 5 (nach der Aufzeichnung von Thordis von Seuss): Die auffällig starke und fesselnde Dialogumsetzung gäbe ein gutes Vergleichsmaterial zu Bladés Dialogstil – und zur kritischen Auseinandersetzung mit M. A. Steinbauers Vorwürfen, Bladé habe lediglich am Schreibtisch stilisiert. Köstlich insbesondere, wie die alte Erzählerin den Wolf die Hasen anreden läßt. Hier wäre auf das Märchen vom Vogel Gryf hinzuweisen und die Bolte-Polívka-Anmerkungen (3,267–274) sollten herangezogen werden – also neben AT 513 B auch 570.

Das von einem Landwirt erzählte Märchen von den Kindern und dem Bären, Nr. 6, verbindet die Hänsel-und-Gretel-Motivik mit dem Dienst beim Dämon (EM-Artikel von Röhrich!) und rückt damit in die nächste Nachbarschaft zu der sonst einzig dastehenden, sehr kindlichen schweizerdeutschen Fassung, die Jakob Senn 1861 veröffentlicht und Otto Sutermeister 1869 in seine klassisch gewordene Sammlung übernommen hat: „Vo der böse Mueter und dem freine Buebli“ (ich habe vorgeschlagen, es unter AT 327 H zu führen). Hier wie dort wird die Mutter zur gnadenlos Austreibenden gemacht, und hier wie dort übernimmt der Bär die väterliche Führung. Aber im Schweizer Kindermärchen zähmt er die schlimme Mutter, während er hier die schlimmen Eltern zerreißt und frißt. Bemerkenswert ist aber auch die Parallele zu einem ungarischen Rom-Märchen (Mode 3,137). Bei Ámi Lajos versuchen die Kinder, sich als Arbeitskräfte zu verdingen und werden schließlich von Kinderlosen adoptiert.

Zu Nr. 10: Die munter drauflos erzählte Amades-Fassung hat allerlei eingeschmolzen. Die Forschungslage zu den Erzähltypen AT 400 und 401 ist aber noch unklar. Vermutlich handelt es sich um einen Untertyp, in dem der Vater seinen Sohn an einen Dämon verspielt, der Sohn aber gegen abenteuerliche Widerstände des Dämons dessen Tochter zur Frau gewinnt (vgl. Grünus Kravalle bei Johann Heinrich Wolf). Hinter dem Riesen steht also der Vater der Braut; daß er dreimal das Stelldichein vereitelt, ist eine Aufgabe, die sonst einer Hexe und einem verräterischen Diener zukommt.

Zu Nr. 11: Der heiter und reich erzählte Grünbart aus der Sammlung Noel tritt als Gestalt (Herr der Tiere) auch in einer eher sagenhaften Erinnerung Jean-François Bladés auf (CPG 2,47).

Konrad Sandkühler hat den Text übersetzt (in Band 1, S. 128–131). Sollte es sich in der katalanischen Fassung um eine glücklich endende Verselbständigung des Erzähltyps von der Begegnung eines Mädchens mit dem Walddämon handeln, wie er im sorbischen Kosmatej geschildert wird (Nedo: Sorbische Volksmärchen Nr. 41), also um einen Abkömmling von AT 431?

Zur buckligen Königstochter, die das Lausfell raten läßt, Nr. 14: Hier wird die berühmte Pausanias-Erzählung (AT 503) mit dem Motiv vom sprechenden Speichel aus der magischen Flucht (AT 313 C) und dem König-Drosselbart-Märchen (AT 900) verbunden, aber in einer Form, die meines Wissens nur bei dem Luxemburger Nikolaus Gredt und dem Gaskogner Léopold Dardy vorkommt (Bd. 2, S. 256–261). Vor allem sollte indessen die Verbindung zu dem andalusischen Märchen geprüft werden, das durch die spanische Kinderbuchautorin Fernán Caballero,

Tochter des Campe-Freundes Johann Nikolaus Böhl de Faber, Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Titel *La joroba* bekannt geworden ist. Es steht in ihrem aus der Umgebung von Cadíz zusammengetragenen Buch „*Cuentos, adivinos, orciones y refranes populares é infantiles*“ (Madrid 1877, Leipzig ein Jahr später). Auffällig ist nämlich, daß Fernán Caballero (Cecilia Böhl de Faber, zuletzt verheiratete de Arrom, 1796–1877) nicht nur von einem Tamburin aus Lausell erzählt, sondern obendrein von einem Tamburinrahmen, der aus Fenchelstengeln gefertigt ist. War das die Inspirationsquelle für Amades oder seine Gewährsperson?

Gib ihm hundert!, Nr. 17, ist sicherlich eines der zum Vorlesen oder Nacherzählen geeigneten Stücke. Albert Wesselski hat sich in seinem „Versuch“ (S. 75–78) ausgiebig mit der Begegnung im Winter beschäftigt, anlässlich des Grimmschen Märchens von den drei Männlein im Walde. Hier sind es nicht die zwei ungleichen Schwestern des Typs AT 403 B, und es geht auch nicht um Warren E. Roberts' Untertyp von den Erdbeeren im Schnee zu AT 480 (S. 149–153), sondern um die beiden ungleichen Brüder von AT 564 (vgl. Ludwig Strackerjan Nr. 624, Variante 2) – aber auch um Giambattista Basile CdC 5,2 *Li mise*, das der Neapolitaner freilich geschwätzig und witzlos, also wesentlich schlechter als der humorvolle alte Händler in Tarragona erzählt hat. Welche Rolle die Jahreszeiten- und die Monatsbilder in der populären Druckgrafik spielen, ist bekannt (Bringéus). Das Brauchtum vom Streit zwischen Frühling und Winter hat gewiß auch sein Teil beigetragen zur Volkstümlichkeit dieser Motivik (dazu ist manches in der Literatur über Robin Hood und die englischen Maispiele nachzulesen).

Zu Nr. 19: Die Erzählung vom Haus der Tiere hat Motivverbindungen mit AT 124 und 210 (der Mörser erschlägt den Besitzer des Hauses). Doch mit der nächstliegenden Parallele scheint der alte Ysengrimus des Magisters Nivardus aufzuwarten. Da erschlägt der von seinem Sims herabstürzende Esel versehentlich zwei Wölfe.

Zur Nr. 29, St. Guiem: Daß der als Verbrecher Verdächtige das Schiff verlassen muß, ist ein weithin bekanntes Motiv, von der Jonas-Erzählung und den Nikolauslegenden bis zur schwedischen Ballade vom Herrn Peder (worüber Lutz Röhrich gehandelt hat). Aber die Faßaussetzung mit dem Sohn, nicht von ungefähr eine Parallele zum Narr-Pietro-Märchen (AT 675), spielt auch im russischen Märchen vom Zaren Saltan eine Schlüsselrolle, und zwar beim Einander-Erkennen der Brüder mittels der Milch der Mutter (vgl. Emmanuel Cosquin: *Le lait de la mère et le coffre flottant*, 1908 bzw. 1922, zu AT 707 und 433 B).

Zum blinden Mädchen und dem Zauberbrunnen, Nr. 31, müßten die Legenden von der hl. Odilia befragt werden.

Zu Nr. 39 wäre Lutz Röhrichs Abhandlung über die gestörte Mahrtehe in den „Erzählungen des späten Mittelalters“ heranzuziehen – und im Motivindex C 31 und C 932.

Die Erzählung vom Traum und seiner Erfüllung, Nr. 52, in einem valencianischen Nonnenkloster von Thordis von Seuss aufgenommen, ein Erzähltyp, über den Archer Taylor 1959 seine grundlegende Untersuchung veröffentlicht hat, läßt sich als eine Umkehrung und Verselbständigung des Zaubermärchens von den tödlichen Aufträgen, die einem jungen Mann erteilt werden, und den vertauschten Briefen verstehen (AT 461). Da aber die Eingangsmotivik der Aussetzung im Binsenkorb auch im Parizademärchen von den Kindern mit den goldenen Sternen zu Hause ist

(AT 707), könnte auf diese Weise der Silberstern auf der Brust des Mädchens zu erklären sein, dem die Ehe mit dem Königssohn vorausgesagt worden ist. Auf jeden Fall sollte Bladés sechste Erzählung im ersten Band, „La mer qui chante, la pomme qui danse, et l’oisillon qui dit tout“, eingehend verglichen werden – wobei wir möglicherweise wieder zu den arabischen Einflüssen auf dem Westweg Cosquins über die nordafrikanische Brücke gelangt wären.

Zu der zeitgenössischen Werwolfsage, Nr. 41, hätte Felix Karlinger auch seine beiden korsischen Aufzeichnungen (Märchentage, 1984, S. 86–90) stellen können.

Die Märchen von Mallorca, Menorca und Alghero auf Sardinien sollten zusammen mit dem angekündigten Pityusenband und im Vergleich mit den großen orientalischen Sammlungen betrachtet werden – schließlich hat Ramon Llull das Pañicantarra und die Erzählungen von Jātaka bereits arabisch gelesen.

Walter Scherf

**Visentina Miribung Lun**, Miti e Paramiti. Verona, Stamperia E. U., (1986), 79 Seiten.

Zu den seltsamen Blüten, wie sie heutzutage der Büchermarkt treibt, gehört diese Broschüre. „Blüte“ darf man in diesem Falle ruhig im Sinne des Gauner-Jargons verstehen: Falschgeld. Zwar behauptet die Autorin in einem kurzen Vorwort, die folgenden Geschichten in der Großstadt und auf dem Lande notiert zu haben, und die eine oder andere anekdotenhafte Sage mag ihr auch zu Ohren gekommen sein, aber es ist kaum ein Original darunter. Wenn da von den Widerfahrnissen einer Fallschirmspringerin berichtet wird, welche in der Luft spukhafte Erscheinungen hat, so mag es durchaus glaubwürdig sein, daß es zu derlei optischen Selbstsuggestionen kommt, doch bleibt es nicht bei visuellen Phänomenen, sondern die Geister sollen der Springerin einen Zettel in die Tasche gesteckt haben.

Nun wäre es zu einfach, das Schriftchen als Ausfluß purer Phantasie hinzustellen. Gerade unter Fliegern kursiert überall – und in Italien besonders – mancher Aberglauben, und einige der Geschichten bringen Sagen von unerklärlichen Lichtzeichen, von Vorahnungen und Warnträumen, wie sie schon mehrfach verzeichnet worden sind. Aber in der vorliegenden Form sind die Materialien unbrauchbar und bleibt das Heft nicht mehr als eine gemütliche Einschlaflektüre.

Felix Karlinger

### Eingelangte Literatur: Sommer 1989

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

**Hans-Joachim Althaus u. a. (Hrsg.)**, Der Krieg in den Köpfen. Beiträge zum Tübinger Friedenskongreß „Krieg – Kultur – Wissenschaft“ (= Untersuchungen des LUI, Bd. 73). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1988, 253 Seiten, Abb.

**Gert Ammann u. a.**, Künstler, Händler, Handwerker. Tiroler Schwaben in Europa. Katalog zur Tiroler Landesausstellung 1989. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 1989, 468 Seiten, Abb.

(Inhalt u. a.: **Rudolf Palme**, Die Bedeutung Reutes für den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Haller Salzhandel. 108–116; – **Meinrad Pizzinini**, Bergbau und Manufakturen im Außerfern. 134–146; – **Ders.**, „Heimindustrie“ und Gewerbe im Außerfern. 159–165; – **Heinz Moser**, Zur Geschichte der Zunft von Bichlbach. 182–185; – **Othmar Aschauer**, Tirolische Wander-Bauhandwerker aus dem Außerfern im 17.–19. Jh. 190–203; – **Ingo Schneider**, Saisonarbeit und temporäre Auswanderung im Außerfern. 213–221; – **Ders.**, Schwabenkinder aus dem Außerfern. 222–231; – **Herlinde Menardi**, Bau- und Wohnkultur im Lechtal. 242–247; – **Herta Arnold-Öttl**, Die Auswirkungen der Zeitwanderung auf die Wohnkultur. 248–261; – **Herlinde Menardi**, Die Entwicklung der Kleidung im Lechtal unter dem Einfluß der Zeitwanderer. 262–266).

**Karl John Arndt, Reimer C. Eck (Hrsg.)**, The First Century of German Language Printing in the United States auf America. A Bibliography Based on the Studies of Oswald Seidensticker and Wilbur H. Oda (= Publications of the Pennsylvania German Society, No. XXI/XXII). Bd. 1: 1728–1807; Bd. 2: 1808–1830. Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 1989, 1245 Seiten, Abb.

**Anton Bammer**, Architektur und Gesellschaft in der Antike. Zur Deutung baulicher Symbole (= Kulturstudien, Bd. 5). 2., erw. Aufl., Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1985, 163 Seiten, 28 Abb.

**Wolfgang J. Bandion**, *Steinerne Zeugen des Glaubens. Die heiligen Stätten der Stadt Wien*. Wien, Herold, 1989, 664 Seiten, Abb.

**Roland Bässler**, *Freizeit und Sport in Österreich. Trends im Freizeitverhalten der Bevölkerung unter besonderer Berücksichtigung des Sports*. Wien, Universitätsverlag, 1989, 127 Seiten, Tbn.

**Julius A. Baumann**, *Geschichte der Banater Berglanddeutschen Volksgruppe. Ein Beitrag zur Geschichte des Temeser Banats (= Eckartschriften, H. 109)*. Wien, Österr. Landsmannschaft, 1989, 83 Seiten, Abb., Ktn.

**Gyula Benda**. *A kezthelyi uradalom 1850 előtti hagyatéki és vagyoni összeírásai I. Keszthely 1711–1820 (= Fontes Musei Ethnographiae, Bd. 1)*. Budapest, Néprajzi Múzeum, 1988, 401 Seiten (Summary 399–401).

**Gillian Bennett, Paul Smith (Hrsg.)**, *The Questing Beast (= Perspectives on contemporary legend, Bd. 4)*. Sheffield, Sheffield Academic Press, 1989, 252 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Bill Ellis**, *When is a Legend? An Essay in Legend Morphology*. 31–54; – **Sandy Hobbs**, *Enough to Constitute a Legend?* 55–76; – **W. F. H. Nicolaisen**, *Definitional Problems in Oral Narrative*. 77–90; – **Paul Smith**, *Contemporary Legend: A Legendary Genre?* 91–102; – **John Niles**, *The Berkeley Contemporary Legend Files*. 103–115; – **Georgina Boyes**, *Women's Icon, Occupational Folklore and the Media*. 117–132; – **Sheila Douglas**, *The Hoodoo of the Hanging Tree*. 133–144; – **James L. Evans**, *The Legend of Joaquin 'The Celebrated California Bandit'*. 145–164; – **Mark Glazer**, *Gravity Hill: Belief and Belief Legend*. 165–178; – **Sigrid Schmidt**, *The Stories about the Painted Ceiling of St. Michael's Hildesheim: The Problems of Contemporary Legend*. 179–190; – **Gillian Bennet**, *Playful Chaos: Anatomy of a Storytelling Session*. 193–212; – **Keith and Kathryn Cunningham**, *The Appearing Hitchhiker: Narrative Acculturation among the Ramah Navajo*. 213–230; – **Brian McConnell**, *The Corporate Folk-Legend: Marketing Invention or Consumer Response?* 231–248).

**Jean-François Bergier**, *Die Geschichte vom Salz. Mit einem Anhang von Albert Hahling*, *Konservator des Schweizer Salzmuseums in Aigle*. Frankfurt–New York, Campus, 1989, 255 Seiten, 203 Abb.

**Beauveau Borie IV**, *Farming and Folk Society. Treshing among the Pennsylvania Germans*. Hrsg. v. Gregory Sharrow, Vorwort v. Don Yoder (= *American Material Culture and Folklife*). Ann Arbor, UMI Research Press, 1986 (2), 139 Seiten, Abb.

**Philippe Bourdeau**, *Un territoire et des hommes: les guides de haute montagne (= Les dossiers de la Revue de Géographie Alpine, No. 2)*. Grenoble, Institut de la Géographie Alpine, 1988, 74 Seiten, Graph.

**Nils-Arvid Bringeus**, *Att läsa för maten (= Meddelanden från kyrkohistoriska arkivet i Lund, 16)*. Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln, 1979, 46 Seiten, Abb.

**Simon J. Bronner**, *American Children's Folklore (= The American Folklore Series)*. Little Rock, August House, 1988, 396 Seiten, Abb.

**Peter Burke**, *Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie*. Berlin, Klaus Wagenbach, 1989, 221 Seiten, Abb.

**John Burnett**, *Plenty and Want. A social history of food in England from 1815 to the present day*. 3. Aufl., London–New York, Routledge, 1989, 355 Seiten, Abb.

**Alfred Cammann**, *Heimat Wolhynien. Teil II (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 41)*. Marburg, N. G. Elwert, 1988, 485 Seiten, Abb. (R)

**Franco Cardini**, *Le feste in Toscana tra medioevo ed età moderna (= Incontri pistoiesi di storia arte cultura, 38)*. Pistoia, Società pistoiese di storia patria, 1987, 15 Seiten.

**Tone Cevc, Ignac Primožic**, *Kmecke hise v Karavankah. Stavbna dediscina hribovskih kmetij pod Kepo, Stolom, Kosuto, Obirjem, Pristovskim Storzicem in Peco*. Ljubljana 1988, 252 Seiten, 342 Abb. (Zusammenfassung: Die Bauernhäuser in den Karawanken. S. 237–251).

**Alexi Decurtins, Felix Giger (Red.)**, *Dicziunari Rumantsch Grischun. Winterthur, Stamparia Winterthur, 1989, 112. Fascicul: Inamianza – Incitar*.

**Giancarlo Deidda, Attilio Della Maria**, *Sagre. Riti e feste popolari de Sardegna*. 4 Bde. o. O., Janus, 1987, je 143 Seiten, Abb. (La Settimana Santa e la Sagra di Sant'Efisio a Cagliari – La Sartiglia di Oristano. L'Ardia di sedilo – La Sagra del Renditore a Nuoro. Il Carnevale di Mamoiada. La Settimana Santa di Desulo – I Candelieri a Sassari. La Settimana Santa di Castelsardo).

**C. Kurt Dewhurst**, *Grand Ledge Folk Pottery. Traditions at Work (= American Material Culture and Folklife)*. Ann Arbor, UMI Research Press, 1983, 139 Seiten, Abb., Tbn.

**Ulf Diederichs, Ré Soupault (Hrsg.)**, *Französische Märchen*. Bd. 1: Märchen vor 1800; Bd. 2: Volksmärchen des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit einem Nachwort von **Felix Karlinger (= Märchen der Weltliteratur)**. München, Eugen Diederichs, 1989, 387, 302 Seiten.

**Angelika Dollinger-Woidich**, *Fertignahrung in Österreich. Ernährung und Gesellschaft im Wandel (= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 2)*. Graz, Akadem. Druck- u. Verlagsanstalt, 1989, 292 Seiten, Tbn.

**Sabine Drexel, Klaus Heinze, Angela Koch (Hrsg.)**, *Interaktion 2: Das Nackte und der Hintergrund. Wiener Sommersymposion vom 29. 8. bis 1. 10. 1988*. Wien, Verein „das wiener sommerymposion“, 1989, 244 Seiten, Abb.

(Inhalt u. a.: **Michael Martischnig**, *Erotik und Sexualität der unteren Volksschichten*. 22–61; – **Ders.**: *Inhaltsregister der Anthropophyteia*. 62–83; – **Hans Hovorka**, *Kongreßbad in Wien-Ottakring*. 211–216).

**Katharina Eder Matt, Dominik Wunderlin**, *Weil noch das Lämpchen glüht. Lampen, Laternen und Licht*. Basel, Museum für Völkerkunde und Schweizerisches Museum für Volkskunde, 1988, 64 Seiten, 60 Abb.

**Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer**, *Atlas der schweizerischen Volkskunde – Atlas de Folklore suisse. Erster Teil, 9. Lieferung*. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1988, Ktn. u. Kommentar.

**Hans Essinger**, *Erinnerungen an den Eibinghof. Ein Saalbacher Bauernhaus in Bildern. Mit Beiträgen von Gerlinde Wolfram, Kurt Conrad, Elisabeth Heller (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde. Sonderbd. 1)*. Salzburg, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 1989, 48 Seiten, Abb., 42 Abb. i. Anh.

**Ibolya Forrai**, Népi frásbeliség a bukovinai székelyeknél (= Népráji közlemények, Bd. 30). Budapest, Műszák közművelődési kiadó, 1988, 218 Seiten (Summary S. 9–10).

**Károly Gaál**, Aranymadár. A burgenlandi magyar falvak elbeszélő kultúrája. Szombathely 1988, 496 Seiten, Abb. (Dt. Zusammenfassung. S. 462–473).

**Clara Gallini**, La ballerina veriopinta. Una festa di guarigione in Sardegna (= Anthropos, Bd. 15). Napoli, Liguori Editore, 1988, 219 Seiten, Tbn., Ktn.

**Krister Gierow, Ingmar Brohed, Per Ekström**, Bibliografi över Hilding Pleijels tryckta skrifter 1919–1983 (= Meddelanden från kyrkohistoriska arkivet i Lund, 17). Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln, 1984, 44 Seiten.

**Janet C. Gilmore**, The World of the Oregon Fishboat. A Study in Maritime Folklife (= American Material Culture and Folklife). Ann Arbor, UMI Research Press, 1986 (2), 271 Seiten, 74 Abb.

**Joseph W. Glass**, The Pennsylvania Culture Region. A View from the Barn (= American Material Culture and Folklife). Ann Arbor, UMI Research Press, 1986, 255 Seiten, Abb., Tbn.

**Axel Grandell**, Historiska studier i folkliv, handelsteknik och redovisning. With two articles and summaries in English. Abo, Academy Press, 1989, 149 Seiten, Abb.

**I. F. Grant**, Highland Folkways. London–New York, Routledge, 1989 (3), 377 Seiten, Abb., Ktn.

**Francesco Grisi**, Il natale – storia e leggende. Tra cronaca e poesia la „festa piú bella“ rivive attraverso il racconto degli scrittori italiani: da Jacopo de Varagine a Gabriele d'Annunzio, da Gregorio Magno a Eduardo De Filippo, da Tommaso Campanella a Italo Calvino. Roma, Newton Compton editori, 1988, 318 Seiten, Abb.

**Johanna Gritsch**, Seefeld/Tirol (= Schnell Kunstführer Nr. 727). 6., neubearb. Aufl., München–Zürich, Schnell & Steiner, 1982, 23 Seiten, Abb.

**Jean Paul Gnerin**, Produire et commercialiser l'espace touristique (= Les dossiers de la Revue de Géographie Alpine, No. 1). Grenoble, Institut de Géographie Alpine, 1988, 64 Seiten, Graph.

**Anders Gustavsson**, En källkritisk granskning av folklivsuppteckningar (= Meddelanden från kyrkohistoriska arkivet i Lund, 15). Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln, 1975, 40 Seiten, Tbn., Graph. (Zusammenfassung: Quellenkritische Überprüfung volkskundlicher Aufzeichnungen. S. 37–39).

**Anders Gustavsson**, Forskning om folkligt fromhetsliv. En analys av temat etnologin och grannvetenskaperna med särskild hänsyn till Norden. o. O., Liber Läromedel, 1976, 118 Seiten, Abb. (Zusammenfassung: Forschung zum volkstümlichen Frömmigkeitsleben. Eine Analyse zum Thema Die Ethnologie und ihre Nachbarwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung Skandinaviens. S. 98–103).

**Anders Gustavsson (Hrsg.)**, Religiösa väckelserörelser i Norden under 1800 – och 1900 – talen. Aktuell forskning presenterad vid ett symposium. Lund 1985, 256 Seiten, Abb.

**Anders Gustavsson (Hrsg.)**, Religiösa rörelser förr och nu. Religionsetnologiska studier. Lund, Författarna, 1988, 187 Seiten, Abb. (Summary: Religious Movements in Former Times and at the Present Day. S. 182–186).

**Jacques Gutwirth, Colette Pétonnet (Hrsg.)**, Chemins de la ville. Enquêtes ethnologiques (= Le regard de l'ethnologie, Bd. 1). Paris, Editions du C.T.H.S., 1987, 271 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Jacques Gutwirth**, Tradition et innovation religieuse. Exemples de construction de l'objet. 13–34; – **Catherine Baix**, Le karma de l'exil. Des Lao en France. 35–52; – **Patrick Williams**, Les couleurs de l'invisible: Tsiganes dans la banlieue parisienne. 53–72; – **Daniel Terrolle**, Glissements de terrain. 73–84; – **Jeanne Brody**, Le quartier de la rue des Rosiers ou l'histoire d'un cheminement. 85–102; – **Anne Raulin**, Où s'approvisionne la culture? 103–122; – **Sylvie Fainzang**, Entre ou ne pas être un autre. L'accès au terrain en milieu péri-urbain français. 123–138; – **Kurumi Sugita**, Un poste ou un pote? L'enquête dans l'entreprise. 139–154; – **Jeanine Fribourg**, Dynamique des modèles socio-culturels urbains. 155–170; – **Béatrix Le Wita, Annick Sjögren**, La bourgeoisie, tabou et fascination. 171–188; – **Claudia Fonseca**, Faire parler la méthode: l'enquête chez les sous-prolétaires en France et au Brésil. 189–202; – **Liliane Kuczynski**, „C'est secret et discret“. Des marabouts africains à Paris. 203–228; – **Yves Delaporte**, De la distance à la distanciation. Enquête dans un milieu scientifique. 229–246; – **Colette Pétonnet**, Variations sur le bruit sourd d'un mouvement continu. 247–256).

**S. F. Gyr**, Das Zürcherische Sechseläuten. Eine Studie über dessen Ursprung und Entwicklung. Zürich, Orell Füssli, 1912, 72 Seiten, Abb.

**Alois Maria Haas**, Gottleiden – Gottlieben. Zur volkssprachlichen Mystik im Mittelalter. Frankfurt/M., Insel, 1989, 521 Seiten.

**Raimund Hinkel**, Floridsdorf und die Donau. Heimatkundliche Betrachtungen herausgegeben anlässlich der großen Veränderungen der Wiener Strom- und Uferlandschaft am Ausgang des 20. Jahrhunderts. Wien, Selbstverlag, 1988, 224 Seiten, Abb.

**Janez Höfler**, Die Kunst Dalmatiens vom Mittelalter bis zur Renaissance (800–1520) (= Forschungen und Berichte des Inst. f. Kunstgeschichte der Karl-Franzens-Universität Graz, VIII). Graz, ADEVA 1989, 338 Seiten, 312 Abb.

**Ralph Houlbrooke**, English Family Life 1576–1716. An Anthology from Diaries. Oxford, Basil Blackwell, 1988, 269 Seiten.

**Andreas Immenkamp**, Haus und Wohnen von Textilarbeitern. Untersuchungen über Textilarbeitersiedlungen des westlichen Münsterlandes (= Beiträge zur Volkskultur von Nordwestdeutschland. H. 65). Münster, Coppenrath, 1989, 451 Seiten, Abb.

**Marianne Jacoby**, Die Wallfahrt Gemershausen in Geschichte und Gegenwart. Ein Beitrag zur Volksfrömmigkeit auf dem Eichsfeld (= Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission f. Niedersachsen, Bd. 2). Göttingen, Volker Schmerse, 1987, 80 Seiten, 33 Abb.

**Michael Owen Jones**, Exploring Folk Art. Twenty Years of Thought on Craft, Work and Aesthetics (= American Material Culture and Folklife). Ann Arbor, UMI Research Press, 1987, 218 Seiten, Abb.

**Rosario Jurlaro (Hrsg.)**, Amore – Nozze – Famiglia. Antologia di scritti e raccolta di stampa da il costume antico e moderno di Giulio Ferrario 1817–1834. Per la nozze di Maurizio Lacaita ed Enza Resta. Manduria, Lacaita, 1988, 124 Seiten, Tfn. (Numerierte Aufl., von 250 Stück, Nr. 131).

(Inhalt u. a.: **Luigi Bossi**, *La donna e il matrimonio in Austria*. 59–62).

**Jarmo Kankaanpää**, *Kajakki. Typologis-etnohistoriallinen tutkielma (The Kayak. A Study in Typology and Ethnohistory)* (= *Helsingin yliopiston kansatieteen laitoksen tutkimuksia*, 15). Helsinki 1989, 121 Seiten, Abb. (Summary S. 117–121).

**Reinhard Kannonier**, *Bruchlinien in der Geschichte der modernen Kunstmusik* (= *Kulturstudien*, Bd. 8). Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1987, 274 Seiten, Abb., Noten.

**Erika Karasek u. a. (Bearb.)**, *Schilder, Bilder, Moritaten. Katalog der Sonderchau des Museums für Volkskunde im Pergamonmuseum vom 25. 9. 87–3. 1. 88*. Berlin, Staatliche Museen, (1987), 96 Seiten, Abb.

**Fritz Kirchmair**, *Das Schwoicher Dorfbuch*. Schwoich, Gemeinde, 1988, 614 Seiten, Abb.

**Edith Kleinert, Gerhard Kunze**, *Das Mödlingbuch. Eine Dokumentation in Wort und Bild*. Baden, Grasl, 1987, 120 Seiten, Abb.

**Werner Kloos**, *Spiegel der Schönheit. Kleine Kulturgeschichte der Haar- und Schönheitspflege*. Hamburg, Coriolan, 1952, 163 Seiten, Abb.

**Gertrud Krallert-Sattler**, *Kommentierte Bibliographie zum Flüchtlings- und Vertriebenenproblem in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz* (= *Abhandlungen zu Flüchtlingsfragen*, Bd. 20). Wien, Braumüller, 1989, XXVI, 928 Seiten.

**Walter Kreindl, Max Gschwend**, *Alte Bauernhäuser auf Schweizer Boden*. Wels, Welsermühl, 1989, 187 Seiten, Abb.

**Rudolf Kriß**, *Das Berchtesgadener Weihnachtsschießen und verwandte Bräuche*. Wien, Ed. Hölzel, 1941, 73 Seiten, Abb. i. Anh.

**Viola Kundrun**, *Alte Menschen auf dem Lande. Kultureller Wandel in einer Gemeinde im südlichen Niedersachsen* (= *Beiträge zur Volkskultur von Nordwestdeutschland*, H. 66). Münster, F. Copenrath, 1989, 368 Seiten, Tbn.

**Jean Lacambre**, *Images des loisirs. Katalog einer Ausstellung im Musée national Ferdinand Léger, Biot-Alpes-maritimes*, 30. 6.–2. 10. 1989. Paris, Éditions de la Réunion des musées nationaux, 1989, 186 Seiten, Abb.

**Olga Lastric**, *Drvo u turopolju. Velikje Gorica, Muzej Turopolja*, 1988, unpag., Abb. (Engl. Übersetzungen).

**Johann Lehner (Red.)**, *Ecclesia triumphans Dresdensis. Katalog der Ausstellung im Künstlerhaus Wien vom 9. 9.–27. 11. 1988*. Wien, Edition Tusch-Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, (1988), 181 Seiten, Abb.

**Giovanni Levi**, *Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle der Moderne*. Berlin, Klaus Wagenbach, 1986, 193 Seiten, Graph.

**Gabriel Llompart**, *La Mallorca tradicional en los Exvotos* (= *La Isla de la calma*, Bd. 4). Palma de Mallorca, J. J. de Olaneta, 1988, 130 Seiten, 80 Abb.

**Karl Lukan**, *Wanderungen in die Vorzeit. Kultstätten, Felsbilder und Opfersteine in Österreich*. Wien, Jugend und Volk, 1989, 245 Seiten, Abb.

**Renzo Marinone**, *Cucina Raccontata. L'alimentazione tradizionale tra scienza e memoria*. Cavallermaggiore, Gribaudo, 1988, 301 Seiten, Abb.

**Caroline Mathieu (Red.),** 1889 – La tour Eiffel et l'exposition universelle. Katalog einer Ausstellung im Musée d'Orsay vom 16. 5. bis 15. 8. 1989. Paris, Editions de la Réunion des Musées Nationaux, 1989, 271 Seiten, Abb.

**Konrad Mautner, Viktor Geramb,** Steirisches Trachtenbuch. 1. Band: Von der Urzeit bis zur Französischen Revolution; 2. Band: Von 1780 bis zur Gegenwart. Reprint des 1932 erschienenen Werkes. Graz, Leuschner & Lubensky, 1988, 502, 619 Seiten, Abb. (Mit einem Begleitheft: s. Roswitha Orac-Stipberger).

**Grant McCracken,** Culture and Consumption. New Approaches to the Symbolic Character of Consumer Goods and Activities. Bloomington-Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 174 Seiten.

**Rudolf Melzer,** Erlebte Geschichte. Vom Umsturz 1918 zum Umbruch 1938/39. Eine Rückschau auf ein Menschenalter Karpatendeutschtum. Wien, Karpatend. Landsmannschaft, 1989, 187 Seiten, Abb.

**Lorenz Mikoletzky (Red.),** 17. Österreichischer Historikertag, Eisenstadt 1987. Tagungsbericht. Wien, Verband österr. Geschichtsvereine, 1989, 363 Seiten, Graph.

**Heinrich Möller,** Geschichte der Schuhmacher Österreichs. Erinnerungsgabe zum sechzigjährigen Jubiläum der Schuhmacherorganisation 1871–1931. Wien, Verband der Schuh- u. Lederindustriearbeiter Österreichs, 1931, 555, XX Seiten, Abb., Tbn.

**Davide Maria Montagna,** Feste liturgiche ed altre „allegrezze“ all'annunziata di Pistoia fra il '500 e il '700 (= Incontri pistoiesi di storia arte cultura, 42). Pistoia, Società pistoiese di storia patria, 1987, 37 Seiten.

**Federico Montanari, Giampiero Semeraro,** Cacce e costumi venatori di Romagna (= La Biblioteca del Titolo, Bd. 9). Rimini, Maggioli, 1988, 141 Seiten, Abb.

**Gerda Mraz (Red.),** Ungarn und Österreich. Szenen einer „Ehe“. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museum österr. Kultur. Eisenstadt, Museum österr. Kultur, 1989, 135 Seiten, Abb. i. Anh.

**Edith Münzer,** Was die Murvorstadt erzählt. Lend, Gries, Schloß Eggenberg. Graz-Wien-Köln, Styria, 1979, 143 Seiten, 39 Abb.

**Peter Neu,** Eisenindustrie in der Eifel. Aufstieg, Blüte, Niedergang (= Werke und Wohnen. Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Bd. 16). Köln-Bonn, Rheinland Verlag – Dr. Rudolf Habelt, 1989, 267 Seiten, 44 Abb. (R)

**Manfred Neugebauer,** Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen. Baugeschichte und Gebäudeversetzung. Ein Führer zur Museumsarbeit (= Bayerische Museen, Bd. 12; zgl. Schriftenreihe „Oberpfälzer Freilandmuseum“, Bd. 2). München-Zürich, Schnell & Steiner, 1988, 144 Seiten, Abb., Kt. (R)

**Manfred Neugebauer u. a. (Bearb.),** Museumsführer für Kinder von Kindern. Oberpfälzer Freilandmuseum Neusath-Perschen (= Museums-Bausteine, Bd. 1; zgl. Schriftenreihe Oberpfälzer Freilandmuseum, Bd. 3). München-Zürich, Schnell & Steiner, 1989, 84 Seiten, Abb. (R)

**Roswitha Orac-Stipberger (Zstllg.),** Steirisches Trachtenbuch. Begleitheft zur Neuauflage. Graz, Leuschner & Lubensky, 1988, 24 Seiten.

**Elliott Oring (Hrsg.),** Folk Groups and Folklore Genres. A Reader, Logan, Utah State University Press, 1989, 384 Seiten, Graph.

(Inhalt: **Thomas A. Burns**, Folkloristics: A Conception of Theory. 1–20; – **William A. Wilson**, Herder, Folklore and Romantic Nationalism. 21–37; – **Richard Handler**, **Jocelyn Linnekin**, Tradition, Genuine or Spurious. 38–42; – **Deirdre Evans-Pritchard**, The Portal Case: Authenticity, Tourism, Traditions and the Law. 43–51; – **Robert B. Klymasz**, The Letter in Canadian Ukrainian Folklore. 53–62; – **Américo Paredes**, Folk Medicine and the Intercultural Jest. 63–77; – **Frank E. Manning**, Carnival in Canada: The Politics of Celebration. 78–86; – **Natalie K. Moyle**, Spacey Soviets and the Russian Attitude Toward Territorial Passage. 87–97; – **Elaine J. Lawless**, Brothers and Sisters: Penetecostals as a Religious Folk Group. 93–113; – **Shlomo A. Deshen**, Ethnicity and Citizenship in the Ritual of an Israeli Synagogue. 114–123; – **Jill Dubisch**, You Are What You Eat: Religious Aspects of the Health Food Movement. 124–135; – **John J. Poggie Jr.**, **Carl Gersuny**, Risk and Ritual: An Interpretation of Fishermen's Folklore in a New England Community. 137–145; – **Michael J. Bell**, Tending Bar at Brown's: Occupational Role as Artistic Performance. 146–157; – **Russell Frank**, The Last Forty-Niner; The Uses of History in the Mother Lode. 158–167; – **Iona and Peter Opie**, The Lore and Language of Schoolchildren. 169–177; – **Bruno Bettelheim**, Transformations: The Fantasy of the Wicked Stepmother. 178–184; – **Kenneth S. Goldstein**, Strategy in Counting Out: An Ethnographic Folklore Field Study. 186–195; – **Ilhan Basgöz**, The Structure of Turkish Romances. 197–208; – **Jarold W. Ramsey**, The Wife Who Goes Out Like a Man, Comes Back as a Hero: The Art of Two Oregon Indian Narratives. 209–223; – **Stanley H. Brandes**, Family Misfortune Stories in American Folklore. 224–235; – **Barbara Allen**, Personal Experience Narratives: Use and Meaning in Interaction. 236–243; – **Thomas A. Burns**, A Model for Textual Variation in Folksong. 245–253; – **John Barnie**, Oral Formulas in the Country Blues. 254–266; – **Francis James Child**, The Battle of Harlaw. 267–270; – **David D. Buchan**, History and Harlaw. 271–278; – **Wolfgang Mieder**, „Wine, Women and Song“: From Martin Luther to American T-Shirts. 279–290; – **Keith H. Basso**, „Wise Words“ of the Western Apache. 291–301; – **James P. Leary**, „The Land Won't Burn“: An Esoteric American Proverb and Its Significance. 302–307; – **Elliott Oring**, Totemism and the A.E.F. Revisited. 308–314; – **Roger L. Welsch**, The Nebraska Round Barn. 315–319; – **Roger Mitchell**, The Palauan Story-Board: The Evolution of a Folk Art Style. 320–328; – **Barbara Kirshenblatt-Gimblett**, Objects of Memory: Material Culture of Life Review. 329–338; – **Jay Mechling**, Mediating Structures and the Significance of University Folk. 338–349; – **Alan Dundes**, The Study of Folklore in Literature and Culture: Identification and Interpretation. 350–357; – **Elliott Oring**, Documenting Folklore The Annotation. 358–375).

**Carl F. Panagl-Holbein**, **Markus Kristan**, Unbekanntes Barock in Niederösterreich. Wien, T. Toman, 1988, 78 Seiten, Abb.

**Jean-Pierre Piniès (Red.)**, Le Conte de Tradition Orale dans le Bassin Méditerranéen (= Actes des rencontres de Carcassonne). Carcassonne, Garac/Hesiodé, 1986, 259 Seiten.

**Hilding Pleijel**, Das Luthertum im Schwedischen Volksleben. Einige Entwicklungslinien (= Opuscula Instituti Hist.-Ecl. Lundensis, 5). Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln, 1958, 26 Seiten.

**Hilding Pleijel**, Die Erforschung des religiösen Volkslebens in Schweden

(= Opuscula Instituti Hist.-Eccl. Lundensis, 3). Lund, Gleerupska Universitetsbokhandeln, 1964 (2), 16 Seiten.

**Hugo Plomteux**, *Cultura contadina in Liguria. La val Graveglia*. Genova, Sagep, 1981, 252 Seiten, Abb.

**Linda Pollock**, *A Lasting Relationship. Parents and Children over Three Centuries*. Hanover-London, University Press of New England, 1987, 319 Seiten, Abb.

**Wolfgang Quatember**, *Erzählprosa im Umfeld der österreichischen Arbeiterbewegung. Von der Arbeiterlebenserinnerung zum tendenziösen Unterhaltungsroman (1867–1914)* (= *Materialien zur Arbeiterbewegung*, Nr. 51). Wien-Zürich, Europa Verlag, 1988, 182 Seiten, Abb.

**Siegfried Riedler**, *Straße, Rad und Wagen. Aus der Geschichte des Wagner-Handwerks und des Verkehrs*. Wolfsbach, Selbstverlag, 1988, 398 Seiten, Abb.

**Stefan Riesenfellner (Hrsg.)**, *Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter* (= *Materialien zur Arbeiterbewegung*, Nr. 49). Wien, Europaverlag, 1988, 293 Seiten.

**Dunja Rihtman-Auguštin, Maja Povrzanović (Red.)**, *Folklore and Historical Process* (= *Special Issue 12*). Zagreb, Institute of Folklore Research, 1989, 213 Seiten, Abb.

(Inhalt: **Charles Joyner**, *A tale of two disciplines: Folklore and history*. 9–22; – **Ina-Maria Greverus**, *Levels of experience and interpretation. A case study*. 23–32; – **Ivan Lozica**, *Aurea aetas*. 33–40; – **Gerard Rooijackers**, *Ecclestial power and popular culture. The attitude of the catholic church towards youth-culture in the southern Netherlands 1560–1700*. 41–56; – **Frank J. Korom**, *Inventing traditions: Folklore and nationalism as historical process in Bengal*. 57–84; – **Dunja Rihtman-Auguštin**, *Vuk Karadžic: Past and present or on the history of folk culture*. 85–94; – **Divna Zečević**, *Wann endet das 19. Jahrhundert? Volkstümliche Liederbücher weltlichen und geistlichen Charakters mit Bezug auf die kroatische Literaturgeschichte*. 95–104; – **Bohuslav Beneš**, *Funktionen der mündlichen Kommunikation in der gegenwärtigen Stadt*. 105–124; – **Gisela Welz**, *Street corner rap sessions. Oral communication in Afro-American urban culture*. 125–134; – **Ivan Čolović**, *Les transformations de la complainte de presse*. 135–142; – **Daniel J. Crowley**, *Carnival as secular ritual: A pan-portugese perspective*. 143–148; – **Carol Silverman**, *The historical shape of folklore in Bulgaria*. 149–158; – **Maja Povrzanović**, *Dalmatian klapa singing: Changes of context*. 159–170; – **Zoja Karanović, Vesna Katić**, *The kraljicas in Vojvodina: Ritual practice and folklorism*. 171–186; – **Lela Ročenović**, *The maypole in the process of changing*. 187–196; – **Juha Pentikäinen, Tekla Dömötör** (†), *Ethnicity and religion: Dravasztara revisited*. 197–212). (R)

**J. Sanford Rikoon**, *Threshing in the Midwest, 1820–1940* (= *Midwest History and Culture*). Bloomington-Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 214 Seiten, Abb.

**Beatrice A. Roeder**, *Chicano Folk Medicine from Los Angeles, California* (= *Folklore and Mythology Studies*, Vol. 34). Berkeley-Los Angeles-London, University of California Press, 1988, 377 Seiten.

**Roman Sandgruber, Andreas Kusternig, Sigrid Augeneder (Red.)**, *Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter*. Katalog der NÖ. Landesausstel-

lung, Pottenstein a. d. Triesting. Alte Tuchfabrik/Neue Straßenmeisterei, vom 29. 4. bis 29. 10. 1989 (= Katalog des NÖ. Landesmuseums N.F. Nr. 232). Hrsg. v. Amt d. NÖ. Landesregierung. München, R. Oldenbourg, 1989, 416 Seiten, Abb.

(Inhalt u. a.: **Hannes Stekl**, Der Weg zur Arbeit. Zeit und Mühen des Arbeitsweges. 120–129; – **Gertrude Langer-Ostrawsky**, Doppelt belastet, halb entlohnt. Frauenarbeit und Frauenalltag. 138–145; – **Renate Banik-Schweitzer**, Überleben war das erste. Wohnverhältnisse der Industriearbeiter im 19. Jh. 152–159; – **Gertrude Langer-Ostrawsky**, Wäsche waschen, Industrialisierung und Hausarbeit. 160–167; – **Reinhard Johler**, Körper-Sprache. Gesten, Körperhaltungen und politische Mobilisierung. 168–175; – **Wolfgang Maderthaner**, Der Weg zur Organisation. Die frühe niederösterreichische Arbeiterbewegung. 178–189; – **Josef Seiter**, Bilder der Hoffnung – Bilder der Konsolidierung. Bildsymbolik und Emblematisierung der österreichischen Sozialdemokratie. 198–205; – **Karl Stubenvoll**, Die christlich-soziale Arbeiterbewegung. Katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften bis 1938. 206–215; – **Werner Filek-Wittinghausen**, Von Hausierern zu Supermärkten. Die Evolution der Nahversorgung. 254–261; – **Thomas Winkelbauer**, Glück und Glas. Glas- und Spiegelerzeugung im 17. und 18. Jh. 280–295; – **Leopoldine Hokr**, Bandel in Handel und Wandel. Die Geschichte der Bandweberei im 18. Jh. 296–301; – **Andrea Komlosy**, Alles spinnt. Die frühe mechanische Baumwollspinnerei in Niederösterreich. 302–313; – **Helmut Janetschek**, Nadeln, Knöpfe, Herzschnallen. Die Anfänge der niederösterreichischen Metallwarenfabrikation. 314–319; – **Markus Cerman**, **Herbert Posch**, Grundstoff der Gründerzeit. Die Ziegelindustrie im späten 19. Jh. 320–325; – **Dies.**, Auf ehernen Füßen. Die Metallindustrie der Jahrhundertwende. 326–329; – **Andrea Schnöller**, **Sigrid Maria Steininger**, Luxus und Automobilismus. Die Anfänge der Autoindustrie und Autoverkehr. 340–349).

**Antonio Santangelo**, L'Uomo: eredità e promozione culturale. Milano, La Pietra, 1989, 167 Seiten (Engl. Übersetzung: „Man: Inheritance and Cultural Advancement. S. 73–139).

**Bruno Schier**, West und Ost in den Volkskulturen Mitteleuropas. Landes- und volkskundliche Studien zur Kulturmorphologie der deutsch-slawischen Kontaktzone für die Zeit vor und zwischen den Weltkriegen. Marburg, N. G. Elwert, 1989, 308 Seiten.

**Hans Schuhladen**, **Georg R. Schroubek** (Hrsg.), Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönhengstgau erzählt aus ihrem Leben. Eine Dokumentation zur volkskundlichen Biographieforschung (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 9). München, Münchener Vereinigung für Volkskunde, 1989, 200 Seiten. (R)

**Wolfgang Seidenspinner**, Gesellschaft und Volksbrauch. Zum Verhältnis von Tradition und Modernisierung an einem Kurpfälzer Beispiel um 1800 (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 32). Würzburg 1989, 346 Seiten. (R).

**Wilfried Seipel**, Ägypten. Götter, Gräber und die Kunst. 4000 Jahre Jenseitsglauben (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, Nr. 22, Bd. 1 und Bd. 2). Linz, OÖ. Landesmuseum 1989, 368, 104 Seiten, Abb.

**Gertraud Steiner**, Die Heimat-Macher. Kino in Österreich 1946–1966 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 26). Wien, Verlag f. Gesellschaftskritik, 1987, 302 Seiten, Abb.

**Karl Stocker**, *Leben und Arbeiten im Bezirk Leoben*. Hrsg. v. d. Geschichtswerkstatt Leoben. Wien-Köln, Böhlau, 1989, 202 Seiten, Abb.

**Luciano Tempestini**, *La Religiosità popolare pistoiese nelle sue espressioni „festive“* (= *Incontri pistoiesi di storia arte cultura*, 40). Pistoia, Società pistoiese di storia patria, 1987, 15 Seiten.

**Diane Tong**, *Gypsy Folk Tales*. San Diego-New York-London, Harcourt Brace Jovanovich Publ., 1989, 252 Seiten, Abb.

**Anna Maria Tripputi (Red.)**, *Folklore pugliese*. Antologia degli scritti di Sverio La Sorsa. 3 Bde. Bari, Paolo Malagrino Editore, 1988, 421, 455, 504 Seiten.

**Johannes Trojer (Red.)**, Hubert Leischner, „Wunschbilder aus Villgraten“. Photographien 1945–1948. Katalog zu einer Ausstellung in Innervillgraten, Schulhaus, vom 15. 7. bis 20. 8. 1989. Innervillgraten, Heimatpflegeverein (1989), 39 Seiten, Abb.

**Theodor Veiter (Bearb.)**, *Handbuch der Institute, Forschungsstellen und Forschungsgesellschaften für Regionalismus, Föderalismus und Nationalitätenfragen mit Einbeziehung auch ethnischer Komponenten von Flüchtlingsfragen*. München, Internat. Institut für Nationalitätenrecht und Regionalismus, 1989, 307 Seiten.

**Paola Vismara Chiappa**, *Miracoli settecenteschi in Lombardia tra istituzione ecclesiastica e religione popolare*. Milano, Istituto propaganda libraria, 1988, 245 Seiten, Tbn.

**John Michael Vlach, Simon J. Bronner (Hrsg.)**, *Folk Art and Art Worlds* (= *American Material Culture and Folklife*). Ann Arbor, UMI Research Press, 1983, 293 Seiten, Abb.

**Vlastimil Vondruska, Violeta Koprivová**, *Aus Böhmens Hain und Flur*. Volkskultur aus Böhmen und Mähren. Eine Ausstellung des Nationalmuseums Prag. Kittsee, Ethnographisches Museum Schloß Kittsee, 1989, 39 Seiten, 16 Abb.

**Eleanor Wachs**, *Crime-Victim Stories*. New York City's Urban Folklore, Bloomington-Indianapolis, Indiana University Press, 1988, 138 Seiten.

**Barbara Weber**, *Schweinfurt im Spiegel der Physikatsberichte von 1861*. Kommentierte Edition der medizinischen Topographien und Ethnographien (= *Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte*, Bd. 33). Würzburg 1989, 160 Seiten. (R)

**Patrick und Christiane Weisbecker, Éliane Georges**, *Terre magique des Carpates*. Paris, Chêne, 1983, unpag., Abb.

**Véronique Wiesinger (Red.)**, *Les Américains et la Revolution Française*. Katalog, Paris, Editions de la Réunion des musées nationaux, 1989, 114 Seiten, Abb.

**Werner Woschnak**, *Zum Begriff der Sitte*. Überlegungen zum Verhältnis von Sitte, moralischer Autonomie und Rechtsordnung (= *Veröffentl. d. Komm. f. Philosophie u. Pädagogik*, H. 23; *Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte* 505 Bd.). Wien, Österr. Akademie der Wissenschaften, 1988, 218 Seiten.

**Ferdinand Zahlner**, *Paraphänomene und christlicher Glaube*. Überlegungen und Beispiele zur vergleichenden Phänomenologie im Bereich des Paranormalen und Religiösen (= *Grenzfragen*, Bd. 10). 2. erw. Aufl., Innsbruck, Resch, 1988, 96 Seiten.

**Ernst Ziegler (Hrsg.)**, Apotheken und Apotheker im Bodenseeraum. Festschrift für Ulrich Leiner. Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1988, 197 Seiten, Abb.

**Volksleben, Kirche und Obrigkeit in Schleswig-Holstein von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert.** Mit einem Vorwort von Karl-S. Kramer (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 21). Neumünster, Karl Wachholtz, 1989, 452 Seiten, Tbn.

(Inhalt: **Frauke Rehder**, Volksfrömmigkeit und Kirchenzucht. Beispiele aus schleswig-holsteinischen archivalischen Quellen. 11–166; – **Annelie Stobinsky**, Schleswig-holsteinische Polizeiordnungen (1579–1636). Über Brauchformen und ihre Auswirkungen in den Brüchdingungen. 167–308; – **Susanne Dettlaff**, Sittliche Verstöße und niedergerichtliche Straftätigkeit. Aufschlüsse aus Brücheregistern in schleswig-holsteinischen Amtsrechnungen. 309–436).

**Materiali di una ricerca per la mostra „Intrecciatura tradizionale Friulana“.** Udine, Comune – Museo Friuliano delle arti e tradizioni popolari, 1986, 123 Seiten, Abb.

**Interaktion 1: Das Nackte – der Hintergrund.** Wiener Sommersymposion vom 15. 8. bis 13. 9. 1987. Wien, Verein „das wiener sommersymposion“, 1987, 381 Seiten, Abb.

(Inhalt u. a.: **Berhold Hinz**, Nackt in der Kunst: Zur erotischen Vorgeschichte im Spätmittelalter. 33–38; – **Otmar Rychlik**, Der schöne Mann – Zur Ikonographie des Männerbildes von Apoll bis Care. 110–125; – **Marion Wisinger**, Sexualität und Nationalsozialismus. 170–185; – **Christa Tuczay**, Hexen einst und heute. 192–199; – **Roland Girtler**, Die Bedeutung des nackten Menschen in den Randgruppen. 200–205; – **Hubert Ch. Ehalt**, Europäische Alltagsgeschichte – Prozeß der Zivilisation oder Sexualunterdrückung. 217–218; – **Rotraud A. Perner**, Sex im Märchen – märchenhafter Sex. 297–301; – **Wittigo Keller**, Signalakte – Zum Phänomenkomplex der Körperbemalung und Tätowierung. 318–339; – **Peter Gorsen**, Zur Geschichte der bekleideten Nacktheit am Beispiel von Mode und Erotik. 340–341).

**Le corps humain. Nature, culture, surnaturel** (= Actes du 110<sup>e</sup> Congrès national des sociétés savantes, Montpellier 1985). Paris, CTHS, 1985, 380 Seiten, Abb.

**Usages et représentations de l'eau** (= Actes du 111<sup>e</sup> Congrès national des sociétés savantes, Poitiers 1986). Paris, CTHS, 1986, 316 Seiten, Abb.

**La Révolution française et l'Europe 1789–1799.** XXe exposition du Conseil de l'Europe. Galeries nationales du Grand Palais, Paris, 16. 3. bis 26. 6. 1989. 3 Bde. Paris, Éditions de la Réunion des musées nationaux, 1989, 971 Seiten, Abb.

Eva Kausel

## Verzeichnis der Mitarbeiter

- HR Dr. Klaus Beitzl  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Mag. Elisabeth Bockhorn  
A-1060 Wien, Hirschengasse 10/2/16
- Univ.-Ass. Dr. Helmut Eberhart  
Institut für Volkskunde  
A-8010 Graz, Hans-Sachs-Gasse 3
- OR Dr. Franz Grieshofer  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Univ.-Prof. Dr. Béla Gunda  
Ethnographisches Institut  
H-4010 Debrecen 10, P.O. Box 36
- OR Dr. Gudrun Hempel  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Univ.-Ass. Dr. Michael John  
Institut für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte  
A-4040 Linz-Auhof, Universität Linz
- Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger  
A-3420 Kritzensdorf, Hauptstraße 20
- Eva Kausel  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- OR Dipl.-Ing. Gerhard Maresch  
A-1060 Wien, Mittulgasse 19/7
- Dr. Vera Mayer  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19
- Univ.-Ass. Dr. Burkhard Pöttler  
Institut für Volkskunde  
A-8010 Graz, Hans-Sachs-Gasse 3
- Dr. Walter Scherf  
D-8067 Petershausen, Alte Sollerner Straße 3
- R Dr. Margot Schindler  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19

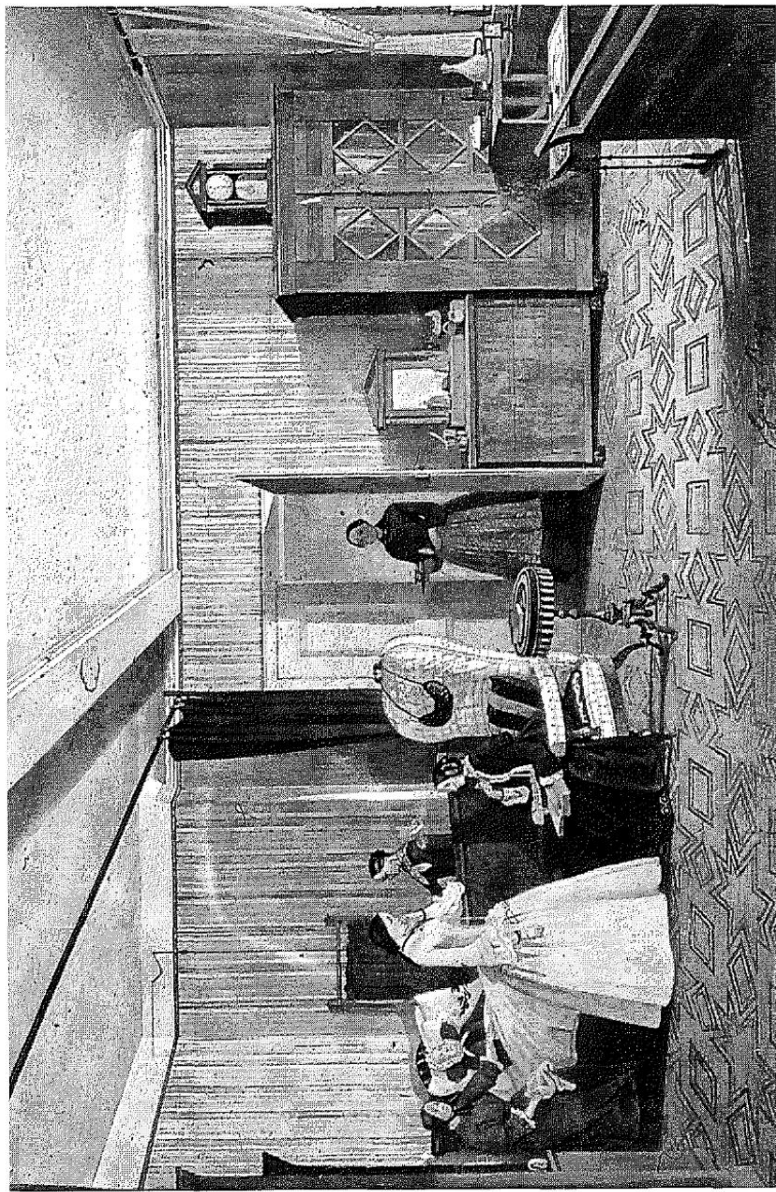
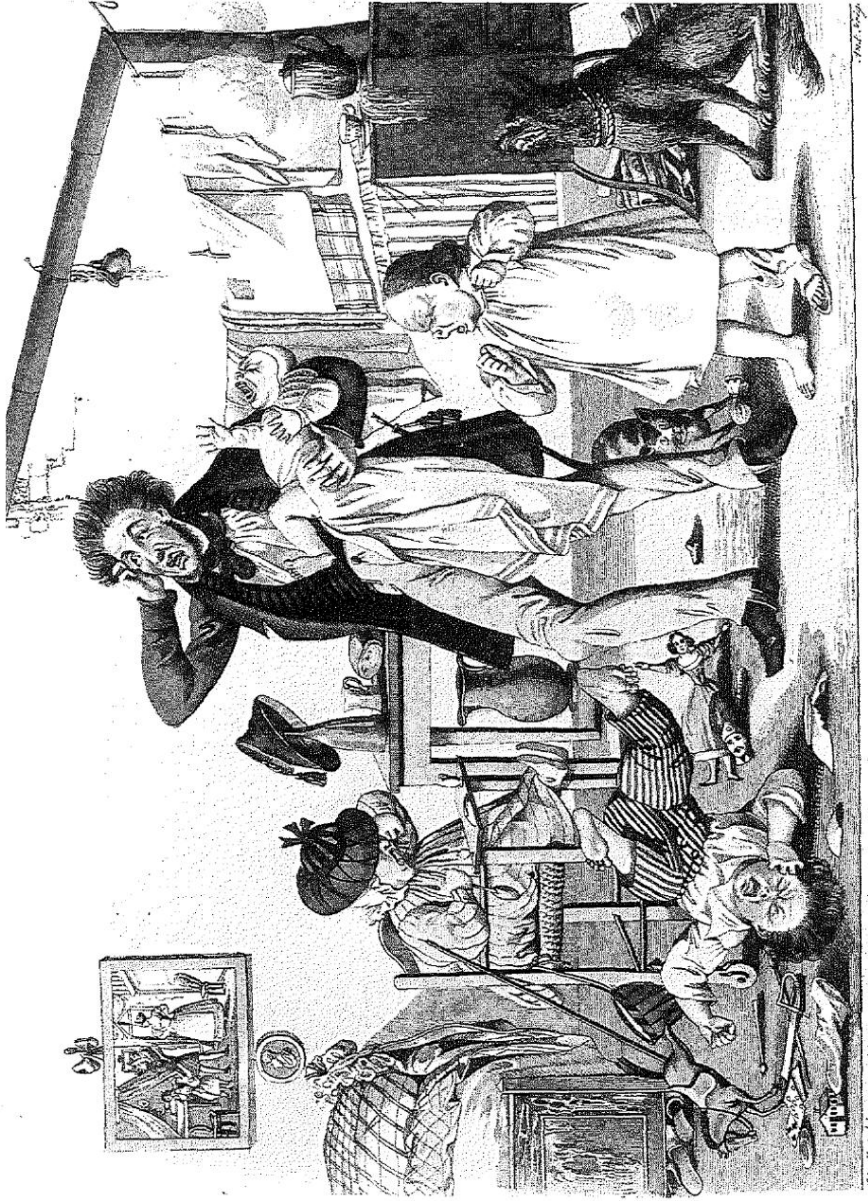


Abb. 1: Baronin Wangenheim auf ihrem Kranken-(Toten-)bett, umringt von Verwandten oder Freundinnen und Bediensteten. – (Georg Berg, Interieur im Hause von Baronin Wangenheim, 1856 – HM, Inv. Nr. 56.434)



*Frach jetzt mußs sie einkaufen gehen! jetzt, wo alle vier Kinder zugleich schreien!*

Abb. 2: „Der geplagte Familienvater“ – „G’rad jetzt muß sie einkaufen gehen! jetzt, wo alle vier Kinder zugleich schreien!“ – (Schoeller del. u. And. Geiger sc., Bildbeilage zu Theaterzeitung, Wiener Szene Nr. 16 vom 30. 4. 1839 –

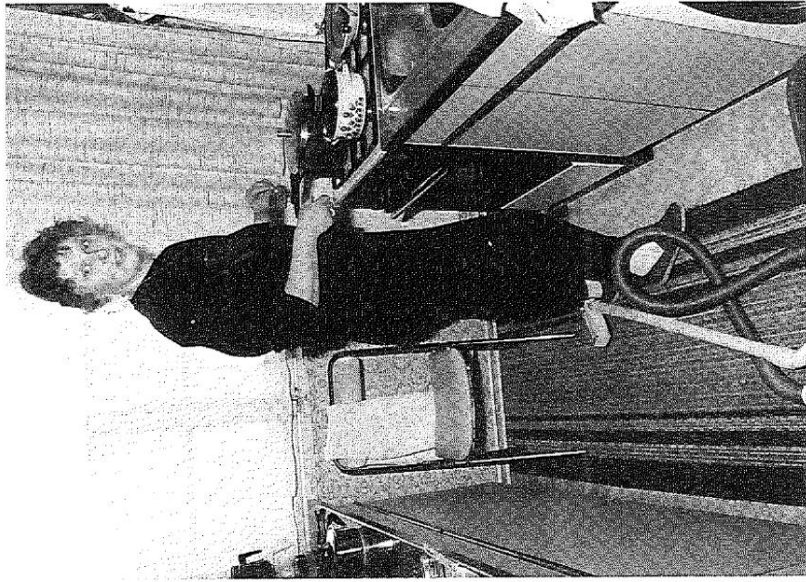


Abb. 3: Frau in einer Einbauküche zwischen Kochtopf, Wäsche und Staubsauger. – (Foto Gerhard Aba, 1989)



Abb. 4: „Wir haben zwar eine große Wohnung, in unserer Wohnküche fühlen wir uns aber am wohlsten.“ – (Foto Gerhard Aba, 1989)



Abb. 5: Bürgerliche Kinder im Garten einer Hietzinger Villa. – (Foto um 1900 – Privatbesitz)



Abb. 6: „Hausmusik 1989“. Im Gegensatz zu früher musizieren die heutigen Mädchen nicht nur zum Vergnügen, sondern auch berufsmäßig. Die junge Geigerin besucht ein Musikgymnasium; nach der Matura will sie das Konservatorium absolvieren. – (Foto Gerhard Aba, 1989)

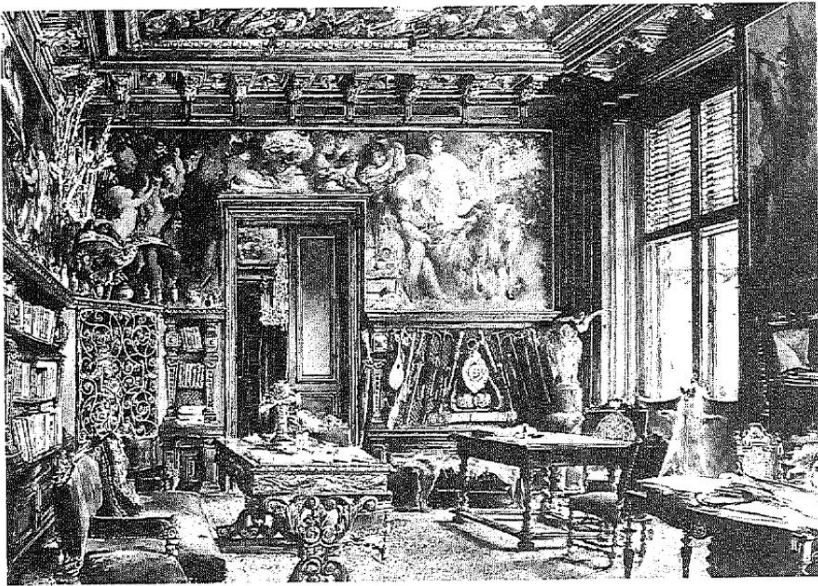


Abb. 7: Die mit Gemälden von Hans Makart geschmückte Bibliothek des Kunstmäzens Nikolaus Dumba deutet auf den hohen Stellenwert von Kunst und Bildung für den gründerzeitlichen Geldadel hin, sie ist aber zugleich auch ein Repräsentations- und Prestigeobjekt. – (Rudolf Alt, In der Bibliothek des Palais Dumba, 1877 – HM, Inv. Nr. 58.124)

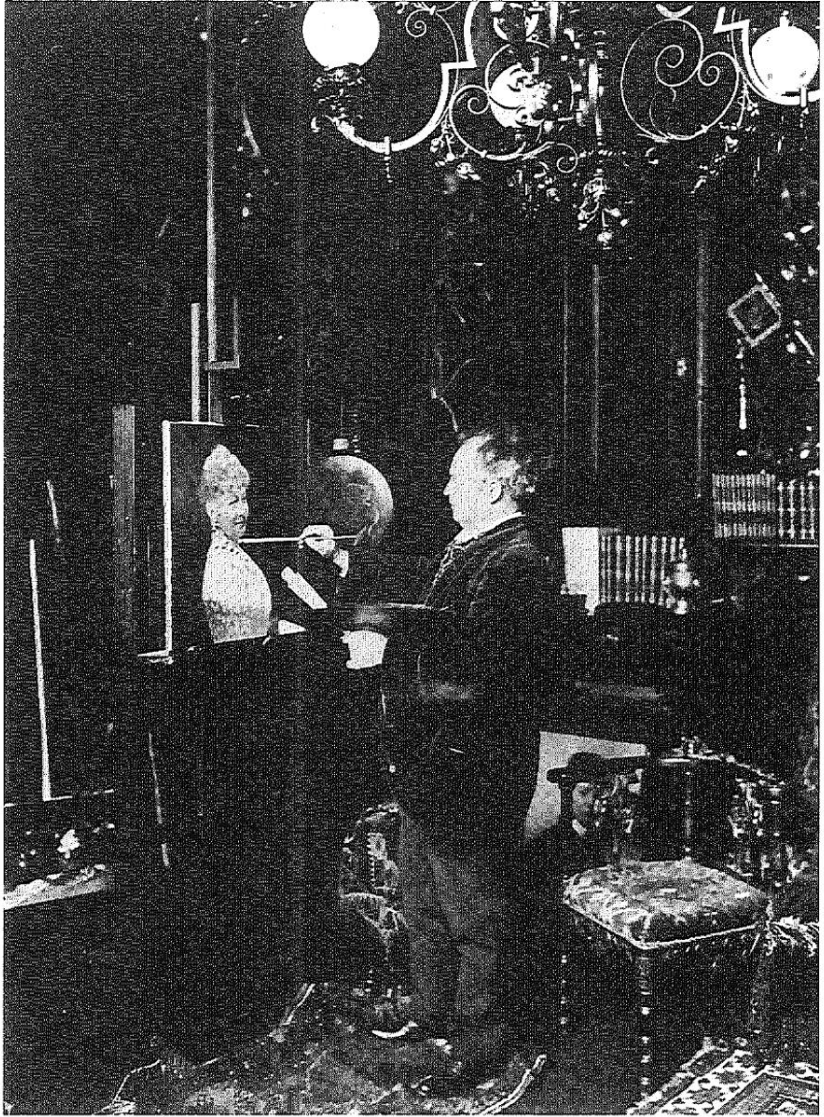


Abb. 8: Der Schauspieler Philipp Stätter in seiner Hietzinger Villa. – (Foto um 1900 – Privatbesitz)

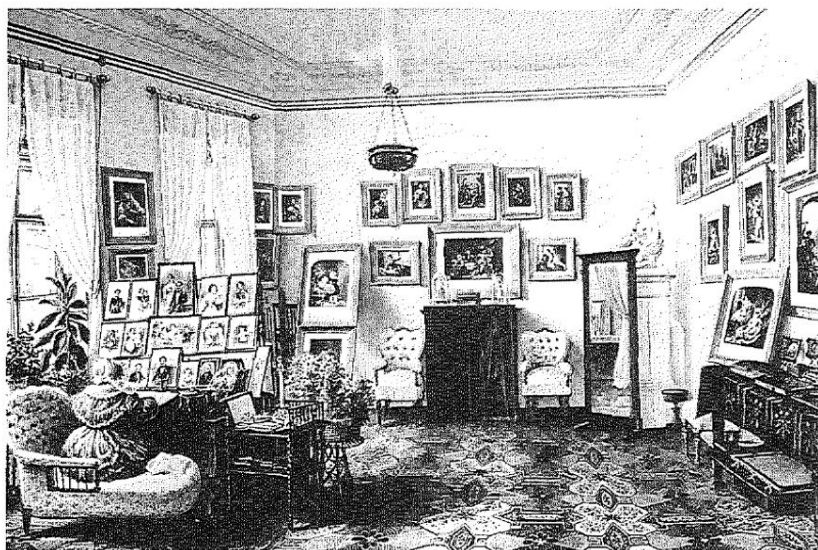


Abb. 9: Diese Darstellung deutet auf die typischen Beschäftigungen (Schreiben und Lesen) einer gutbürgerlichen Dame der Biedermeier-Zeit hin. – (Matthias Grösser, Damenzimmer, 1843 – HM, Inv. Nr. 138.211)



Abb. 10: Vor allem viele Akademikerinnen verbringen heute ihre Zeit zu Hause am Schreibtisch. – (Foto Gerhard Aba, 1989)



Abb. 11: Musikzimmer in einer Wohngemeinschaft. – (Foto Gerhard Aba, 1989)



Abb. 12: Wohnung eines jungen Musik- und „Computerfreaks“. – (Foto Vera Mayer, 1989)

# Saisonwanderung und textile Heimarbeit als notwendige Nebenverdienste in Vorarlberg (Ein Überblick)

Von Kriemhild Kapeller

Bedingt durch ungünstige geologische und klimatische Verhältnisse, war es den Bewohnern von Vorarlberg eigentlich nie möglich, sich allein von ihrer „Scholle“ zu ernähren.

Ab dem Spätmittelalter verschärfte sich die Lage nicht nur durch die Zunahme der Bevölkerung<sup>1</sup> und der damit verbundenen Verdichtung des Siedlungsbestandes, sondern noch zusätzlich durch eine Verschlechterung des Klimas auf Grund weitreichender Entwaldungen<sup>2</sup>. So reichte der Ackerbau ab dem 17. Jahrhundert nicht einmal mehr zur Subsistenzwirtschaft für die Bevölkerung aus. Hinzu kam noch die starke Bodenzersplitterung auf Grund der alemannischen Realteilung, die für einen rentablen Ackerbau ebenfalls nicht förderlich war. Da die landwirtschaftliche Tragfähigkeit beinahe völlig ausgeschöpft war und auch andere wirtschaftliche Alternativen nur beschränkt Erträge brachten (z. B. Verkauf von Rebstecken, der z. T. einen beachtlichen Umfang erreichte)<sup>3</sup>, blieb den Bewohnern eigentlich nur die Möglichkeit der Auswanderung bzw. der saisonalen Arbeitswanderung, um sich eine ausreichende Existenzgrundlage zu schaffen<sup>4</sup> und um nicht ganz abwandern zu müssen, was natürlich auch vorkam<sup>5</sup>. Erste urkundliche Belege für die zeitweise Abwanderung als Verdienstmöglichkeit in Vorarlberg fallen in das Ende des 16. Jahrhunderts<sup>6</sup>. Jedoch nach dem Dreißigjährigen Krieg stieg die Saisonwanderung über alles Bisherige an, nicht zuletzt, da sich viele nicht mehr als Söldner verdingen konnten. So wird aus dem Jahr 1676 berichtet:

„ . . . daß, alle Jahre, wie ich bis jetzt allergenauest beobachtete, über die 7000 bis 8000 alte und junge Leute, Kinder, Buben und Mädlein, welch letztere mit Spinnen und Viehhüten sich ernähren müssen, sich außer Landes begeben . . .“<sup>7</sup>

Es wird berichtet, daß „kein Land soviel Minderjährige in die Fremde schicke“<sup>8</sup> und „es gebe daher Landsleute, vor allem in den wilderen Gebirgen und Einöden, sogar viele, nicht nur hundert, welche durch Jahre die meiste Zeit keinen Bissen Brot bekommen, vielmehr bei knappster Lebenshaltung sich nur mit Käse und Ziegenmilch behelfen, um dem Tod zu entgehen“.<sup>9</sup> Hinzu kam die kontinuierlich ansteigende Bevölkerungszahl ab dem 17. Jahrhundert: so waren die Verluste des Dreißigjährigen Krieges im Verhältnis zum benachbarten Südwestdeutschland eher gering<sup>10</sup>. Für die Grundherren war es daher ein leichtes, die leeren und zerstörten Höfe ihrer Dörfer mit ausländischen Bauern zu besetzen. Denn die niederen Grundpreise, der höhere Bodenertrag und die Aussicht als Handwerker Arbeit zu bekommen, ließen einen beachtlichen Zustrom vor allem aus dem Bergland erfolgen; „viele getrieben von den schwer erträglichen Verhältnissen der Heimat“.<sup>11</sup>

Dieser Auswanderung war die Innsbrucker Regierung schon 1649 mit einem Verbot<sup>12</sup> entgegengetreten, was aber bei der Bevölkerung größten Unwillen erregte. Daraufhin wurde die Auswanderung nach Schwaben sogar empfohlen, wohin das Abzugsgeld nun nicht mehr gefordert wurde, jedoch drohte die Regierung, verarmte Heimkehrer nicht mehr einzulassen<sup>13</sup>.

Wenn auch ganz Vorarlberg von der zeitlichen Emigration betroffen war, um sich eine ausreichende Existenzgrundlage zu sichern, so kennzeichnete sie besonders die Talschaften des Montafons und des Bregenzerwaldes, wo sie sich bis in unser Jahrhundert nachweisen läßt.

### **Montafoner Saisonarbeiter**

Im Montafon spitzte sich die Lage für die Bevölkerung ab dem 16. Jahrhundert zu, als die Bergwerke aufgelassen werden mußten: „Hat etwan viel Bergwerk gehabt, von Silber und Eisen, derzeit aber erloschen.“<sup>14</sup> Es blieb den Menschen daher keine andere Möglichkeit als die saisonale Abwanderung, wollten sie ihre Heimat nicht für immer verlassen. Wie stark diese Verbundenheit mit der Heimat war<sup>15</sup>, obwohl bzw. gerade weil man sein Brot in der Fremde verdienen mußte, wird aus dem folgenden Akt an Selbst-

justiz der Montafoner gegenüber Fremden und Eindringlingen ersichtlich.

„Sobald sich ein Fremder in ihrem Tale einnistete, der einem Mädchen den Hof machte oder dasselbe zur Frau nehmen wollte, banden sie ihn rücklings auf einen kleinen Karren und führten ihn in die Aflenz, einem am Eingange des Montafon durch das Klostertal fließenden und bei Bludenz in die Ill einmündenden Bergstrom, so dass ihn nur noch eben das Wasser bespülte. Schwoh über Nacht die Aflenz, so ertrank der Unglückliche, und kam zwei Tage niemand des Weges gegangen, so starb er Hungers. ( . . . ) dies Verfahren bestehe so lange als die Berge im Montafon, als eine nie beeinträchtigte Sitte; Gott habe das Urteil über den seinem Verhängnis Verfallenen gefällt, . . .“<sup>16</sup>

Wohl eine übertriebene Reaktion und Sanktion gegenüber Fremden, um die Einheit der Heimat zu bewahren.

#### a) Krautschneider

Schon 1796 erwähnte Joseph Rohrer die Montafoner Krautschneider in seinem Buch „Über die Tiroler“<sup>17</sup>. Meist schlossen sich mehrere Hobler zusammen und bearbeiteten ein Gebiet, in dem jedem sein eigenes „Gäu“ vorbehalten war<sup>18</sup>, das auch weitervererbt wurde. Die Gebiete gehörten größtenteils zu Österreich-Ungarn<sup>19</sup>, aber auch süddeutsche, nord- und nordwestdeutsche Städte<sup>20</sup> gehörten zum Arbeitsgebiet. Vereinzelt wanderten Krauthobler bis nach Belgien, ins Elsaß oder nach Holland, um ihrer Beschäftigung nachzugehen. Der Verdienst eines Hoblers belief sich auf zirka 100 Gulden, die er sich in der höchstens zehnwöchigen Krautschneidezeit des Oktober und November erarbeitete. Wie dringend die Bewohner des Montafons den Verdienst benötigten, wird auch daraus ersichtlich, daß der Hobler, um „ein Nebenverdienst“ mitzunehmen, am Abend nach dem anstrengenden Krauthobeln, mit dem ebenfalls mitgenommenen Küchenhobel noch kleineres Gemüse und Wurzelwerk zusammenschnitt<sup>21</sup>. Weitere Einnahmen erwirtschafteten sich die Krauthobler mit dem Verkauf von Socken, Strümpfen oder selbstgebranntem Kirschschnaps<sup>22</sup>.

Für den Niedergang dieser Wanderbewegung machte man den Export von Krauthobeln ins Ausland verantwortlich<sup>23</sup>. Die Herstellung von diesen hatte aber schon früher beinahe fabrikmäßigen Umfang erreicht<sup>24</sup>. Noch bis Ende der sechziger Jahre wurden nachweislich in Schruns Krauthobel hergestellt<sup>25</sup>.

## b) Sensenhändler

Es ist kaum verwunderlich, daß in einem ehemaligen Bergbaugesbiet auch die Verarbeitung von Eisen anzutreffen ist: im Montafon mit der Herstellung von Sensen. Als jedoch der Eisenbergbau im Montafon verschwand, wurden die Sensen aus Tirol und der Steiermark bezogen, besonders beliebt waren die Jenbacher Sensen<sup>26</sup>. Die Sensenhändler werden zur ältesten Montafoner Wandergruppe gezählt, die, um den weiten Reiseweg noch rentabler zu gestalten, den Verdienstzweig des Krautschnittes erst entdeckt hätten<sup>27</sup>.

Auftakt für den Sensenhandel war der Termin Peter und Paul am 29. Juni. An diesem Tag trafen sich die Sensenschmiede und die Händler zur Absprache für die neuen Bestellungen. Die Ostschweiz und das Gebiet nördlich des Bodensees waren die Hauptabsatzgebiete für die Sensenhändler. Wie schon die Krauthobler hatten auch die Sensenhändler ihre eigenen Reviere, die sie von Vorfahren oder Bekannten übernahmen. Daß die Reviere beachtliche Größe hatten, wird aus der Erzählung einer Vandanserin ersichtlich, deren Mann in Württemberg 102 Gemeinden beliefert haben soll<sup>28</sup>. Je nach Größe und Entfernung des Belieferungsgebietes war auch der „Seisnat“ (= Sensenhandelszeit) verschieden lang. Er dauerte durchschnittlich vier bis sechs Wochen, von Ende April bis längstens zum Ende des Frühjahres; mußte aber natürlich bis zum Beginn der ersten Heumahd abgeschlossen sein. Der „Izug“ (Einkassieren) erfolgte in der Zeit von Martini (11. Nov.) bis St. Kathrein (25. Nov.). Bezahlt wurde im Herbst, da die Bauern erst nach Erhalt der Viehlosung Bargeld besaßen. Den Verdienst von zirka 1000 Friedenskronen trug man in eigenen Bauchgurten, den „Geldkatzen“, nach Hause<sup>29</sup>. Nicht unerwähnt soll die Feststellung von Josef Vonbun von 1868 bezüglich der Sensenhändler bleiben:

„Zur größeren Ehre und genaueren Charakteristik dieser Sensenmänner muß noch erwähnt werden, daß sie sich durch merklich vornehmere Geberde, Haltung und Sprache von den anderen Auswanderern des Tales vorteilhaft auszeichnen.“<sup>30</sup>

Leider finden sich keine Hinweise, worauf Vonbun seine Behauptungen stützt. – Als fremde Hausierer in der Schweiz und in deutschen Ländern verboten wurden, behelfen sich einige Sensenhändler, indem sie sich im Ausland ansiedelten. So z. B. die beiden bedeutenden Sensenhändlerfamilien Kasper aus Gortipohl, die sich in der Schweiz (in Winkeln und Gossau) gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eigene Häuser kauften<sup>31</sup>. Zentrum des Sensen-

handels bildete die Ortschaft Tschagguns mit den Familien Brugger, Bahl, Liepert und Marent<sup>32</sup>. Als Folge der Verbesserung der Verkehrswege und der Transportmittel verlor dieser Erwerbszweig ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts rasch an Bedeutung und ist seit dem Zweiten Weltkrieg endgültig erloschen.

#### c) Ährenleserinnen

Wie triste und prekär die wirtschaftliche Lage für die Bewohner des Montafons war, wird besonders an der Berufsgruppe der Ährenleserinnen ersichtlich. Frauen und Mädchen zogen zu Beginn der Getreideernte, „alljährlich ab Mitte Juli karawanenartig aus dem Tale gegen das Schwabenland zum Anhara (= Ährenlesen).“<sup>33</sup> Die Bezahlung erfolgte einmal, indem den Frauen Kost und Quartier gewährt wurde, wichtiger war aber das Recht, nach der Tagesarbeit die noch auf den Feldern liegenden Ähren aufzulesen. Der so gesammelte Spelzweizen wurde ausgedroschen und in Säcke gefaßt. Um die nicht unbeträchtliche Menge an Korn nach Hause zu bringen (so soll es eine tüchtige Leserin innerhalb von vier Wochen auf 200 kg gebracht haben)<sup>34</sup>, mieteten sich die Frauen ein Fuhrwerk und kehrten damit zurück ins Montafon<sup>35</sup>. Daß die Ährenleserinnen zur untersten Gruppe der Sozialskala gehörten, zeigt der Ausspruch: „Go –n– Ähara id's Schwobaland gon nu d'Stäckabättler.“<sup>36</sup> (Ährenlesen ins Schwabenland gehen nur solche, die am Bettelstab sind.)

#### d) Heuer

In den hochgelegenen Dörfern der Schweiz benötigten die Bauern auswärtige Hilfe, um die Heuernte im August einzubringen, da erstens im September schon wieder das Vieh von der Hochalpe zurückkehrte und man zweitens immer mit einem frühen Winterbruch rechnen mußte, der eine Mahd unmöglich machen konnte. Auf Grund der geringen Höhe des Tales waren die Heuer im Montafon bereits im Juli mit ihrer Arbeit fertig. Meist waren es junge Burschen und Mädchen, die als Heuer nach Graubünden wanderten. Für die gefährliche Arbeit an den steilen Hängen trug man Schuhe mit Holzsohlen, sogenannte „Knospen“, mit langen Eisennägeln aus Sensenrücken<sup>37</sup>. Dennoch kam es zu Unfällen, wie dem Sterbebuch von St. Gallenkirch zu entnehmen ist<sup>38</sup>. In den Notzeiten nach dem Ersten Weltkrieg blühte dieser Nebenerwerb für kurze Zeit noch einmal auf.

#### e) Gipser und Verputzer

Zu den frühesten Bauhandwerkern Vorarlbergs sind die Gipser und Verputzer des Montafons zu rechnen. Selbst in Wien war bekannt, daß Montafoner Maurer auf Arbeitssuche auswanderten. Man wollte 1684 erreichen, daß sie am Wiederaufbau von Wien, das im Jahr zuvor durch die Türkenbelagerung zerstört worden war, mithalfen. Die Montafoner lehnten jedoch mit der Begründung ab, daß sie sonst ihre bisherigen Arbeitsplätze verlieren könnten<sup>39</sup>. Verschiedene Vorschriften der Städte machten die Gründung einer Zunft notwendig<sup>40</sup>. Eine eigene Bauhandwerkszunft wurde im Montafon im Jahr 1698 gegründet, deren erster Zunftmeister ein gewisser Johann Ulrich Marent aus Schruns war<sup>41</sup>.

Der berühmteste Stukkateur des Montafons war Anton Neyer aus Gantschier (1849–1940), er arbeitete unter anderem sieben Jahre an den Schlössern Neuschwanstein und Linderhof<sup>42</sup>.

### **Bregenzerwälder Barockbaumeister**

Der Bregenzerwald war im Gegensatz zu anderen Gebieten Vorarlbergs im 17. Jahrhundert bereits relativ dicht besiedelt<sup>43</sup>. Verbunden mit den schlechten Bodenverhältnissen<sup>44</sup> kommt man zum Schluß, daß die landwirtschaftliche Tragfähigkeit an ihre Grenzen gestoßen war und den Bewohnern nur die Auswanderung oder zeitweise Emigration als Alternative offen blieb. Nicht zu vergessen sind aber auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Zielgebieten der Wanderungen. Die große Zeit der Störhandwerker begann, wie erwähnt, nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, in dessen Verlauf weite Gebiete Deutschlands verwüstet wurden und starke Bevölkerungsverluste zu verzeichnen waren<sup>45</sup>. In dieser Aufbauphase waren nun die Bauhandwerker ein besonders gefragter Berufsstand. Damit war Deutschland das geeignete Auffangbecken für das überschüssige Arbeitskräftereservoir, wie es in Vorarlberg gegeben war. Aber nicht nur weltliche Bauherren waren die Auftraggeber, sondern vor allem die verschiedenen Klöster und Stifte, deren Bautätigkeit nicht zuletzt durch eine katholische Gegenreformation vorangetrieben wurde<sup>46</sup>.

#### a) Die Auer Zunft

Das Gebiet von Au-Schoppernau stellte im 17. Jahrhundert das Zentrum des inneren Bregenzerwaldes dar; auch bevölkerungsmäßig<sup>47</sup>. Gründer der Auer Bauhandwerkerzunft war im Jahr 1657

der erste bedeutende Bregenzerwälder Baumeister, Michael Beer I (1605–1666). Im Jahr 1707 wurde die Auer Zunft auf Betreiben eines gewissen Landammanns Johann Jakob Rueff als Viertelslade an die Innsbrucker Hauptlade angeschlossen, nachdem die Straßburger Hütte, der Vorarlberg bis dahin zugeteilt war, als Hüttenort ausschied; diese Zunft war nämlich ein Abkömmling der mittelalterlichen Hüttentradition<sup>48</sup>. Die Auer Zunft war aber nicht nur ein Berufsverband, sondern zugleich eine kirchlich organisierte Bruderschaft<sup>49</sup>. Der Montag nach Dreikönig war der Tag, an dem es gebräuchlich war, aufzudingen und ledig zu sprechen<sup>50</sup>. Über die Organisation des Unterrichts ist nur wenig bekannt. In die praktische Tätigkeit wurden die Lehrlinge von sogenannten „Palieren“ auf den Bauplätzen ihrer Meister eingeführt<sup>51</sup>. Ein Palier gehörte schon zur gehobeneren Berufsstufe; diese konnte bald nach Absolvierung der Gesellentätigkeit erreicht werden. Die ordnungsgemäße Ableistung der Gesellenzeit war eine Grunderfordernis, ein rechtschaffener Palierdienst die Voraussetzung zur Seßhaftigkeit, Heirat und Erlangung des Meisterrechts.

Die theoretische Unterweisung erfolgte nach den „Auer Lehrgängen“, die erst 1948 entdeckt wurden<sup>52</sup>. Sie gelten als eine Einführung in die Grundbegriffe der Geometrie, der Bautechnik und der zeichnerischen Darstellung. Jedoch erfolgte die eigentliche Bildung und Weiterbildung in der Praxis. Dementsprechend ist jener Umstand zu bewerten, daß einem gewissen Johann Elmenreich im Jahr 1754 in Willstadt (Baden) der Kirchturm einstürzte; er war ein „Absolvent“ der Auer Zunft<sup>53</sup>.

Die führenden Familien in der Auer Bauhandwerkerzunft waren die Moosbrugger, Beer und Willam. Sie werden bei Zunftschriften und Ledigsprechungen am öftesten genannt und stellten auch die meisten Gesellen und Meister<sup>54</sup>.

Im Frühjahr zogen die einzelnen Bauhandwerkertrupps ins Ausland. Als Sammelplatz für die Bregenzerwälder Bauleute ist z. B. der „Rote Berg“ bei Hittisau überliefert. Die einzelnen Bautrupps erreichten nicht selten beachtliche Größe, so führte Peter Thumb II (1681–1766) im Jahr 1729 mehr als 200 Bauleute mit ins Elsaß<sup>55</sup>. Die Arbeitszeiten waren überaus lang, zumal nicht selten die Aufträge in Akkordarbeit übernommen wurden. Vor allem in der ersten Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm der Großteil der Arbeiten Instandsetzungen aller Art in Anspruch, so daß die kunstvolle Ausführung zumindest zu Beginn eher in den Hintergrund trat.

Obwohl die Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften beachtlich war, blieb die Entlohnung gemessen an den schweren Arbeitsbedingungen eher bescheiden. Die Lohnsätze differenzierten nach Alter und Funktion. Am Ende der Lohnskala befanden sich die Frauen und Kinder in der Ziegelei<sup>56</sup>.

Die bedeutendsten Arbeitsgebiete der Vorarlberger Bauhandwerker befanden sich im Bistum Konstanz, zu dem das heutige Baden-Württemberg, Teile Bayerns, große Gebiete der deutschsprachigen Schweiz und der Norden Vorarlbergs gehörten. Arbeitsgebiete für einzelne Vorarlberger lassen sich z. B. auch in Wien und Seitenstetten nachweisen<sup>57</sup>. Es lassen sich aber eine Reihe weiterer Standorte für die Tätigkeit der Bauhandwerker belegen, so etwa der Raum um Freiburg/Breisgau, Koblenz, Trier, Frankfurt und sogar bis nach Polen lassen sich Spuren verfolgen<sup>58</sup>.

Die künstlerischen Leistungen der Vorarlberger Baumeister des 17. und 18. Jahrhunderts werden unter dem Begriff „Vorarlberger Münsterschema“<sup>59</sup> zusammengefaßt. Darunter werden bestimmte stilistische Merkmale in der barocken Baukunst bezeichnet (Geschlossenheit des Grundrisses, durchgehende Tonnenwölbung). Diesem „Typus“ werden die markantesten Leistungen zugerechnet, so die zwei Bauten von Michael Thumb (1640–1690), die Wallfahrtskirche von Ellwangen-Schönenberg (1682) – (von ihr leitet sich der Begriff „Münsterschema“ ab) – und die Prämonstratenser-Stiftskirche Obermarchtal (1686). Als die vollkommenste aller Kirchen des Vorarlberger Schemas gilt die im Jahr 1711 von Franz Beer II (1660–1763) begonnene Zisterzienser-Stiftskirche St. Urban (Schweiz). Zu den bekanntesten Werken gehören Weingarten und Birnau in Deutschland und Einsiedeln in St. Gallen in der Schweiz. Ein endgültiges Ende fand diese Zunfttradition im Jahr 1859 mit der Verkündigung der Gewerbefreiheit<sup>60</sup>.

## b) Bedeutende Bauhandwerker aus anderen Orten

Auch aus anderen Teilen Vorarlbergs stammten wandernde Bauleute (siehe Montafoner Saisonarbeiter, e. Gipsler und Verputzer). Bedeutende Meister stellten die in Bregenz ansässigen Familien Kuen, die um 1730 aus dem Allgäu nach Bregenz zogen, und Purtschert, die teilweise nach Luzern (Schweiz) abwanderten. Aus Schnifis stammt der bedeutendste Vorarlberger Stukkateur, Johann Jakob Schwarzmann<sup>61</sup>.

Die unumstritten führende Stellung der wandernden Vorarlberger Bauhandwerker und Baumeister ist jedoch eindeutig den Vertretern der Auer Zunft zuzurechnen.

Mehrere Gründe führten gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum Abflachen der zeitlichen Emigration zwecks Verdienstes, wenn auch die saisonale Abwanderung zum Lohnverdienst bis in unser Jahrhundert bestehen blieb<sup>62</sup>.

So stellte sich um 1800 in Vorarlberg selbst eine gewisse Entspannung der Arbeitsmarktlage ein, als aus der Schweiz kommend, die Textilindustrie in Vorarlberg „heimisch“ wurde. Mit ein Umstand für das Abflachen der Wanderungsbewegung dürften auch die verbesserten Verkehrswege nach dem Osten sein und hier besonders die Inbetriebnahme der Arlbergeisenbahn im Jahr 1884, die Vorarlberg politisch und wirtschaftlich enger an die Donaumonarchie (z. B. Getreidelieferungen aus Ungarn)<sup>63</sup> anschloß.

### **Textile Heimarbeit**

Ab dem 18. Jahrhundert eröffneten sich, wie erwähnt, für die Bevölkerung von Vorarlberg neue Quellen der Arbeits- und damit Verdienstmöglichkeiten. Es war den Bewohnern nun möglich, einen Verdienst im eigenen Land zu erarbeiten, um neben der kleinen Landwirtschaft den zwar geringen, aber dringend notwendigen Nebenverdienst zum Lebensunterhalt zu erarbeiten. Die Abhängigkeit vom ausländischen Markt ließ die Menschen trotz der schlechten Bedingungen an ihrer Landwirtschaft festhalten, damit sie in Notzeiten wenigstens auf diese zurückgreifen konnten. Sicherlich mit ein Umstand, daß der Bregenzerwald nie völlig entagrariert worden ist<sup>64</sup>.

Die Ursprünge des Textillandes Vorarlberg gehen zumindest bis ins Mittelalter zurück. Zu diesem Zeitpunkt liegt das „Ländle“ zwischen zwei weltbekannten Leinenerzeugungsgebieten nämlich St. Gallen und Konstanz. Die Nähe zu diesen beiden Wirtschaftsräumen lassen den Schluß zu, daß in Vorarlberg ähnliche wirtschaftliche Gegebenheiten vorhanden waren. Bestätigt wird dies im ersten in Vorarlberg gedruckten Buch von 1616, der „Embser Chronik“, wenn es dort heißt: „/sonderlich erzeucht diß Landt vil Flachs/dahero nehrt es sich meistheils mit de spinnen/.“<sup>65</sup>

Jedoch ließ die allgemeine Armut (siehe Einleitung) keinen wirtschaftlichen Reichtum aus diesem Wirtschaftszweig zu. So war die Textilarbeit lange Zeit der Nebenverdienst zur kleinen Landwirtschaft.

## a) Spinnerei und Weberei

Um 1750/60 schickten erstmals St. Gallener Händler rohe Baumwolle nach Vorarlberg, um diese in Heimarbeit zu Garn verspinnen zu lassen. Dieser Verdienstzweig breitete sich rasch vom Rheintal ausgehend über das ganze Land aus. Schon bald darauf, im Jahr 1781, wurde die Handweberei in Vorarlberg eingeführt. Während nun das Weben auf den 4 bis 5 Ellen hohen Handwebstühlen in den Webkellern (siehe Kinderarbeit: c) „Sie muß spinnen“) von den Männern besorgt wurde, spannen die Frauen Flachs, Hanf, Wolle oder Baumwolle in den über den Kellern befindlichen Spinnstuben. Im Gegensatz zur Weberei war die Spinnerei nur für kurze Zeit ein lukrativer „Nebenjob“. Der Umbruch auf dem Spinnereisektor bahnte sich an, als die Spinner selbst bei kärglichstem Lohn mit dem Maschinengarn nicht mehr zu konkurrieren vermochten.

In Vorarlberg entwickelte sich nach der napoleonischen Zeit eine bedeutende Fabriksspinnerei-Industrie<sup>66</sup>.

Der Verdienstzweig der Handweberei fiel in eine etwa hundertjährige Zeitspanne von 1770/80 bis 1870<sup>67</sup>. Die Handweberei war bis zu diesem Zeitpunkt eine gute Verdienstquelle. So erwirtschaftete ein Weber bei gleicher Arbeitszeit rund das Doppelte eines Spinners<sup>68</sup>.

Noch am längsten war der Handwebstuhl im Oberland von Vorarlberg in Gebrauch. Besonders für den Bezirk Bludenz<sup>69</sup> lassen die Klagen der Handweber über die Einstellung landfremder italienischer Arbeiter<sup>70</sup> in die mechanisierten Fabriken an G. Hauptmanns „Die Weber“ denken. Der Übergang von der Handarbeit zur maschinellen Erzeugung ging auch in Vorarlberg schrittweise vor sich. Als wichtige Wendepunkte in dieser Entwicklung können angesehen werden<sup>71</sup>:

1. Übergang von der Baumwollhandspinnerei zur mechanischen Baumwollspinnerei um 1813.

2. Einführung der Buntweberei im Handbetrieb um 1814.

3. Übergang von der Handrohweberei zur mechanischen Rohweberei um 1830.

4. Übergang von der Handbuntweberei zur mechanischen Buntweberei um 1870.

## b) Kettenstichstickerei

Noch vor der Spinnerei und Weberei dürfte im Jahr 1753 der Verdienstzweig der Kettenstichstickerei aus der Schweiz nach Vorarl-

berg gekommen sein<sup>72</sup>. Obwohl die Kettenstichstickerei anfänglich auf Widerstand stieß, („es sei dies eine Arbeit, um Körpergeschädigten, Krummen und Lahmen einen Verdienst zu schaffen“)<sup>73</sup>, setzte sie sich bald auf Grund der guten Verdienstmöglichkeiten zur Zeit der Gold- und Seidenstickerei zwischen 1780 und 1794 durch. In der Folgezeit wurde der Stickereiveredelungsverkehr<sup>74</sup> immer wieder von Kriegswirren unterbrochen. Der nun nicht mehr aufzuhaltende Lohnverfall zu Beginn des 19. Jahrhunderts war jedoch nicht nur allein auf die wirtschaftliche Marktlage zurückzuführen, auch die rasche Zunahme der Arbeitskräfte<sup>75</sup> drückte das Lohnniveau. Mit der Erfindung der „Parisermaschine“<sup>76</sup> stiegen zwar die Erträge aus der Kettenstichstickerei, da die Maschine zirka das dreifache einer Handstickerin leitete, wenn auch die Löhne selbst nicht angehoben wurden<sup>77</sup>. Wie dringend der Verdienst gerade in der Zwischenkriegszeit gebraucht wurde, zeigt jener Fall einer Kettenstichstickerin, die berichtete, daß sie 1936 täglich „12 Stunden fleißig sticken mußte“<sup>78</sup>, um auf einen Lohn von zwei Schilling zu kommen. (Zum Vergleich: 1928 kostete 1 kg Kochmehl 82 Groschen und 1 kg Schwarzbrot 72 Groschen.)

Auch heute noch arbeiten Frauen mit Kettenstichstickerei in Heimarbeit<sup>79</sup>, wenn auch natürlich unter anderen Bedingungen. Es dürfte sich aber die schon früher vorhandene Arbeitsüberlastung der Frau, die ja meist Heimarbeit auf Grund der Familie annimmt, um zu Hause einer Beschäftigung nachgehen zu können, nur äußerlich (Waschmaschine usw.) gewandelt haben. Wie schon früher müssen sie einen Konsens finden zwischen der Doppelbelastung von Heimarbeit und Familie, der oftmals auf Kosten der eigenen Person geht.

### c) Handmaschinenstickerei

Wiederum aus der Schweiz kommend wurde ab 1868 die Handmaschinenstickerei<sup>80</sup> in Vorarlberg eingeführt und 1897 die verbesserte Schifflistickerei<sup>81</sup>. Diese Heimarbeit kam gerade zur rechten Zeit, um die vielen inzwischen brotlos gewordenen Weber aufzunehmen.

Die kräfteraubendere Großmaschinenstickerei wurde ausschließlich von Männern betrieben. Frauen und Kinder wurden als Hilfskräfte zum Ausbessern von Fehlern und als Fädlerinnen (siehe Kinderarbeit: c) „Sie muß spinnen“) eingesetzt.

Die Größe der Handstickmaschine mit 2 Metern Höhe und einer Länge von 4 bis 6 Metern machte es nötig, beim Haus ein eigenes

sogenanntes „Sticklokal“ anzubauen<sup>82</sup>. Da der Maschinensticker Unternehmer und Arbeiter in einer Person war, versuchte er natürlich die meist rasch vergängliche Zeit der Hochkonjunktur optimal auszuschöpfen. Dies konnte nur erreicht werden, wenn die familieneigenen Arbeitskräfte bis an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit gingen<sup>83</sup>.

Schnell an Bedeutung verlor dieser Erwerbszweig nicht nur mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, sondern auch durch die rasche technische Weiterentwicklung der „Pantograph-Maschine“ und in weiterer Folge der Automat-Schifflistickmaschine, die nur noch in fabrikmäßigem Umfang betrieben wurden.

### **Kinderarbeit**

Es gehört wohl zu den traurigsten Kapiteln der Arbeitsgeschichte, daß Kinder in jungen und jüngsten Jahren wie Sklaven ausgebeutet wurden. Jedoch möchte ich darauf hinweisen, daß die moralische Betrachtung der Kinderarbeit, wie es heute zu Recht geschieht, auf die damalige Zeit nicht anwendbar ist. Denn Kinderarbeit war früher, insbesondere im ländlichen Raum, selbstverständlich. In einer Situation des allgemeinen Mangels, wie er für den überwiegenden Teil der Vorarlberger Familien zutraf, war die Mitarbeit und die eigene Arbeitsleistung der Kinder ein unverzichtbarer Beitrag zum familienwirtschaftlichen Ganzen. – Und als Kinderarbeit zumindest in Fabriken verboten wurde, beschäftigte man sie nun vor allem in Heimarbeit und entzog sie somit auch weitgehend der behördlichen Kontrolle; diesem Entzug unterlagen auch lange Zeit die Schwabekinder.

a) „Ein leinens Kleitle und ein wenig Gelt“<sup>84</sup> – Die Schwabekinder

Zu den bekanntesten Erscheinungen der Sozialgeschichte Vorarlbergs gehören die sogenannten „Schwabekinder“. (Bei den folgenden Ausführungen habe ich mich ausschließlich an die fundierte und umfassende Darstellung von Otto Uhlig<sup>85</sup> über dieses Phänomen gehalten.)

Die Kinderwanderung läßt sich nachweislich bis ins 17. Jahrhundert zurückdatieren<sup>86</sup>. Die ärmere Bevölkerung wollte zumindest vorübergehend die Kinder in fremde Kost geben, um, wie es hieß, „aus der Schüssel zu sein“. Der Bedarf an landwirtschaftlichen Hilfskräften in Schwaben ließ diese Symbiose zu. Die Kinder kehrten gewöhnlich mit einer neuen Bekleidung und etwas Bargeld zu ihren Eltern zurück.

Bald wurden aber auch die Nachteile dieser Wanderung vor allem von kirchlicher Seite angeprangert. Man sah das Seelenheil der Kinder gefährdet, da ein Großteil der Gebiete protestantisch war und die Kinder so Zugang zu nichtkatholischen Büchern fanden<sup>87</sup>. Schwerwiegender dürfte aber der Rückstand in der Schulbildung beurteilt werden. Dieser Mißstand führte immer wieder dazu, daß Einzelpersonlichkeiten<sup>88</sup> und später auch Vereine<sup>89</sup> sich um das Wohlergehen der Kinder sorgten, die nicht selten auch argen Mißständen<sup>90</sup> bei ihren Wirtsfamilien ausgesetzt waren. Die anrühigen Kindermärkte in Friedrichshafen und Ravensburg, die leicht an Sklavenmärkte erinnern, führten dazu, daß sich sogar der Deutsche Reichstag mit diesem Problem auseinandersetzen mußte<sup>91</sup>. Und 1908 lief in den USA sogar eine eigene Pressekampagne gegen den Kindermarkt in Friedrichshafen an. Durch Hebung der eigenen Wirtschaft versuchte man in Österreich, diesem Mißstand entgegenzuwirken. Die letzte große Kinderwanderung fand im Sommer 1914 statt; gänzlich aufgehört hat sie aber erst um das Jahr 1933.

„Das Absterben der uralten Tradition, die immun war gegen alle Bewegungen der politischen Geschichte und der innerstaatlichen Ordnung, ist allein begründet in der Veränderung der sozialen Atmosphäre, die zu Anfang dieses Jahrhunderts zu einem solchen Stand gereift war, daß die Kinderwanderung und der Kindermarkt zu moralischen und soziologischen Anachronismen geworden waren.“<sup>92</sup>

#### b) „Zum Schaffen wurde man erzogen“<sup>93</sup> – Spachteln, Fädeln und Sticken

Als die zuerst noch manufakturistische Textilindustrie ab dem 18. Jahrhundert in Vorarlberg sich verbreitete, nahm die Saisonwanderung auch von Kindern ab bzw. wurde sie durch Heimarbeit und Mithilfe am elterlichen Hof ersetzt. Zu den eigenständigen Arbeiten in der Stickerei ist das sogenannte „Spachteln“ zu zählen. Dabei wurden starke, oft in der Farbe kontrastierende Zwirne in Loch- und Durchbruchspartien eingearbeitet. Diese Arbeit kann nicht zu den sonstigen im häuslichen oder landwirtschaftlichen Bereich anfallenden Hilfsarbeiten gerechnet werden, sondern war für den Produktionsprozeß der Kettenstickstickerei ein unentbehrlicher, eigenständiger Arbeitsgang: auch ältere Frauen, die nicht mehr sticken konnten, verdienten ausschließlich mit Spachteln ihre Altersversorgung. Zur Spachtelarbeit wurden schon Kinder ab dem 5. Lebensjahr herangezogen<sup>94</sup>. Die von mir befragten Frauen<sup>95</sup> bewerteten diese Tätigkeit nicht als besonders anstrengend. Vielmehr das stille, oftmals stundenlange Sitzen am Spachtelstock war

dem kindlichen Freiheits- und Bewegungsdrang zuwider. Eine andere, vorwiegend von Kindern ausgeführte Tätigkeit war das „Fädeln“. Bei der 312nadeligen Handstickmaschine mußten bis zur Erfindung der Fädelmaschine 1890<sup>96</sup> die etwa einen Meter langen Stickzwirne von Hand eingefädelt werden<sup>97</sup>. Zusätzliche Hilfsarbeiten waren Spulen, Schifflifüllen und die Kontrolle der Ware. Für dieses „Nachschauen“ konnten natürlich nur größere Kinder herangezogen werden, während für die anderen Arbeiten Kinder noch auf Schemel steigen mußten, um die Maschinen überhaupt erreichen zu können. Würden zum Spachteln und Fädeln noch Kinder beider Geschlechts herangezogen, so setzte mit zunehmendem Alter die tradierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ein; soweit dies die Familienkonstellation zuließ.

Während die Burschen in der Landwirtschaft mithelfen mußten (oder Ende des 19. Jahrhunderts bei der Handmaschinenstickerei eingesetzt wurden), übertrug man den Mädchen vermehrt Haus- und Stickerarbeit (etwa ab dem 10. Lebensjahr wurden sie auf den „Parisermaschinen“ angelernt). Mit dem Erlernen dieser „typisch“ weiblichen Tätigkeiten wurden die Mädchen nach den tradierten Vorstellungen und Rollenerwartungen ihrer Eltern geeigneter auf ihr späteres Leben als Ehefrau und Mutter vorbereitet. Deshalb gab es für die Mädchen nicht nur aus dem ökonomischen Zwang heraus (Verfügbarkeit in der Landwirtschaft, Pflegehilfe für am Hof lebende Verwandte, keine zusätzlichen Ausgaben für Jause, Unterkunft, . . . wie bei Fabriksarbeit) keine eigene Berufswahl<sup>98</sup>. Dementsprechend wurde auch die Mitarbeit am Hof dem Schulbesuch der Kinder vorgezogen<sup>99</sup>. Besonders bei Mädchen wurde die Schule als lästige Unterbrechung angesehen. Und oftmals erfolgte ein nahtloser Übergang zwischen der Sticktätigkeit im elterlichen Haushalt und dem im eigenen Haushalt, um zur Aufbesserung des Familienbudgets beizutragen<sup>100</sup>. Nicht vergessen werden darf das Sozialprestige der Heimarbeit, das nicht unwesentlich zur „Konservierung“ dieser Erwerbsform beigetragen hat<sup>101</sup>.

Mit der Beschäftigung zu Hause war das Mädchen (die Ehefrau) nach wie vor eingebettet im bäuerlich-patriarchalischen System und sollte somit zur Sicherung traditioneller Normen und Machtstrukturen beitragen.

### c) „Sie muß spinnen“<sup>102</sup> – Weberei und Spinnerei

Für die Zeit vor 1800 gibt es kaum Quellen in Vorarlberg über die textile Heimarbeit bei Kindern. Da die Kinder unter häuslicher

Aufsicht arbeiteten und der elterlichen Gewalt unterstanden, wurden sie nicht zur Frage der Öffentlichkeit. Sie waren vorerst auch kein soziales Problem, mit dem sich Kirche und Staat auseinandersetzen hatten. Die Kinder lebten im Schutzverband der Familie und widmeten sich dem Spinnen und Sticken<sup>103</sup>. Die stereotype Formel „Sie muß spinnen“ wird wohl bei Mädchen wie auch bei Knaben für das Fernbleiben von der Schule in Schulvisitationsberichten um 1800 verwendet<sup>104</sup>.

Die Lage für die in der Heimspinnerei arbeitenden Kinder verschlechterte sich zum ersten Mal drastisch, als das englische Maschinengarn den europäischen Markt überflutete und die in der Spinnerei arbeitenden Familien in eine Krise stürzte.

Bedingt durch die technische Entwicklung kam es bei der Heimarbeit zu enormen Verdiensteinbrüchen. Diesem versuchte man durch exzessive Arbeitszeiten entgegenzutreten. In dieser Situation konnte es leicht geschehen, daß Kinderarbeit zur Unmenschlichkeit pervertierte:

„Wie die Mädchen zum Sticken, so werden die Knaben zum Weben von der frühesten Jugend an, oft vor Entwicklung der gehörigen Kräfte angehalten. Das Weben ist zwar, weil es eine immerwährende Körperbewegung erheischt und mehr Mannigfaltigkeit und Abwechslung als das Sticken hat, in dieser Hinsicht eine der Jugend angemessenere und der Gesundheit zuträglichere Beschäftigung als das Sticken. Ein anderer Umstand aber macht das Weben zu einer unangenehmen und ungesunden Beschäftigung. Das Garn muß nämlich bei der Verarbeitung stets einen gewissen Grad Feuchtigkeit haben, dieses sowie der Umstand, daß die Webstühle in Zimmern zu viel Raum einnehmen, erfordert, daß die Webstühle meistens unter der Erde im Keller angebracht werden. Diese Lokalität bildet zumal bei alten auf ebener Erde hingebauten Häusern mit oft kaum 4 Fuß Mauern und feuchtem Boden und ein paar elenden Fenstern einen bizarren Anblick. Für Amphibien wäre diese allerdings ein angenehmer Aufenthaltsort. Für warmblütige Geschöpfe, aber besonders für Kinder, muß eine derartige Lokalität äußerst ungesund und widerwärtig sein. Man wird oft bis zu den Tränen gerührt, wenn man durch die elenden halb mit Papier verklebten Fenster aus den dumpfen, schmutzigen Löchern Kinder hervorgucken sieht, deren bleiche, schmutzige Gesichter nur zu deutlich bekunden, wie schädlich es für Geist und Körper sei, sein Leben in diesen Höhlen zuzubringen. Ich sage sein Leben, denn die armen Weber müssen, wenn sie einige Kreuzer verdienen wollen, den ganzen Tag und oft auch die halbe Nacht gleichsam isoliert und ausgeschlossen von Gottes schöner Natur und der menschlichen Gesellschaft an diesem dumpfen Ort zubringen.“<sup>105</sup>

Zu dieser extremen Selbstaussbeutung der Familien kam es, da im ländlichen Bereich die Familienwirtschaft noch als Produktionseinheit angelegt war, während die Industrielle Revolution diese Form

schon längst überholt hatte. So ist es denn nicht überraschend, daß die ohnehin große Kindersterblichkeit in heimindustriellen Gebieten noch höher lag<sup>106</sup>.

Die hausgewerbliche Kinderarbeit blieb im Gegensatz zur Fabriksarbeit lange Zeit in einer „Grauzone weitgehender Latenz“, wie es Rosmarie Beier<sup>107</sup> ausdrückte. Als Kinderarbeit zumindest in Fabriken gesetzlich verboten<sup>108</sup> und durch strengere Kontrollen letztlich auch durchgesetzt wurde, waren Kinder in der Heimarbeit weiterhin bzw. erst wieder der Willkür ihrer Eltern ausgeliefert, denen oftmals keine andere Möglichkeit blieb, da es um die reine Existenz ging, wollten sie überleben; abgesehen von dem großen, emotionalen Druck, der auf den Familien lastete<sup>109</sup>.

Kinderarbeit war ein selbstverständlicher Bestandteil der für die Familie charakteristischen Einheit von Produktion und Konsum, der im Satz einer ehemaligen Kettenstichstickerin: „Wer essen wollte, mußte schaffen, basta!“<sup>110</sup> unmittelbar zum Ausdruck kommt.

#### Anmerkungen:

1. Vgl. Kurt Klein, Die Bevölkerung Vorarlbergs von 1754–1869. In: Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs. Jg. 20, 1968, S. 154–173.

2. Benedikt Bilgeri, Geographische Grundlagen der Geschichte Vorarlbergs (= Sonderdruck aus der Festschrift zur Hundertjahrfeier der Geographischen Gesellschaft in Wien 1856–1956). Wien 1957, S. 56.

3. Meinrad Tiefenthaler, Geschichtliche Beziehungen zwischen Vorarlberg und den übrigen Bodenseeländern. In: Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodenseeraumes und seiner Umgebung. Heft 71, 1952, S. 94; Eberhard Gönnér, Der württembergische Raum und Vorarlberg. In: Montfort, Jg. 25, 1973, S. 186.

4. Benedikt Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs, Bd. 3. Wien – Köln – Graz 1977, S. 141.

5. Markus Hämmerle, Die Auswanderung aus Vorarlberg von 1815 bis 1914. Dokumentation und Analyse. Diss., Wien 1982.

6. Adolf Layer, Tirol und Vorarlberg im Mittelpunkt der Auswanderung. Diss., München 1947, S. 36.

7. Nach B. Bilgeri (wie Anm. 4), S. 197.

8. Ebd., S. 197.

9. Ebd., S. 198.

10. Karl Heinz Burmeister, Geschichte Vorarlbergs. Bregenz 1980, S. 138.

11. B. Bilgeri (wie Anm. 4), S. 198.

12. Caspar Schwärzler, Verbot der Auswanderung nach Schwaben. In: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Jg. 2, Nr. 11, 1906, S. 91 f.
13. B. Bilgeri (wie Anm. 4), S. 198.
14. Georg Schleh, Die Embser Chronik. Hohenems 1616. Faksimile-Druck, Lindau 1980, S. 61.
15. Arno Johannes Fitz, Die Frühindustrialisierung Vorarlbergs und ihre Auswirkungen auf die Familienstruktur (= Gerhard Wanner [Hrsg.], Vorarlberg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2). Dornbirn 1985, S. 226.
16. Paul Beck, Volksgericht im Montavon. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Heft 1, Berlin 1909, S. 95.
17. Josef Rohrer, Uiber die Tiroler. Wien 1796, S. 30.
18. Als „Ins Gäu go“ bezeichnete man Territoriumsverletzungen zwischen Krautschneidern. Vgl. dazu Franz Josef Vonbun, Montafoner Krautschneider. In: Feierabend. Beilage zum Vorarlberger Tagblatt. Jg. 12, Nr. 25, 1930, S. 391.
19. Meinrad Tiefenthaler, Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Ein Zeitbild aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 2). Dornbirn 1950, S. 159.
20. Alfred Höck, Montafoner Krautschneider in Hessen. Bemerkungen zu Notizen in einem Übernachtungsbuch in den Jahren um 1840. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Jg. XXIII/72, 1969, S. 232–238.
21. F. J. Vonbun (wie Anm. 18), S. 391.
22. Ludwig Vallaster, Nebenverdienste. In: Montafoner Heimatbuch, Schruns 1974, S. 643.
23. „(. . .) und so fürchtete man denn eigentlich im Montafon die Konkurrenz mit anderen Hobeleisenschmieden und Hobelmachern nicht, bedauerte es aber tief, wenn echte Montafoner Hobel leichtsinnig von Monafonern selbst verkauft werden.“ F. J. Vonbun (wie Anm. 18), S. 391 f.
24. Ebd., S. 391.
25. Ernst Kolb, Die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie. In: Karl Ilg, Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. Bd. 2, Innsbruck 1968, S. 440.
26. Anton Fritz, Montafoner Sensenhändler. In: Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon. Jg. 72, Nr. 8, 22. 2. 1958, S. 5.
27. Albert Eberle, Vorarlberger Lesebuch. Bd. 2, Dornbirn 1953, S. 304.
28. A. Fritz (wie Anm. 26).
29. Ebd.
30. Franz Josef Vonbun, Feldkirch und seine Umgebung. Innsbruck – Feldkirch 1868, S. 160.
31. A. Fritz (wie Anm. 26).
32. L. Vallaster (wie Anm. 22), S. 637.
33. Heimat. Volkstümliche Beiträge zur Kultur und Naturkunde Vorarlbergs. Jg. 1, Heft 1–3, 1920, S. 15.
34. Vandans. Eine Heimatkunde aus dem Tale Montafon in Vorarlberg. Innsbruck 1922, S. 134.
35. L. Vallaster (wie Anm. 22), S. 641.

36. Vandans (wie Anm. 34), S. 134.
37. L. Vallaster (wie Anm. 22), S. 642.
38. Ebd.
39. Näheres bei Hans Nägele, *Das Textilland Vorarlberg*. Dornbirn 1949, S. 32.
40. B. Bilgeri (wie Anm. 4), S. 194 f.
41. Ebd., S. 195.
42. L. Vallaster (wie Anm. 22), S. 635.
43. Helmut Barta, *Die Wanderungen der Vorarlberger Bauhandwerker*. Hausarbeit, Innsbruck 1982, S. 10.
44. So schrieben 1581 die Hinterbregenzerwälder an Erzherzog Ferdinand: „(. . .) daß wir ein rauhes Land haben, allda sich das Volk den Sommer nicht alles erhalten kann, sondern es müssen viele den Sommer in das Inntal, unter Wangen und Ravensburg, auch in das Schweizerland und in andere Länder zum Dienen, damit sie sich den Winter ernähren können und kommt der größere Teil erst Martini heim.“ Zit. nach B. Bilgeri (wie Anm. 4), S. 142.
45. Andrä Bauer, Bausteine. In: *Alemania*, Jg. 3, H. 1, 1929, S. 59.
46. Gebhard Spahr, *Oberschwaben und Vorarlberg*. In: *Montfort*, Jg. 25, 1973, S. 189–192; ders., *Wirtschaftliche Voraussetzungen*. In: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereines*. Jg. 19, 1972 (1975), S. 52–64.
47. H. Barta (wie Anm. 43), S. 10.
48. Hans Martin Gubler, *Zunftwesen und Organisation der Ausbildung und Tätigkeit*. In: Werner Oechslin (Hrsg.), *Die Vorarlberger Barockbaumeister*. Katalog. Einsiedeln 1973, S. 18–22.
49. Ebd.
50. Joseph Hiller, *Au im Bregenzerwald (1390–1890)*. Bregenz 1890, S. 201.
51. H. M. Gubler (wie Anm. 48), S. 19.
52. Norbert Lieb, Franz Dieth, *Die Vorarlberger Barockbaumeister*. 3. Aufl., München – Zürich 1976, S. 14.
53. Hermann Gintner, *Vorarlberger Baumeister in Baden*. In: *Alemania*. Jg. 3, H. 1, 1929, S. 36.
54. N. Lieb, F. Dieth (wie Anm. 52), S. 141 f.
55. J. Hiller (wie Anm. 50), S. 36 und 210.
56. Ein Tagelöhner verdiente 18 Kreuzer pro Tag, davon wurde die Hälfte für die Verköstigung abgezogen. Für seinen Verdienst hätte sich solch ein Tagelöhner 5 kg Brot kaufen können. Näheres bei: Gebhard Spahr, *Wirtschaftliche Voraussetzungen für die Kirchen- und Klosterbauten zu Hofen und Weingarten*. In: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereines*. Jg. 19, 1972 (1975), S. 52–64.
57. So war ein gewisser Stephan Ober um 1774 als Stukkateur in Seitenstetten und in Sonntagberg (NÖ.) tätig. Vgl. N. Lieb, F. Dieth (wie Anm. 52), S. 108 und 130.
58. Ebd., S. 92, 105, 108 und 126.
59. Zur Herkunft des Begriffs: N. Lieb, F. Dieth (wie Anm. 52), S. 28–33; Zur Problematik dieses Begriffes: H. M. Gubler (wie Anm. 48), S. 16 f.

60. Hermann Gsteu, *Unsere Heimat Au im Bregenzerwald*. Lustenau 1972, S. 175 f.
61. H. M. Gubler (wie Anm. 48), S. 16.
62. „(. . .) daß die saisonale Auswanderung zwecks Arbeit schon institutionalisiert war, daß die Tradition sehr gewichtig war;“ A. J. Fitz (wie Anm. 15), S. 32.
63. Meinrad Tiefenthaler, *Die Geschichte Vorarlbergs im Rahmen des Bodenseeraumes*. In: *Bodenseehefte*. Jg. 3, Heft 2, 1952, S. 34 f.
64. H. Nägele (wie Anm. 39), S. 339–345.
65. G. Schleh (wie Anm. 14), S. 29.
66. Johann Jakob Staffler, *Tirol und Vorarlberg, statistisch, mit geschichtlichen Bemerkungen*. Innsbruck 1839, S. 358.
67. Mathilde Hagen, *Die Vorarlberger Baumwollindustrie*. Diss., Wien 1947, S. 262.
68. Manfred Scheuch, *Geschichte der Arbeiterschaft Vorarlbergs bis 1918*. 2. Aufl., Wien 1978, S. 22.
69. Ebd., S. 59.
70. Vgl. Reinhard Jöhler, *Mir parlen Italiano und spreggen Dütsch Piano*. Italienische Arbeiter in Vorarlberg (= Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, Bd. 21). Feldkirch 1987.
71. M. Scheuch (wie Anm. 68), S. 35.
72. Hermann Wartmann, *Industrie und Handel des Kantons St. Gallen auf Ende 1866*. In geschichtlicher Darstellung. St. Gallen 1875, S. 100 und 102.
73. H. Nägele (wie Anm. 39), S. 187.
74. Unter Stickereiveredelungsverkehr wird vereinfacht verstanden, daß der schweizerische Auftraggeber den Stickboden und den Stickzwirn dem Vorarlberger Lohnsticker kostenlos zur Verfügung stellt, damit dieser den Sticklohnauftrag ausführen kann und so mit seiner Arbeit die Ware „veredelt“.
75. 1773 arbeiteten etwa 6000 Stickerinnen für den St. Galler Markt und siebzehn Jahre später waren es schon 30.000 bis 40.000. Vgl. Richard Mandler, *Die Stickerei-Industrie in Vorarlberg*. Diss., München 1923, S. 17 f.
76. Die Kettenstickmaschine wurde um 1865 gleichzeitig in Deutschland und Frankreich („Parisermaschine“) erfunden. Sie beruht auf dem Prinzip der gewöhnlichen Tretnähmaschine.
77. Karl Drexel, *Die wirtschaftliche Lage der Stickerinnen des Landes Vorarlberg* (= 43. Beilage zu den stenographischen Berichten des Vorarlberger Landtages). Bregenz 1910, S. 286.
78. Kriemhild Kapeller, *Kinder- und Frauenarbeit – Der notwendige Nebenverdienst aus der Heimarbeit*. Am Beispiel der Kettenstickstickerinnen in Buch bei Wolfurt. Dipl.-Arbeit, Graz 1987, S. 62.
79. Laut Auskunft von Frau Gerlinde Aichholzer (Arbeitsinspektorat Bregenz vom 7. September 1987) waren 1986 noch 45 Kettenstickstickerinnen in Vorarlberg gemeldet.
80. Die Bezeichnung „Handstickmaschine“ ist irreführend. Diese Stickerei wird mit einer Maschine ausgeführt, die Hand ist lediglich die Antriebskraft der 312nadeligen Maschine.

81. Bei der Schiffllimaschine liefert ein Motor die Betriebskraft. Vgl. Franz Winsauer, 200 Jahre Vorarlberger Stickerei. Dornbirn 1965, S. 22.
82. M. Scheuch (wie Anm. 68), S. 73.
83. Dem Maschinensticker war, „wenn nicht seine Familie ihm sämtliche Hilfskräfte beistellte, nur ein bedauernswertes Los beschieden, weil er in diesem Falle von dem Ertrage der Heimarbeit kaum seinen Hunger zu stillen vermochte“. Nach M. Scheuch (wie Anm. 68), S. 71.
84. Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 34). Innsbruck 1978, S. 133.
85. Ebd.
86. „(. . .) wol ziehen alle jar zue früelings Zeitten vil Khinder auf die huett nacher Rauensburg, Überlingen und ins Reich hin und wieder, weliche aber vor und nach Marthini zue Haus khommen, gestalten mann dann an der heurigen Khindern auch erwarten tuett.“ Nach O. Uhlig (wie Anm. 83), S. 21.
87. Ebd., S. 22–36.
88. Ebd., S. 195–216.
89. Ebd.
90. Ebd., S. 144.
91. Ebd., S. 219 ff.
92. Ebd., S. 371.
93. K. Kapeller (wie Anm. 78), S. 80.
94. „Ein anderer Haupterwerbszweig ist ferner die bekannte Mouselin-Stickerei und Baumwollweberei. Die Mädchen müssen vom fünften oder sechsten Jahre an fast täglich sticken bis in den Tod.“ Josef Flatz, Beschreibungen der Gemeinde Buch und deren Bewohner von Josef Flatz zum Risar von Buch im Jahr 1860. Original Gemeindeamt-Buch. Näheres dazu bei K. Kapeller (wie Anm. 77), S. 87.
95. Ebd.
96. Die Fädelmaschine wurde 1890 von den Schweizern Kobler und Saurer erfunden. Vgl. Ferdinand Brüstle, Die Entstehung und Entwicklung der Vorarlberger Stickerei. Dornbirn 1965, S. 36.
97. „Für die Gesundheit der sich in demselben Tag für Tag durch 12 bis 16 Stunden aufhaltenden Personen und insbesondere für die noch im Kindesalter stehenden Fädlerinnen außerordentlich abträglich.“ Nach M. Scheuch (wie Anm. 68), S. 73.
98. K. Kapeller (wie Anm. 78), S. 71 f.
99. Das gleiche Schicksal erlebte auch die Vorarlberger Dichterin Nathalie Beer während des Ersten Weltkrieges und schildert dies in „Kleine Kindheit“. Innsbruck 1941, S. 53 f.
100. K. Kapeller (wie Anm. 78), S. 90–94.
101. A. J. Fitz (wie Anm. 15), S. 63.
102. Gerhard Wanner, Kinderarbeit in Vorarlberger Fabriken im 19. Jahrhundert. Feldkirch 1986, S. 13.
103. M. Merkle, Vorarlberg aus den Papieren des in Bregenz verstorbenen Priesters Franz Josef Weizenegger. In drei Abtheilungen. Bd. 1, Innsbruck 1839, S. 302.
104. J. Flatz (wie Anm. 94).

105. A. J. Fitz (wie Anm. 15), S. 191.

106. Rosemarie Beier, *Frauenarbeit und Frauenalltag im deutschen Kaiserreich: Heimarbeiterinnen in der Berliner Bekleidungsindustrie 1880–1914*. Frankfurt/Main – New York 1983, S. 134.

107. G. Wanner (wie Anm. 103), S. 17–20.

108. Standen doch auch die Eltern in gewissem Maß hilflos diesem Übel gegenüber, während es für die Kinder, je kleiner sie waren, aussehen mußte, als würden sie von ihren „Rabeneltern“ ausgebeutet und nur diese wären an ihrem Unglück schuld. Vgl. A. J. Fitz (wie Anm. 15), S. 192.

109. K. Kapeller (wie Anm. 78), S. 81.

# Das blaue Vortuch der Männer

Von Kurt Schuller\*)

Das männliche Schurzkleid, das blaue Vortuch (ohne Latz), war vom zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts bis weit ins 20. Jahrhundert hinein typisches Kennzeichen der Tracht der Bauern an der nördlichen, östlichen und südöstlichen Grenze Österreichs. Die Kerngebiete der Schurztracht zeigen sich als geschlossene mondsichelförmige Trachtenlandschaft. Sie liegen im Norden in Ober- und Niederösterreich nördlich der Donau, im Osten im Burgenland und im Südosten in der Oststeiermark. Südliche Teile von Niederösterreich und Unterkärnten, als Fortsetzung des mondsichelförmigen Bogens, schließen sich als Ausstrahlungsgebiete an<sup>1</sup>. Außerhalb dieses Gebietes findet man die Schurztracht noch in Südtirol.

Zu den Kerngebieten der Steiermark zählen nur südliche Teile von Hartberg und Weiz und die untere Hälfte des Bezirkes Graz-Umgebung, der gesamte Bezirk Fürstenfeld, Feldbach und Radkersburg. Zu den Ausstrahlungsgebieten gehören die übrige Oststeiermark, die nördliche Hälfte von Graz-Umgebung und auch die Weststeiermark. Der in der Brucker Gegend und im Mürztal verzeichnete Männerschurz liegt bereits im Mischgebiet (graugrüne Lodentracht) und gehört zu den Randerscheinungen<sup>2</sup>. Ein Kleidungsstück ist selten isoliert, daher trug man in den erwähnten Landesteilen zum Vortuch gerne Stiefel. Auch im Verbreitungsgebiet der Steiermark deckt sich der um die Hüften gebundene Männerschurz weitgehend mit dem der Stiefel. Das waren meist Schaft<sup>3</sup> und Holzstiefel, oft auch in einfacher Ausführung. Die Schuster haben die Holzschuhe, die von den Bauern im Winter oft selber hergestellt wurden, angeschafft. Man hat einen „Anstuck“, also

---

\*) Diese Arbeit widme ich meinem Sohn Christian Schuller.

einen zurechtgeschnittenen und zusammengenähten Lederfleck am Holzschuh angenagelt und an diesem Verbindungsstück ein altes Stiefelrohr (Stiefelschaft) angenäht. So ist aus dem urtrachtlichen Holzschuh der „Hulzstiefl“ geworden. Der Holzteil des Stiefels wurde dann noch teilweise mit Blechstreifen beschlagen, damit er nicht springen konnte<sup>4</sup>. Echte ungarische Stiefel mit „Quasteln“ (Zischmen) sind in der Steiermark zur Schurztracht nicht bezeugt, doch dürften vereinzelt auch solche aus dem Burgenland (Ungarn) in die Oststeiermark gekommen sein<sup>5</sup>.

### **Frühe Belege für das Vortuch in der Steiermark**

In der Steiermark läßt sich das blaue „Fürtuch“ der Männer kontinuierlich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen.

Die älteste bildliche Nachricht einer blauen Männerschürze fand sich im Depot des Steirischen Landesmuseums in Graz. Auf einer bemalten Schützenscheibe<sup>6</sup> aus Fichtenholz, sie trägt die Jahreszahl 1777, wird ein Mann, verkehrt stehend, nach links gewandt, mit blauem Vortuch in einer Parklandschaft dargestellt. Dazu trägt er eine weiß gepuderte Perücke mit Nackenzopf und einer Ohrenrolle, einen blauen Langrock im Justaucorpschnitt, rotbraune Kniebundhose (culotte), ein weißes Hemd mit Spitzenrändern an den Ärmeln, weiße Strümpfe, niedere Schuhe und in der linken Hand hält er einen blauen „Stockhut“ (Abb. 1). Daß die Männerschürze selber noch viel älter ist, zeigt uns eine andere Abbildung im Landesmuseum Joanneum. Auf einer Leobener Schützenscheibe<sup>7</sup> aus dem Jahre 1669 werden vier Schmiede mit Schürzen dargestellt. Einer zeigt sich mit brauner, einer mit schwarzer und zwei mit grauen, wohl ledernen, Schürzen. Soweit wir die Quellen überblicken, wurden hier zum ersten Mal im deutschsprachigen Raum Männer mit diesem Kleidungsstück abgebildet.

Die erste schriftliche Überlieferung über das „Fürtuch“ gibt uns F. K. Leitner in seinem Buch „Vaterländische Reise von Grätz nach Steyer“ schon 1798. Er beschreibt die Kleidung in der Gegend um Bruck. Wir bringen hier gleich einen größeren Teil des Berichtes, der gleichzeitig einen Überblick über die Männertracht aus diesem Raum gibt. Leitner schreibt folgendes:

„. . . Die Haare sind ziemlich nahe am Kopf abgeschnitten, nur um die Ohren und gegen den Nacken werden sie länger gelassen und bilden oft natürliche Locken. Ein Flortuch wird um den Hals gebunden, dessen Enden dann auf die Brust hinabfließen. Auf dem Leibe trägt man eine roth tüchene Weste, in der Landessprache

Leibel genannt, mit einer Reihe kugelförmiger Metallknöpfe und über diese einen grünen Hosenträger. Die Beinkleider sind von schwarzem Leder, am Knie mit gleichen schmalen Bändern gebunden und mit einigen flachen Metallknöpfen versehen. Dann blaue Strümpfe und hohe, sehr grobe Bundschuhe. Der Rock ist von grauem, braunem oder grünem Tuch mit kaum merkbar stehendem Kragen und hoher Taille. Anstatt der Knöpfe hat man Drahtfalten. Ein schmucker Bursche trägt wohl auch ein Fürtuch von blauer Leinwand mit Seidenbändern von gleicher Farbe, die meistens Geschenke der Geliebten sind, gebunden um den Leib geschlungen. Das Ganze gibt dem – versteht sich, vermöglicheren – Manne mehr das Aussehen von Völle und Kraft als von Leichtigkeit und Gewandtheit.“<sup>8</sup>

### **Das „Fürtuch“ in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts**

Neben den Knechten und einigen Handwerkern wurde vor allem von den Bauern, wie schon lange vorher so auch im 19. Jh., über den Hosen eine blaue Schürze getragen. Sie ist auch vielfach zu einem dauernden Schutzkleid geworden.

Für dieses Jahrhundert fanden sich zum Teil recht brauchbare und aufschlußreiche Bilder und Trachtenbeschreibungen mit wichtigen Hinweisen auf unser „Fürtuch“. Die wertvollsten Berichte wurden für diese Arbeit gesammelt und werden hier zeitlich geordnet wiedergegeben.

Ein Aquarell von Leopold Kuwasseg zeigt die älteste Ansicht des Kurortes Gleichenberg aus dem Jahre 1837 (Abb. 2). Auf der linken Bildseite ist eine Gruppe von 13 Personen bei der Heuarbeit dargestellt, die bis auf einen Herrn alle bäuerlich gekleidet sind. Zwei Männer auf dem Bild tragen das blaue „Firta“ (= Vortuch). Der erste, ganz links auf dem Bild, verkehrt stehend, nach vorne gebeugt, die Heugabel in den Händen, trägt zum knielangen „Firta“ das langärmelige graue Leinenhemd (die „Pfoad“), graue Langhose (Pantalon)<sup>9</sup> und schwarze Schuhe. Der zweite, vor dem Heuwagen verkehrt stehend, die Heugabel in den Händen, trägt auch das langärmelige Hemd, schwarze Kniebundhose mit Hosenträger, blaue Strümpfe und hohe Bundschuhe („Wadlschuach“). Das blaue „Firta“ ist hier nur wenig sichtbar.

Dieses Bild zeigt sehr gut, welche Hosen und Schuhe zum Schurz getragen wurden, und gibt einen guten Überblick über die Alltagskleidung im Bezirk Feldbach zu dieser Zeit.

In der 1. Hälfte des 19. Jh. fanden sich außerdem vier Berichte, die das „Fürtuch“ erwähnen.

18 Jahre nach Leitners „Vaterländische Reise von Graz nach Steyer“ erscheint im Jahre 1816 das Büchlein „Neueste Geographie von Steiermark“ von F. Sartori. Auf Seite 8 übernimmt Sartori wörtlich, aber teilweise gekürzt die Trachtenbeschreibung von Leitner. Auch die Stelle über die Vortücher wurde übernommen. Wir können uns daher eine Wiedergabe ersparen.

Der 2. Bericht stammt aus einer Reisebeschreibung von Johann Gabriel Seidl aus der Zeit um 1845. Seidl, der von Graz über Gleisdorf nach Feldbach kommt, hier Rast macht und zum Schloß Hainfeld weiterzieht, gibt uns für das untere Raabtal, also von Gleisdorf bis zur ungarischen Grenze, folgende Trachtenbeschreibung:

„Unter dem weiblichen Geschlecht trifft man mitunter helle, in südlicher Art schöne Gesichter. Die Tracht der Weiber fällt durch weiße oder farbige, rückwärts in einer Schleife geknüpfte Kopftücher auf. Die Männer tragen häßliche, oben etwas weiter geschweifte Rundhüte und trennen sich selten von ihrer blauen Leinenschürze, die ihnen ein knechtartiges Aussehen gibt.“<sup>10</sup>

Auch für das untere Raabtal ist hiermit das Leinen für die blauen Mönnerschürzen bezeugt.

Die nächsten zwei Berichte liefert uns die Göth'sche Topographie. Die aus mehr als 40 dicken Aktenbündeln und über 30 Handschriften bestehende, sogenannte „Göth'sche Serie“ des steiermärkischen Landesarchivs enthält viele Hunderte von „statistischen“ landes- und volkskundlichen Aufzeichnungen, die Erzherzog Johann ab dem Jahre 1810 durch sorgfältig ausgearbeitete Fragebogen in allen Herrschafts-, Werb- und Gerichtsbezirken, in zahlreichen Pfarren und Schulen des Landes aufnehmen und durch den damaligen Sekretär des Joanneums, Dr. Georg Göth, sammeln und zum Teil verarbeiten ließ.

Aus der „Göth'schen Serie“ liegt ein Bericht aus der Herrschaft Riegersburg vom Jahre 1845 vor. Bei der Beantwortung der Fragen, die vom historischen Verein in Graz aufgestellt wurden, ist für uns die Frage 42 wichtig. Der Bericht lautet:

„Der Bauer und die Bäuerin gehen noch in der Landestracht einher, die jüngere Welt und dienende Klasse im städtischen Zuschnitte, besonders beim weiblichen Geschlecht tritt die Modesucht immer stärker hervor. Mit ihren weißen Tücheln wissen sie ihr Gesicht auffallend zu zieren. Was Eigenes hat das männliche

Geschlecht, das en negligé zu Hause und im Ausgang ein kleines blaues Vortuch trägt. Der Regenschirm (Dach genannt) ist in jeder Hand.“<sup>11</sup>

Erstmals wird hier erwähnt, daß nicht nur zu Hause, sondern auch „im Ausgang“ das Vortuch getragen wurde.

Der 2. Bericht aus derselben Serie kommt aus der damals noch sehr verkehrsentlegenen Pfarre Fischbach. Die Trachtenbeschreibung aus dem Jahre 1846, wir bringen sie etwas gekürzt, lautet:

„Die Pfarrbewohner tragen einen runden Hut mit breiter Krempe und niederen Gupfe. Die Haare sind vorne kurz abgeschnitten, gegen den Nacken werden sie länger getragen und bilden oft natürliche Locken. Um den Hals wird gewöhnlich ein Tücherl getragen, und um den Oberleib ein rot gestreifter Brustfleck. Die Beinkleider sind kurz und von Loden oder Irch (Leder), an Festtagen aber sind sie besonders bei jungen Burschen lang und oft auch von feinem Tuche. Der Rock ist von Loden grau oder braun (und gewöhnlich eigenes Erzeugniß) und hat einen niederen Kragen. Statt der Knöpfe werden meistens Hafteln gebraucht. Junge Burschen tragen statt den Röcken auch öfters kurze Jacken und dann ein blaues oder auch weißes Vortuch um den Leib aufgeschlagen.“<sup>12</sup>

Man sieht, die jungen Burschen trugen zum Vortuch kurze Röcke und Langhosen. Schon 1837 fanden wir eine Langhose, die zur Schürze getragen wurde, auf dem Bild von Leopold Kuwasseg in Gleichenberg.

### **Vom Arbeitsschurz zur Halbfeiertagstracht**

Neben vielen anderen Funktionen, die das Vortuch hatte und noch hat, wir werden später noch näher darauf eingehen, wurde es hauptsächlich bei der Arbeit zum Schutze der Hosen getragen. Für die Bauern aber wurde es bald zu einer Art beruflichem Standeskleid und teilweise, besonders in den Kerngebieten, auch in der Freizeit und am Sonntag nachmittag getragen. Schon im 2. Drittel des 19. Jh. wird die Arbeitsschürze zum kennzeichnenden Kleidungsstück und steigt zur Halbfeiertagstracht auf. Die Bauern zogen am Sonntag vormittag ihr „besseres“ Gewand zum Kirchgang an. Am Sonntag nachmittag trugen sie gerne ein meist frisch gewaschenes „Firta“, das oft auch so umgebunden wurde, daß ein Dreieck entstand und daher oft recht „schneidig“ aussah. Das Vortuch hatte hier nicht nur Schutzfunktion, sondern war auch Zierde.

Die blaue Männerschürze, meist mit Röckl und Stiefel kombiniert, wurde als Halbfeiertagstracht bis in die Zwischenkriegszeit des 20. Jh. noch relativ häufig getragen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Vortuch, sei es bei der Arbeit oder am Sonntag, nur mehr von älteren Leuten umgebunden. Gegenwärtig (1986) ist das Vortuch nur mehr selten zu sehen.

### **Das „Fürtuch“ in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts**

Die einzige bildliche Nachricht für die 2. Hälfte des 19. Jh. gibt uns K. Mayr aus Feldbach. Am 19. März 1865 zeichnete er die Innenseite des alten Feldbacher Tabors. Auf dem Bild, das Original befindet sich im Archiv des Landesmuseums Joanneum, sind mehrere Personen zu sehen, darunter auch ein Mann mit einem weit über die Knie reichenden blauen Vortuch. Dazu trägt er einen schmalkrempigen Hut, Rock und Langhose (Abb. 3).

Auch der erste Bericht kommt aus diesem Ort. Für die Zeit von 1848 bis 1883 gibt uns Josef Steiner-Wischenbart in seinem Buch „Monographie des Bezirkes Feldbach“ eine Beschreibung der Tracht. Im Kapitel „Späteste Marktgeschichte“ wird die Bekleidung nur kurz und nebenbei beschrieben. Trotzdem ist es ein wichtiger Hinweis auch für die Tracht im unteren Raabtal und besonders für den damaligen Markt Feldbach. Er schreibt:

„Die schlechten Wege waren sprichwörtlich und Feldbach hatte (nach Pangerl) den Charakter eines ‚ungarischen Dorfes‘, denn Burschen mit niederen Hütchen und langen Schürzen und ebenso schweren Stiefeln trieben das Vieh durch das Tor, während die buntfärbige Maid schwere Lasten auf dem Kopfe aus und ein trug.“<sup>13</sup>

Bei den lehmigen Böden und den schlechten Wegen waren Stiefel und Vortuch eine notwendige und praktische Bekleidung.

Der nächste Bericht kommt aus dem Weizer Gebiet vom Jahre 1860. Dr. M. Macher schreibt über die dortige Tracht:

„Die Kleidung der Landleute ist der obersteirischen ähnlich. Die Männer tragen den runden, schwarzen oder auch grünen, breitkrempigen Filzhut, junge Burschen gewöhnlich letzteren, mit Gamsbart, Birkhahnfedern u. dgl. geziert; ein schwarzes oder buntes, meist seidenes Halstuch mit übergebogenem Hemdkragen; einen geblühten oder (selten) roten Brustfleck, oder ein Leibel mit großen zinnernen Knöpfen; einen grauen, braunen, selten grünen Janker; ältere Leute kurze, schwarze, lederne Hosen mit Messer-

besteck und grünen Hosenträgern, weißen, blauen oder grünen schafwollenen Strümpfen und einer blauleinenen Schürze, jüngere aber lange Beinkleider aus grauem Loden, dazu groblederne, genagelte Bundschuhe.“<sup>14</sup>

Im Jahre 1882 schrieb Peter Rosegger im 6. Band seines „Heimgarten“ einen Aufsatz, betitelt „Die Jakler, eine ethnographische Skizze“, in dem er auf Seite 610 über die Tracht im Jogelland (Gegend um St. Jakob im Walde, Bezirk Hartberg) folgendes berichtet:

„Die Kleidung der Männer ist aus grauem Wifling (grobes Tuch aus Garn und Schafwolle) oder auch aus Baumwollzeug oder Tuchstoff. Die Hosen sind ziemlich weit und lang, die Röcke halbkurz, der Filzhut schwarz. An Werktagen tragen die Männer lange, blaue Schürzen.“

Der letzte Bericht aus diesem Jahrhundert kommt aus dem unteren Raabtal. Josef Steiner-Wischenbart bringt in seinem Buch „Monographie des Bezirkes Feldbach“ noch eine 2. Trachtenbeschreibung für die Zeit um 1900. Im Kapitel „Das Raabtal“, hier meint der Autor den Teil des Tales von Studenzen bis zur ungarischen Grenze, also knapp nach Fehring, schreibt er folgendes:

„Obwohl die deutsche Sprachgrenze über 2 Meilen in das ungarische Gebiet vordringt und der Dialekt einen eigenartigen Zug der Grenzdeutschen annimmt, so hat andererseits die steirische Bevölkerung manches von ihren Grenznachbarn angenommen. Die weite ungarische Hose<sup>15</sup> bei den Männern und grellfarbige Brusttücher bei den Frauen und Mädchen sowie die auf dem Lehmboden unentbehrlichen Röhrenstiefel fallen hier überall auf. Besonders aber tritt der ungarische Einfluß bei den Schuljungen hervor, die mit ihren hohen Röhrenstiefeln, der blauen, nie fehlenden Schürze und dem runden, schwarzen Hütchen im Kontraste zu der Dorfjugend anderer deutsch-steirischer Orte ein ganz eigenartiges Bild geben.“<sup>16</sup>

Vergleichen wir diesen Bericht mit jenem aus der Zeit um 1860, so hat sich trachtlich wenig im unteren Raabtal geändert. Die Bekleidung bei den Burschen ist dieselbe, noch immer tragen sie das Hütchen, die Stiefel und das blaue Vortuch. Der trachtliche Einfluß aus dem Osten ist nicht zu übersehen. Erstmals wird hier die weite ungarische Hose, die „Gatja“, für das untere Raabtal bezeugt. Diese Hosen wurden im Burgenland noch im 20. Jh. zum

Vortuch getragen<sup>17</sup>. Zusammenfassend kann über die blauen Männerschürzen im 18. und 19. Jh. folgendes gesagt werden:

Schon 1777 fand sich die erste bildliche Nachricht. Die älteste schriftliche Überlieferung kommt 1798 aus der Gegend um Bruck. Dort schenkten die Mädchen den Geliebten seidene Schürzenbänder. Der Brauch dürfte sich noch bis Anfang des 19. Jh. erhalten haben. Da die Vortücher mit Seidenbändern umgebunden wurden, ist es durchaus möglich, daß sie schon im 18. Jh. auch am Sonntag nachmittag getragen wurden. Im 2. Drittel des 19. Jh. wird die blaue Schürze zum kennzeichnenden Kleidungsstück der Bauerntracht und wurde oft auch als Halbfeiertagstracht am Sonntag nachmittag umgebunden. Dazu wurden meist Röckl und Stiefel, bei der Arbeit auch Holzstiefel, getragen. Neben den Kniebundhosen aus Leder und Loden wurden besonders von den jungen Burschen Langhosen dazu getragen. Als Arbeits- und Werktagshosen, besonders in den Kerngebieten, auch weitgeschnittene aus Leinen („Gatja“). Enge Stiefelhosen zum Vortuch, wie sie im Norden Österreichs und im Burgenland vorkamen, konnten nicht gefunden werden.

### **Die schrift- und mundartlichen Bezeichnungen**

Die blaue Männerschürze wird 1798 im Raum Bruck von Leitner als „Fürtuch“ bezeichnet, dieses Wort übernimmt 1816 auch Sartori. In der Herrschaft Riegersburg 1845 und in der Pfarre Fischbach 1846 wird die Schürze schon „Vortuch“ genannt. Alle anderen Beschreibungen berichten nur von Schürzen. Das waren im Raabtal 1845 die „blauen“ Schürzen, in Feldbach um 1860 „lange Schürzen“, im Gebiet um Weiz 1860 die „blauleinenen“, nördlich von Hartberg 1882 „blaue Schürzen“ und um 1900 in Feldbach die „blauen, nie fehlenden“ Schürzen. 1847 mußte den Wiener Schulkindern eingeprägt werden, daß sie Schürze statt Fürtuch zu sagen haben<sup>18</sup>. Die Bauern selber sagen meistens „Firta“. In mancher Gegend wird die Schürze auch als „Firti“ oder „Firtich“, weniger „Fiata“, bezeichnet. Der Feldbacher Sattler- und Tapezierermeister Johann Harpf erzählte, daß noch in den Jahren 1938 bis 1939 bis zu achtzigjährige Bauern in sein Geschäft kamen, also Leute, die in der 2. Hälfte des 19. Jh. geboren und aufgewachsen sind, die das Vortuch „blowi Pfirta“ auch „blui Firta“ nannten. Auch „Heimatschein“, am Land meistens „Huamatschein“ oder „Hamatschein“, wird die Schürze genannt. Dieses Wort, das in keiner älteren Literatur vorkommt, aber noch viele Bauern gut kennen, und

das vereinzelt noch verwendet wird, muß schon im 19. Jh. stark gebraucht worden sein. Bei unseren östlichen Nachbarn wird sie „Burgenländischer Heimatschein“ genannt<sup>19</sup>. Noch heute hänseln sich die Bauern öfters untereinander und sagen dann: „Binde Deinen Heimatschein um, damit Du wieder nach Hause findest.“ Oder: „Der hat auch seinen Heimatschein umgebunden, damit er wieder nach Hause findet.“ Südlich des Raabtales in den Gegenden um Gnas, Frutten, Gießelsdorf bis Halbenrain, wird die Schürze auch „Mittafirta“<sup>20</sup> (von der Mitte, von der Taille), im unteren Raabtal und auch in der Gegend um Bad Gleichenberg „Mittaschurz“ oder „Mittaschirzn“ genannt. In Steinbach (Gemeinde Merkendorf) sagte man zur Schürze „Blochn“ (von Plane)<sup>21</sup>. Nördlich des Raabtales, in der Gegend um den Markt Hartmannsdorf und um den Wallfahrtsort Eichkögl (Klein-Mariazell), kommt „Bindschirzn“<sup>22</sup>, auch „Umibindschirzn“<sup>23</sup>, vor. Noch zwei Bezeichnungen konnten gefunden werden, die aber nur lokal zu betrachten sind. In Bairisch Kölldorf (Bezirk Feldbach) wurde die Schürze auch „Bindfirta“<sup>24</sup> genannt, und in der Gegend um den Markt Hartmannsdorf sagten die Bauern vereinzelt und nur zum Spaß noch um die Mitte des 20. Jh. zum Vortuch „Oststeirisches Wappen“<sup>25</sup>.

### **Das „Fürtuch“ des 20. Jahrhunderts**

Im 20. Jh. haben sich zwei für uns wichtige Berichte gefunden. Die Hartberger Bauerntochter Rosa Fischer überliefert uns eine kluge, gut beobachtete Schilderung ihrer Heimat, die sie 1906 aufgezeichnet hat. Sie schreibt:

„Anders wie in seiner Lebensweise ist der Gebirgsbauer auch in mancher Beziehung in seinem Äußeren und seinem Auftreten als der Bauer des Tales. Er geht langsamer, ausdauernder, wie es schon sein Umgang mit den Zugtieren, den schwerfälligen Ochsen, und das An- und Absteigen auf bergigen Wegen mit sich bringt. Er spricht auch meist langsamer als die Leute in der Ebene, und sein Anzug ist der rauheren Witterung und der weltabgeschlossenen Lebensweise angemessen, noch immer vorzüglich das lodenartige Wüffeltuch, das aus Garn und Schafwolle im Bauernhaus selbst verfertigt wird. Merkwürdigerweise trägt er, je höher hinauf, desto weniger das „Fürta“ (Vortuch), die blaue Linnenschürze, ohne die sich ein Talbauer nicht werktags bei der Arbeit und nicht sonntags bei der heimatlichen Rast wohlfühlt – vielleicht wohl darum, weil

das grobe Gewand ohnehin nicht leicht zerreißt und keinen Schmutz kennen läßt. Grünberänderter Steirerhut und roter Brustfleck stehen in Ehren.“<sup>26</sup>

Rosa Fischer bestätigt hier, daß der „Heimatschein“ auch sonntags getragen wurde und daß er, je höher die Berge, desto weniger vorkommt. Die Gegend nördlich von Hartberg bis zum Wechsel zählt zu den Ausstrahlungsgebieten.

Den zweiten und letzten Bericht liefert uns der Riegersburger Schriftsteller Christian Schönast. Wie Rosa Fischer überliefert auch er, was er selber gesehen und erlebt hat. 1904 als Sohn eines Maurerpoliers und „Berglers“ in Aschbach bei Fürstenfeld geboren, hat er später auch viel von seiner Mutter überliefert bekommen. In den Bezirken Fürstenfeld und Feldbach ging er von 1918 bis 1921 mit seinem Meister auf die Stör und zog von 1929 bis 1938 als Wanderlehrer durch die Oststeiermark. Aus dieser Zeit berichtet er folgendes:

„Unsere Vorfahren, die Schamhaftigkeit sehr betonten – der Hals der Frau mußte fest zugeknöpft sein, die Kittel mußten bis zu den Knöcheln reichen –, verpflichteten auch die Männer zum Tragen eines Vortuches, auch Fürtuch oder Firta genannt, um den Hosenschlitz bei der Arbeitskleidung zu verstecken. Man muß wissen, daß früher die meiste Kleidung, auch die für Männer, vom weiblichen Hauspersonal angefertigt wurde. Und auch dann, als das Sonntagsgewand bereits die gelernten Schneider herstellten, nähten die Arbeitskleidung noch immer die Frauen, Töchter oder Mägde der Bauern und Bergler; das bis zum Ersten Weltkrieg, und bei Kleinlandwirten und Keuschlern noch weit darüber hinaus. Da die Hosenschlitze schwer zu verfertigen waren und von den Hausnäherrinnen nicht immer zur Zufriedenheit ausgefallen sind, mußte das Vortuch diese Stelle abschirmen.

Diese ‚Fürtuche‘ wurden um die Taille gebunden und mußten auf diese Weise die Beinkleider festhalten. Die Bänder, Firtabandeln genannt, mußten auch die Hosentaschen ersetzen. Taschen hatten bei der damaligen Leinenkleidung meist nur die Janker und Röcke, weil das Einsetzen der Hosentaschen, wie wir sie heute kennen, nicht Sache jeder Frau war.

Damals rauchten die meisten Männer Pfeife, daher mußte im Sommer, wenn kein Janker getragen wurde, der Tabaksbeutel, der auf der rechten Seite seinen Platz hatte, bei den Fürtuchbandeln eingedreht werden. Er bestand aus einer Schweinsblase, aber es

gab auch solche aus Wolle in schön gehäkelter Ausführung, mit blauer oder roter Seide gefüttert . . . Linksseitig wurde das Schneuztüchel beim Fürtuchbandl angedreht (vgl. Abb. 4, dritter Mann von rechts). Es war meist von rötlicher Färbung und bei Männern aus reinlichen Häusern schön gewaschen und gebügelt, bei Männern aus einem schlampigen Haus aber verschmutzt und zerknittert wie ein Stiefelfetzen. Diese Fürtuche sollten weiters dem Schutz der Hose vor Verschmutzung bei der Arbeit dienen, das aber wohl mit Einschränkung, denn in manchen Gegenden waren sie so kurz, daß sie nicht bis zu den Knien reichten, anderswo wurden sie bei einer Ecke hochgenommen und beim Band festgedreht, so daß sie eine Spitze bildeten, die Hosenbeine also weniger schützten.

Ältere, behäbige Herren, die nicht viel arbeiteten und auf die Sauberkeit der gebleichten und ungebleichten Leinenhosen achteten, trugen lange und breite Fürtuche, die bis zu den Knöcheln reichten und hinten übereinander schlugen, so daß von den Hosen fast nichts mehr zu sehen war (vgl. Abb. 5, die zwei Männer links). Weil diese Fürtuche, die bei der bäuerlichen Bevölkerung immer aus blau gefärbter Leinwand hergestellt wurden, nur in ganz bestimmten Landesteilen getragen wurden, nannten die Bewohner dieser Gegenden das Fürtuch auch ‚Heimatschein‘. Das heißt: An seinem Fürtuch und an der Art, wie er es getragen hat, war zu erkennen, wo der Mann zu Hause war. Dies meist bei Vieh- und Jahrmärkten, zu denen viele Menschen aus weitem Umkreis zusammenkamen und sich zu diesen Anlässen nicht kirchgangmäßig kleideten. Zu Kirchgängen trug man das Fürtuch später nämlich nicht, wohl aber an Sonntagnachmittagen bei Besuchen und Fahrten mit der Kutsche.“<sup>27</sup>

Wichtig ist uns hier der Hinweis auf das trachtliche Beiwerk, wie Taschentuch und Tabakbeutel, die vom „Fürtuchbandl“ festgehalten wurden.

### **Material und Herstellung**

Der „Heimatschein“ zählt zu den einfachsten Kleidungsstücken der Männerbekleidung. Aus diesem Grund wurde er in der Regel immer zu Hause angefertigt. Nur zwei Säume sind zu verarbeiten und zwei lange Bänder, damit die Schürze um die Taille gebunden werden kann, anzunähen. Diese Arbeitsvorgänge wurden ursprünglich händisch, später dann maschinell durchgeführt. Als

Material wurde, oft noch bis ins 2. Drittel unseres Jahrhunderts, das grobe Leinen (Rupfen) verarbeitet, das meistens bis zum gesponnenen Faden, manchmal aber auch bis zum fertigen Stoff selber hergestellt wurde. Auch die „Firtabandln“ wurden selber mit dem „Bandlwebstuhl“ gemacht<sup>28</sup>, aber nicht immer nur von den haus-eigenen Leuten, sondern auch von armen Müttern und vor allem auch von fleißigen Schulbuben, um sich ein paar Kreuzer zu verdienen<sup>29</sup>. Das Leinen wurde vom Gradl, der aus Baumwolle besteht, abgelöst. An Stelle der selbstgemachten Schürzenbänder trat das Körperband. Gradlstoff und Körperband werden nicht selber hergestellt, sondern im Handel gekauft.

### **Tragweise und Funktion**

Kostümgeschichtlich gesehen gibt es in der Herrenbekleidung kein zweites Kleidungsstück, das so verschiedenartig getragen wurde und so viele Funktionen hatte, wie das Vortuch. Tragweise und Funktion sind oft eng miteinander verbunden oder stehen im engen Zusammenhang.

Egal, welche Tragweise der Bauer wählt, um die Taille gebunden wurde die Schürze immer gleich. Die langen Schürzenbänder werden einmal um den Leib geschlungen und immer vorne am Bauch mit einem einfachen Knoten und einer Masche gebunden. Die Bänder werden dabei so fest angezogen, daß die Schürze auch bei starker Belastung nicht hinunterrutschen kann. Daß auch die „Firtabandln“ mehrere Funktionen hatten, überlieferte schon Christian Schölnast. Der Tabaksbeutel wurde zwischen Schürze und Schürzenband eingeklemmt, oft aber auch wurde das Schürzenband zwei- bis dreimal um den Tabaksbeutel gewickelt und erst dann beim Bauch festgebunden. Ein Herausrutschen des Beutels war dadurch unmöglich. Auch das Schneuztuch wurde oft zwischen Schürze und Schürzenband eingeklemmt (vgl. Abb. 4, dritter Mann von rechts), oder ein Schneuztuchzipfel wurde zwei- bis dreimal um das Band gedreht (Schölnast nennt diesen Vorgang andrehen), damit es nicht verlorenging. Eine weitere Funktion überliefert uns Rosa Fischer schon um 1900<sup>30</sup>. Sie schreibt, daß „die Mahder den klappernden Wetzstein-Kumpf am Schürzenband“ befestigten (vgl. Abb. 6). Der Wetzsteinkumpf wurde vorn (Bauch), meistens aber hinten getragen. Oft dienten die Schürzen bzw. die Schürzenbänder auch zum Hosenhalten. Die Hosen, die früher meistens in der Taille etwas weiter geschnitten waren, wurden gerne mit dem

Vortuchbandl festgebunden. Zum Beispiel ging Herr Josef Krenn aus Mühldorf 61 noch nach dem Zweiten Weltkrieg, den „Heimatschein“ fest um die Hosen gebunden, nach Feldbach einkaufen. Ihm dienten die Schürzenbänder als Hosenträger- und Gürtelersatz. Vorher, in den dreißiger Jahren, gingen noch viele Bauernbuben mit dem „Heimatschein“ nach Feldbach in die Schule. Probleme gab es mit den Buben nur in der Turnstunde, denn sie weigerten sich, den „Heimatschein“ abzunehmen, war er doch für sie nicht nur Schutzkleid, sondern auch Gürtel.

Für ein Muttersöhnchen kennen wir noch heute die Redensart „sich am Fürtuchbandel anhalten“<sup>31</sup>.

### 1. Die lose herabfallende Tragweise

Bei den meisten bäuerlichen Tätigkeiten und teilweise auch am Sonntagnachmittag wurde das Vortuch lose herabfallend getragen (vgl. Abb. 6). Hauptfunktion dieser Tragweise war, die Hosen vor dem Verschmutzen zu schützen, aber auch vor dem Durchwetzen und Zerreißen. Diese Tragweise hatte auch mehrere andere Funktionen. Mehrmals wurde überliefert, daß die Schürze den oft offenen oder schlecht verarbeiteten Hosenschlitz abzudecken hatte. Aus der Gegend um Hengsberg (Weststeiermark) wird berichtet, daß die Bauern oft zu bequem waren, den Hosenschlitz zuzuknöpfen, weil ohnehin das Vortuch diese Stelle abschirmte<sup>32</sup>. Die Schürze wurde auch zum Händeabwischen, Tischabwischen und besonders gerne als Taschentuchersatz zum Schnutzen verwendet<sup>33</sup>.

Leider ist es auch zu schweren Arbeitsunfällen, manchmal auch mit tödlichem Ausgang, gekommen. Die Befestigung der Schürze nur in der Taille hat dazu geführt, daß sie bei einer raschen oder unvorsichtigen Bewegung, aber auch durch einen Luftzug vom Körper weggeweht wurde und sich in einer Riemenscheibe oder Maschine verfang. Herr Unger aus Oberkornbach erzählte, daß sein Nachbar mit dem Vortuch in die Häckselmaschine kam. Zum Glück ist dabei nichts passiert, weil durch den starken Zug die Bänder gerissen sind und die Schürze sich dadurch vom Körper lösen konnte.

### 2. Die mit der Hand gehaltene Tragweise

Bei dieser Tragweise wird die Schürze mit der Hand bei den unteren Ecken zusammengehalten und hochgenommen. Sie bildet

dabei einen kleinen Beutel, der mit der anderen, noch freien Hand gefüllt wird (vgl. Abb. 7).

Diese Art, das Vortuch im wahrsten Sinne des Wortes zu tragen, wurde besonders viel zum Früchteeinsammeln, z. B. Äpfel, Birnen, Nüsse, verwendet. Häufig wurden damit auch Holz, Gras für die Hasen und Eier getragen.

### 3. Die Beutelform

Bei dieser Tragweise werden die Schürzenzipfel (Schürzenecken) hochgenommen und jeder Zipfel extra beim Schürzenband zwei- bis dreimal herumgedreht. Es entsteht dabei ein Beutel, der aber nicht besonders stark belastbar ist (vgl. Abb. 8).

Die Beutelform wurde gerne zum Pflücken kleiner Früchte, z. B. Kirschen, Weichseln, Zwetschken und Pilzen, verwendet. Herr Michael Meixner aus Altenmarkt verwendete die Beutelform auch zum Jausentragen.

### 4. Die gebundene Beutelform

Hier wird zuerst der rechte Schürzenzipfel hochgenommen und zwischen Vortuch und Schürzenband gezogen, dann der linke Schürzenzipfel mit dem rechten zweifach verknötet. Durch diese Bindung entsteht ein Beutel oder kleiner Sack (vgl. Abb. 9). Dieser Beutel kann, im Gegensatz zur vorher beschriebenen Form, viel stärker belastet werden, da das ganze Gewicht durch zwei Knoten abgesichert ist und vom Schürzenband getragen wird. Die gebundene Beutelform wurde zum Säen kleinkörniger Samen, wie Rüben- und Leinsamen, aber auch zum Kürbis- und Bohnensetzen, verwendet. Häufig auch zum Äpfel-, Birnen- und Kirschenpflücken. Auch beim Disteljäten wurde diese praktische Form gewählt. Die Disteln wurden herausgestochen und konnten beidseitig, wie bei weiten Taschen, in den Beutel gesteckt werden.

### 5. Die faltenreiche Form

Die faltenreiche Form ist wohl die schönste Art, das Vortuch zu tragen. Diese Form wird schon 1777 auf einer bemalten Schützenscheibe dargestellt (Abb. 1). In der Steiermark wurde sie nach der lose herabfallenden Tragweise am meisten getragen. Im Rittscheintal, Ilztal und Feistritztal war sie um 1920 sogar an erster Stelle<sup>34</sup>.

Um diesen schönen Faltenwurf zu erreichen, wird der rechte Schürzenzipfel so weit in Richtung Gesäß gezogen, bis der linke Schürzenzipfel die Stelle zwischen den Beinen erreicht. Die Schürze bekommt dabei eine Drehung, und der schöne Faltenwurf entsteht. Dann wird der rechte Zipfel unter das Schürzenband gesteckt oder einmal herumgewickelt. Die Bauern nennen diesen Vorgang „umistrickn“. Durch diesen Vorgang behält die Schürze ihre Form.

Getragen wurde diese Form bei der Arbeit und in der Freizeit, häufig auch am Sonntagnachmittag. Durch das „Umistrickn“ wird das Vortuch kürzer, die Beine bekommen mehr Bewegungsfreiheit. Darum wurde diese Form besonders gerne beim Gehen (vgl. Abb. 4, vierter Mann von links), Stiegen- und Leitersteigen verwendet.

### 6. Die dreieckige Form

Eine ganz einfache und praktische Art des Hochnehmens war die dreieckige Form. Schon um 1785 zeichnete ein Mitglied der bekannten Malerfamilie Lederwasch eine ganze Serie von Trachtenbildern in Salzburg, darunter auch einen Kellner, der sein weißes Vortuch in dreieckiger Form trägt<sup>35</sup>. Diese alte Form wurde besonders gerne im unteren Raabtal und im Bezirk Feldbach getragen. Noch in den 1960er Jahren sah man in Feldbach öfters Bauern, die mit dem blauen Vortuch in dreieckiger Form einkaufen gingen.

Die Schürze wird bei einem Zipfel hochgenommen und so unter das Schürzenband gesteckt, daß eine dreieckige Form entsteht (vgl. Abb. 11). Die Bauern nennen diesen Vorgang „aufistrickn“<sup>36</sup>. Einer der Gründe, warum die Schürze in dreieckiger Form getragen wurde, war, daß sie oft verschmutzt war. Beim Hochnehmen aber wird die untere, reine Seite sichtbar. Ein anderer Grund war, daß sie oft sehr lange getragen wurde (z. B. in Johnsdorf-Brunn, das im unteren Raabtal liegt, fast knöchellang) und durch das Hochnehmen ein leichteres und schnelleres Gehen möglich war. Weiters wurde die Schürze beim Ackern, beim Mähen und Radfahren, aber auch wenn es sehr warm war, in der dreieckigen Form getragen. Auch diese Form wurde in der Freizeit und am Sonntagnachmittag getragen.

### 7. Die hochgerollte Tragweise

Bei dieser einfachen Tragweise wird das Vortuch von unten nach oben bis zur Taille zusammengerollt, und die Ecken werden unter

das Schürzenband geschoben (Abb. 13). Von vorne gesehen schaut das Ganze wie eine breite Bauchbinde aus.

Diese Form wurde beim Radfahren getragen<sup>37</sup>, aber auch bei unerwartetem Besuch wurde die schmutzige Schürze schnell hochgerollt<sup>38</sup>. Vereinzelt wurde diese Tragweise auch am Sonntagnachmittag getragen. Auf alten Salzburger und niederösterreichischen Trachtenbildern findet sich eine ähnliche Tragweise, dort sind die Schürzen nicht hochgerollt, sondern hochgeschoben bzw. hochgezogen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß diese Form auch in der Steiermark getragen wurde.

### 8. Die hochgesteckte Tragweise

Häufig wurden bis zu knöchellange Vortücher getragen, die im Sommer nicht nur sehr warm, sondern auch beim Gehen hinderlich waren. Die Bauern haben sich mit der hochgesteckten Tragweise Abhilfe geschaffen.

Das Vortuch wird an beiden Schürzenecken hochgezogen und der ganze untere Saum zwischen Schürze und Schürzenband gesteckt. Durch diesen Vorgang bleibt die lose herabfallende Tragweise erhalten, die Schürze wird um die Hälfte kürzer und die untere reine Seite sichtbar. Diese Form wurde in der Steiermark eher selten getragen.

### 9. Die Badehose

Im Sommer wurde das Vortuch häufig auch als Badehose verwendet, die Schürze wurde dabei zum Schamtuch. Zwei Tragweisen sind uns überliefert, beide sind sich sehr ähnlich und erinnern an den urtrachtlichen Lendenschurz. Schon um 1900 überliefert uns Rosa Fischer, daß das Vortuch den Buben als Badehose diente. Sie schreibt:

„Dann rauscht das Wasser im Weiher und die Aufgeweckteren können nicht widerstehen. ‚Geh’n mar bad’n.‘

Die Buben ziehen sich aus und, ein Fürtuch vorgebunden, hüpfen die nackten Manderln ins Wasser und tascheln und schreien.“<sup>39</sup>

Es ist sehr einfach, aus einem Vortuch eine Badehose zu machen. Die Schürze wird um den nackten Leib gebunden, durch die Beine und über das Gesäß gezogen, und der Rest des Vortuches hinten beim Schürzenband oder unter der Schürze von unten nach oben durchgezogen (Abb. 14 und 15). Durch diese Wickelung entsteht eine originelle hosenartige Form, die für diesen Zweck besonders

praktisch und geeignet ist. Herr Franz Schuller aus Feldbach berichtete, daß um 1920 in Eggendorf bei Hartberg diese Form hauptsächlich von Buben und jungen Burschen getragen wurde, die älteren Leute gingen damals kaum baden.

Bei der zweiten Tragweise, die aus der Gegend um Riegersburg überliefert wurde und wohl nur lokal zu betrachten ist, wird das Vortuch ebenfalls durch die Beine gezogen, dann aber wulstförmig zusammengedreht, über das Gesäß gegeben und zur Befestigung einmal über das Schürzenband gewickelt (Abb. 16).

Die Schürze, dieses Universalkleidungsstück, das so reich an Formen war und viele Funktionen hatte (mit den Badehosen konnten insgesamt zehn verschiedene Tragweisen gefunden werden), wurde gewickelt, gebunden, gesteckt, gerollt und lose herabfallend getragen.

Versucht man nun abschließend, die heutige Tragweise der Männerschürzen zu erfassen, so lassen sich in der Steiermark nur mehr drei Formen feststellen. Die lose herabfallende, die gebundene Beutelform und vereinzelt auch noch die faltenreiche Form (im Burgenland ist noch die dreieckige Form zu finden). Mit dem Ableben der alten Leute wird wohl auch die blaue Schürze, die ein Jahrhundert typisches Kennzeichen der Tracht war, abkommen.

#### Anmerkungen:

1. Franz C. Lipp, Grundtypen der Männertracht. Rückzugsgebiete und Ausgangsstellungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1835–1865). In: Österreichischer Volkskundeatlas, 3. Lfg., Bl. 39 und 40. Wien 1968; vgl. dazu Franz Lipp, Volkstracht. Zur Geschichte und landschaftlichen Gliederung der österreichischen Volkstracht. In: Adolf Mais (Hrsg.), Österreichische Volkskunde für jedermann. Wien 1952, S. 229–265.

2. Gundl Holaubek-Lawatsch, Steirische Trachtenformen. 44, IV Männerschuh- und Stiefelformen, Männer-Sonntagsschurz 1780–1880. In: Atlas zur Geschichte des Steirischen Bauerntums. Graz 1976.

3. Der Riegersburger Schriftsteller Christian Schönast (ein gelernter Schuster) erzählte mir, daß um 1920 in den Bezirken Fürstenfeld und Feldbach die Bauernknechte und ärmeren Sölner und Bergler sich immer Zweinahtstiefel machen ließen. Die Einnahstiefel, damals auch „Herrenstiefel“ genannt, wurden von den reicheren Bauern und Berglern, vor allem deren Söhnen, gerne getragen. Vgl. dazu Christian Schönast, Mein „Studium“, S. 61 f. Maschinschriftliches Manuskript im Archiv des Schneidermuseums Feldbach.

4. Solche Stiefel haben sich noch im Heimatmuseum Feldbach erhalten. Vgl. dazu Kurt Schuller, Holzschuh und Holzstiefel in der Steiermark. In: Bll. f. Heimatkunde 62 Jg., Graz 1988, S. 115–123.

5. Zischmenmacher gab es im Burgenland fast in jedem größeren Ort. Sie hatten auch eine eigene Zunft.

6. Inventar-Nr. 5793.

7. Inventar-Nr. 6085.

8. Konrad Mautner und Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch. II. Bd.: Von 1780 bis zur Gegenwart. Graz 1935, S. 74.

9. Pantalon: Langes bis zu den Knöcheln reichendes Beinkleid, im Gegensatz zur Knie- und Bundhose. Das Wort stammt aus der „Comedia dell'Arte“, in welcher der mit langen roten Hosen bekleidete Pantalone als Possenreißer und Spaßmacher auftrat.

10. Johann Gabriel Seidl, Das malerische und romantische Deutschland. Tirol und Steiermark. o.O., o.J., S. 536.

11. Göth'sche Topographie im Steiermärkischen Landesarchiv. Bezirk Riegersburg, Schubert 39, Heft 973, Handschrift 32, Beantwortung der Frage 42.

12. K. Mautner, V. Geramb (wie Anm. 8), S. 187.

13. Josef Steiner-Wischenbart, Monographie des Bezirkes Feldbach. Feldbach 1903, S. 182.

14. M. Mautner, V. Geramb (wie Anm. 8), S. 193.

15. Wie diese Hosen aussahen, überliefert die Göth'sche Topographie schon 1830 aus dem Bezirk Friedau: „Die Hosen (Bregusche) sind nach der Art der Ungarn zugeschnitten, weit, beinahe bis an die Knöchel lang, oben an den Hüften mit durchgezogenem Bande oder Schnur (seltener Riemen) befestigt. Sie bestehen aus weißer, werktags grober, feiertags etwas feinerer Leinwand. Im Winter werden zwei Hosen übereinander angezogen.“ Zit. nach: Kurt Schuller, Die Tracht des Volkes im unteren Raabtal und im Raum Johnsdorf-Brunn. In: Heimatbuch Johnsdorf-Brunn, o.J., S. 275.

16. J. Steiner-Wischenbart (wie Anm. 13), S. 15.

17. Vgl. dazu Clara Prickler, Tracht im Burgenland. In: F. C. Lipp u. a. (Hrsg.), Tracht in Österreich. Wien 1984, S. 104.

18. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin – New York 1975, S. 684 f. (Schurz).

19. Freundliche Mitteilung Hofrat Dr. Franz Lipp, Altaussee, Fischerndorf 66. Vgl. dazu Franz C. Lipp, Tracht in Österreich. Die blaue Schurztracht. In: F. C. Lipp u. a. (Hrsg.), Tracht in Österreich. Wien 1984, S. 14.

20. Freundliche Mitteilung Anton Summer, Schützing 73.

21. Freundliche Mitteilung Franz Göbl, Reiting 12.

22. Freundliche Mitteilung Johann Uitz, Paalsdorf 74, Eichkögl.

23. Freundliche Mitteilung Franz Knaus, Markt Hartmannsdorf, Kaag 19.

24. Freundliche Mitteilung Theresia Fink, Bairisch Kölldorf 120.

25. Wie Anm. 22.

26. Fritz Posch, Geschichte des Verwaltungsbezirkes Hartberg. 1. Teil, 2. Band. Graz-Hartberg 1978, S. 226 f.

27. Christian Schönast, Das Vortuch. In: Neues Land. Wochenzeitung des Steirischen Bauernbundes. 14. 10. 1984, S. 16; dieser Beitrag wurde ursprünglich als Auftragsarbeit für das Schneidereimuseum in Feldbach geschrieben.

28. Freundliche Mitteilung Anton Stern, vulgo Kestenschneider, Poppendorf Nr. 47.

29. Christian Schönast, Wie unsere Altvorderen lebten. Das „Bandweben“. Graz – Wien – Köln 1980, S. 109.

30. Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Graz 1906, S. 103.

31. Theodor Unger, Ferdinand Knull, Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayerischem Wörterbuch. Graz 1903, S. 259.

32. Freundliche Mitteilung Elisabeth Schuller, Feldbach, Bürgergasse 52.

33. Freundliche Mitteilung Rosa Breitenfelder, Mühldorf 344.

34. Freundliche Mitteilung Christian Schönast, Riegersburg 96.

35. Vgl. dazu Friederike Proding er, Die Geschichte der Kuenburg-Sammlung. In: F. Proding er, R. Heinisch, Gewand und Stand. Kostüm- und Trachtenbilder der Kuenburg-Sammlung. Salzburg 1983, S. 19–22, Tafel 36, Kat.-Nr. 72.

36. Freundliche Mitteilung Cäzilia Marx, Untergiem 27.

37. Freundliche Mitteilung Karl Tappauf, Gniebing 87.

38. Freundliche Mitteilung Michael Meixner, Altenmarkt 83.

39. R. Fischer (wie Anm. 30), S. 139.

Fotonachweis: sämtliche Aufnahmen vom Autor.

# Chronik der Volkskunde

## **Volksfrömmigkeit. Österreichische Volkskundetagung vom 21. bis 25. Mai 1989 in Graz**

Im Grazer Meerscheinschlößl veranstalteten der Österreichische Fachverband für Volkskunde und der Verein für Volkskunde vom 21. bis 25. Mai die Österreichische Volkskundetagung 1989 mit dem Thema „Volksfrömmigkeit“. Die Organisation oblag dem Grazer Institut für Volkskunde.

27 Referenten aus sieben Nationen versuchten, den Umfang des Begriffs „Volksfrömmigkeit“ zu umreißen. Den 120 Teilnehmern wurde somit ein Überblick über die verschiedenen Ansätze, die einen Zugang zu diesem Thema ermöglichen sollen, geboten.

Ernst Topitsch (Graz) stellte im Eröffnungsreferat dem „Volks glauben“ die „Hochreligion“ gegenüber. Die Unterschiede sind historisch bedingt. Der Entwicklungsprozeß führte einerseits zu einer praktischen Zweckrationalität des Alltagsglaubens, andererseits aber auch in eine weitergehende rationale Systematisierung des Denkens über Gott.

Die Schwierigkeit, Volksfrömmigkeit begrifflich zu erfassen, zeigte Christoph Daxelmüller (Freiburg i. Br.) auf: Er betrachtete sie unter dem Gesamtheitsaspekt einerseits als Haltung des Menschen Gott gegenüber und andererseits als positiv sittliche Einstellung den Mitmenschen und der Natur gegenüber. Durch die Trennung: äußerer Frömmigkeitsvollzug – (innere) Frömmigkeit, kam er zum Schluß: Es gibt Volksfrömmigkeit ohne Frömmigkeit.

Den Montagvormittag schloß Nils-Arvid Bringèus (Lund) mit einem Überblick über die Entwicklung und den Stand der religionsethnologischen Forschung in den (protestantisch gebundenen) Ländern. Er führte aus, daß verschiedene Konfessionen auch andere Ansätze zur Frömmigkeitsforschung bedingen.

Die Reihe der Vorträge am Nachmittag eröffnete Klaus Beitzl (Wien) mit einem Annäherungsversuch an die Frömmigkeitsforschung in Frankreich. Er spannte seine Ausführungen von den Auseinandersetzungen um den Begriff bis zu neueren interdisziplinären Ansätzen. Beitzl stellte eine deutliche Phasenverschiebung des Forschungsinteresses gegenüber dem deutschen Sprachraum, wo bereits früher religionsethnologische Forschungen betrieben wurden, fest.

Geneviève Herberich-Marx und Freddy Raphael (beide Straßburg) beleuchteten die Situation der Volksfrömmigkeitsforschung in Frankreich aus der Sicht „von innen“. „Religion populaire“ (in katholischer, protestantischer und jüdischer Ausformung) betrachten sie nicht als starre Realität, sondern sehen sie als strukturell-kohärentes System in Wechselwirkung mit dem kulturellen Boden. Mit dem Beispiel: Zufluchtsdrang der Laien zu den Heiligen und das ständige Bemühen der (Amts-)Kirche um Institutionalisierung dieser Inbrunst der Massen, brachten sie das Spannungsverhältnis zwischen der Kirche als Trägerin einer organisatorisch-sakramentalen Frömmigkeit und der Bevölkerung als Trägerin einer sensitiven Frömmigkeit mit einem anderen Sakralbewußtsein zum Ausdruck.

Einen Überblick über die Erforschung des religiösen Volkslebens in Ungarn in der Nachkriegszeit bot Gábor Barna (Budapest). Wurden zunächst, politisch bedingt, religiöse Phänomene nur am Rande erfaßt (Brauchforschung), so läßt sich nun eine Öffnung des Forschungsfeldes feststellen.

Paul Rachbauer (Bregenz) schloß mit seinem Referat über Forschungs- und Ausstellungsprojekte religionsethnologischer Themen in Vorarlberg die Vortragsreihe am Montag ab. Neue Aufgaben für die Frömmigkeitsforschung zeigte er mit dem Projekt über Brauchwandel („von der Bittprozession zur Wohnviertelmesse“) auf. Neue Wallfahrten auf (zum Teil) alten Wegen vermögen nicht nur Tausende Vorarlberger Pilger anzusprechen, sondern sind auch Ausdruck einer hohen „Wallfahrtsorganisationskultur“.

Die Dienstagsitzung leitete Reiner Sörries (Erlangen) mit dem Referat über die spätmittelalterliche Frömmigkeit im Spiegel der alpenländischen Fastentücher ein. Er zeigte ihren Wandel bezüglich vermittelter Themen und künstlerischer Gestaltung auf.

Elfriede Grabner (Graz) bot einen Überblick über die Wort- und Bildzeugnisse zur Verehrung des „Geheimen Leidens Christi“. Die Entstehungsgeschichte dieser Ausformung der Volksfrömmigkeit erläuterte sie anhand eines Bildes in einer Grazer Kirche.

Über das Teufelsbild in einem finnisch-schwedischen Kirchspiel (Vöra) referierte Ulrika Wolf-Knuts (Åbo/Turku). Die Teufelsgestalt ist in diesem protestantisch-bäuerlich geprägten Gebiet nicht eindeutig bestimmbar, seine bedrohliche Gestalt wird jedoch allgemein in der Kindererziehung verwendet. Im Mittelpunkt der Erzählungen steht dabei das Verhältnis Mensch-Teufel, letzterer sowohl als Helfer als auch als Verderbensbringer.

Über Formen der Volksfrömmigkeit nach dem II. Vaticanum sprach Alois Döring (Bonn). Er spannte seine Ausführungen vom „Erscheinungstourismus“ bei den Wallfahrten, über den Kampf der Traditionalisten und Basisgruppen gegen das „Moderne“ bis hin zu den christlichen Friedens- und Ökoinitiativen. Mit „Franziskus in Wackersdorf“ formulierte er, daß der Widerstand am Bauzaun nicht ohne Zeichen der Frömmigkeit auskommen kann.

Den Dienstag vormittag schloß Herlinde Menardi (Innsbruck) mit einem Überblick über die Geschichte des Heiligen Grabes in Tirol. Diese wurden erstmals im 14./15. Jahrhundert erwähnt, erfuhren in den achtziger Jahren einen bedeutenden Aufschwung und stellen nun wieder einen festen Bestandteil des Tiroler Osterbrauchtums dar.

Einflüsse – Erscheinungsformen – Entwicklungen der Volksfrömmigkeit in den achtziger Jahren erläuterte Helga Maria Wolf (Wien). Die Formen der (noch?) Volksfrömmigkeit sind vielgestaltig und reichen vom Stadtteil- und Dekanatsfest über die Straßenevangelisation bis zur Antibischofsdemonstration.

Herbert Nikitsch (Wien) untersuchte die Anliegenbücher (Fürbittenbücher) als Beispiel gegenwärtiger Volksreligiosität. Dieser „Schriftverkehr mit dem Himmel“ bringt einen Querschnitt über die Nöte des Alltags und die Zuwendung zum Religiösen zum Ausdruck.

Ingo Schneider (Innsbruck) stellte „Überlegungen zur Struktur und Intention gegenwärtiger Gebetserhörungen“ an. Sei es bei Krankheiten, Familienproblemen, Berufs- und Prüfungssängsten oder auch bei der Parkplatzsuche, sie besitzen nicht nur Dokumentations- und Dankcharakter, sondern dienen auch, regelmäßig ausgeübt, als „Sicherheitsinstanz“. Darüber hinaus finden sie bei Seligsprechungsprozessen („Erhörungsquote“) Verwendung.

Reimund Kvideland (Bergen) bot anschließend einen Überblick über persönliche Erzählungen, die von Gebetserhörungen handeln. Als Erzählung mit Bekehrungserfahrung oder als Heilungsgeschichte geben sie eigene Erlebnisse wieder.

Den Abschluß am Dienstag bildete der Vortrag von Cornelia Göksu (Hamburg) über „Heroldsbach – eine ‚verbotene Wallfahrt‘ der Nachkriegszeit in Süddeutschland“. Sie beleuchtete die Entstehung und Vermarktung der Wallfahrt und den Widerstand der Amtskirche.

Zsuzsanna Erdélyi (Budapest) eröffnete am Mittwoch die Vortragsreihe mit Ausführungen über die Rolle der Oralität in Ungarn in bezug auf die literaturgeschichtliche Erforschung des Spätmittelalters, unter Berücksichtigung archaischer Gattungen der sakralen Volksdichtung.

Für Ulrike Kammerhofer (Salzburg) („Quellenvergleich zu den Fronleichnamprozessionen in den Städten Graz und Salzburg in der Zeit der Gegenreformation bis zum ausgehenden Barock“) waren Prozessionen Triumphzüge, wo sich die Selbstdarstellung der städtischen Gesellschaft manifestierte und die Wechselbeziehung Bürger–Stadt zum Ausdruck gebracht wurde.

Einen ebenfalls historischen Ansatz bot Gerda Grober-Glück (Bonn) mit ihrem Referat über das tägliche Brot in der Volksfrömmigkeit Österreichs um 1930. Die herausragende Bedeutung des Brotes in der christlichen Symbolik („Brot des Lebens“) kommt z. B. in den Gebräuchen um das „Brotanschneiden“ und in den Sanktionen beim „Brotmißbrauch“ zum Ausdruck.

Eine Erweiterung des Begriffs „Volksfrömmigkeit“ lieferte Ronald Lutz (Frankfurt) am Beispiel des Joggings. („Naturverbundenheit, Körperthematization, Remythologisierung, Fragmente einer ‚neuen‘ Volksfrömmigkeit.) Beim Laufen werden in einem tranceähnlichen Zustand mystische Erfahrungen gemacht. Der Läufer in der freien Natur (= Kirche Gottes) taucht in eine andere Welt ein und wird Teil des Kosmos. Bei dieser Ersatzreligion wird der Kult des Geistes durch den Kult des Körpers abgelöst, ein soziales Engagement fehlt aber.

Das Mittwochnachmittagsprogramm begann mit „Überlegungen zur Volksfrömmigkeit in nichtindustriellen außereuropäischen Gesellschaften“ von Karl

Wernhart (Wien). Er unterstrich die Problematik, mit europäischen Frömmigkeitsvorstellungen außereuropäische Religionsphänomene erfassen zu wollen, steht doch jede Religion in enger Wechselwirkung mit der Geschichte, Gesellschaft und Politik.

Leander Petzoldt (Innsbruck) umriß das Verhältnis Magie-Religion und ihre Beziehung zum Volksglauben. Magie als spezifische Art von Religion versteht er als „Barometer des sozialen Druckes“. Weißer und schwarzer Magie, in jeder modernen Gesellschaft gegenwärtig, liegt der Glaube an die zwingende Kraft des Ritus, die die Gottheit nötigen soll, zugrunde.

Neue „Trends“ in der Volksfrömmigkeit zeigte Olaf Bockhorn (Wien) auf. Im Rahmen seiner Lehrveranstaltung am Wiener Institut für Volkskunde wurde untersucht: Aufschwung der Verehrung der Hl. Hildegard mit ihren Heilerfolgen („Hildegard-Medizin“); Fragen des Kapitalflusses und der Unternehmensstrategie bei Sektengemeinschaften; die Bedeutung esoterischer Literatur; die Suche nach der Wahrheit mit Hilfe von Hexen- und Druidenschulen und die Entwicklung der Kelten als ursprüngliche, vorchristliche Kulturträger. Ergänzt wird dieses Bild durch die Bio- und Gesundheitswelle als Glaubenssurrogat.

Den Abschluß der Vorträge am Mittwoch bildeten die Ausführungen von Roland Girtler (Wien) über „Strategien der Volksfrömmigkeit in Subkulturen“. Er spannte seine Ausführungen von der bewußten Inszenierung von Frömmigkeit im Rahmen der „Bettler- und Ganovenkultur“ bis zur Frömmigkeit im Gefängnis, sei sie echt, die dann als Schwäche und Beugung betrachtet wird, sei sie inszeniert, wodurch sehr wohl Vorteile erreicht werden können.

Den öffentlichen Vortrag am Mittwochabend hielt Viktor Herbert Pöttler (Stübing) über Darstellungsprobleme der Volksfrömmigkeit in Freilichtmuseen. Mit Hilfe von Dias bot er einen Überblick über die Erscheinungsformen der Frömmigkeit, die museal präsentiert werden können.

Das Rahmenprogramm umfaßte eine Stadtführung, einen Empfang des Bürgermeisters und des Landeshauptmannes sowie eine Exkursion nach Deutschlandsberg zur Fronleichnamsprozession (die großflächige Blumenteppeiche aufweist) und zum Schloß Stainz.

Es war weder beabsichtigt, noch gelang es, den Begriff „Volksfrömmigkeit“ zu definieren. Die fehlende Auseinandersetzung mit dem Begriff zog vereinzelt Kritik nach sich. Das breite Spektrum, das mit den Referaten erfaßt wurde, führte bei manchen zur besorgten Frage, ob „das“ überhaupt noch zur Volkskunde gehöre.

Peter Strasser

### **„Erinnern und Vergessen“ Bericht vom 27. Deutschen Volkskunde-Kongreß**

Vom 25. bis 29. September 1989 fand in Göttingen, ausgerichtet von Rolf Wilhelm Brednich und seinen Mitarbeitern, der 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. Unter dem Generalthema „Erinnern und Vergessen“ wurden 15 Vorträge vor dem Plenum gehalten, fanden 8 Sektionen und ein Filmforum statt.

Einleitend umriß Martin Scharfe (Marburg) das Tagungsthema, wobei er vor allem das Erinnern als kulturelle Handlung, als bewußte und erlernte Gedächtnis-

leistung herausarbeitete und seine Fragestellung weniger dem Gegenstand des Erinnerns galt, sondern vor allem der Motivation, die hinter der Erinnerung steht und damit auch die Auswahl vorgibt, was erinnert und was vergessen werden kann oder muß. Diesem Vergessen, das eigentlich ein Verdrängen ist, da es keine Lücken des Gedächtnisses gibt, widmete sich vom psychoanalytischen Gesichtspunkt aus Claus Dieter Rath (Berlin). Er stellte dabei die Verbindung her zu den Theorien Sigmund Freuds und auch zu den Vertretern der Volkskunde, die den Kreisen um Freud und der Psychoanalyse nahestanden (z. B. Friedrich Salomon Krauss).

Gegenständen, die Erinnerungen hervorrufen und vermitteln, widmete Ruth-E. Mohrmann (Bayreuth) ihr Referat. Ausgehend vom wohl berühmtesten literarischen Beispiel des Erinnerungen auslösenden Gegenstandes – der Madeleine in Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ – und beziehungsweise auf den Regensburger Kongreß (23. DGV-Kongreß 1981: „Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dingegebrauchs“), stellte sie die über die individuelle Bedeutung hinausgehende Zeichenhaftigkeit von Gegenständen in den Mittelpunkt ihrer Darlegungen. Hier zeigte sich auch ein Widerspruch zu einem großen Teil der anderen Referate, die den einzelnen Gegenstand, das singuläre Erlebnis in seiner ganz privaten, subjektiven Bedeutsamkeit untersuchten und vom Einzelfall zur allgemeingültigen Aussage zu gelangen trachteten (Kunt, Kuntz, Jeggle, Daxelmüller). Ganz explizit bekannte sich beispielsweise Utz Jeggle (Tübingen) zur Ablehnung der quantifizierenden Vorgangsweise, als Isidor Levin (Leningrad) ihn in der Diskussion um seine empirischen Grundlagen fragte.

Neben diesen allgemeinen Themenkomplexen wandten sich andere Plenarvorträge konkreten Fragen zu. Albrecht Lehmann (Hamburg) sprach über die Integration der Heimatvertriebenen der Nachkriegszeit – und hier stellt sich angesichts der gegenwärtigen Massenauswanderungen doch die Frage, ob nicht ein aktuelles Phänomen Gefahr läuft, von der Volkskunde übersehen zu werden. Was anhand der Erinnerungen von Heimatvertriebenen der vierziger Jahre mühsam zu rekonstruieren gesucht wird, könnte man jetzt täglich beobachten und erfragen und vieles wahrscheinlich objektiv festhalten, als das nach fast 50 Jahren noch möglich ist.

Geneviève Herberich-Marx und Freddy Raphaël (Strasbourg) referierten über die Schwierigkeit der Franzosen im Umgang mit der eigenen Geschichte während des Zweiten Weltkrieges (Collaboration, Résistance) und dem Einfluß politischer Gruppen auf die rezente Erinnerungskultur. Hier wurde vor allem das bewußte Vergessen im Gegensatz zum bewußten Erinnern aufgezeigt und wiederum an einem bekannten literarischen bzw. filmischen Motiv (Fahrenheit 451) verdeutlicht. G. Herberich-Marx ging dann noch auf die Situation der zwangsweise kriegsverpflichteten Elsässer ein, die bis heute keinen Weg gefunden haben, mit diesem Lebensabschnitt fertig zu werden. Hier läßt sich wieder an Martin Scharfes Gedanken anknüpfen, wenn er feststellte, Erinnerung sei als Symptom und nicht als Therapie zu betrachten.

Einen ganz gezielten Umgang mit Gedächtnis stellte Silke Götsch (Kiel) in ihrem Referat „Zur Konstruktion schichtspezifischer Wirklichkeit – Strategien und Taktiken ländlicher Unterschichten vor Gericht und ihre Folgen“ dar. Im Konflikt mit der Obrigkeit gaben da die Bauern an, sich an nichts erinnern zu können, suchten Vorgefallenes zu leugnen, indem sie vorgaben, es vergessen zu haben, und demonstrierten so gleichzeitig ihre Sprachlosigkeit im Verhältnis zur Oberschicht als eine Möglichkeit der kollektiven Verweigerung und damit des passiven Widerstands.

Einer Form der Verdinglichung und Beeinflussung des Gedächtnisses widmete Paul Hugger (Zürich) seine Ausführungen unter dem Titel „Die Bedeutung der Fotografie als Dokument des privaten Erinnerns“. Er berichtete dabei über die Erfahrungen eines Arbeitskreises am Seminar der Universität Zürich, wo eigene Familienalben analysiert wurden. Einfache Handhabung und relativ niedrige Kosten haben das Fotografieren für jedermann ausübbar gemacht und so in den letzten 50 Jahren eine wahre Bilderflut hervorgerufen, die einen ganz neuen Umgang mit der eigenen Vergangenheit ermöglicht hat. Als auffallendes Merkmal der Fotoalben zeigte sich, daß gewisse Situationen, Bildinhalte und -gestaltungen sich stereotyp wiederholen, daß die Lebenswirklichkeit zu einem großen Teil ausgespart bleibt.

Öffentliche Formen des Umgangs mit Erinnerungen waren Thema der beiden österreichischen Referenten. Margot Schindler (Wien) stellte das von ihr für das Österreichische Museum für Volkskunde erarbeitete Projekt „Wegmüssen – Döllersheim 1938. Erinnerungskultur als Bewältigungsversuch einer gewaltsamen Aussiedlung“ vor. Nachdem in dieser Zeitschrift bereits mehrmals über dieses Projekt und die daraus resultierende Ausstellung bzw. die Gründung eines eigenen Aussiedlermuseums berichtet wurde (XLII/91, 1988, S. 193–198, und XLIII/92, 1989, S. 239–241), können die Details dieses Unternehmens wohl als bekannt vorausgesetzt werden. M. Schindler ging in Göttingen vor allem auf den verschiedenartigen Umgang mit den Erinnerungen an die Aussiedlung ein und zeigte somit, wie sehr Erinnerungen subjektiv bestimmt sind und daß auch ein vielen Menschen gemeinsames Erlebnis von jedem Beteiligten individuell und andersartig wahrgenommen wird, daß die Bewältigung dieser Erinnerungen ebenfalls von diversen Faktoren abhängt und von der Stilisierung der persönlichen Opferrolle bis zur Gleichgültigkeit reichen kann.

Ingo Schneider (Innsbruck) stellte die Vorbereitung der Gedenkfeiern anlässlich der 175. Wiederkehr des Freiheitskampfes gegen die Bayern in Tirol dar. „Verordnete Gedächtniskultur – Das Tiroler Gedenkjahr 1984 zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ lautete sein Thema. Er beleuchtete einleitend die verschiedenen Phasen der Rezeption dieses Freiheitskampfes im Laufe der Geschichte und spannte den Bogen dann bis zu den konkreten, von politischen Parteien, Gemeinden und verschiedenen Gruppierungen (z. B. Schützen) getragenen Veranstaltungen sowohl in Nord- als auch in Südtirol, ohne die negativen und kritischen Stimmen zum Ablauf und zur Gestaltung dieser Feierlichkeiten zu verschweigen.

Es ist unmöglich, auf die Vielzahl der Themen und angesprochenen Fragenkomplexe einzugehen, da das System der gleichzeitig tagenden Sektionen nur einen kursorischen Einblick zuläßt. Einige Punkte seien aber doch noch erwähnt, und hier nicht zuletzt der öffentliche Abendvortrag von Rolf W. Brednich über „Erinnertes und Vergessenes aus der Göttinger Stadt- und Universitätsgeschichte“, der sich vor allem mit dem nicht immer ausgeglichenen Verhältnis zwischen alteingesessener städtischer Bevölkerung und der Gruppe der Universitätsangehörigen bzw. der Studenten befaßte.

Einen weiteren Schwerpunkt bildete das Filmforum unter der Leitung von Edmund Ballhaus (Göttingen), wo „Klassiker“, wie die Filme von Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg), zu sehen waren, neben neueren Produktionen von Ulrich Schlupf (Zürich), Edmund Ballhaus, Friedrich Kappeler und Pio Corradi (Basel), Franz Grieshofer (Wien), Iris Barbara Graefe (Donnerskirchen) oder Marijana

Stoisits (Hamburg/Wien). In den Diskussionen zu den Filmen hatte man allerdings oft den Eindruck, daß vielen Zuschauern der Einblick in die reale Situation des Filmmachens fehlt, in die technischen Möglichkeiten ebenso wie in die gestalterischen. Für ein Filmforum wie jenes in Göttingen oder auch das geplante in Salzburg wäre es zudem notwendig und an der Zeit, aus dem selbstgeschaffenen Ghetto des Kreises der Fachkollegen endlich herauszutreten und die Konfrontation mit dem eigentlichen Publikum zu suchen. Es wären dabei sicher wichtige und richtungsweisende Erfahrungen zu machen. Zu bedauern war diesmal, daß diese interessante und anregende Veranstaltung gleichsam im Schatten des Kongresses abließ und z. B. der Film von M. Stoitsits, „Und damit tanzen sie noch immer – Stinjacke cizme“, den die Berichterstatterin nach wie vor für ein besonders gelungenes Beispiel eines Films mit volkskundlich-wissenschaftlichem Anspruch und dennoch großer Publikumswirksamkeit hält, gleichzeitig mit dem Abschlußvortrag von Tamás Hofer (Budapest) stattfand. Dieser Vortrag, der sich mit der gegenwärtigen Situation des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs in Ungarn auseinandersetzte, zeigte deutlich die emotionale Betroffenheit des Vortragenden angesichts der durchgreifenden Umstrukturierung seiner Heimat. Die „teilnehmende Beobachtung“ anläßlich des Begräbnisses von Imre Nagy war so von etwas zu viel innerer Teilnahme und zu wenig Beobachtung geprägt, wie der Vortragende auch selbst zugab, während der historische Teil des Vortrags, der auf die wechselvolle Auseinandersetzung mit der ungarischen Landesgeschichte (Sándor Petöfi) einging, einen wichtigen und interessanten Beitrag zum Komplex der öffentlichen Erinnerungskultur darstellte.

Der letzte Tag war den Exkursionen vorbehalten, die in die DDR, an die obere Weser, nach Duderstadt und in die Grenzlanddörfer sowie in das alte Bergbaugbiet des Harzes führten.

Erinnert man sich an diesen Kongreß, so war auffallend, daß die Diskussionen – erfreulicherweise – wenig Aggression und persönliche Angriffe aufwiesen, daß sie sachlich und ruhig verlaufen sind. Wie immer standen eigentlich zu viele Vorträge auf dem Programm, die Kontakte untereinander gerieten so etwas ins Hintertreffen. Das scheint mir bedauerlich, denn gerade in diesen Gesprächen und im informellen Austausch von Informationen und Anregungen liegt der Wert einer internationalen Veranstaltung. Trotz der wunderbaren selbstgebackenen Kuchen der Göttinger StudentInnen war auch diese Universität kein Ort, der eine einladende Atmosphäre vermittelte, und ein Mangel war sicher auch, daß außer dem Empfang beim Bürgermeister am ersten Abend keine gemeinsamen abendlichen Veranstaltungen stattfanden. Vor allem im Anschluß an Rolf W. Brednicks Vortrag hätte man eine diesbezügliche Gelegenheit schaffen sollen. Die Göttinger Studenten und das gesamte Personal des Seminars für Volkskunde haben den Ablauf der gesamten Tagung umsichtig und gut organisiert, und Rolf Brednich mag es nicht bereuen, dem Ruf an eine andere Universität nicht gefolgt zu sein.

Abschließend stellt sich für den Gegenwartsvolkskundler aber dennoch die Frage, ob die überaus weitreichenden Veränderungen, die zur Zeit Mittel- und Osteuropa betreffen, auch registriert werden. Wenn A. Lehmann über sein Projekt der Integration von Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg berichtet, kann man kaum umhin zu denken, daß gerade jetzt Tausende Menschen aus Ostdeutschland in die Bundesrepublik kommen, daß jetzt der Zeitpunkt wäre, eine Entwicklung mitzuvollziehen, aufzuzeichnen, daß Erinnern und Vergessenwollen jetzt konkret zu

erfragen wären und die Volkskunde nicht wieder warten sollte, bis einige Jahrzehnte vergangen sind, um dann ein – notgedrungen – verzerrtes und verwischtes Bild mühsam zu rekonstruieren, das in vielerlei Hinsicht nicht mehr überprüfbar ist. Andreas Kuntz brachte das Beispiel des „Überlebenskoffers“ aus der Kriegszeit, wer aber schaut jetzt was die Aussiedler der achtziger Jahre im Rucksack oder im Plastiksack mit sich nehmen . . .

Eva Kausel

**Bericht vom 22. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises  
für Keramikforschung vom 11. bis 14. Oktober 1989  
im Braunschweigischen Landesmuseum in Braunschweig**

Die Gastfreundschaft des Braunschweigischen Landesmuseums, vertreten durch seinen Direktor, Gerd Biegel, und umfängliche, im Stillen geleistete Vermittlung des langjährigen Bekannten und Freundes des Arbeitskreises, Josef Daum, verhalfen zu einer erfolgreichen Durchführung des Symposiums. Die gegenüber dem Düsseldorfer Symposium von 1988<sup>1</sup> mit seinen, wegen der besonderen Umstände des Stadtjubiläums extrem zahlreichen Teilnehmern, vornehmlich aus dem Bereich der regionalen Archäologie, geringere Teilnehmerzahl (ca. 60 aus sechs Ländern: Bulgarien, Bundesrepublik, ČSSR, DDR, Österreich und Ungarn) begünstigte sehr viele Tischgespräche und die daraus resultierenden neugeknüpften Kontakte.

Zum Verlauf: Nach einem bereits sehr gut besuchten, geselligen Beisammensein am Dienstagabend in dem nur Stunden vorher eröffneten Museumsbistro war der Mittwochvormittag den Beiträgen der Mitarbeiter am gastgebenden Landesmuseum vorbehalten. W. Steinmetz gab anhand der vorliegenden Grabungen und Fundbestände eine Übersicht über die Entwicklung der Keramik in der Region. I. Simon referierte über die reichen pharmazeutischen Gefäßbestände des Hauses, die in typischer Auswahl auch bei der Neuaufstellung des Museums berücksichtigt worden waren. Das wahrscheinlich „älteste“ Thema aller bisherigen Symposien von V. Nikolov: Hausrat eines jungsteinzeitlichen Hauses in Sofia, fand das ungeteilte Interesse aller Zuhörer. Der überraschend gut erhaltene irdene Hausrat mit einer kaum bekannten Vielfalt von großen aufgebauten Vorratsgefäßen hinterließ auch bei den „Neuzeitlern“ großen Eindruck. Die Mühe, die sich J. Kybalova vom Kunstgewerbemuseum Prag bei der sorgfältigen Vorbereitung ihres Beitrages über Fayencen aus Braunschweig im Prager Museumsbestand gegeben hatte, konnte nicht die angemessene Würdigung finden, da örtliche Kompetenzen bedauerlicherweise nicht erschienen waren. Der Nachmittag begann mit dem Bericht von F. Kalesny zu einem mittelalterlichen Ofenfund aus Bratislava, führte in einem großen zeitlichen Sprung zu einem ethnologisch orientierten Beitrag von I. Schütz über (heutige) Formen und Funktionen traditioneller Töpferware aus Ostspanien (Alicante) zu Fragen nach dem Ursprung und Vorbild der Hafner-/Töpferzeichen auf der graphitierten Schwarzware aus Obernzell an der Donau. R. Hammel konnte dabei die bisher nicht berücksichtigten Verbindungen der Grafen von Griesbach mit den Babenbergern herausarbeiten, die sich wohl auch in Art und Verwendung der Marken äußerten. Wenn auch geographisch nicht zusammengehörig, so doch zeitlich verbunden,

<sup>1</sup> Bericht: Beiträge zur Keramik 3, Düsseldorf (Hetjens-Museum), 1989, und (ausführlich): Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 15 (1989), im Druck.

waren die Beiträge von Th. Westphalen über Keramikfunde des 16. Jahrhunderts aus Heide/Holstein mit Beispielen gemodelter Teller, wie sie bisher kaum bekannt waren, und von M. Henkel zu Kachelfunden aus Hildesheim und ihrer systematischen Bearbeitung. Nachdem wissenschaftliche Abhandlungen über umfangreichere Kachelkomplexe seit längerem nicht mehr publiziert wurden oder sich zum Teil monoton an die Gliederung des Bandes von R. Franz anlehnen, brachten die Überlegungen Henkels zur Gliederung bestimmter Kachelgruppen einige neue Aspekte. Th. Moritz rekonstruierte anhand zum Teil sehr kleiner Fragmente die Struktur der Kacheln und Öfen auf Burg Plesse aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und bewies die Verwandtschaft zu intakten Objekten in hessischen Museen. Erste Untersuchungen an den Ascherückständen dieser Öfen mit Hilfe des Archäomagnetismus wurden von R. Kleinschmidt beschrieben. Beiträge zur Baukeramik des 19. Jahrhunderts sind in Deutschland außerordentlich selten, und so konnte H.-P. Mielke viele Zuhörer mit Auszügen aus seinen reichen Katalogbeständen dieser Zeit überraschen. Zwei für Mittwoch vorgesehene Beiträge (H. W. Mechelk, Glasierte Irdenware der Renaissancezeit, und H. Klusch, Entwicklung des Kachelofens in Rumänien) mußten wegen nicht erteilter Reise genehmigungen bedauerlicherweise erneut ausfallen (wie in Düsseldorf 1988).

Über die zahlreichen Schwierigkeiten, sicher zwischen Salzglasur, Salzanflug und Ascheanfall usw. immer korrekt zu unterscheiden, bestand nach dem Referat von W. Matthes am Donnerstagvormittag kaum noch eine Meinungsverschiedenheit. Resultat: Bei der Benennung entsprechender Scherbenoberflächen ist noch vorsichtiger als bisher zu verfahren. Großes Interesse fanden auch die beiden „Drehscheiben“-Beiträge. R. Bergmann beschrieb einen umfangreichen Werkstattkomplex aus Dortmund-Groppenbruch, als dessen für die Zuhörer wahrscheinlich wohl wichtigsten Fundanteil sich die umfangreichen Reste einer hölzernen Töpferscheibe aus dem 13./14. Jahrhundert erwiesen. Konstruktive Details lassen vermuten, daß es sich noch nicht um eine schnelllaufende Scheibe handelte, sondern um eine Konstruktion in der Art einer „tournette“ usw. In jedem Fall ein wichtiger Nachweis, wahrscheinlich derzeit das älteste Beispiel in Deutschland. Wichtige Entwicklungslinien der Drehscheibenverwendung, vornehmlich im Rheinland, zeigte B. Kerkhoff-Hader auf. Auf den Abdruck dieses Beitrages warten viele der Teilnehmer, da seit A. Rieths Monographie und H. Löberts Beitrag in „The many dimensions of pottery“ 1984 kaum noch einschlägige Beiträge erschienen sind. Am Donnerstagnachmittag teilten sich die Teilnehmer in zwei Gruppen auf und besichtigten entweder die reichen Keramikbestände des Herzog-Anton-Ulrich-Museums oder interessierten sich für die sooft zitierte Formsammlung der Stadt Braunschweig mit ihrer gelegentlich bunten Mischung von Provenienzen und Datierungen bei den keramischen Gefäßen. Nach den zum Teil sehr breit angelegten Führungen durch die neuen Schauräume des Landesmuseums trafen sich dann auf Einladung der Handwerkskammer wieder alle zu einem ausgedehnten Empfang in den stilvollen Räumen eines alten Bürgerhauses.

Hans-Georg Stephan hatte für den Freitag eine reichhaltige, vornehmlich keramische Exkursion nach Südwesten vorbereitet: Den meisten nur aus der Fachliteratur bekannte Orte, wie Coppengrave und Duingen, aber auch Bad Münder, wurden nun Realität mit einer Überfülle einschlägiger Eindrücke, wobei vielleicht Duingen mit seinem Museum und zwei voluminösen Privatsammlungen an erster Stelle zu nennen ist.

Am Schlußtag (Samstag) forderten weitere Vorträge erneut die konzentrierte Aufmerksamkeit der Anwesenden. Die Untersuchung von G. Duma zur Entwicklung der Bleiglasuren in Ungarn zeigten ein weiteres Mal, wie wenig von diesen technologiegeschichtlichen Fragen bisher wirklich gründlich bearbeitet ist. „Formung und Form – Paul Stieber neugelesen“ von K. Köstlin eröffnet hoffentlich wieder mit seinem Nachzeichnen der verschiedenen Linien, die zu Stiebers breit angelegtem Aufsatz geführt hatten, die weitgehend ruhende Diskussion zur Theorie in der Keramikforschung<sup>2</sup>. Zu Recht wies Köstlin darauf hin, daß P. Stieber sehr oft nahezu rituell und aus dem Zusammenhang gerissen zitiert würde. – Kaum erforschten Themen widmeten sich E. Cserey und B. Messerli-Bollinger mit ihren Berichten zum Kachelofenbau in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Erzeugnisse der Fleischmannschen Kunstanstalt in Nürnberg; Anfänge der Hafnerei Keiser in Zug). Wohl vom ersten groß angelegten archäologischen Projekt an einer neuzeitlichen Hafnerei in Osttirol (Abfaltersbach) berichtete K. Spindler. Dieser Beitrag wies auch auf die Möglichkeiten hin, die sich bei einer ähnlichen Situation in Lienz eröffnen können, von der H. Stadler bereits am Vortage berichtet hatte.

Am Nachmittag referierte zunächst K.-P. Arnold über die Geschichte der Meissener Blaumalerei<sup>3</sup>, deren bekanntestes Beispiel, das vielfach imitierte „Zwiebelmuster“ sehr verbreitet ist, aber selten so im historischen Zusammenhang wie in diesem Beitrag geschildert wird. Die „jüngste“ Forschungsrichtung kam auch wirklich zum Schluß: Beiträge zum „Braungeschirr“. Zunächst beschrieb R. Weinhold einige Entwicklungslinien des „Braungeschirrs“ in der Oberlausitz und technische Verfahren einer noch heute produzierenden Töpferei in diesem Gebiet (Fromhold). Die Erzeugnisse würden zunächst jeden nicht besonders Geschulten zu einer Zuweisung nach „Bunzlau“ veranlassen. Diese warnende und zunächst eher punktuelle Einführung wurde dann von E. Lippert grundsätzlich vertieft durch die nur vermeintlich trockene Aufzählung der unendlich vielen Produktionsorte und -zentren, die ausweislich der Adreßbücher der keramischen Industrie aus dem frühen 20. Jahrhundert optisch gleich aussehendes „Braungeschirr“ herstellten und weithin verhandelten. Angesichts dieser unbestreitbaren Vielfalt erweist sich eine Namensgebung für lehmglasierte (hochgebrannte) Irdenware als „Bunzlau“ einfach als falsch. Zu bedenken bleibt, daß auch die Begriffe „Braungeschirr“ oder „Braunware“ im Gegensatz zum rein technologisch definierten, neutralen Namen „lehmglasierte (hochgebrannte) Irdenware“ ebenfalls nicht ganz präzise sind, da letztlich das technologische Hauptcharakteristikum, die Lehmglasuren, im Vergleich mit beliebigen anderen „braunen“ Glasuren grundlos unterdrückt wird. Dennoch sind „Braungeschirr“ oder „Braunzeug“ jeglicher verfälschender Ortsbezeichnung vorzuziehen. Im letzten Beitrag berichtete L. Löw von Untersuchungen mit lehmglasierten Waren aus Erlanger und Duisburger Bodenfunden. Dabei ergaben sich auch bei relativ kleinen Stichproben bereits punktuelle Unterschiede zum Warenkatalog

---

<sup>2</sup> Beispiele für die wenigen Ausnahmen: A. Kuntz: Gedanken zum Sammeln aktueller Künstlerkeramik. In: Beiträge zur Keramik 3 (1989); s. Anm. 1. – A. Kuntz: Biographisches Erinnern und keramische Produktion – Zur biographischen Methode in der Sachkultur-Forschung. In: Sichtweisen der Volkskunde (Hg. A. Lehmann und A. Kuntz). Berlin – Hamburg 1988, S. 381–393.

<sup>3</sup> Gleichzeitig lief im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe die gleichnamige Ausstellung mit einem wichtigen handbuchartigen Katalog mit identischem Titel.

vorhandener Preislisten usw. Weitere Untersuchungen müssen diese Verhältnisse von archäologisch geborgenen, neuzeitlichen Funden und zu den zeitgleichen Preislistenangeboten abklären.

Der Arbeitsbericht (W. Endres) erinnerte an die Treffen der beiden letzten Jahre und wies auf in Druck befindliche Veröffentlichungen hin (Symposiumsbericht vom 22. IHS in Düsseldorf = Beiträge zur Keramik 3, Düsseldorf, Hetjensmuseum, 1989. – Volkstümliche Keramik aus Europa, Band 3. Institut für Volkskunde, München, 1989/90). Museumsdirektor G. Biegel bot die Publikation von Beiträgen des diesjährigen Symposiums an, sofern die Redaktion vom Arbeitskreis (W. Endres) verbindlich übernommen wird und die Termine usw. eingehalten werden (Manuskriptabgabe usw. wird noch in einzelnen Anschreiben an die Autoren bekanntgemacht). Das 23. Symposium findet 1990 in der Woche zwischen 15. und 21. Oktober im Schwäbischen Bildungszentrum in Irsee bei Kaufbeuren (Bayerisch-Schwaben) statt. Das erste Einladungsanschreiben ist im Mai 1990 zu erwarten. Für 1991 und 1992 sind Symposien in Montabaur (Westerwald) und Lienz (Osttirol) im Gespräch.

Werner Endres

#### Dr. Mária Kresz †

Am 1. September 1989 ist Mária Kresz in ihrer Wohnung in Budapest entschlafen.

Ihre Eltern, international bekannte Künstler, der ungarische Vater, Géza de Kresz, als Violinvirtuose, die englische Mutter, Nora Drewett, als Pianistin, schlossen noch vor Beendigung des Ersten Weltkrieges ein privates Friedensabkommen und heirateten. Mária Kresz wurde am 4. Juni 1919 in Berlin geboren; sie war immer von Freude darüber erfüllt, daß sie pünktlich das Licht der Welt erblickt hatte.

Die ersten Jahre nach der Hochzeit lebte die junge Familie hauptsächlich in Berlin, Mária Kresz wuchs mit drei Sprachen auf. Neben Ungarisch und Englisch wurde auch Deutsch gesprochen, denn einer ihrer Vorväter war als Kaufmann aus Merseburg nach Budapest gezogen, und von den Nachkommen, unter denen der Großvater von Mária Kresz als Mediziner und Begründer des Rettungswesens der Hauptstadt am bekanntesten wurde, ist die Herkunft und die Beziehung zur deutschen Kultur immer geachtet und gepflegt worden.

In den 1920er Jahren wurde nach Toronto, Kanada, übersiedelt. Die Eltern hatten sehr viele Konzerte in den Vereinigten Staaten, Kanada und Europa. Gegen Ende dieses Jahrzehnts unterrichteten sie einige Jahre während der Sommermonate am Mozarteum in Salzburg, sie kamen aber trotz der vielen Aufenthalte im Ausland sehr oft nach Ungarn zurück. Für Mária Kresz waren das alles Gegebenheiten, die ihr verschiedenartigste Erlebnisse und Eindrücke brachten.

Der Schulbesuch begann für Mária Kresz in Budapest bei den Nonnen zum Sacré-Cœur. Sie hielt es dort aber wegen des Schmerzes über die Trennung von ihren Eltern nicht lange aus, sodaß sie nach Kanada geholt wurde und dort die Schule fortsetzte. Sie mußte aber nach dem Willen ihres Vaters auch in Budapest die Prüfungen über den Stoff des jeweiligen Jahrganges ablegen. Die Absicht des Vaters war es, die Tochter nicht nur zu einem weltoffenen Geist zu führen, sondern auch für ihre patriotische Erziehung zu sorgen. Deshalb waren auch die Tage der Überfahrt auf dem Schiff von einem Kontinent zum anderen der gemeinsamen Vorbereitung auf die Prüfungen in der Heimat gewidmet. Die anschließenden Sommerferien wurden

dann im Haus der Familie in Kápolnásnyék verbracht, das auf der Kuppe eines Hügels nahe des Velence-Sees lag und von einem großen Park umgeben war. Hier konnte von früh bis spät Musik gehört werden, klassische Musik, denn die Eltern gaben besonderen Schülern, die aus der ganzen Welt hierher kamen, Unterricht. Ebenso wurden Bartók und Kodály, die der Vater bewunderte, gespielt, und auch seine starke Beziehung zur Volksmusik wurde zum Ausdruck gebracht. Von hier aus fuhr die Mutter mit der Tochter wöchentlich auf den Markt von Csákvár, um alles Nötige für die Küche und den Haushalt zu kaufen – darunter auch Erzeugnisse der Csákvärer Hafner, z. B. Kannen und Krüge, die als Vasen für Blumen auf die Stilmöbel gestellt wurden – und um das bunte Leben und die Leute in ihren Trachten zu bewundern. Aus Begeisterung für ungarische Kleidung trug sie solche selbst, zu Hause, auf der Straße, und trat damit auch in Konzerten auf. Hier gab es viel Gesellschaft, hierher kamen viele Freunde der Eltern zu Besuch, wie Amice M. Calverley, die damals berühmt war für ihre malerischen Reproduktionen antiker Wandmalereien und Hieroglyphen, und die sehr aufgeschlossen war für jede Art von Volkskunst. In ihrem kleinen Auto nahm sie Mária Kresz einige Male mit auf Fahrten in Gegenden, die für ihre Volkskunst bekannt waren, so auch in die große Tiefebene.

Nach der Grundschule und kurzzeitigem Unterricht in Székesfehérvár besuchte Mária Kresz das St.-Margit-Gymnasium in Budapest, wo sie ihre Matura ablegte. Anschließend verwirklichte sie ihren damaligen Berufswunsch und arbeitete als Gärtnerin. Die Begeisterung dafür legte sich jedoch nach einem Jahr. Erst danach hörte sie von dem Fach Ethnographie, das ihren Berufsvorstellungen entgegenzukommen schien und das sie 1939 an der Universität Budapest zu studieren begann. Bereits vor Abschluß ihres Studiums trat sie mit 1. Februar 1943 in das Ethnographische Museum in Budapest ein. Ihre Dissertation schrieb sie über bäuerliche Kindererziehung im Dorfe Nyárszó (heute Nearşova, Rumänien), eine Studie, wie das Kind in die Traditionen der Gesellschaft hineinwächst.

Die Umstände während des Zweiten Weltkrieges ließen Mária Kresz nicht unberührt, sie bezog Stellung dazu. Mitleid und Nächstenliebe waren für sie keine leeren Worte. Sie teilte Lebensmittel mit vielen Leuten, sie kochte für alle, die hungrig zu ihr kamen. Bei ihrem zuständigen Pfarramt erbat sie sich nicht die Neuaustragung nur eines Taufscheines, sondern gleich von zehn Exemplaren, deren Eintragungen dann von Freunden chemisch radiert und durch solche für verfolgte Menschen ersetzt wurden. Oder: Sie teilte ihre Personalpapiere mit einer jungen jüdischen Akademikerin, so daß eine Zeitlang zwei Personen mit dem Namen und den Daten von Mária Kresz in Budapest lebten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Mária Kresz Kustos der Keramik-Sammlung des Ethnographischen Museums. Im Zuge der Neuaufstellung bzw. Unterbringung der kriegsgesichert gewesenen Museumsobjekte wurde der gesamte Sammlungsbestand von ihr umorganisiert, systematisch neu untergebracht, die Grundstruktur der heutigen Sammlung geschaffen. Bereits etwa zwei Jahre später, als die Aufteilung schon weitgehend abgeschlossen war, legte sie darüber einen Bericht vor. Mit welchem beispielhaften persönlichen Einsatz Mária Kresz in den folgenden Jahren einerseits die Sammlung keramischer Erzeugnisse zu vermehren imstande war, kann allein schon der Statistik in der Festschrift zu ihrem 60. Geburtstag entnommen werden. Andererseits soll daran erinnert werden, daß es ihr zu verdanken ist, daß zahlreiche der schönsten und wertvollsten Keramiken, die von politischen Beauftragten

aus der Sammlung des Museums als Geburtstagsgeschenk für Stalin ausgewählt worden waren, doch nicht das Land verließen, weil Mária Kresz diese – wohl im (vielleicht auch nur stillschweigenden) Einverständnis einzelner Freunde in entscheidenden Positionen – zu nachtschlafender Zeit durch andere, weniger bedeutungsvolle Objekte ersetzte.

Während ihrer dreißigjährigen Kustodentätigkeit verfaßte Mária Kresz eine große Zahl von fachspezifischen Artikeln, viele davon von richtungweisender und grundsätzlicher Bedeutung. Sie forderte als erste die Darstellung der Entwicklung keramischer Erzeugnisse nach datierten und signierten Stücken, schrieb über die Materialien, Formen, Typen, verfaßte mehrere Monographien, erstellte eine Typologie zur ungarischen Keramik, behandelte folkloristische, stilkritische und forschungsgeschichtliche Probleme. In ihren Aufsätzen überschritt sie immer wieder die Landesgrenzen, betrachtete die Probleme in ihren historischen Zusammenhängen und internationalen Beziehungen. Viele ihrer Arbeiten erschienen in ausländischen Fachzeitschriften. Intensiv nahm sie auf internationalen Tagungen zur Keramikforschung Anteil. Ihrer Initiative ist es zuzuschreiben, daß auf mehreren internationalen Kongressen der letzten Jahre Resolutionen gegen die Benachteiligung und Unterdrückung von Minderheiten und der Zerstörung ihrer Kulturgüter gefaßt wurden.

Mária Kresz sah ihre wissenschaftliche Arbeit jeweils erst abgeschlossen, wenn sie deren Ergebnisse in der Öffentlichkeit vorgestellt hatte, wenn sie ihre Erkenntnisse weitergeben konnte. Daher hat sie auch viel publiziert, viele Vorlesungen und Vorträge gehalten und vor allem immer wieder Ausstellungen gemacht, einige davon größeren Umfanges, und viele kleine und kleinere, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den Städten des Landes. Zahllos sind die Ausstellungen, die sie angeregt oder unterstützt oder an denen sie selbst mitgearbeitet hat. In diesem Zusammenhang ist auch ihre tätige Anteilnahme an der Pflege ungarischer Volkskeramik zu sehen, indem sie zahlreiche alte Töpfer im Land darin bestärkte, weiterhin Gegenstände im traditionellen Formen- und Dekorgut zu erzeugen und über mehrere von ihnen auch Monographien verfaßte, ebenso vielen jungen Keramikern den Zugang zu den Schätzen der Vergangenheit eröffnete. Mária Kresz hat die Bedeutung der Erziehung nach ihrer Doktorarbeit später mehrfach von verschiedenen Blickrichtungen wieder aufgegriffen und behandelt. Ihre Überzeugung fand praktische Anwendung in Ausstellungen oder in Publikationen, in denen sie in leicht faßlicher Form die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschung zur Keramik darstellte oder in einem Leporello, wo für Kinder verschiedene Keramik-Typen in spielerischer und lustiger Weise vorgestellt wurden.

Mária Kresz wurde Mitte der 1950er Jahre europaweit bekannt durch ihr großartiges zweibändiges Quellenwerk zur ungarischen Tracht zwischen 1820 und 1867, das im Jahr nach dem Erscheinen auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Heute kennt dieses Werk jeder, der sich mit der Textilforschung befaßt. Ihr beständiges Interesse an der Kleiderforschung führte sie auch dahin, daß sie vor zehn Jahren ein weiteres wichtiges Werk auf diesem Gebiet vorlegen konnte, die Untersuchung zu volkstümlichen ungarischen Kürschnerarbeiten.

Anhaltend beschäftigten Mária Kresz auch Fragen zur Volkskunst. Bereits in ihrem ersten Aufsatz dazu brachte sie zahlreiche Probleme zur Sprache. An vielen Stellen ihrer Aufsätze zu keramischen Erzeugnissen finden sich diesbezügliche

Überlegungen. Ausführlich behandelte sie dieses Thema in einer forschungsgeschichtlichen Untersuchung und in einer monographischen Studie.

Ihre Forschungen zur ungarischen Keramik zu publizieren, blieb Mária Kresz versagt. Die Manuskripte zu zwei unterschiedlich großen Werken liegen, zum Teil unvollendet, vor. Es ist zu wünschen, daß sie in angemessener Form zum Erscheinen gebracht werden können. Es ist auch sehr zu hoffen, daß der übrige vielfältige Nachlaß in verantwortungsbewußter Weise zum Andenken dieser einzigartigen Forscherin, zum Nutzen der Wissenschaft, zur Ehre des Landes gesichert werden wird.

Das letzte Buch, das Mária Kresz – gemeinsam mit einem jungen Musikwissenschaftler – abschließen konnte, war die Darstellung des musikalischen Lebens ihrer Eltern; Tag und Nacht, schrieb sie mir noch Mitte August, arbeitete sie in der letzten Zeit daran, und: alles ist jetzt Musik.

Totaler Einsatz und totale Hingabe kann durch das ganze Leben und Schaffen von Mária Kresz beobachtet werden, in unterschiedlicher Weise konnte es in Erscheinung treten.

Wir haben eine Dame verloren.

Wir sollten sie nie vergessen.

Günter Kohlprath

## Literatur der Volkskunde

**András Cserbák (Bearb.)**, Magyar Néprajzi Bibliográfia – Ungarische volkskundliche Bibliographie – Hungarian Folklore Bibliography 1988. Budapest, Néprajzi Múzeum, 1989, 65 Seiten, 911 Nummern.

Die seit 1971 bestehende ungarische Bibliographie legt hiermit ihren neuesten Band, das Jahr 1988 betreffend, vor. Bearbeitet und herausgegeben am Ethnographischen Museum Budapest, stellt dessen Direktor Tamás Hoffmann in seinem Vorwort die Ziele der nächsten Zukunft vor. Hier scheint vor allem das neugeschaffene Sachverzeichnis wichtig, das mit dem Schlagwortkatalog der Museumsbibliothek korreliert. Für die nächsten Bände ist geplant, dieses Sachverzeichnis zweisprachig zu verfassen, um so aus der sprachlichen Isolierung herauszutreten und einem größeren Interessentenkreis auf diese Weise einen Zugang zur ungarischen volkskundlichen Literatur zu ermöglichen. Die angesprochene Möglichkeit, die Titel der aufgenommenen Werke ebenfalls mit einer Übersetzung zu versehen, scheint in diesem Zusammenhang ebenfalls begrüßenswert.

Nachdem die Diskussion um die Systematik von Bibliographien wiederum eröffnet worden ist, scheint es hier am Platz, kurz diejenige der ungarischen Bibliographie anzuführen. Das Inhaltsverzeichnis weist die Überschriften zweisprachig, d. h. in Ungarisch und Deutsch, aus. Die Gliederung sieht folgende Punkte und Untergruppen vor:

A. Allgemeiner Teil: I. Bibliographie, Atlas; II. Forscher; III. Wissenschafts- und Forschungsgeschichte; IV. Allgemeine theoretische und methodische Fragen; V. Schriften mit zusammenfassendem und verschiedenem Inhalt; VI. Sammel- und Forschungsberichte; VII. Folklorismus; VIII. Ethnographische Filme, Photographie; IX. Persönliche und wissenschaftliche Berichte; X. Organe und Institutionen der Volkskunde; XI. Denkmalpflege.

B. Landschaften, Ethnische Gruppen: I. Landschaften, Siedlungen; II. Ethnische Gruppen.

C. Themenkreise: I. Siedlung, Bauwesen, Wohnhaus; II. Landwirtschaft, Pflanzenbau, Waldwirtschaft, Geräte; III. Sammelwirtschaft; IV. Fischfang; V. Bienenzucht; VI. Viehwirtschaft, Hirtenleben; VII. Handel, Messen, Maße; VIII. Verkehr, Lastenbeförderung (richtig statt: Lastenträgung), Benachrichtigung; IX. Nahrung; X. Technologie, Mühle; XI. Volkskunst; XII. Volksindustrie, Handwerk und Kleingewerbe; XIII. Möbel und Wohnkultur; XIV. Keramik; XV. Tracht, Schmuck; XVI. Gesellschaft, Sozialanthropologie; XVII. Recht; XVIII. Volksglaube,

Religion, Mythologie; XIX. Heilkunst, Tiermedizin, Naturkenntnis; XX. Brauch; XXI. Volksdichtung; XXII. Schriftliche Volkskunde; XXIII. Volksmusik, Volksmusikinstrumente, Musikgeschichte; XXIV. Tanz; XXV. Spiel, Schauspiel.

Ein Autoren- und Personen- sowie ein Sachregister ergänzen den Band. Ein Ortsregister wäre sicher eine zusätzliche Hilfestellung, ferner scheint es mir besser, Autoren von „behandelten Personen“ zu trennen, d. h. ein reines Autorenverzeichnis anzulegen. Über die Systematik wäre einiges zu sagen, sowohl was die Strukturierung als auch was die logische Abfolge betrifft, aber hier sind die Gespräche der Arbeitsgruppe der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie und jene der ARGE Österreichische Volkskundliche Bibliographie erst wieder in Gang gekommen, so daß man jetzt noch keine Kritik üben soll. Auch in Ungarn wird, laut Aussage des Bearbeiters, bereits die EDV zur Erstellung der Bibliographie eingesetzt. Sollte die Idee der Zweisprachigkeit bei Registern und eventuell Titeln in die Tat umgesetzt werden, wollen wir im Sinne gutnachbarschaftlicher Beziehungen gerne unsere Hilfe bei der Formulierung der deutschen Texte anbieten. Es ist schade, wenn wichtige Gedanken oder auch bibliographische Hilfestellungen durch ein etwas holpriges Deutsch oder eine unglückselige Wortwahl beeinträchtigt werden.

Graphisch sind die Titel übersichtlich angeordnet, und es ist vor allem hervorzuheben, daß die ungarische volkskundliche Bibliographie auf aktuellstem Stand ist!

Eva Kausel

**Hans-Georg Wehling (Red.),** Heimat heute. Mit Beiträgen von Hermann Bausinger u. a. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz, W. Kohlhammer, 1984, 100 Seiten.

„Heimat“ hat wieder Saison. Allerdings nicht die Blut-und-Boden-Heimat nationalistischer Prägung und auch nicht jene – von ersterer kaum zu trennende – diverser „Heimatschutzbewegungen“ (deren Nachfahren mancherorts immer noch existieren und sich sogar öffentlicher Förderung erfreuen dürfen); gemeint ist vielmehr ein „neuer“ Heimatbegriff, der die eigene, engere Lebenswelt umfaßt, die (Groß-)Stadt nicht ausschließt und wesentlich von den Aktivitäten der in den Regionen Lebenden getragen wird: „Heimat als Aneignung und Umbau gemeinsam mit anderen, Heimat als selbst mitgeschaffene kleine Welt, die Verhaltenssicherheit gibt, Heimat als menschlich gestaltete Umwelt“, wobei sich Heimat und offene Gesellschaft nicht mehr ausschließen – so ein Fazit des Beitrages von Hermann Bausinger in diesem schmalen, aber wichtigen Band, der seit seinem Erscheinen vor einigen Jahren nichts an Aktualität verloren hat. Er vereint Aufsätze zweier Volkskundler/Kulturwissenschaftler (Hermann Bausinger, Albrecht Lehmann), eines Philosophen und Pädagogen (Otto Friedrich Bollnow), eines Landschaftspflegers und Naturschützers (Konrad Buchwald), eines Historikers (Rainer Jooß) sowie eines Politikwissenschaftlers (Hans-Georg Wehling). Die Zugänge zu „Heimat heute“ sind unterschiedlich, die Ziele ähnlich – H.-G. Wehling (der als Referatsleiter der herausgebenden „Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg“ die Redaktion des Buches übernommen hat) sieht sie u. a. in einer „Heimatkunde . . .“, die keinen Bogen macht um Widerwärtiges und Abgründiges, sondern sich stellt. Eine Heimatkunde, die zu historischem Verstehen und wertender Auseinandersetzung gleichermaßen befähigt. Eine Heimatkunde, die die Augen öffnen will: eine ‚aufgeklärte Heimatkunde‘ also.“ Solch „aufgeklärte Heimatkunde“ („die darauf aus ist, daß der

Mensch sich in seinen sozialen und räumlichen Bezügen, in seinem historischen Herkommen, aber auch in seinen historischen Verstrickungen sehen und verstehen lernt“ – so Wehling im Vorwort) bedarf einer Klärung auch ihrer eigenen Geschichte und Begriffe: sie liefert einleitend H. Bausinger in seinem Aufsatz „Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte“. Der Autor geht in ihm den Definitionen sowie der Geschichte des Heimatbegriffs nach, zeigt seine unterschiedlichen, auseinanderlaufenden Implikationen auf, sieht nicht zuletzt auch für die gegenwärtige Heimatrenaissance gewisse Gefahren heraufziehen, sofern man „Heimat“ nicht als Idee sieht, „menschenswürdige Verhältnisse zu schaffen“ – wozu alle ihren Beitrag zu leisten haben. O. F. Bollnow schließt an mit „philosophischen Betrachtungen“ (so der Untertitel) zu „Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit“, in denen er auf Vertrautheit, Sicherheit, welche Heimat bietet, hinweist und gleichzeitig auf die Verantwortung, die man für seine Umwelt trägt (weshalb „Heimat“ auch eine Aufgabe für die Erziehung sei). Gerade deshalb nimmt es eigentlich wunder, daß Bollnow „Heimat“ nicht als einen politischen Begriff sieht und in ihr auch keinen politischen Anspruch wahrnimmt. Dem stehen die „Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat“ gegenüber, die Konrad Buchwald mit dem Titel „Heimat heute: Wege aus der Entfremdung“ überschrieben hat und die er nach einem Definitionsversuch („Heimat ist die menschliche wie landschaftliche Umwelt, an die wir uns rational wie emotional gebunden fühlen, die Identität gibt“) mit folgendem Absatz ausklingen läßt: „Sicherung und Schaffung von Heimat heißt letzten Endes, der Entfremdung entgegenzuwirken. Es kann dies nur ein langfristiger Prozeß sein mit allen gesellschaftlichen und ökonomischen Konsequenzen, der Weg zu einer im tiefsten Sinne ‚humanen‘ Gesellschaft und Umwelt. Wenn die ‚nachindustrielle‘ Gesellschaft eine solche humane Gesellschaft werden soll, so muß sie die menschlichen, psychischen wie ökologischen Grundbedürfnisse zu den Kriterien für eine humane Umwelt machen. Nur dann kann der moderne Mensch Heimat erfahren. So gewinnt Heimat eine enorm politische Dimension.“ Auch der Historiker Rainer Jooß stellt in „Heimat Geschichte“ die politische Bedeutung von Heimat, speziell von Heimatgeschichte, heraus, welche er als Unterrichtsmethode sieht, die etwa anhand von Museums-, Sammlungs- und Archivbesuchen, durch Begehungen und Interviews „entdeckendes Lernen“ ermöglicht, wobei aus solcherart selbsterworbenen Einsichten so etwas wie ein Heimatgefühl entstehen mag, „wenn der Bürger eine Chance zur Mitgestaltung seiner politischen und kulturellen Umwelt hat“. Der Hamburger Volkskundler Albrecht Lehmann beschäftigt sich sodann mit „Heimat Land oder Heimat Stadt“. Nach einem Rückblick auf die ideologisch-zivilisationskritische Großstadtfeindlichkeit zeigt er anhand der Ergebnisse eines Projekts, in dessen Rahmen 86 Hamburger Männer, überwiegend Arbeiter kurz vor dem Rentenalter, ihre Lebensgeschichte und -erfahrungen erzählten, daß Verwandtschaftsbeziehungen, vertraute städtische Umwelt, Betriebszugehörigkeit, weitbekannte Leitfiguren durchaus ausreichen, um in der Großstadt (mit ihrem „Zusammenspiel von vertrauten Menschen und Orten, Erfahrungen und Erlebnissen“ – so ein Zwischentitel Lehmanns) „Heimat“ zu sehen. Dazu tragen Bindungen an und Mitgliedschaften in Vereinen wesentlich (und nicht nur in der Stadt) bei; mit Leistung und Funktionen lokalen Vereinswesens setzt sich daher abschließend Hans-Georg Wehling im Beitrag „Heimat Verein“ auseinander, wobei er neben positiven Funktionen auch bestimmte Negative (Erstarrung, mangelnde Offenheit, hierarchische Strukturen u. a.) herausarbeitet und damit

der verbreiteten These von den allein zu bejahenden Aufgaben und Zwecken von Vereinen entgegentritt.

Der angezeigte Band darf also allen Sozial- und Kulturwissenschaftlern, die sich mit Heimat, Identität, Umwelt usw. befassen, ebenso empfohlen werden wie jenen Laien, die in einschlägigen Organisationen, Initiativen usw. tätig sind. Abschließend sei jedoch betont, daß man bei allen positiven Aspekten eines emanzipatorischen Heimatbegriffs mit A. Lehmann auch „eine neue Heimatkunde wird . . . davor warnen müssen, neuerlich der Gefahr der Mystifizierung zu erliegen“.

Olaf Bockhorn

**M. G. Meraklis**, *Laografika zitimata* (Volkskundliche Fragen), Athen, Buras 1989, 287 Seiten.

Der schier unermüdete griechische Volkskundler und Literaturkritiker Michalis Meraklis hat mehrere Studien zur Wissenschaftsgeschichte, zur bürgerlichen Volkskunde und zur Gegenwartsvolkunde zusammengestellt und herausgegeben. Auch einige unveröffentlichte Arbeiten sind dabei zum Abdruck gekommen. Der Band dokumentiert zum Teil den geistigen Werdegang dieses führenden Vertreters der Disziplin in Griechenland, von der Literaturwissenschaft und Ästhetik herkommend, zuerst sich mit Märchen und Volksliteratur beschäftigend, 1967–1970 bei Ranke in Göttingen den Umbruch und Aufbruch der deutschen Volkskunde mitvollziehend und seitdem einer soziologisch orientierten Methodologie verpflichtet, in seinen Lehrjahren an der Universität Ioannina (1975–1989) beide Sichtweisen sukzessive verbindend und sich in seinen geistigen Ansätzen immer mehr einer integralen Kulturwissenschaft bzw. Kulturphilosophie nähernd, spürt der Verfasser in manchen seiner letzten Arbeiten innerhalb der historischen, politischen und ökonomischen Koordinaten des Volkslebens immer wieder die „Poesie“ des Volkswortes und die Ästhetik der Volkskunst auf, ohne jedoch darin eine romantisierende Einstellung gegenüber den Wort- und Sachzeugnissen der Volkskultur zu vertreten. Die traditionellen thematischen Schranken („Bauernvolkskunde“) sind ohnedies, schon in der „Einführung in die Griechische Volkskunde“, von der bisher zwei Bände erschienen sind, verlassen. Dies wird besonders auch in diesem Sammelband deutlich.

Der erste Abschnitt ist betitelt: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ und enthält drei Arbeiten: „Die Geschichtlichkeit der volkskundlichen Phänomene“ (S. 15–25), „Volk und Volkskultur“ (S. 26–32, schon 1976 veröffentlicht) sowie die interessante kulturanthropologische Studie „Schweigen, Lachen und Weinen. Ein kleiner Beitrag zur Erläuterung der Beziehungen der Volkskunde zur Philologie und Soziologie“ (S. 33–58, zuerst im Memorialband für K. Vurveris, Athen 1983, S. 367–384, erschienen).

Der zweite Abschnitt ist „Der Stadt und dem bürgerlichen Leben“ gewidmet und enthält folgende Aufsätze: „Bürgerliche Volkskunde“ (S. 61–64, schon 1978 veröffentlicht), „Der Stadtmensch“ (S. 65–82; in der „Laografia“ 29, 1974, S. 71–84, zuerst), „Der Stadtmensch und die Dekadenz“ (S. 83–88), „Kulturelles“ mit Themenstellungen aus dem Vereinswesen, den Vorstadttheatern und dem Fernsehprogramm (S. 89–108, zuerst 1982), „Was ist Folklorismus“ (S. 109–125, zuerst „Laografia“ 28, 1972, S. 27–38), „Langsames Entkleiden“ (S. 126–136, zuerst 1984) sowie die Studie „Volkskundliches von Athen (1834–1984)“ (S. 137–185, zuerst in „Nea Estia“ 1984, S. 211–233), Aspekte zur Stadtgeschichte, die die nur oberflächlichen Verbürgerlichungsprozesse des „Stadtvolkes“ betreffen.

Der dritte Abschnitt trägt den Titel „Der andere Raum“; gemeint ist die Nicht-Stadtvolkskunde, also der ländliche Raum. Er enthält die Studien: „Traditionelle Aspekte des Raumes“ (S. 189–203), „Zerfall und Überleben in der Volkskultur des nordgriechischen Raumes“ (S. 204–213, zuerst in „Laografia“ 29, 1974, S. 85–92; es geht um die feministische Vermarktung des „Hebammentages“ in Thrakien, einer Ideologisierung eines traditionellen Brauches), „Hochzeitslamentationen“ (S. 214–229, in deutscher Fassung in W. Puchner [ed.], Tod und Jenseits im europäischen Volkslied; Ioannina 1989, S. 65–80, vorgetragen bei der 16. Internationalen Balladenkonferenz in Kolympari auf Kreta im August 1986).

Der vierte Abschnitt bringt „Andere Fragen“; darunter „Die Maschine und der Volksmensch“ (S. 233–246, zuerst in „Laografia“ 28, 1972, S. 115–124), „Zur Volksreligion“ mit Themen aus dem Osterzyklus, zur Dämonisierung des Schweins u. a. (S. 247–271, z. T. aus Zeitungsessays), „Zur Photographie“, Gedanken zur ästhetischen Dimension des Photos und zum kulturhistorischen Wert der älteren Photographien (S. 272–287).

Einer Rezension ist es leider nicht vergönnt, dem Leser einen Eindruck vom Gedankenreichtum mancher dieser Studien und Essays zu vermitteln, die Kulturforschung im weitesten Sinne des Wortes darstellen. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit wird in der griechischen Tradition bis in die Antike ausgeholt und doch auch die heutige Zeitungsmeldung als Quelle nicht verschmäht, oder eine bezügliche Stelle aus der neugriechischen Dichtung und Prosa herangezogen, ein französischer Kulturphilosoph zitiert oder ein deutscher Märchenforscher. Hier lösen sich die engeren Fachschränken von allein auf, ohne daß dies als Programm irgendwo festgehalten wäre. Die Volkskunde ist in das weite Feld der historischen und rezenten Kulturforschung entlassen, die Fragen der Methode und der Themenwahl nähern sich dem Bereich der Kulturphilosophie.

Walter Puchner

**Dunja Rihtman-Auguštin**, *Etnologija naše svakodnevice* (Ethnologie unseres Alltagslebens). Zagreb, Školska knjiga, 1988, VII, 229 Seiten.

Der vorliegende Band mit dem ansprechenden Titel stellt in geschickter Weise eine Zusammenstellung von Forschungsthemen der letzten Jahre dar, mit denen sich die Leiterin des Zavoda za istraživanje folkloru in Zagreb auseinandergesetzt hat, und verleiht derart seinem Titel Allgemeingültigkeit und dem Buch den Charakter einer Art Handbuch der rezenten kroatischen Volkskunde. Der erste Teil (S. 9–70) ist allgemeinen theoretischen Fragestellungen gewidmet: die langzeitige Abhängigkeit der kroatischen Volkskunde von den Modellen der Wiener Kulturkreislehre und ihre sukzessive Loslösung nach den theoretischen Koordinaten der kritischen Kulturanalyse, wie sie H. Bausinger, I. Weber-Kellermann, I. M. Greverus und M. Scharfe vertreten. Die Verf. diskutiert ausführlich das Modell der Zwischschichtenkultur nach Gramsci, Clemente u. a., in dem die Gesamtkultur in eine „cultura hegemonica“ und eine „cultura subalterna“ zerfällt. Diesen bipolaren Ansatz hatte schon der Gründer der modernen kroatischen Volkskunde, Antun Radic, um die Jahrhundertwende vertreten (*Oznova za satiranje i proučavanje grate o narodnom životu. Zbornik za narodni život i običaja Južnih Slovena* 2, Zagreb 1908, S. 1–88). Im letzten Kapitel des ersten Teils kommt noch Norbert Elias' bekannte, allerdings in wesentlichen Punkten zu differenzierende Zivilisationsprozeß-Theorie zur

Sprache und wird als theoretische Arbeitsgrundlage für die rezente volkskundliche Forschung geprüft.

Der zweite Teil „Nova paradigma i novi predmet“ (Neues Beispiel oder neues Objekt, S. 71–204) begibt sich ins Feld der Forschungspraxis, in dem nun das gewandelte Verständnis von Volkskunde und ihren Forschungsobjekten seine Anwendung erfährt: hier kommen Kapitel der Stadtvolkskunde zur Darstellung, mündlich kommunizierende Gruppen, Brauch- und Festinnovationen, neu komponierte Volksmusik; der Kinderkarneval wird untersucht, der Hl.-Nikolaus-Glaube als Mythos. Ausgehend von Bogatyrevs grundlegendem Werk wird Tracht als Mode analysiert und das traditionelle Trachten-Verständnis als Hindernis für die eigentliche Kleidungs-Forschung kritisiert. Am ausführlichsten ist allerdings die Analyse der Todesanzeigen in der kroatischen Presse; hier kommen Ergebnisse eines konkreten Forschungsprojekts (1973, 1974, 1977 und 1987) zur Ausführung. Mit der gedruckten Todesanzeige wird die moderne bürgerliche Schweigemauer um das Sterben durchbrochen; dieselbe wird als eine Art öffentlicher rite de passage gedeutet. Sie definiert den sozialen Status des Verstorbenen, gibt aber auch Aufschluß über die Hinterbliebenen. Die Formulierungen stammen oft aus der mitteleuropäischen sentimentalsten Literatur. Nur ein Drittel der 889 Beispiele bezieht sich auf Frauen; auch eine Komparation mit italienischen Ergebnissen wird versucht. Das letzte Kapitel des zweiten Teils setzt sich mit dem Patriarchalismus auseinander, beginnend mit Gesemanns Vitrinen-Begriff der öffentlichen Patriarchalität bei den Südslawen und endend mit der Feststellung, daß trotz der gesetzlichen Legalisierung der Geschlechtergleichheit die Position der Frau in Arbeit und Gesellschaft, ja sogar beim Militär, weiterhin benachteiligt ist.

Das Nachwort (S. 205–231) bringt noch zwei weitere Untersuchungsbeispiele: die urbane Abendpromenade, nachweisbar seit dem Beginn unseres Jahrhunderts, die sich nicht immer an die Vorstellungen der Städteplaner hält, und die Innovationskraft des „Frauentages“ (8. März), der nach dem Zweiten Weltkrieg zu politischen Zwecken eingeführt worden ist, heute jedoch die Züge eines echten Volksfestes der Unterschichten gewonnen hat. Den Band beschließt eine ausführliche Bibliographie (S. 217–226) sowie ein Namensregister (S. 227–229). Rihtman-Auguštin ist es gelungen, aus dem Material von Überlegungen und Forschungsprojekten der letzten Jahre, die z. T. schon an anderer Stelle zur Veröffentlichung gelangt sind, fast so etwas wie ein Handbuch der kroatischen Gegenwartsvolkskunde zu schreiben.

Walter Puchner

**Gertrud Heß-Haberlandt, Bauernleben. Eine Volkskunde des Kitzbüheler Raumes.** Mit Bildern aus einer vergehenden Welt von Michael Heß. Innsbruck, Haymon Verlag, 1988, 342 Seiten, Zeichnungen von Dorothea Koch und Ernst Heß.

Das großformatige, sehr aufwendig und hübsch gestaltete Buch wendet sich in erster Linie wohl an alle jene, die gleichsam als seine „Helden“ hier beschrieben sind und von denen und von deren Lebenswelt die Verfasserin ebenso mit fundierter Umsicht und Kenntnis wie mit warmherzigem Verständnis berichtet. Den gut lesbaren Text, der in zahlreiche eigens betitelte Abschnitte aufgliedert ist, sind fortlaufend auch treffliche Fotos und Sachzeichnungen beigegeben, mit denen „die Zeugnisse einer versinkenden bäuerlichen Welt noch im letzten Augenblick festgehalten“ worden sind; es wird einleitend eigens betont, daß „keine der Aufnahmen

„gestellt“ wurde oder aus einem Museum stammt“ (S. 8). So wird hier das Bauernleben beschrieben, wie man es wohl noch vor fünfzig und mehr Jahren hatte beobachten können, immer mit dem nötigen Abstand des Volkskundlers und bis hinein in die kleinsten Details. Vorrang haben dabei eindeutig das Arbeitsleben und der bergbäuerliche Alltag und die damit zusammenhängende „Sachkultur“, doch kommen auch das Festjahr und der Brauch, Gesittung und Frömmigkeit, Kunst und Muse keineswegs zu kurz, und hier bemerkt der aufmerksame Leser auch am ehesten den Vorzug dieser Darstellung, mit der die Verfasserin allen billigen populärwissenschaftlichen Gemeinplätzen durch ihre Behutsamkeit in der Erklärung und Deutung aus dem Wege geht.

Seinem Inhalt nach gliedert die Verfasserin den gewaltigen Stoff in einen zentralen Hauptabschnitt über „Tagwerk und Brauch im Jahreslauf“ (S. 93–268), dem sie einleitend zwei Kapitel über die „bäuerliche Sachkultur“ (S. 11–84) und über „Wirtschaft und Dienstbotenordnung in früherer Zeit“ (S. 85–92) voranstellt. Den abschließenden Rahmen findet sie sodann mit dem Kapitel „Hundert Jahre Bauernleben“ (S. 269–334), mit dem sie auf die großen Veränderungen, die wichtigsten historischen Ereignisse und die akuten Probleme um Tradition und Fortschritt sowie auf Einflüsse von außen (Technik, Marktwirtschaft, Fremdenverkehr) eingeht. Ihr Anliegen freilich bleibt vordergründig eine wohl durch Jahrzehnte selbst miterlebte und vertraut gewordene bergbäuerliche Lebenswelt mit ihren Gegensätzen zum Urbanen und Heutigen und eben mit ihrer „versinkenden und urwüchsigen bäuerlichen Kultur“, deren „Maß und Wert“ seit Jahrhunderten sie zu erspüren sucht und die sie möglichst zu verdeutlichen wünscht, und von denen sie letztlich auch bekennen muß, daß sie „dem heutigen Weltbild nicht mehr zuzugehören scheinen“ (S. 334).

Der bleibende und dokumentarische Wert dieses umfangreichen Darstellungswerkes liegt zunächst wohl in der damit erfaßten und geschilderten Landschaft des Kitzbüheler Raumes im Tiroler Unterland. Gertrud Heß-Haberlandt schafft damit eine ungewöhnlich stoffreiche volkskundliche Gesamtbeschreibung desselben. Sie stützte sich dabei auf langjährige eigene Erfahrungen und Wanderungen ihrer Eltern wie ihrer eigenen Familie, aber auch ergänzend auf viele Dutzende Auskunftspersonen und Fachinteressenten; sie hat nicht zuletzt auch handschriftliche Quellen, Memoiren und bäuerliche Anschreibebücher sowie eine umfangreiche, im Anhang des Buches verzeichnete Spezialliteratur eingearbeitet, in der nicht nur ihr Vater Arthur Haberlandt, sondern auch etliche sonstige klingende Namen aufscheinen, die sich mit Spezialthemen und -problemen dieser Tiroler Landschaft beschäftigt haben. Dennoch kennzeichnet ihr Buch die Frische eigener und unmittelbarer Wahrnehmung und Beobachtung und keineswegs die Last sekundärer und literarischer Bezüge. Dies mag zum einen mit dem schon eingangs gestreiften Bedacht auf die eigentliche Zielgruppe seiner Leserschaft zusammenhängen, die sich ein Heimatbuch erwartet und hier in der Tat ein solches besonderer Art und im besten Wortsinne erhält.

Damit mochte ein Weiteres verbunden sein, das freilich immer wieder auch die Eigenheit und besondere Problematik solcher Heimatbücher bedingt, nämlich das Bemühen, ein möglichst ausgewogenes und zugleich anziehendes Bild vom Bauerndasein in früherer Zeit zu zeichnen. Dessen Gegenwelt und Schattenseiten werden von der Verfasserin zwar nicht verschwiegen, aber subjektiv ist dieses Leben

zumeist harmonisch und konfliktlos und also in einer gewollt positiven Einfühlung gesehen und gezeichnet. Mehr behutsame, ja ehrfürchtige Pflege als zersplitterndes Wissen und Forschen stehen dahinter. Daher wird alles andere, das jenseits der Grenzen von Haus und Hof und Alm läuft, eher ausgespart, so wuchtig es auch in der Akzeleration der modernen Markt- und Verkehrsflut selbst auf die abgelegenen Bergbauern heute einschlägt. Ich halte es indessen für das gute Recht eines Autors, das Bewahrende und dessen Anliegen in den Vordergrund zu stellen, schon weil es heute immer mehr sogenannte „teilnehmende Beobachter“ des Volkslebens gibt, die ins krasse Gegenteil verfallen und nur noch Abwertiges und Negatives darin wahrzunehmen vermögen oder es gar wie Aufdeckungsjournalisten partout nur so wollen.

Wer heute das Kitzbüheler Land besucht, erlebt oder wer dort sonst wandert und etwa durchs Brixental fährt, dem bieten sich zwar noch genügend äußere hübsche Fassaden einer schon historisch gewordenen Bauernwelt, aber dieses Bild täuscht. In Wahrheit ist weitgehend verschwunden oder nur noch relikthhaft verborgen und vorhanden, was in diesem Buch noch aus einer ganz besonderen Perspektive dargestellt und festgehalten wird. Für den aufmerksamen Leser drängen sich daher unwillkürlich Fragen auf, die nach dem Tatsächlichen von heute, nach den Zeit- und Sozialbezügen und den Verhältnissen der Gegenwart gehen. Es befriedigt nicht, bloß von einer „versinkenden Welt“ zu reden, denn wo etwas verschwindet, da wird es doch meist von etwas anderem ersetzt, ja sogar verdrängt. Daher verschwimmen solche Schilderungen nur zu leicht in einem vagen „Es-war-einmal . . .“ oder kümmern aus dem Zugriff „im letzten Augenblick“, und dies auch dann, wenn wie in unserem Falle vielerlei unmittelbare Zeitangaben und Jahrnennungen etwa nach den Tagebüchern, die hier mitverwertet sind, einfließen und sich die Verfasserin spürbar diesem Effekt einer gewissen Vergangenheitsromantik entgegenstellt. Trotz ihrer chronikalischen Schilderungen im Schlußkapitel vom „großen Wandel“ wirkt der Hauptteil doch etwas zu sehr in ein ungewisses Dasein von gestern verstellt und an den Wirklichkeiten der letzten hundert Jahre vorbeiprojiziert. Nicht weil eine solche Vorstellung im Ganzen sich historisch leicht verzeichnet, sondern weil darin vor allem die vielen erfaßten Einzelheiten, die feinen und sehr wertvollen Details ihren eigentlichen Lebensbezug stark einbüßen, nach den sich aufdrängenden Fragen: wann und wie war es so und wann denn nicht mehr?, wird man etwas unsicher. Wo das Volksleben von früher in seiner ganzen Breite, wie hier offensichtlich gemeint, behandelt wird, da wird dieses Verschweben in den Zeitgrenzen um so mehr spürbar, werden die Toleranzen im Historischen leicht überschritten. Es wäre dem dokumentarischen Wert des Buches schon zuträglicher gewesen, wenn vor allem die Bilder, namentlich die Photos, mit ihren Aufnahmejahren versehen wären. So behindert den wissenschaftlichen Benützer dieses schönen Buches ein wenig die doch unmittelbar merkwürdige Tendenz zur Verschönerung des Aufgezeigten, die Umsetzung einfach in eine andersartige Welt mit immer vager werdenden Konturen. Vermutlich trifft die Zuordnung ihrer vielen Einzelzüge nur noch der, der sie selbst kennt und gekannt hat oder der über genügend eigene Felderfahrung und Geländekenntnis verfügt.

Über alldem freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß in dieser Volkskunde des Raumes um Kitzbühel eine gewaltige Fülle an Material und viele Einzelheiten eingearbeitet sind, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Allemaal aber wird das mit Sorgfalt beschrieben und in seinem Umfeld des Lebens, der Arbeit, der Nachbarschaft und des Kulturellen gezeigt und behandelt. Die Verfasserin über-

trifft aber nicht nur darin viele ähnliche und verwandte Orts- oder Regionalmonographien; sie hält auch Sprachliches behutsam fest und gibt so ihrer Darstellung Farbe und Gehalt. Erstmals stieß der Referent beispielsweise hier um Kitzbühel auf bemerkenswerte Gemeinsamkeiten mit dem Kärntner Nockgebiet in der baulichen und in der Arbeitswelt der Bergbauern, aber dann auch auf beträchtliche Unterschiede und eben eine kulturelle Eigenständigkeit im Gesamthabitus dieses „Bauernlebens“. Man würde sich daher gerade wegen dieser vielen und erstmals erfaßten Details wenigstens einen Sachindex wünschen, der den breit angelegten und diskursiv dargestellten reichen Inhalt des Buches erschließt.

Oskar Moser

**Johann Hagenauer, Ernst Wurth**, Unter dem Stab des heiligen Jakobus. Guntramsdorf, Gemeinde, 1989, 60 Seiten, Abb.

Vorweg sei gesagt, die vielen Archivaufnahmen der alten Fotos, die jeden Heimatforscher begeistern, und die Aktensammlung stammen von drei Generationen der Familie Wurth, die frühzeitig erkannten, wie wichtig jedes noch so unscheinbare Stück der Heimatkundesammlung und jede Aktennachricht der Gemeinde zur Darstellung der Kulturgeschichte nicht nur dieser Gemeinde, sondern vielmehr des Südbahnweingebietes ist. In diesem Sinne ist das stattliche Heft ein sehr wertvoller Beitrag.

Wie schon Ausgrabungen in der Hirschpoint ergaben, konnte die Forschung viele interessante Gegenstände sichern und zum Teil restaurieren.

Die ersten Nachrichten über Guntramsdorf stammen aus dem Jahrzehnt zwischen 1120 und 1130. Dies wurde durch die Wiedergabe einer handschriftlichen Schenkung klar.

Ein wertvolles Zeugnis über die damaligen Arbeitsbedingungen im Weinbau bietet die niederösterreichische Weingartenordnung von 1554, die nach dem Türkenfall erlassen wurde. Sie geht in vielen Punkten auf die bestehenden damaligen Ordnungen zurück. Vielfach wurde Klage geführt, daß die Winzer diese Winzerordnungen nicht einhielten. Interessant ist auch die Stellung der Klöster als Bergherren. Sie bewirtschafteten ihre Weingärten nur teilweise mit eigenen Leuten, den überwiegenden Teil verpachteten sie gegen Bergrecht (eine Menge Most oder Wein) an hiesige Hauer. Interessante Details werden auch von den Friedhöfen mitgeteilt. Neben Aufnahmen von alten Gebäuden und Geräten gibt es auch Rezepte zur wertvollen Erhaltung des Rebensaftes. Im folgenden Teil werden Guntramsdorfer Riednamen und ihre Deutung aufgezählt.

Der Wetterschutz war und ist eine bedeutende Sorge. Nun werden alle Versuche im Laufe der Jahre vorgestellt.

Dem Weinhüter gilt ein besonderer Platz, der allerdings in der letzten Zeit nur mehr wenig Bedeutung hat – ebenso wie der Traubendiebstahl, der einst schwer geahndet wurde.

Ein Bild des Büchleins zeigt die Weinhüter vor ihrer Hütte, ein anderes eine Hochzeitsgesellschaft und eines Festtrachten aus dem Besitz des Heimatmuseums.

Große Vorbilder, etwa Giovanni Giulianis Hochaltar in Thallern, fanden auch in den Nachbargemeinden ihre Nachahmer, so wie die Weinpressen, die vielfach künstlerische Ausstattung erfuhren. Natürlich blieb auch die Darstellung des „Heurigen“ durch Leutgebordnungen – jahrhundertlang wiederholt – nicht aus. Landesausstellungen, Weinversteigerungen, Weinkostveranstaltungen, Weinlesefeste zu Ehren des heiligen Jakobus dokumentieren die Bedeutung des Weinbaues in Guntramsdorf.

Helene Grün

**Giacomo Bassi – Gaetano Forni**, *Gli strumenti di lavoro tradizionali Lodigiani e la loro Storia. Vol. I: L'aratro e il carro Lodigiani nel contesto storico Padano*. Milano, Edit. Francesca Pisani, Museo Lombardo di Storia dell'Agricoltura, 1988, 94 Seiten, reich illustriert und mit Karten.

Diese schlanke Schrift über die Geschichte von Pflug und Wagen in der Lombardei und Oberitalien ist schon nach ihrem Grundkonzept und ihrer Anlage überraschend, ja eigentlich fast eine kleine wissenschaftliche Sensation. Sie hebt sich deutlich ab gegenüber dem Verbreitungsüberblick in dem monumentalen zweibändigen Werk Paul Scheuermeiers (1943/56<sup>1</sup>, 1972<sup>2</sup>), das an den „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz“ von K. Jaberg und J. Jud anschließt, ebenso gegenüber den umfassenden ortsmonographischen Gegenwartsaufnahmen der „Geräte der Átányer Bauern“ in Ungarn durch Edit Fél und Tamás Hofer (Kopenhagen 1974). Und indem diese Untersuchung durch ihre archäologisch-historische Ausrichtung auf die Entwicklung der beiden landwirtschaftlichen Großgeräte Pflug und Wagen den erheblich schwierigeren und vermutlich auch riskanteren Weg der Abstützung auf den Ursprüngen und Frühüberlieferungen dieser Jahrtausendgeräte und den letzten noch faßbaren historischen Gerätetypen im Übergang zum mechanisierten Ackerbau mit industriell produzierten Pflügen sucht, unterscheidet sie sich schon rein methodisch stark von den historisch-typologischen Aufarbeitungen der Bodenbaugeräte Zentraleuropas, etwa bei H. Koren, U. Bentzien, H. L. Cox oder H. Sperber u. v. a. Im Vorliegenden stellt sich dem Leser immer die Frage, wieweit die jeweils exemplarisch herangezogenen Bild- und Sachbeispiele mangels einer Möglichkeit stärker flächendeckender Belege auch tatsächlich als jeweils gültig für den betrachteten Raum gelten können. Der von G. Forni der vorrömischen Altform des Pfluges im Kulturkontakt von Etruskern und Kelten in der Lombardei und weiter zugewiesene Volksterminus „siloria“ für den radlosen, flachsohligen Pflug mit Eisenschar, aber auch andere verbreitete Dialekttermini scheinen in der Tat für die allgemeinere Verbreitung und Gültigkeit solcher Ansätze zu sprechen (S. 12 f.). Übrigens hebt auch G. Forni die entscheidende Rolle der Kelten für den Fortschritt in der Agrartechnologie durch deren Geschick und Einfluß in der Eisenverarbeitung nicht nur beim Pflug und dessen Bewehrung mit einer eisernen Flachschar hervor, sie trat ja in gleicher Weise auch beim vierrädrigen Langwagen, beim „Sechmesser“ und nicht zuletzt durch die Erfindung der Langstielsense als wichtiges Ernteschmittgerät wie in der Waffentechnik deutlich hervor. Es sind somit Ansätze und Perspektiven hier vorgegeben, die wohl allgemeineres Interesse beanspruchen können.

Mit alldem wird wieder einmal klargemacht, daß sich jeder in einem verhängnisvollen Irrtum befindet, der da meint, die volkskundliche Geräteforschung, die sich vorab der bäuerlichen und handwerklichen Arbeitswelt zuwendet und gar den

disparaten Relikten und Sachdenkmälern derselben nachläuft, unterläge dem Verdikt skurriler Einseitigkeit und sei nicht mehr ganz up-to-date. Allein in der Pflugforschung Europas ist neuerdings so viel in Bewegung geraten und bieten sich zahlreiche neue Aspekte und Perspektiven. Das wird uns hier durch G. Forni und G. Bassi und durch das im Museo Lombardo di Storia dell'Agricoltura (Sant Angelo Lodigiano/Milano) speziell für die westliche Lombardei aufgeschlossene Material unmittelbar deutlich gemacht. Denn es zeigt sich wieder, daß die eigentliche Erforschung und Interpretation dieses „patrimonio culturale“ noch immer im Gange ist und eher noch in den Anfängen steckt und daß gerade die Arbeitswelt mit ihren Arbeitsformen und -geräten eben doch Fundamente nicht bloß der ländlichen „Volkskultur“ darstellen, sondern nicht minder als die Faktengeschichte erst Grundvoraussetzung für ein wirkliches und umfassenderes Geschichtsverständnis bilden. Mit ihnen eröffnen sich ja erst die Zugänge zu einer sogenannten „Geschichte des Alltags“ und „Geschichte von unten“, d. h. zum tatsächlichen Leben der Menschen in ihrem jeweiligen Ambiente.

Die Schrift besteht aus zwei Teilen: einem breit angelegten einführenden ersten Teil, der sich mit den „Ursprüngen und der Geschichte von Pflug und Wagen in der Poebene („Padania“)“ beschäftigt, den der bekannte italienische Agrar- und Pflugforscher Gaetano Forni beisteuert, und dem eigentlich regionalmonographischen zweiten Teil von Giacomo Bassi über die „traditionellen Formen von Pflug und Wagen in der Bassa Lodigiana“ im Herzen der Lombardei (südöstlich von Mailand). Beide Teile sind mit reicher Bilddokumentation ausgestattet, wenn auch die Sachdokumentation jeweils in Wort und Bild auf das Exemplarische beschränkt bleibt oder bleiben mußte. Die erklärenden Texte der Darstellung werden von ausführlich erläuterten Bildbeispielen sowie auch von verschiedenen Verbreitungskarten begleitet. Sie sind gestrafft, aber gut faßlich und klar formuliert und fassen unter Heranziehung der wichtigsten neuen Fachliteratur ihre Thesen zu teilweise ganz neuen Ergebnissen zusammen. Vor allem die Ansätze bei G. Forni sind bemerkenswert und auch für die vergleichende Pflugforschung Mitteleuropas von Interesse. Forni geht von allgemeinen agrarhistorischen Ansätzen wie etwa einer ursprünglichen Brandfeldwirtschaft aus, arbeitet sehr stark mit linguistischem Quellenmaterial und überwindet so eigentlich die rein typologische und gerätomorphologische Betrachtungsweise zugunsten einer eher ökonomisch-agrargeschichtlichen und mehrdimensionalen Einschau, in die er Sprachliches, Dialektologisches und reiches archäologisches Quellenmaterial einfließen läßt. Seine Erkenntnisse für Oberitalien und den Südrand des Alpenbogens machen bei Pflug und Wagen diese meines Wissens erstmalige historische Untersuchung zweier so wichtiger Großgeräte vor allem auch für die inneralpinen Landschaften und deren Gerätekultur unentbehrlich und werden ähnlich wie die große Zahl neuer Untersuchungen von G. Forni künftighin zu bedenken und zu diskutieren sein. Für die vergleichende Geräteforschung Zentraleuropas stellen sie mit ihren z. T. neuartigen Ansätzen und dem reichen Dokumentationsmaterial unbezweifelbar wichtige und wertvolle Beiträge dar.

Oskar Moser

**Konrad Mautner, Viktor Geramb**, Steirisches Trachtenbuch. 1. Band, Graz, Leuschner & Lubensky, 1932, 502 S., 269 Abb.; 2. Band, Graz, Leuschner & Lubensky, 1935, 619 S., 310 Abb.; Reprint Graz, Leuschner & Lubensky, 1988, mit einem Begleitheft zur Neuauflage von **Roswitha Orač-Stipberger**, 24 S.

In den dreißiger Jahren erschien kontinuierlich in insgesamt zehn Lieferungen das bis dahin bedeutendste und umfangreichste Trachtenwerk Österreichs. In der Einleitung zur 1. Lieferung bzw. zum ersten Band berichtet Viktor Geramb in sehr persönlichen Worten über die wechselvolle und überaus schwierige Entstehungsgeschichte des großen Werkes, welche sich über mehr als zwanzig Jahre erstreckte. Konrad Mautner, der gebildete Wiener Industrielle und feinsinnige Sammler mit tiefen Wurzeln im steirischen Salzkammergut, trug sich mit Gedanken an eine Publikation über die sogenannten „Bauertrachten“ und wandte sich mit seiner reichen Sammlung steirischer Trachtenbilder und den Objekten seiner privaten „Trachtenkammer“ an den Gründer des Steirischen Volkskundemuseums, Viktor Geramb. Es folgten mehrere Jahre gemeinsamer Arbeit an dem geplanten Trachtenwerk, weitere Sammeltätigkeit, umfangreiche Recherchen an Bildquellen, in Archiven und an originalen Trachtenstücken und nicht zuletzt Verhandlungen mit mehreren Verlegern, die vor den hohen Kosten der geplanten Publikation, deren Umfang sich ständig erweiterte, zurückschreckten. Durch den frühen Tod Konrad Mautners im Jahr 1924 schien die Vollendung des großen Werkes zunächst undurchführbar, aber Geramb bewältigte schließlich alle Schwierigkeiten, vollendete die bereits vorhandenen Manuskripte, verfaßte den späteren ersten Band nahezu alleine und fand 1930 in dem Grazer Verlag Leuschner & Lubensky endlich einen verlässlichen Herausgeber.

Michael Haberlandt, der damalige Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, rezensierte in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde ab 1933 jede einzelne der nun in rascher Folge erscheinenden Lieferungen des Trachtenbuches. Er verfolgte das Erscheinen des Werkes nicht von ungefähr mit großem Interesse und Wohlwollen, war doch er es vor zwanzig Jahren gewesen, der den ersten Anstoß und die Anregung für die Publikation gegeben hatte. Im Jahr 1913 hatte Haberlandt in Kenntnis der Sammlung Konrad Mautners diesen aufgefordert, im Rahmen der von ihm beim Kunstverlag Löwy in Wien herausgegebenen Reihe „Werke der Volkskunst“ eine illustrierte Darstellung der „innerösterreichischen Bauertrachten“ zu veröffentlichen.

Aus diesem ursprünglichen Plan ist dann auf Grund des bearbeiteten, vorwiegend steiermärkischen Materials das zweibändige „Steirische Trachtenbuch“ erwachsen, welches „dem Andenken weiland Erzherzog Johanns von Österreich“ gewidmet ist. Das Buch reicht in seiner Bedeutung allerdings weit über die Steiermark hinaus, denn Geramb geht den damals neuen Weg der Betrachtung einer Entwicklungsgeschichte der Bekleidungsformen seines Landes. Er prägt den Begriff der „Urtrachten“, aus welchen seiner Meinung nach die sogenannten Zeitmoden einerseits und die Volkstrachten andererseits entstanden sind. Der erste Band des Werkes beschäftigt sich denn auch mit den „urtrachtlichen“ Stoffen und Gewandformen, die er auf Grund akribischer Quellenstudien von der Römerzeit über die Völkerwanderung und das Mittelalter bis hinauf in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nachzuzeichnen versucht. Erst der zweite Band, an dem Konrad Mautner noch wesentlich mitgearbeitet hat, beschäftigt sich mit den steirischen Volkstrachten im klassischen Sinn. Er setzt 1780 an und führt über die Blütezeit der Tracht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart der Entstehungszeit des Trachtenbuches. Diese Blütezeit der steirischen Volkstracht und auch die vorzügliche Quellenlage durch das Vorhandensein einer Fülle von exquisiten Trachtenbildern und -beschreibungen ist dem Wirken von Erzherzog Johann in der Steiermark zu verdanken, dem deshalb nicht zu Unrecht das große Werk zugeeignet ist. Nach einer Übersicht über

die einzelnen Regionen des Landes und nach der differenzierten Betrachtung der Männer- und Frauenkleidung im einzelnen sowie des trachtlichen Beiwerks endet der zweite Band mit einem Rückblick auf das trachtliche Gemeinschaftsleben und einem Ausblick auf die Trachtenpflege und damit verbundener Zukunftshoffnungen. Dies mag wohl als Weichenstellung für die Beschäftigung mit der Volkstracht innerhalb des Faches in der Steiermark für mehrere Jahrzehnte nach dem Erscheinen des Buches seine Auswirkungen gehabt haben.

An diesem Steirischen Trachtenbuch führt, wie Roswitha Orač-Stipperger in ihrem Begleitheft zur Neuauflage pointiert und durchaus zutreffend bemerkt, auch heute noch für den historisch orientierten Trachten- und Kleidungsforscher „kein Weg vorbei“. Und da das Werk seit langem vergriffen war, unter Sammlern und Fachleuten als Rarissimum galt und selbst im antiquarischen Büchermarkt so gut wie nie zu greifen war, wurde die Neuauflage in Fachkreisen äußerst begrüßt. Innerhalb der Verlagsleitung und unter Vertretern der Abteilung Volkskunde des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, welches die Erbschaft Gerambs unter anderem in Form eines ursprünglich durch ihn konzipierten Trachtensaales birgt, wurden verschiedene Varianten für die Neuauflage erwogen. Eine teilweise Überarbeitung von Text und Illustrationen und eine Veränderung von Druck und Satz wurden schließlich zugunsten eines völlig unveränderten Nachdrucks verworfen. Diese Entscheidung wurde wohl nicht zuletzt wegen des ungeheuren wissenschaftlichen und technischen Aufwandes, den eine Bearbeitung mit sich gebracht hätte, getroffen, sie ist aber auch durchaus sachlich gerechtfertigt, denn es wäre schade gewesen, den Charakter dieses unvergleichlichen Werkes zu verändern und damit zu verfälschen. Andererseits konnte man das Buch nach fünfzig Jahren doch nicht ganz unkommentiert neu auflegen, und so beauftragte man Roswitha Orač-Stipperger, eine Mitarbeiterin des Steirischen Volkskundemuseums, mit der Zusammenstellung eines Begleitheftes zur Neuauflage. Dieses enthält eine Aufstellung der am Institut für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz gehaltenen Lehrveranstaltungen zu trachtenkundlichen Themen ab 1935, eine Bibliographie Steirischer Beiträge zur volkskundlichen Kleidungsforschung einschließlich textiler Gestaltungstechniken von 1935 bis 1988 und Ergänzungen und Korrekturen zum Trachtenbuch selbst, die aber weniger inhaltlicher Natur sind, sondern sich zum Großteil nur auf die Berichtigung von Inventarnummern und Angaben zum Vergleichsmaterial im Steirischen Volkskundemuseum beschränken. Nützlich, wenn auch etwas knapp ausgefallen, ist eine Ausführung über die Wege der Trachtenforschung in der Steiermark in den letzten fünfzig Jahren. Diese sind, wie schon oben erwähnt, wohl nicht zuletzt durch den Einfluß Gerambs auf seine Schülergeneration mehr in Richtung Pflege und Erneuerung gegangen als in Richtung Forschung. Zumindest haben die pflegerischen Bemühungen größere Publizität erlangt als die wenigen analytischen Arbeiten. Das mag wohl auch der Grund dafür sein, daß man in diesem Begleitheft eine doch sehr wünschenswerte detaillierte Abhandlung über weitere Erkenntnisse der Trachtenforschung anknüpfend an das Gerambsche Material, aber unter Einbeziehung neuerer Tendenzen und Entwicklungen in Richtung Kleidungsforschung zumindest für die Steiermark vermißt. Wie hat sich die Zeit des Nationalismus für die Trachtenfrage in der Steiermark ausgewirkt? Wie schaut die steirische Kleidungswirklichkeit heute aus? Was war dazwischen? Die Forderung nach einer derartigen Analyse ist natürlich etwas vermessen, denn Roswitha Orač-Stipperger hätte kaum Vorarbeiten gefunden, auf die sie sich für eine solche Untersuchung hätte stützen können. Der

dritte Band des Steirischen Trachtenbandes ist eben noch nicht geschrieben, aber wünschen würde man sich ihn doch wollen.

Daß das so lange vergriffene Werk nun wieder in einem Reprint zugänglich ist, darf uns freuen. Dem Verlag Leuschner & Lubensky ist für die Qualität des Druckes und den Mut zur Neuauflage zu danken; Frau Dr. Roswitha Orač-Stipperger für die Ergänzung und die Betreuung der Arbeit.

Margot Schindler

**Dimitrios Lukatos**, *Christujenniatika kaj ton jorton* (Weihnachten und Festliches). Athen, Filipottis, 1984<sup>2</sup> (1. Aufl. 1979), 188 Seiten; **Ders.**, *Paschalina kaj tis anoixis* (Österliches und Frühlingshaftes). Athen 1988<sup>2</sup> (1. Aufl. 1980), 190 Seiten; **Ders.**, *Ta kalokairina* (Sommerliches). Athen 1981, 276 Seiten; **Ders.**, *Sympliomatika tu Cheimona kai tis Anoixis* (Ergänzungen zum Winter und Frühling). Athen 1985, 188 Seiten.

Dimitrios Lukatos hat eine Fülle von verstreuten Essays und Studien, zum Teil auch für die Tagespresse geschrieben, in fünf handlichen Bänden zusammengefaßt, herausgegeben. Die Kurzstudien sind vielfach mit indizierender, nicht vollständiger Bibliographie versehen. Die Texte richten sich an ein breiteres Publikum und fördern das volkskundliche Bewußtsein in einer breiteren Öffentlichkeit. Die Beiträge, spritzig und interessant geschrieben, gehen dabei zum Teil weit über die üblichen Jahreslauf-Kaleidokope hinaus, ein sechster, bislang noch nicht erschienener Band soll die analytischen Register zu dieser Studienreihe bringen und damit auch dem speziell Interessierten in seiner Suche nach spezifischen Angaben und Themen an die Hand gehen. Jeder Band enthält am Schluß auch ein Register der bibliographischen Nachweise der Erstveröffentlichungen, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg einsetzen. Hier ist auch so mancher, inzwischen klassisch gewordene Artikel zur Gegenwartsvolkskunde, zur Stadtvolkskunde oder zur Tourismusforschung eingegangen.

Band 1 bringt fünf Abschnitte: Allgemeines zu den Zwölfen (Kefallonitisches, rites de passage, Verschränkung von Bürgerlichem und Bäuerlichem, die Kalandalieder in Griechenland und speziell in der Hauptstadt Athen, die Rolle der Hausfrau während der Zwölfen), Weihnachtliches (Griechische Weihnachten, Weihnachtsbrot, der Truthahn; ein längerer Abschnitt zum Weihnachtsbaum, aus den Evangelienlesungen die Themen: Hirten, Krippentiere und die Flucht nach Ägypten; das Kind im Weihnachtsfest), Neujahr (Glücksspiele, das hl. Basilios-Fest, die „vasilopita“ – der Basilios-Kuchen, Neujahr in Argostoli, Neujahr in Athen, zur Volkskunde der Spielkarten) und Epiphanie-Fest (Kefallonia, Kleinasiatischer Raum, die Wassersymbolik der Taufe Christi).

Der zweite Band setzt heortologisch nach dem Karneval ein. Auch er ist in fünf Abschnitte eingeteilt: Fastenzeit und März (Drachensteigen am „Reinen Montag“, der Schwalbenumzug am „Reinen Montag“, das Fest der vierzig Heiligen, die „chaitismoi“ der Gottesmutter, die Verkündigung, der dritte Fastensonntag), Lazarus und Palmsonntag (der Samstag des heiligen und gerechten Lazarus, Lazarusbrauch, Palmfest, der April und der 1. April), Karwoche (die Karwochenliturgien und ihre Spuren im Sprichwort, Kar Donnerstag in Argostoli, Volkswort und Rhythmus bei den Evangelienlesungen, Karfreitag, Ostern im Zentrum Athens, griechische und ausländische Ostersymbolik, Karsamstag und Auferstehungsnacht), Ostern (Auf-

erstehung, Auferstehung in Lixuri, die Ostertänze, Wettkämpfe, Litaneien, der hl. Georg der Sarakatsanen, der hl. Georgs-Kult), auf Pfingsten zu (1. Mai, der sommerliche hl. Nikolaus, der Pfingstsonntag, die Volkskunde des Badeausfluges, traditionell und heutig).

Der dritte Band verfügt über vier chronologische Abschnitte. Sommerbeginn (das Fest des hl. Konstantin und der hl. Helena, Anastasaria, kleinere Feste des Juni, der hl. Johannes, Johannes-Feuer, Klidonas, Erntebräuche), tiefer Sommer (der Juli mit seinen kleinen Heiligenfesten, die größeren Feste, die hl. Marina, der Prophet Elias, die hl. Paraskevi, der hl. Panteleimon, Druschbräuche und -lieder). Übergang zum Herbst (der Zyklus um das Marienfest am 15. August – hier u. a. die bekannte Studie zur Schlangennesse in Markopulos auf Kefallonia, die übrigen Augustfeste); zum Schluß die bekannten Kapitel zum Sommertourismus (Ausflüge, Umwelt, Tourismus, Archäologie, Folklore).

Der vierte Band umfaßt ebenfalls vier Abschnitte. Herbstanfang (September und Septemberfeste: u. a. Kreuzerhöhung und der hl. Johannes; September und Schulvolkskunde), Altweibersommer (Oktober, Monat des Säens, hl. Demetrios, der Almatrieb), der winterliche Herbst (Olivenernte, die Heiligen des November: hl. Philippos u. a.). In einem Anhang werden hier Angaben aus Seminararbeiten von Studenten der Universität Kreta veröffentlicht (zur Großinsel und verschiedenen anderen griechischen Gebieten, die den Stand des Jahres 1980 wiedergeben; zu diesem Zeitpunkt unterrichtete der Emeritus der Univ. Ioannina an der neugegründeten Universität Kreta Volkskunde).

Der fünfte Band bringt Nachträge zum Winter- und Frühlingsabschnitt des Jahresablaufes, die sich vor allem auf die einzelnen Heiligenfeste beziehen. Er gliedert sich in sieben Abschnitte: Dezember (hl. Barbara, hl. Nikolaus und andere Heilige), Weihnachten (hl. Stefan), Jänner (hl. Domna oder Domnike – „Hebammentag“, der „Karneval“ der Zwölften, Heiligenfeste, die drei Hierarchen), Februar (hl. Charalampos, hl. Blasius u. a., Blumenheilige, hl. Kassianos), Fasching und „Seelensamstage“ (Triodion, erste Woche, „Käsewoche“, Theater – Tanz – Vermummung, der „Reine Montag“; die Seelensamstage, großer „psychosabbato“), Feste nach Ostern (Nachosterwoche, zweite Woche, die Woche des „Gelähmten“, der „Samariterin“, „des Blinden“, der Donnerstag der „Himmelfahrt“, Pfingstwoche, zwei Maifeste, hl. Helena, hl. Christophoros).

Mit dieser Aufzählung ist freilich nur ein flüchtiger Einblick in dieses in ansprechender („kulinarischer“) Form dargebotene Material, vorwiegend der religiösen Volkskunde, geboten; erst der noch zu erwartende sechste Band, der die Gesamt- und Detailregister bringen soll, wird den vollen Reichtum an Informationen und Themen dieser fünf Essaybände so richtig aufschlüsseln und würdigen können. Aber auch so bleibt dem interessierten Leser ein Lektüregenuß, der freilich auch einem internationalen Publikum gegönnt werden sollte; der Fachmann entdeckt auch so manche wissenschaftliche Studie und so manchen bedeutenden Feldforschungsbericht in dieser Essay-Reihe. Lukatos hat mit diesem Œuvre neben der systematischen „Einführung in die griechische Volkskunde“ eine Art „Weiterführung“ für Interessierte geschaffen.

Walter Puchner

**Niko Kuret**, Maske slovenskih pokrajin (Die Masken in den slowenischen Landschaften). Ljubljana, Znanstveno raziskovalni center SAZU, Institut za slovensko narodopisje, 1984. 544 Seiten, 148 Abb. auf Tafeln und im Text, davon 27 farbige, 19 Übersichtskarten.

Niko Kuret hat 1984 einen ausgezeichnet illustrierten Band zum Maskenwesen der slowenischen Landschaften vorgelegt. Die Fülle der Abbildungen, der Kommentare, der Ergebnisse systematischer Feldforschung, in Übersichtskarten aufbereitet, mit weiterführenden komparatistischen Ansätzen, nach geographischen und heortologischen Koordinaten gegliedert, läßt für den interessierten Leser und Fachmann kaum Wünsche offen. Die Fußnoten, die allein schon die Kompetenz des greisen slowenischen Volkskundlers dokumentieren, sind in einer Innenkolumne auf jeder Seite parallel zum Text zu lesen, die Abbreviationen der Literaturangaben verweisen auf die reichhaltige Bibliographie am Ende des voluminösen Bandes. Natürlich ist auch vielfach unveröffentlichtes Material aus dem Volkskundeinstitut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften eingearbeitet.

Der Band hebt mit einem ausführlichen Einleitungskapitel zur Geschichte der europäischen Maske an (S. 11–101). Von der Jungsteinzeit über das Altertum bis in die Neuzeit reicht hier der ausführlich dokumentierte Bogen der Phänomene, um bei der Volkskultur der Balkanhalbinsel und Mitteleuropas auszumünden. Auch systematische und funktionelle Aspekte des Maskenwesens kommen zur Sprache; ebenso Ursprungsfragen von Maskenterminen, Maskierungs- und Verkleidungstypologie, Maskentheorien seit der Aufklärung, Phänomenologie der Maskierung (phytomorph, zoomorph, anthropomorph, phantastisch), Ursprung und Geschichte einzelner Maskentypen (Percht, Santa Lucia, Nikolaus) usw. Auch die tragende Struktur des Maskenwesens, der Umzugsbrauch, einzelne Maskenattribute, Identitätsverschiebungen bei Maskenträgern, psychotherapeutische Effekte, theatrogene Wirkung, soziale Kontrolle, ästhetische Ausformung und viele andere Themen sind hier angeschnitten.

Den Hauptteil des Bandes bilden die systematischen Darlegungen zum slowenischen Maskenwesen: Die Einleitung (S. 105–114) bietet Angaben zur Onomatologie von Gesichts- und Ganzkörpermaskierungen, Organisationsformen der Umzüge, Angaben zu den Brauchträgern usw. Der slowenische Raum, innerhalb und außerhalb der heutigen Landesgrenzen, ist in 46 Maskenlandschaften unterteilt (siehe Übersichtskarte S. 108). Der erste Sachabschnitt (S. 115–162) ist dem Hochwinter gewidmet, schöne und „schiache“ Perchten, die hl. Lucia (in ihrer Doppelausformung), Nikolausumzüge; jede dieser Maskierungsformen ist in ihrer historischen Entwicklung und geographischen Verbreitung und Variation dokumentiert. Besonders hilfreich erweisen sich dabei die den Text begleitenden Photographien sowie die Übersichtskarten.

Anders ist das große Kapitel zu den Karnevalsmaskierungen (S. 163–421) gegliedert, das den Hauptteil des Buches bildet. Hier wird nach landschaftlichen Kriterien vorgegangen. Das Gesamtmaterial der Faschingsmummereien ist in 46 kulturräumliche Zonen aufgliedert. Die Ergebnisse sind daher auch in erster Linie kulturgeographischer Natur und arbeiten die Idiotypik jeder slowenischen Maskenlandschaft heraus. Die Übersichtskarten und die Illustrationen folgen freilich nicht diesem Prinzip. Zwischen den Seiten 272 und 273 sind zwölf farbige Bildtafeln eingeschoben. An zoomorphen Masken finden sich in den Karnevalsumzügen die Haber-

geiß (košuta), „rusa“ und „kamela“, „šimelj“, „konj“ und andere Maskenformen, die der großen Gruppe der Equidenmasken zuzurechnen sind. Auch einige wenige ornithomorphe Maskenformen sind nachzuweisen. Bei den anthropomorphen Masken dominieren die grotesken „Alten“, meist eine Verkörperung der „Ahnen“ (die spezifischen regionalen Aufteilungen können im Rahmen einer Rezension nicht berücksichtigt werden), manchmal auch ein Bettlerpaar, oder als Doppelfigur, wo der Alte die Alte (oder umgekehrt) im Rückenkorb trägt. Auch bunte Feuerwehrmaskeraden und satirische Faschingszeitungen werden thematisiert. Weitverbreitet ist auch das Brautpaar (Verbreitungskarte S. 283) als symbolisches Fruchtbarkeitszentrum der Umzugsgruppe. Daneben gibt es Einzelfiguren, wie der „Dicke“, der Narr (bajazzo, „fašnik“, „korant“, „pust“ usw., Verbreitungskarte S. 262). Neben der allgemein verbreiteten androgynen Geschlechtswechselverkleidung gibt es auch verschiedene regional-typische Ausformungen, häufig sind auch der Teufel, der Zigeuner und der Rauchfangkehrer. Auch die Verkörperung des Karnevals ist anzutreffen sowie der Brauch des Karnevalsbegräbnisses. Für dieses Begräbnis können auch „Priester“ und „Ministranten“ bereitgestellt werden, bzw. die Gelegenheit des Faschingsumzuges wird zu öffentlicher Kritik benutzt (siehe auch die satirischen Karnevalsblätter). In diese Prozessionsformen gliedert sich auch das in Mittel- und Ostmitteleuropa bekannte „Blochziehen“ (heute ohne direkten phallischen Bezug) ein sowie die Scheinpflügung. Im Gegensatz zur Gaudi des Blochziehens (Bloßstellen der Unverheirateten) ist bei der Scheinpflügung noch ein Hauch von „Rituelltem“ gewahrt. — Es bedarf kaum eines Hinweises, daß alle diese Masken- und Spielformen eine weitere Komparation in Zentral- und Südosteuropa geradezu herausfordern.

In einem folgenden Kurzkapitel kommt die Frühlingsmaske des „Zeleni Juraj“ (des „Grünen Georg“, 23./24. April) zur Analyse (S. 423–433, Übersichtskarte S. 424). Es folgen noch kürzere Abschnitte zur Hochzeitsmaskierung (S. 437–460, Verbreitungskarte S. 443) und zu den „trije kralji“, die vor allem beim Sternsingen heute noch im slowenischsprachigen Südkärnten herumziehen (S. 461–483, Verbreitungskarte S. 463), sowie zur Maskentypologie allgemein (Verbreitung der Namensformen in der Karte S. 473).

Den repräsentativen Band beschließen eine ausführliche Spezialbibliographie (S. 484–498), in der der Verfasser selbst mit 37 eigenen Arbeiten vertreten ist, ein Register der Bildnachweise (S. 499–501), ein Sach-, Orts- und Namensregister (S. 503–518), ein ausführliches englisches Summary (S. 521–531), die Legenden zu den 148 Abbildungen in englischer Übersetzung (S. 532–538) sowie die englische Übersetzung der Legenden der 19 Übersichtskarten (S. 539–540). Damit wird der Band in seinen wichtigsten Ergebnissen auch für die komparative Volkskunde, die europäische Maskenforschung und internationale Theaterwissenschaft zugänglich gemacht. Es bleibt nur zu wünschen, daß auch für andere jugoslawische bzw. südosteuropäische Kulturlandschaften derart umfassende und repräsentative Arbeiten zur Maskenforschung erstellt würden, damit die europäische Maskenkomparation nicht auch noch weiterhin auf die bewährten Zusammenstellungen von L. Schmidt und R. Wildhaber zurückgreifen muß. In vielen umfassend vergleichenden Einzelstudien zu Maskenforschung, Volksschauspiel und Volkstheater hat der Nestor der slowenischen Volkskunde selbst schon die ersten Schritte dazu getan.

Walter Puchner

**Euphrosyne Karpodini-Dimitriadi**, *I thriskeftiki symperifora ton katon tis Keas* (Die religiösen Verhaltensweisen der Einwohner von Kea). Athen, Ekpaideftiria Duka, 1988, 168 Seiten, 45 Abb. auf Tafeln.

Die mit dem Untertitel „Beitrag zum Studium des kykladischen Raums“ versehene, von Michalis Meraklis als Doktorvater eingeleitete, dicht gearbeitete und geschmackvoll präsentierte Volkskunde-Dissertation an der Universität Ioannina hält die richtige Mitte zwischen kulturanthropologischer Monographie und traditionell volkskundlicher Feldforschung in Griechenland. Die Verfasserin hat an die zwei Jahre auf der Insel verbracht, kann auf eine lange Liste von Gewährspersonen verweisen und verfügt über die nötigen Kenntnisse anthropologischer Studien aus demselben Raum (deren Verallgemeinerungen teilweise kritisiert werden) sowie über die Kenntnis der einschlägigen griechischen volkskundlichen Literatur. Als Ergebnis der sehr systematischen Studie bleibt festzuhalten, daß sich auf jenen Kykladen-Inseln, die nicht in der ersten Reihe im Ansturm der Touristen stehen, sehr wohl aber vom Tourismus beeinflusst sind, religiöse Attitüden in rezenter Situation zwar verändert, aber nicht unbedingt abgeschwächt, sondern eher verfestigt haben. Zwar ist ein religiöser und parareligiöser Brauchschwund, zusammen mit seiner folkloristischen Gegenbewegung, zu beobachten, die dahinter liegenden religiösen Einstellungen sind davon aber weniger tangiert, auch die Behauptung eines sukzessiven Formell-Werdens der Volksfrömmigkeit wird zurückgewiesen, da die gesellschaftlich verankerte und tradierte Formalität als Norm, wenn internalisiert, wieder einen wesentlichen Teil der Religiosität selbst darstellt.

Dieses erstaunliche Ergebnis ist aus streng konkreten und lokalen Quellen erarbeitet: der Feldforschung, der Auswertung des Insel-Periodikums „Unser Inselchen Kea“ (*To nisaki mas i Kea*), einschlägiger anthropologischer und demographischer Literatur sowie auch volkskundlicher. Bei der Auswertung unveröffentlichter volkskundlicher Quellen wären vielleicht noch Einzelnachrichten zu ergänzen gewesen. (W. Puchner, *Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater*. Wien, 1977, Index: Kea.) Die Dissertation vermeidet aber nicht nur die Überladung weniger Fakten mit weitreichenden kulturtheoretischen Konzepten (manche amerikanische und französische Arbeiten erwecken in ihren Verallgemeinerungen und Theoretisierungen den Eindruck eines konstruierten Anthropologen-Griechenlands, das wieder die Grundlage bildet für noch weiter reichende Cross-cultural-Konzepte), sondern schließt auch an die bestehende Tradition älterer griechischer Inselmonographien an, die die Geschichte der Insel seit dem frühen Altertum bringen, um dann in die Beschreibung gegenwärtiger Volkskultur auszumünden. Die Dissertation ist jedoch frei von gelehrtem Ballast und emotionsgetöntem Lokalpatriotismus, konzentriert sich auf die Gegenwartssituation und versteht sich als charakteristisches Beispiel in einem größeren geographischen Raum, für den der Zusammenstoß zwischen autochthoner Volkskultur, wirtschaftsbedingter Auswanderung, steigender Tourismus-Zunahme (bzw. Sommerbesuch von gebürtigen Inselbewohnern, die in den urbanen Zentren oder im Ausland leben, bzw. ständiger Residenz von nicht auf der Insel gebürtigen Griechen) und einsetzenden Folklorisierungsprozessen charakteristisch ist.

Die Vorgangsweise der Verfasserin ist streng systematisch. Die Einleitungskapitel umfassen Geographie, Wirtschaft und Geschichte der früher blühenden Insel seit dem Altertum (S. 15–20), dann die Organisation des Kirchenwesens (S. 21–46):

Verwaltung, Kirchen und Pfarrsprengel, die Priester und ihre Zuständigkeiten, Klöster, Kapellen, Wegkreuze. Die kaum zweitausend Einwohner umfassende Insel hat offiziell 171 christliche Sakralgebäude, viele davon sind Hauskapellen, die Übersichtskarte auf S. 135 gibt einen eindrucksvollen Überblick von dieser Vielfalt, begünstigt wird diese relativ hohe Zahl der Kirchen und Kapellen auf der kleinen Insel durch die Weiher- und Einzelgehöft-Struktur der Besiedlungsform, die nur selten geschlossene Dorfstruktur aufweist. In diesem Kapitel sind alle Kirchen und Kapellen nach Pfarrsprengeln und den Patrozinienheiligen aufgelistet. Die vollständige Erfassung dieser verstreuten Sakralobjekte erweist sich in der Folge als notwendig, um die vielen Kirchweihfeste und Panegyria auch bei abgelegenen Kapellen vor allem im Sommer erfassen zu können.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit den kirchlichen Ritualen (S. 47–52): Sonntags- und Feiertagsmessen, Hochzeit, Taufe, Begräbnis und Gedenkmessen (mnemosyna), wobei Kirchenbesuch, formelhaftes und typisches Verhalten der Besucher u. a. zur Sprache kommen; als Quellenbereich dienen vor allem Feldforschungsgespräche mit den einzelnen Priestern. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit anderen religiösen Aktivitäten (S. 53–68): Das religiöse Verhalten innerhalb der Familie (Glaubenszweifel, Heiligenanrufung, Ikonostasion im Haus), der Glaube an die Panagia und die Heiligen (Do-ut-des-Prinzip, die „Zuständigkeiten“ der einzelnen Heiligen), Votivgaben und Kirchengründungen (Analyse der aufzufindenden Weihgeschenke, die durch Wunder aufgefundene Marien-Ikone im Kloster der Panagia Kastriani wird gesondert behandelt), Privat- und Familienliturgien in Kapellen, die Kirchweihfeste und Panegyria mit genauer Auflistung der einzelnen Heiligen im kirchlichen Heortologion und den Kirchen und Kapellen, die zu einem bestimmten Jahresdatum Schauplatz der Feierlichkeiten werden (vgl. die Tabelle S. 68).

Das folgende Kapitel analysiert den „weiteren Brauchzyklus“, das Kirchenjahr und den Lebenslauf betreffend (S. 69–90): Geburt, Hochzeit, Tod, Gedenkmessen, Jahreslauf, religiöse Legenden, Aberglauben und Vorstellungen. Dies ist mit Kürze und Sachkenntnis dargestellt, die Quellenkenntnis und rezente Beobachtung vereinigt. Es ist interessant, daß auch hier Lazarusbrote in Mumienform gebacken werden (S. 79) oder der „Klidonas“-Orakelbrauch nach seinem Aussetzen heute im Kaffeehaus begangen wird. Hier macht sich auch am ehesten Brauchschwund und Dysfunktionalisierung durch die Änderung der Lebensbedingungen bemerkbar. Das rituelle Wasserholen der Frauen von der Quelle am Neujahrmorgen ist durch das eingeleitete Fließwasser unmöglich gemacht; die Übernachtung im abgelegenen Kloster der Panagia Kastriani (siehe die neu gebauten Besucherzellen) ist durch die Eröffnung der Zufahrtsstraße nicht mehr notwendig; die Anwesenheit der „Hebamme“ bei der Taufe ist durch das nationale Gesundheitssystem zum Umding geworden; der Brautkranz aus Feldblumen ist abgekommen, die Lazarusbrote und vieles andere. Andererseits sind viele der Bräuche durch den Folklorismus und den nostalgischen Sommerbesuch ehemaliger Einwohner (die Inselbevölkerung ist in den fünfziger und sechziger Jahren etwa auf die Hälfte zusammengeschrumpft), von der Nähe der Hauptstadt begünstigt, wieder aufgelebt; so manches Kirchweihfest, die Karnevalsmaskereien, der „Klidonas“. Alles, was irgendwie spektakulären oder unterhaltenen Charakter hat, ist den folkloristischen Wiederbelebungsversuchen gegenüber aufgeschlossener. Doch ist dies nur die Oberschicht der formverfestigten Manifestationen – die Tiefenschicht der religiösen Attitüden zeigt wenig Veränderung. Zwar

sind aktiver Kirchenbesuch, die Teilnahme an Litaneien usw. z. T. zurückgegangen bzw. formeller geworden, doch ist davon die tiefere religiöse Einstellung, sozial verankert, in Normen und Institutionen abgesichert, kaum wirklich betroffen.

Diese Diagnose, entstanden aus einem streng abgegrenzten und total erfaßten mikroregionalen Kulturraum der griechischen Inselwelt, differenziert nicht nur die Cassandra-Rufe der autochthonen Heimatschützer sowie auch die romantischen Tourismus-Klischees von der heilen Welt der noch anzutreffenden antiken „philoxenia“, sondern auch die oft mechanistisch verallgemeinernden, intellektuell konstruierten Modell-Schemata der Kulturanthropologen vom Wertumbruch, von der inkommensurablen Parallelität traditioneller und moderner Wertsysteme in der neugriechischen Provinzkultur. Die erfaßte Wirklichkeit erweist sich als vielfältiger als die anthropologische Kategoriebildung, deren heuristischer Erkenntniswert manchmal gleich mit der Wahrheit verwechselt wird. Eine moderne, fundierte, konzise Arbeit der neugriechischen Volkskunde zu einem traditionellen Thema, das in seiner gegenwärtigen Entwicklung häufig zu pauschal behandelt wird.

Walter Puchner

**Mircea Eliade, Mythos und Wirklichkeit.** Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt, Insel Verlag, 1988, 208 Seiten.

Der Titel erinnert an Lutz Röhrich „Märchen und Wirklichkeit“ (Wiesbaden 1956), doch heißt der Originaltitel einfacher und schlichter eigentlich „Aspects du mythe“ (Paris 1963). Daß dieses Werk erst jetzt in deutscher Sprache erscheint, ist einerseits verwunderlich, andererseits die Erfüllung alter Erwartungen.

Eliade hat seinerzeit (1962) in seiner Vorbemerkung geschrieben: „ . . . daß es sich an das gebildete breite Publikum wendet. Wir haben darin einige Beobachtungen aufgegriffen und weiterentwickelt, die wir bereits in unseren früheren Werken vorstellten. Eine erschöpfende Analyse des mythischen Denkens kam nicht in Betracht.“

Zweifellos gehört es zu den Vorzügen dieses Buches, daß es auch für den Nicht-Fachmann informativ und zugleich gut lesbar ist, und daran hat auch die glückliche Übersetzung ihren Anteil.

Die Hauptartikel gliedern das Werk in neun Kapitel: Die Struktur der Mythen, Magisches Prestige der „Ursprünge“, Mythen der Erneuerung, Eschatologie und Kosmogonie, Die Zeit läßt sich beherrschen, Mythologie – Ontologie – Geschichte, Mythologie des Gedächtnisses und des Vergessens, Größe und Verfall der Mythen, Überbleibsel und Vermummung der Mythen. Dazu kommt noch ein Anhang: Mythen und Märchen.

Das Werk enthält nicht nur eine Fülle von Materialien, Beobachtungen und Analysen, es bringt immer wieder schlagwortartige Leitsätze, wie: „Für den homo religiosus liegt das Wesentliche vor der Existenz. . . . Der Mensch ist so, wie er heute ist, weil ab origine eine Reihe von Ereignissen stattgefunden hat. Die Mythen erzählen ihm diese Ereignisse und erklären ihm damit, wie und warum er auf diese Weise beschaffen ist.“ (S. 94)

Obwohl dieses Werk relativ früh konzipiert ist, so enthält es doch einen großen Teil der Themen und Probleme, über die Eliade später geschrieben hat. Hinsichtlich des Mythen-Komplexes ist es eine Art Resümee im voraus.

In 221 Anmerkungen finden wir dazu wichtige Details, wie bibliographische Hinweise, die eine volle Auswertung des ansonsten dichten und knapp gefaßten Buches erleichtern. Dabei handelt es sich nicht nur um Verweise, sondern meist werden ausführlichere Zitate gebracht, in denen freilich wiederum resümierend Erkenntnisse zusammengefaßt werden. So finden wir etwa unter Anmerkung 14 des 9. Kapitels: „Leopold Schmidt hat gezeigt, daß die bäuerliche Folklore Mitteleuropas mythologische und rituelle Elemente enthält, die schon zu Homers und Hesiods Zeit aus der klassischen griechischen Mythologie verschwunden waren.“

Der Autor hat auch auf die Doppeldeutigkeit des Begriffes „Mythos“ hingewiesen, wie er einmal (ähnlich dem Märchen) im Sinne von „Fabel“, „Fiktion“, „Lüge“ und andererseits auf dem Hintergrund von „Der Mythos erzählt, auf welche Weise dank der Taten der übernatürlichen Wesen eine Realität zur Existenz gelangt ist . . .“ (S. 15) zutage tritt.

Eliade berührt auch die Problematik neuerer methodologischer Positionen (wie Bultmann), die in manchen Fällen mehr Unklarheit als Klarheit geschaffen haben. Er kommt dabei unter anderen Ergebnissen zu der Anschauung: „ . . . Die spezifische religiöse Erfahrung der Landbevölkerung wurde durch etwas genährt, was man ‚kosmisches Christentum‘ nennen könnte. Die Bauern Europas verstanden das Christentum als eine kosmische Liturgie. Das christologische Mysterium betraf auch das Schicksal des Kosmos. ‚Die ganze Natur lechzt nach Auferstehung‘: das ist ein zentrales Motiv sowohl der Osterliturgie wie der religiösen Folklore der östlichen Christenheit. . . . In der religiösen Folklore Südosteuropas heiligen die Sakramente auch die Natur.“ (S. 167)

Die Übersetzerin hat eine Vorliebe für das Wort „Vermummung“. Ob es dem Leser damit klar wird, was im Original gemeint ist, bleibt offen. Das gilt nicht nur für die Verwendung im Kapitel „Überbleibsel und Vermummung der Mythen“, wir finden den Ausdruck auch im als Anhang aufgenommenen Aufsatz „Mythen und Märchen“. Dazu ist zweierlei zu sagen: Zunächst einmal lautet der schon 1956 veröffentlichte Beitrag von Eliade im Original „Les savants et les contes de fées“, zum anderen enthält die vorliegende Buchausgabe keinen Hinweis darauf, daß dieser Aufsatz 1973 in unserem Sammelband „Wege der Märchenforschung“ erschienen ist. Damals hatten wir in Anlehnung an den Originaltitel „Wissenschaft und Märchen“ formuliert. Ob die Neuübersetzung nötig war oder einfach die alte der Aufmerksamkeit der Übersetzerin entgangen ist, bleibt ungeklärt. Im Wesentlichen und Inhaltlichen entsprechen sich die beiden Übertragungen. Dort, wo jetzt Moldenhauer von einer „Vermummung der mythischen Motive und Personen“ spricht, steht in der alten Ausgabe, die nach Rücksprache mit Eliade erfolgt war, „ . . . es handelt sich um einen Konturverlust mythischer Figuren und Motive“, und wo es früher hieß „Verfall des Sakralen“, steht nun „Absinken des Heiligen“. Vielleicht ergänzen sich die beiden Übersetzungsversuche und zeigen an, wie schwierig manchmal die Nuancierung und Deutung eines Fachbegriffes ist.

Insgesamt kann das Buch zweifellos dazu dienen, ein erregendes Kapitel der Geistesforschung aufzuschließen. Die Bilder und Verhaltensweisen sind ja noch längst nicht zum Stillstand gekommen, wie es auch Eliade in seinem Unterkapitel „Mythen und Massenmedien“ bis hin zu Comic strips und Superman gezeigt hat.

Felix Karlinger

**Michalis G. Meraklis**, *Ti einai laiki logotechnia – Dókimia*. (Was ist Volksliteratur – Versuche). Athen, Synchroni Epochi, 1988, 70 Seiten.

Das kleine Büchlein des bekannten Volkskunde-Professors und Literaturkritikers Michalis Meraklis vereinigt vier Essays zu Sparten der Volksliteratur, die der Verfasser auf Grund seines methodisch zweifachen Zugangs, von der Volkskunde her als auch von der Literaturwissenschaft und Ästhetik, als künstlerische Sprachgebilde ernst nimmt. Ausgehend vom Sammelband „Deutsche Volksdichtung. Eine Einführung“, Leipzig 1979, den Hermann Strobach unter Mitwirkung verschiedener Fachleute herausgegeben hat, führt der Verfasser, in Zustimmung wie in Ablehnung und kritischer Modifizierung, in vier Themenkreise ein: Was ist Volksliteratur, das Märchen, Sprichwort – Rätsel und der volkstümliche Groschenroman. Die Beiträge sind nicht mit Nachweisen überhäuft und konzentrieren sich auf die Darlegung einiger wesentlicher Punkte, wie dies der Gattung des Essays entspricht.

Als Charakteristika der Volksliteratur wird zuerst die Mündlichkeit diskutiert, die, wie schon Strobach zu bedenken gibt, allerdings nur für eine bestimmte Entwicklungsphase der Volksliteratur kennzeichnend ist und nicht als Universalkriterium von der Geschichte isoliert werden darf. Der Verfasser zeigt auf, daß es in Griechenland sehr wohl auch schriftliche, ja sogar gedruckte Volksliteratur gibt. Es folgt die Diskussion zu Variabilität und Konstanz sowie die verzögerte Rezeption in Schulen. Hier ist dem Verfasser zuzustimmen, daß Strobachs Meinung, in der Volksliteratur gäbe es keine Großformen wie den Roman oder das dramatische Werk (für die balkanische Volksmusik hat Felix Hoerburger nachgewiesen, daß es sehr wohl Großformen gibt, nur haben sie parataktische Struktur), einer Prüfung unterzogen werden müsse (die improvisierten Karnevalsszenen etwa, die mehrere Stunden andauern können, sind freilich nicht „Drama“ im Sinne heutiger Dramentheorie, aber doch wohl dialogisch-theaterartige Darbietung, die dem darstellenden Genre zuzurechnen ist). Die Beeinflussung der Volksliteratur von Kirchen (z. B. den Predigten des Kosmas von Aitolien im 18. Jahrhundert) und Schriftkultur (die vielgelesene Übersetzung von „Fior de Virtu“ und anderer Erbauungsbücher setzt schon im 16. Jahrhundert ein) ist in Griechenland nicht viel anders als in Deutschland. Meraklis diskutiert in der Folge Ansichten Strobachs zur konservativen, machterhaltenden Rolle der Beschwörungsformeln, abergläubischer und magischer Gattungen der Volksliteratur und hebt den spielerischen und realitätsentlastenden Aspekt dieser Handlungen, Sprüche und Vorstellungen hervor. Vielfach sind etwa die Vampirgeschichten nichts als reine Dichtung. Den poetischen Aspekt sieht Meraklis auch in der Sprachgebung, etwa bei Krankheitsbeschwörungsformeln. Als neuere Gattung wird die Trivial- und Unterhaltungsliteratur diskutiert, die zwar für das „Volk“, aber nicht mehr vom „Volk“ verfaßt wird. Volksautoren findet man jedoch bei den „Memoiren“ (im 19. Jahrhundert aus dem Befreiungskampf von 1821, im 20. Jahrhundert aus dem Bürgerkrieg und dem Widerstand gegen die deutsche Okkupation) und bei dem bis in die Zwischenkriegszeit beliebten Räuberroman, der historisch an die Klephtentradition und das Klephtenlied anschließt.

Der zweite Abschnitt (S. 23–38) ist dem Märchen gewidmet. Der Verfasser hebt die historische Vielschichtigkeit der Gattung hervor: Vom neolithischen Tierbewußtsein (z. B. Tierbräutigam) bis zum Wirklichkeitsskeptizismus der Neuzeit im Schwank. Das Zaubermärchen darf wohl als älteste Gattung der Weltliteratur gelten. Der Schwank parodiert nicht nur die Zaubermotive, sondern auch die Wirklichkeit selbst. In der Märchennovelle sind die Zauberelemente durch den Trick

ersetzt, die Verwandlung durch die Verkleidung. Auf den Inseln ist diese am meisten verbreitet. In der Folge werden die verschiedenen Interpretationsschulen der Gattung vorgestellt und kritisiert. Die Vielfalt der Zugänge rekrutiert sich aus der zeitlichen und kulturellen Vielschichtigkeit des Phänomens. Auch die Stellung der Frau (oft gleichberechtigter Hauptheld), die Hochzeit als Annäherung der verschiedenen Gesellschaftsschichten u. a. kommt zur Sprache. Neben der soziologischen Interpretationsdimension streicht Meraklis vor allem das poetische Element heraus, die utopischen und rein dichterischen Lösungen, ohne daß die Gattung dadurch ihren Wirklichkeitsbezug einbüßt. Die Internationalität der Märchenmotive bildet ein gemeinsames völkerverbindendes Erbe.

Der dritte Abschnitt (S. 39–54) beschäftigt sich vorab mit dem Sprichwort; differenzierend: dem Sprichwort, dem sprichwörtlichen Ausdruck und der Sentenz. Meraklis sieht darin nicht nur eine spitzfindige philosophische Unterscheidung, sondern eine Entwicklung der Gattung vom bildlich-metaphorischen Ausdruck zur Abstraktion. Das Sprichwort ist situationsbezogene Alltags-Dichtung, sowohl nach Inhalt wie Ausdruck ist es oft international (dies hat auch mit der humanistischen Auswertung antiker Sprichwortsammlungen zu tun). Das Sprichwort wird auch in der griechischen Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts häufig verwendet. Die zweite Gattung der „Kleinformen“ der Volksdichtung ist das Rätsel, ursprünglich wohl magischen Ursprungs, nun auch ein Stück „Dichtung“ (mit kühnen, ungewöhnlichen Bildern) im Alltag.

Der letzte Abschnitt (S. 55–70) ist dem volkstümlichen Roman gewidmet, ausgehend von den venezianischen Volksbüchern ab dem Anfang des 16. Jahrhunderts über die Trivilliteratur der Aufklärung (Übersetzungen aus den europäischen Literaturen, die auch berühmte Aufklärer, wie Rigas Feraios mit seiner Übersetzung der „Schule der delikaten Liebhaber“ von Retif de la Bretonne, vorgenommen haben) bis zu den Räuberromanen (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1930) und der sentimentalischen Groschen-Literatur, die bis in die Gegenwart reicht. Die volkstümlichen Lesestoffe sind im 16. Jahrhundert meist westeuropäischer Import (sowohl ethisch-didaktisch wie sentimental), später dann griechische Eigenproduktion (G. Xenopoulos, A. Doxas u. a.). Meraklis sieht diese Produktion auch im 20. Jahrhundert nicht bloß negativ, wie Georgios Veludis, der die realitätsaffirmative Funktion dieser Vielschreiberei herausstreicht. Eine bedeutende Weiterführung erfährt diese Trivilliteraturgattung nach dem Zweiten Weltkrieg durch den griechischen Kommerzfilm: die Komödien und Romanzen von Finos-Film aus den fünfziger und sechziger Jahren zählen auch heute noch zu den beliebtesten Fernsehprogrammen mit den höchsten Einschaltquoten, Zeichen dafür, daß hier doch mehr Realität verarbeitet ist, als es eine eindimensionale sozioökonomische und ideologiekritische Interpretation vermuten läßt.

Die meisten dieser Themen behandelt Meraklis trotz seines imaginären Diskussionspartners (in dem erwähnten Sammelband von H. Strobach) mit der Kürze der Souveränität und einer Dichte der Gedankenführung, die nur denjenigen nicht überraschen wird, der weiß, daß der Verfasser zu den meisten dieser Themen ausführliche Publikationen vorgelegt hat. Die Ausführungen bewegen sich durchwegs auf dem Niveau der Grundsatzdiskussion, Beispiele werden nur zur Illustration von Problemstellungen herangezogen. Das Bändchen ist übersichtlich gestaltet und flüssig zu lesen; eine zweckmäßige Einführung in den Gegenstand, gesehen aus soziologischer und ästhetischer Sicht zugleich. Meraklis gibt damit auch einen Vorgeschmack

auf den dritten Band seiner „Einführung in die griechische Volkskunde“, der der Volkskunst (also auch der Sprachkunst) gewidmet sein wird.

Walter Puchner

**Margarita Xanthakou**, *Cendrillon et les soeurs cannibales. De la Stakhtobouta maniote (Grèce) à l'approche comparative de l'anthropophagie intraparentale imaginaire (= Cahiers de l'Homme. Ethnologie – Géographie – Linguistique, Nouvelle Série XXVIII)*. Paris, Éditions de l'École des Hautes Etudes en Sciences Sociales, 1988, 113 Seiten.

Die Autorin, bislang hervorgetreten durch ihre französische Doktorarbeit zum Dorfnarren in Lakonien (Peloponnes), zur Ballade vom Toten Bruder und zu maniotischen „moirologia“ (Klageliedern), bringt, ausgehend von zwei Varianten zum Aschenbrödel-Märchen aus Innermani an der Südspitze der Peloponnes, eine soziale und volksliterarische Kontextanalyse zum Motiv der Matrophagie durch die Schwestern der „Stachtoputa“. Hier wird nach struktureller Methode weit ausgeholt: soziale Institutionen, wie „vendetta“ u. a., werden analysiert, mythische Vorstellungen, wie die Moiren (die unerbittlichen Schicksalsfrauen), Unterweltsvorstellungen, wie sie in den Klageliedern auftreten. Das Aschenbrödel-Märchen wird im internationalen Kontext in seinen abweichenden Varianten dargestellt, dem Motiv der Anthropophagie bis in die griechische Mythologie nachgegangen. Den knapp 50 Seiten des Textes der Untersuchung stehen mehr als 40 Seiten (ins Französische übersetzte) Feldforschungsgespräche in verschiedenen manischen Dörfern (unter anderem sogar mit Dorftrotteln), Auszüge aus Klageliedern und Märgen u. a. m. gegenüber, die in den Jahren 1981 bis 1983 aufgenommen worden sind und manchmal nur mehr sehr indirekt mit dem Untersuchungsthema zu tun haben. Eine selektive Bibliographie zum Aschenputtel-Thema und zur maniotischen Gesellschaft und Volksliteratur beschließt die kleine Publikation.

Walter Puchner

**Laografia, Bd. 34.** Athen 1985–86 (1988), 377 Seiten, 22 Abb. auf Tafeln.

War der vorangehende Band des angesehenen Organs der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft dem Schweizer Musikwissenschaftler, Byzantinisten und Volkskundler Samuel Baud-Bovy zugeeignet, so ist dieser Band seinem Gedenken gewidmet (verstorben im November 1986). Dies ist auch an der ersten Studie abzusehen, die die ethnomusikologischen und volkskundlichen Arbeiten von Baud-Bovy auf der Dodekanes behandelt und aus der Feder von M. A. Alexiadis stammt (S. 7–25). Es mag nicht uninteressant sein, daß ein Forschungsprogramm des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in den siebenziger Jahren versucht hat, die Bestandsaufnahme von Liedern und Melodien 40 Jahre nach Baud-Bovy, und zwar speziell auf der Insel Karpathos, nachzuvollziehen (zu den Forschungsergebnissen vgl. R. M. Brandl, Quellenkritische, musiksoziologische und einige volkskundliche Anmerkungen zu den im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften archivierten Feldaufnahmen von der Insel Karpathos 1973. Anzeiger der phil.-hist. Kl. der Österr. Akad. d. Wiss. 111 [1974], S. 144–183. Ders., Quellenkritische Anmerkungen zu den Feldaufnahmen B 18319 – B 18475 des Phonogrammarchives der Österr. Akad. d. Wiss. von der

Insel Karpathos 1974. Ibid. 112 [1975], S. 285–306. Ders., Quellenkritische Anmerkungen und Beobachtungen zur musikalischen Volkskunde der Insel Karpathos 1976. Ibid. 114 [1977], S. 43–61). Es folgt eine Studie des finnländischen Prof. Väino Kaukonen zum Kalevala-Epos und Homer (S. 26–36), ergänzt von einem Abschnitt aus dem 10. Gesang in griechischer Übersetzung von Maria Martzuku (S. 36–40) und einem Zusatz von Dim. Lukatos über „Kalevala“ in der griechischen Bibliographie (S. 41–43). Besonders interessant ist der Aufsatz von Stefanos Imellos über die Überlieferung vom Lebendigwerden der gebratenen Fische bei der Halosis von Konstantinopel (S. 44–57, und ein Nachtrag, S. 355–360), in dem der bekannte Sagenforscher eine ältere Studie zur Verkündigung des Falls von Byzanz in thrakischen Volksliedern vertieft und erweitert (im Jahrbuch des Forschungszentrums für Griech. Volkskunde 24, 1975/76, S. 3 ff.). Als ähnliches Wunderzeichen für das Eintreten einer unerwarteten Tatsache gilt das Auffliegen des gebratenen Hahns in der apokryphen Tradition um die Anastasis Christi. Mit einem Traumbuch von Hatzi Gerasimos (1836) setzt sich die folgende Studie von K. A. Papachristos auseinander (S. 58–91), die auch den Text der Traumdeutungsanleitung bringt. Mit der Gestalt von René Girard und seinem Beitrag zu den humanistischen Studien befaßt sich der nächste Aufsatz von Dim. Filias (S. 92–103). Mit Rechtsbräuchen zwischen 1930 und 1940 im zentralen Lakonien in der Peloponnes setzt sich eine Studie von Nik. Rozakos auseinander: Grundstückteilung, Grenzziehung, Anlegen des Feldweges, Weideverpachtung, Genossenschaftswesen, Familiengräber, Hochzeitsvermittlung, Klostergründe, Feldbräuche, Bienenzucht u. a. m.

Nach den „Studien“ folgt der Abschnitt der „Miscellen“, angefangen mit einem besonders interessanten Aufsatz von Dim. Lukatos zur Gegenwartsvolkskunde (135–150): zur Verwendung eines traditionellen Kinderspiels („kolokythia“) in anderen Zusammenhängen und mit neuer Sinnggebung, zu einem „rembetika“-Lied mit „äsopischem“ Klima, zum Sprichwort in der modernen politischen Karikatur (mit Abb. – es ist in der Tat erstaunlich, wie gern und häufig die Skizzen der Zeitungskarikaturisten ihre zentrale Idee der Darstellung auf ein bekanntes Sprichwort aufbauen, aber in einen anderen Anwendungszusammenhang hineinstellen, womit sich die Distanz des Komischen ergibt). Albanische Lieder im Raum Attika veröffentlicht A. Oikonomu (S. 151–157); es geht um relativ kurze „kalanta“, Lieder der Fremdarbeit und Lamentationen. Mit den Albanophonen von Attika setzt sich auch die folgende Materialsammlung auseinander, zum Brauch der „kokka“, von V. Lekka-Hatzi (S. 158–163). Es folgt eine Studie zu den Fischereitechniken im Fluß Fidari in Zentralgriechenland, von Th. Papatanasopoulos (S. 164–170); zu Fischfang und Fischerlied auf Icaria berichtet I. Kerpis (S. 171–176, mit Abb.), zum Weinanbau in Vogatsiko in Westmakedonien A. Stavridu (S. 177–186, mit Abb.). Es folgen noch drei erzählte Autobiographien von alten Leuten (S. 187–192).

Der Abschnitt zur Bibliographie 1985–1986 ist besonders wichtig, da die seit dem Zweiten Weltkrieg vom Forschungszentrum für Griechische Volkskunde der Akademie Athen zusammengestellte fortlaufende Bibliographie zur Volkskunde Griechenlands seit Jahren nicht mehr erscheint (S. 195–253). Diese Bibliographie umfaßt auch Periodika und Artikel in Periodika und erstreckt sich auch auf nichtgriechische Angaben. Es folgt der Abschnitt „Buchbesprechungen“, zu dem G. Aikaterinidis, W. Puchner, S. Skarlatova, M. G. Meraklis, Dim. Lukatos, K. Papadopoulos und M. F. Dragumis (S. 257–321) insgesamt 17 z. T. ziemlich umfangreiche Rezen-

sionen beigesteuert haben. Es folgen der Abschnitt mit Nekrologen (325–336, u. a. auch Kurt Ranke und Thekla Dömötör), die Bilanz der Vereinstätigkeit für 1985/86 (339–353), die Liste der Vereinsmitglieder sowie die analytischen tables de matière in Griechisch und Französisch.

Der nächste Band der „Laografia“ wird dem 80jährigen Bestand der Griechischen Volkskundlichen Gesellschaft gewidmet sein, die 1909 von Nikolaos Politis gegründet wurde und bisher 34 Bände ihrer Zeitschrift sowie 10 Sonderbände herausgegeben hat.

Walter Puchner

**Journal of American Folklore Vol. 102.** Washington 1989, No. 403–406.

Viermal jährlich erscheint die Zeitschrift der American Folklore Society, die von Bruce Jackson (University of New York at Buffalo) herausgegeben wird. Den Hefen ist meist ein generelles Thema vorgegeben, zu welchem ungefähr vier Aufsätze veröffentlicht werden. Daneben finden sich kürzere Abhandlungen, Personalien und vor allem Besprechungen von Büchern, Filmen und Schallplatten.

Das erste Heft des Jahrganges 1989 steht unter dem Aspekt „Humanities at Risk“ und befaßt sich mit Randgruppen und deren spezifischer Kultur, wie Bruce Jackson in einem einleitenden Essay darlegt. Der erste Beitrag stammt von Lawrence W. Levine und behandelt unter dem Titel „Jazz and American Culture“ (S. 6–22) den Wandel des Jazz, der in seinen Anfängen als subversive, unzivilisierte, mißtönende, traditionslose Form der Gegenkultur angesehen wurde, sich nach dem Zweiten Weltkrieg als eigenständige Kunstform etablieren konnte und damit den herkömmlichen Kunst- und Kulturbegriff revolutionierte, die Grenzen erweiterte und somit den spontanen „Kunstschaffens“ unserer Zeit einen Freiraum schuf.

„A Question of Style – Blacks in and around New York City in the Late 18th Century“ nennt der an der University of Sydney in Australien lehrende Shane White seinen Aufsatz (S. 23–44). Er zeigt auf, daß die in New York lebenden Schwarzen nicht, wie meist vermutet wird, von der dominanten (weißen) Kultur vereinnahmt wurden, sondern sehr wohl einen eigenen Stil entwickelten, indem sie einerseits ihre afrikanischen Wurzeln bewußt pflegten und sich andererseits ihre sich rasch verändernde und oft feindlich gesinnte Umwelt kreativ anzueignen und zu adaptieren wußten. Seine Beispiele stammen aus den Bereichen der Sprache, der Kleidung, der Frisurenmode und der Körperbewegungen.

Der nächste Artikel ist von Claude F. Jacobs, Anthropologe in Detroit, und wendet sich einem Thema des Volksglaubens zu: „Spirit Guides and Possession in the New Orleans Black Spiritual Churches“ (S. 45–67). Die Black Spiritual Churches in New Orleans nehmen eine Sonderstellung ein, was ihre Rituale, ihre Glaubensinhalte und ihre Organisation betrifft. Als Gründerin wird Leafy Anderson, die 1920 aus Chicago nach New Orleans kam, angesehen, doch reichen einzelne Wurzeln weiter in alte religiöse Traditionen zurück, wie protestantischer Glauben, volksfromme katholische Einflüsse, die Pfingstkirche, aber auch Spiritualismus und Voodoo-Praktiken. Während des Gottesdienstes fallen Teilnehmer der Zeremonie in Trance, „get in the spirit“. Der geistige Einfluß, unter den sie dabei geraten, wird oft als „Heiliger Geist“ im Sinne der christlichen Trinität bezeichnet, aber auch im Sinne eines speziellen „Heiligen“, der „sein Pferd reitet“, wie es in karibischen und brasilianischen

Kulten der Fall ist. Diese Heiligen und übernatürlichen Geschöpfe können verstorbene Verwandte sein, Gestalten aus dem Alten wie dem Neuen Testament oder christliche Heilige. Zu den wichtigsten kirchlichen Symbolgestalten gehören die Schutzgeister der Gründerin L. Anderson, „Father John“ (vermutlich ein Voodoo-Priester Mitte des 19. Jahrhunderts), die alttestamentarische Königin Esther und vor allem Black Hawk (schwarzer Falke), der auch mit dem hl. Michael und Martin Luther King assoziiert wird und das wichtigste Symbol dieser Glaubensgemeinschaft darstellt. Black Hawk soll ein Eingeborener gewesen sein, der an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als ein Häuptling der Sauk- und Fox-Indianer am oberen Mississippi lebte. Im Krieg von 1812 kämpfte er auf der Seite der Engländer gegen die Amerikaner, die einen Landstrich besetzten, den er als Besitz seines Volkes ansah. Er wird somit auch als wichtiger Kämpfer für die bürgerlichen Rechte in Amerika gesehen. Als die Indianer schließlich geschlagen wurden, fiel er in die Hände der Amerikaner, wurde eingesperrt und dann den loyalen Stammeshäuptlingen der Fox und Sauks ausgeliefert. Nach diesen Ereignissen soll Black Hawk seine Autobiographie einem Dolmetscher und einem Journalisten diktieren haben. Die erste Ausgabe dieser Lebenserinnerungen erschien 1833, wobei ihre Authentizität immer wieder angezweifelt wurde. In der New Orleans Black Spiritual Church gibt es eigene Black-Hawk-Altäre, Messen, Gesänge und Gebete. Rote Votivkerzen werden entzündet und vor seiner Statue aufgestellt, Räucherungen finden statt, auch wenn die Black-Hawk-Verehrung nicht von allen Mitgliedern der religiösen Gemeinschaft akzeptiert wird, ja er sogar als böse und gefährlich gesehen wird. Obwohl ein großer Teil der Gläubigen Frauen sind, hat dagegen Königin Esther als Vertreterin des weiblichen Prinzips nie die Verbreitung und Verehrung wie Black Hawk erfahren. Vor allem er verkörpert auch einen Protest der ärmeren Schichten der schwarzen Bevölkerung Louisianas gegen Rassismus und Vorurteile.

Ein kürzerer Beitrag von Shane White wendet sich noch der Einführung des Pfingstfestes zu: „Pinkster: Afro-Dutch Syncretization in New York City and the Hudson Valley“ (S. 68–75).

Das zweite Heft des Jahrgangs, das auch eine Art Gedenkschrift für Wayland Debs Hand darstellt, hat kein eigentliches Thema, sondern versammelt eine Anzahl von Beiträgen zu verschiedenen Aspekten. Den Anfang macht Regina Bendix (Portland) mit einer Untersuchung „Tourism and Cultural Display: Inventing Traditions for Whom?“ (S. 131–146). Am Beispiel des schweizerischen Kurortes Interlaken zeigt sie, daß folkloristische Veranstaltungen nicht nur aus kommerziellen Gründen für die Touristen „erfunden“ und durchgeführt werden, sondern durchaus auch ihre Berechtigung innerhalb der dörflichen Gemeinschaft besitzen, indem sie eine lokale Identität schaffen und festigen können, die vor allem angesichts des jährlichen „Einbruchs“ von Touristenmassen für das eigene Selbstverständnis wirksam sein kann.

Zu einem Thema, das vor nicht allzulanger Zeit in allen Zeitungen aufgegriffen wurde, nämlich Berichte über Landungen von UFOs in der Sowjetunion, äußert sich Thomas E. Bullard (Bloomington) in seinem Beitrag „UFO Abduction Reports. The Supernatural Kidnap Narrative Returns in Technological Guise“ (S. 147–170). Das alte Motiv einer Entführung durch außerirdische Wesen hat in den letzten Jahren große Verbreitung erfahren. Erzählungen über dieses Vorkommnis zeigen Parallelen zu anderen Motivgruppen über Begegnungen mit übernatürlichen Wesen und Reisen außerhalb irdischer Grenzen, aber verbinden diese phantastischen Elemente mit technischen Details, wie sie auch sonst in UFO-Berichten erwähnt werden,

und modernisieren so die Vorstellung von der Entführung durch jenseitige Wesen, so daß sie in unser modernes, technologisches Weltbild passen.

„Rewriting Initialisms. Folk Derivations and Linguistic Riddles“ nennt Nicholas Howe, Professor für Anglistik an der University of Oklahoma, seinen Aufsatz. Sein Augenmerk gilt dabei der Verwendung von Abkürzungen, wie sie für unsere heutige Kultur, und nicht nur für die amerikanische, typisch sind. Diese gebräuchlichen Abkürzungen haben nun eine große Zahl von Parodien und Witzen hervorgerufen, wie sie uns allen bekannt sind. Beispielsweise seien hier nur einige erwähnt, wie „The Worst Airline“ für TWA oder „Found In A Toilet“ für FIAT oder ältere Wortspiele mit eher blasphemischem Charakter, wie „Iron Nails Run In“ für INRI. Wortspiele sind Kunstgriffe, schreibt Howe, um zu beweisen, daß man Kontrolle ausüben kann über Worte, Objekte und Ideen, die integraler Bestandteil der Gruppe sind, die diese satirischen Ausdeutungen erfindet und können dadurch eine gewisse Befreiung bewirken.

Der nächste Band vereint wieder verschiedene Themenkomplexe. Michael Taft bringt eine Ergänzung zum Centennial Index, dem großen Gesamtinhaltsverzeichnis des Journal of American Folklore, das anlässlich des hundertjährigen Bestandes der AFS 1988 erstellt wurde.

„What Courage“ übertitelt Robert Cochran (University of Arkansas) seine Arbeit zu rumänischen politischen Witzen, die er zwischen 1985 und 1987 in Bukarest und anderen Städten gesammelt hat. Gerade dieses Volk, das letzte, das heutzutage noch im Namen stalinistischer Ideologien unterdrückt wird, bedient sich der Ventulfunktion des Witzes, um seine Unzufriedenheit vor allem mit der Staatsführung von Nicolae Ceausescu zu artikulieren, über den vielfältige und zahlreiche Witze kursieren.

Maurie Sacks, Anthropologin am Montclair State College, hat eine interessante Entwicklung moderner Festtradition in Forest Park, einem Vorort von New York, wo eine orthodoxe jüdische Gemeinde lebt, aufgegriffen. „Computing Community at Purim“ befaßt sich mit dem Einsatz neuer Technologien, hier dem PC, um den Austausch von Geschenken, wie er zu Purim üblich ist, zu organisieren und neue Werte einzubringen. Während die Männer die Kultausübenden sind, sehen es die Frauen dieser Gemeinde als ihre Aufgabe, das soziale Netz aufrechtzuerhalten und damit die traditionellen Werte der Gemeinschaft zu bewahren. Diesem Zweck dient auch der jährliche Austausch von Geschenken anlässlich des Purim-Festes. Immer mehr nahm dieser als gemeinschaftschaffend und -festigend verstandene Brauch aber Formen an – ähnlich wie Weihnachten bei uns – der über dieses eigentliche Ziel hinausging. Immer kostspieligere, aufwendigere Geschenke wurden ausgetauscht, die weit über das rituell Vorgeschriebene hinausreichten, die Anzahl der zu Beschenkenden wuchs stetig und der soziale Zwang, der mit diesen Geschenken verbunden war, verstärkte sich. Eine Frauengruppe entwickelte daraufhin ein neues System, mit Hilfe moderner Technik eine andere, vereinfachte Organisationsform zu erstellen. Einerseits wird das traditionelle Element des Austausches von Geschenken zu Purim aufrechterhalten, andererseits werden planerisches Denken, Marketingstrategien, moderne Technologie und neue Formen der Kommunikation mit dem traditionellen Brauchgeschehen verbunden. Es entsteht somit zwar eine Reduktion des Brauches auf ursprünglichere Formen, also weg von der Hypertrophie, der Auswucherungen der letzten Jahre, aber gleichzeitig auch eine gewisse Anonymität, sobald die Interaktion über eine „Maschine“ stattfindet. Die Frauen von Forest Park

versuchen somit eine Synthese zwischen der hochbewerteten orthodoxen „Mutterkultur“ und der Technikakzeptanz moderner amerikanischer Prägung. Sie behaupten aber auch ihren Platz in einer patriarchalisch geprägten Ordnung, indem sie die zwischenmenschlichen Beziehungen und die überkommenen Werte beeinflussen und pflegen.

Die „Presidential address“ Alan Jabboours anlässlich der Hundertjahrfeier der AFS im Oktober 1988 in Boston Massachusetts liegt hier publiziert vor (S. 292–298). Der damalige Präsident der American Folklore Society sprach in seinem Plenarvortrag anlässlich des Vereinsjubiläums über Werte, Traditionen und Wandel der amerikanischen Volkskunde und gab somit einen historischen Überblick über die Fachgeschichte in den Vereinigten Staaten.

Heft 4 der Zeitschrift wendet sich einem amerikanischen Trauma zu: Vietnam. „Kriege hören nicht auf; es ist nur das Schießen, das endet“, meint Bruce Jackson in seiner Einleitung (S. 387). Die Bewältigung der Erlebnisse beschäftigen den einzelnen und damit seine Familie und Freunde noch jahrelang, Verstümmelte werden nicht mehr heil und Tote nicht mehr lebendig. „Erinnern und Vergessen“, das Motto des diesjährigen Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Göttingen, könnte somit auch als Motto über diesem Band stehen. Vier Aufsätze wenden sich im folgenden verschiedenen Aspekten der „volkskundlichen Auswirkungen“ des Vietnamkrieges zu. Lydia Fisher, Leiterin des „Vietnam Veteran Oral History and Folklore Project“ in Buffalo, befaßt sich in ihrem Beitrag mit „General Edward G. Lansdale and the Folksongs of Americans in the Vietnam War“ (S. 390–411). General Lansdale sammelte eine große Zahl von Liedern der in Vietnam arbeitenden und kämpfenden Amerikaner und benützte darüber hinaus diese Art der Folklore als Technik der psychologischen Kriegsführung und zur Übertragung nachrichtendienstlicher Mitteilungen. L. Fisher zeigt einerseits diese Mechanismen des bewußten Einsatzes und Umganges mit volkstümlichen Liedern sowie andererseits die Parallelen zu Liedern aus früheren Kriegen und den Einfluß moderner Musikformen auf.

Einer anderen Liedform, dem Marschlied, widmet Carol Burke den Aufsatz „Marching to Vietnam“ (S. 424–441). Burke, Professor für Englisch an der U.S. Marineakademie in Annapolis, stellt Marschlieder als Mittel dar, die Rekruten von ihrer zivilen Vergangenheit zu trennen und sie verstärkt, auch gegen ihren Widerstand, an eine kriegerisch-militärische Zukunft zu gewöhnen. Einige der Vietnam-Lieder spiegeln traditionelle Muster bezüglich Training und Kampf wider, während andere ein seltsames Motiv aufweisen, indem sie den Feind als hilfloses Kind darstellen, das zu verletzen oder zu töten die amerikanischen Soldaten gekommen sind. Auch hier wird das Lied wieder zur psychologischen Kriegsführung eingesetzt. Die Ängste der jungen Rekruten und ihre ambivalente Haltung dem eigenen Tun gegenüber sollen durch das rhythmische Aufsagen solcher sadistischer Texte reguliert werden.

„These Aren't Just My Scenes“. Shared Memories in a Vietnam Veteran's Art“ übertitelt Varick A. Chittenden (Canton) seinen Beitrag (S. 412–423). Der kriegsversehrte Vietnamveteran Michael Cousino baut kleine Dioramen, die Szenen seiner persönlichen oder von Kameraden geschilderten Kampf- und Kriegserlebnisse darstellen. V. Chittenden betrachtet diese Dioramen als gleichzeitig private wie auch öffentliche Form der Volkskunst. Sie stellen eine Form der Bewältigung von

Ereignissen dar, die sonst nicht zu verarbeiten wären und werden somit zu einer (Volks-)Kunstform, die sowohl ästhetischen als auch praktischen bzw. psychologischen Ansprüchen dient.

Der letzte Artikel stammt von John Charlot (Honolulu) und ist dem vietnamesischen Film gewidmet (S. 442–452). „The Power of the Past“ nennt er die Mittel, die im jungen vietnamesischen Filmschaffen herangezogen werden, um mit der Krise dieses Staates und seiner Bevölkerung fertig zu werden. Poesie, Musik und Tanz üben dabei einen starken Einfluß aus und stehen so in der historischen Tradition einer alten eminent künstlerisch geprägten Kultur.

Diesem letzten Heft des 102. Bandes des *Journal of American Folklore* ist ein Jahresinhaltsverzeichnis beigegeben.

Abschließend läßt sich sagen, daß die Zeitschrift der American Folklore Society 1989 ein breites Themenspektrum darbot. Auch wenn die einzelnen Artikel hauptsächlich amerikanische Phänomene untersuchten, so ist doch für die europäische Volkskunde viel Interessantes und Anregendes zu finden, und darüber hinaus bietet sich ein Einblick in die vielfältigen Forschungsunternehmungen, die in den Vereinigten Staaten zur Zeit durchgeführt werden.

Eva Kausel

### **Eingelangte Literatur: Herbst 1989**

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

**Zygmunt Abrahamowicz u. a.**, Die Türkenkriege in der historischen Forschung (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 13). Wien, Franz Deuticke, 1983, 184 Seiten.

**Margit Altfahrt u. a.**, Die Zukunft liegt in der Vergangenheit. Studien zum Siedlungswesen der Zwischenkriegszeit (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 12). Wien, Franz Deuticke, 1983, 131 Seiten, Abb., Graph.

**Renate Banik-Schweitzer u. a.**, Wien im Vormärz. Wien, Verein für Geschichte der Stadt Wien, 1980, 216 Seiten, Abb., Tbn.

**Renate Banik-Schweitzer, Gerhard Meißl**, Industriestadt Wien. Die Durchsetzung der industriellen Marktproduktion in der Habsburgerresidenz (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 11). Wien, Franz Deuticke, 1983, 188 Seiten, Tbn.

**Mac E. Barrick (Hrsg.)**, German-American Folklore. A Living Legacy in Proverbs, Riddles, Crafts, and More (= American Folklore Series). Little Rock, August House, 1987, 264 Seiten, Abb.

**Roland Bässler**, Fitneß-Studios in Wien. Ein Situationsbericht der Wiener Fitneß-Szene. Wien, Wiener Universitätsverlag-Hochschülerschaft an der Univ. Wien, 1988, unpag.

**Ingolf Bauer, Edgar Harvolk, Wolfgang A. Mayer (Hrsg.)**, Forschungen zur historischen Volkskultur. Festschrift für Torsten Gebhard zum 80. Geburtstag (= Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. 26). München, Komm. f. bayerische Landesgeschichte, 1989, 369 Seiten, Abb. (R)

(Inhalt: **Karl-S. Kramer**, Soziale Schichtung und räumliche Gliederung in Coburg um 1600. Ein kleiner Beitrag zur Handwerksgeschichte, 13–28; – **Heidi Müller**, Westerwälder Handel mit Bunzlauer Geschirr. 29–44; – **Georg Waldemer**, Bauen auf dem Land zwischen Tradition und Innovation im alten Bayern. Ein Beitrag zur Faktorenanalyse historischer Bauweisen. 45–62; – **Oskar Moser**, Jochbalkendach und Pfettendach. Gefügemerkmale im traditionellen Dachbau einiger Landschaften Zentraleuropas. 63–80; – **Kurt Conrad**, Das Schußbodendach. Eine alpine Sonderform des Pfettendaches. 81–100; **Günther Knesch**, Ansham, ein reichgestalteter

Bundwerkstadel des 19. Jahrhunderts. 101–114; – **Michael Petzet**, Überlegungen zur Nutzung von Denkmälern. 115–122; – **Ingolf Bauer**, Perthaler im Bayerischen Nationalmuseum – oder: das Projekt „Bauernstuben“. 123–154; – **Fritz Markmiller**, Tölzer Kistlerware und niederbayerisches Möbelangebot. Zur Konkurrenz von Import und einheimischer Produktion. 155–190; – **Franz C. Lipp**, „Ich bin ein Bauer und Maler zugleich“. Neue Bildquellen zur bäuerlichen Selbstdarstellung. 191–214; – **Walter Hartinger**, Flurdenkmäler im Wandel der Zeit. 215–230; – **Günther Kapfhammer**, Geistliche Landschaft. Regionale Marginalien zu einem internationalen Phänomen. 231–236; – **Hans Roth**, Ein Ornat- und Kleinodien-Verzeichnis der Pfarrkirche Laufen von 1513. 237–250; – **Robert Böck**, Die Verehrung eines für die Heiliggrabkapelle in Singes im Pustertal bestimmten gegeißelten Christus in München. Ein Beispiel barocker Heiliggrabverehrung und Privatandacht. 251–266; – **Georg R. Schroubek**, Casa Santa, Dismas, Kümmeris und Maria in der Gruft. Eine gegenreformatorische Kultkumulation in Prag. 267–286; – **Pankraz Fried**, Der Lechrain – Historisch-volkscundliche Beiträge zu einer untergehenden Grenzlandschaft. 287–296; – **Wolfgang Zorn**, Amtsärzte und soziale Stadtvolkkunde in Bayern um 1860. Beobachtungen der Physikatsberichte über Nürnberg und Augsburg über Zustand und Wandel. 297–308; – **Hans Schuhladen**, Zur Einführung der Kartoffel im Salzburgerischen. Ein Beispiel lenkender Sorge um die Bevölkerung durch Vertreter der Volksaufklärung. 309–338; – **Edgar Harvolk**, „Volkserziehung“ durch „Volkserkenntnis“. Zur „angewandten Volkskunde“ der Jahre 1934–1938. 339–354).

**Stephan Baumeier u. a.**, Guide – Westphalian Open Air Museum Detmold, Museum of Rural History and Culture. Detmold, Open Air Museum, 1989, 176 Seiten, Abb.

**Arne Berg**, Norske Tommerhus fra mellomalderen, Hrsg. v. Riksantikvaren u. Norsk Folkemuseum. Oslo, Landbruksforlaget, 1989, 287 Seiten, Abb. (Summary: Norwegian log buildings of the Middle Ages. S. 266–287).

**Gottlieb Brandsch**, Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder. I. Band: Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Reprint der Ausgabe: Hermannstadt 1931. Uffing, Walter Brandsch, (1978), XX, 258 Seiten, Noten.

**Rolf Wilhelm Brednich, Andreas Hartmann (Hrsg.)**, Populäre Bildmedien. Vorträge des 2. Symposiums für Ethnologische Bildforschung, Reinhausen bei Göttingen 1986 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, Bd. 4). Göttingen, Volker Schmerse, 1989, 276 Seiten, Abb.

**Arnold Büchli**, Mythologische Landeskunde von Graubünden. Ein Bergvolk erzählt. Bd. 1: Fünf Dörfer, Herrschaft, Prättigau, Davos, Schanfigg, Chur. 2., erw. Auflage mit einer Einleitung von **Ursula Brunold-Bigler**. Hrsg. v. Staatsarchiv Graubünden. Disentis, Desertina, 1989, 917 Seiten, Abb., Ktn.

**Maria Luise Campeï-Klapper**, Die Schwazer Majolika- und Steingutfabrik 1802–1938 (= Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 39). Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1989, 223 Seiten, Abb. (R)

**Lucia Carle**, L'identité cachée. Paysans propriétaires dans l'Alta Langa aux XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècles (= Recherches d'histoire et de sciences sociales, Bd. 37). Paris, Éditions de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, 1989, 268 Seiten, Abb.

**William A. Christian Jr.**, *Person and God in a Spanish Valley* (= *Studies in Social Discontinuity*). New York–London, Seminar Press, 1972, 215 Seiten, Abb., Tbn. (Verbesserte Neuauflage, Princeton, Princeton University Press, 1989, 236 Seiten, Abb.)

**William A. Christian Jr.**, *Local Religion in Sixteenth-Century Spain*. Princeton, Princeton University Press, 1989, 283 Seiten, 14 Abb.

**Serafina Cernuschi-Salkoff**, *La Ville du Silence, Étude socio-anthropologique de la commune de Comacchio en Italie*. Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 1987, 224 Seiten, Abb., Ktn.

**András Cserbák (Bearb.)**, *Magyar Néprajzi Bibliográfia – Ungarische volkskundliche Bibliographie – Hungarian Folklore Bibliography 1988*. Budapest, Néprajzi Múzeum, 1989, 65 Seiten, 911 Nummern.

**Werner Daum (Hrsg.)**, *Die Königin von Saba. Kunst, Legende und Archäologie zwischen Morgenland und Abendland*. Stuttgart–Zürich, belser verlag, 1988, 216 Seiten, Abb.

**Jean-Nicholas Demeunier**, *L'esprit des usages et des coutumes des différents peuples* (= *Cahier de Gradhiva* 4), 2 Bde. Paris, Éditions Jean-Michel Place, 1988, XXIV, XVI, 410, 116, 365, 336 Seiten.

**Arnulf Dieth**, *Die österreichische Schifffahrt auf dem Bodensee. Vom Glattdack-Dampfer zum modernen Dreideck-Motorschiff*. Hard, Hecht-Verlag, 1984, 211 Seiten, Abb.

**Alan Dundes**, *Folklore Matters*. Knoxville, The University of Tennessee Press, 1989, 172 Seiten. (R)

**Walter Fehle (Hrsg.)**, *Götzner Heimatbuch. 2 Bände*. Götzis, Gemeinde, 1988, 451, 487 Seiten, Abb.

**Michael Forcher**, *Zu Gast im Herzen der Alpen. Eine Bildgeschichte des Tourismus in Tirol*. Innsbruck, Haymon, 1989, 368 Seiten, Abb. Alle Texte in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch.

**Václav Frolec, Josef Vařeka**, *Lidová architektura*. Praha 1983, 359 Seiten, Abb.

**Peter Gay**, *Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter*. München, C. H. Beck, 1987, 526 Seiten, Abb.

**Carlo Ginzburg**, *Storia notturna. Una decifrazione del sabba* (= *Biblioteca di cultura storica*, Bd. 176). Torino, Giulio Einaudi editore, 1989, 319 Seiten, Abb.

**Herbert Glöckner**, *Dokumente zur Religion aus megalithischer Zeit. Zur Entwicklung aus der Kultur der westlichen Großsteingräber* (= *Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften*, Bd. 356). Frankfurt/M.–Bern–New York–Paris, Peter Lang, 1988, 448 Seiten, Abb. i. Anh.

**Georges Guille-Escuret**, *La soche, la cuve et la bouteille. Les rencontres de l'histoire et de la nature dans un aliment: le vin*. Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 1988, 197 Seiten, Kt.

**Christian Grinninger**, *Malen hinter Glas. Mit Motiven aus Sandl, Buchers, Raimundsreut und Oberammergau*. Linz, Landesverlag, 1988, 24 Seiten, Übungsblätter.

**Christian Grinninger**, Malen hinter Glas. Zur Geschichte der Hinterglasmalerei. Sandl-Bilder. Linz, Landesverlag, 1988, 22 Seiten, Abb.

**Hans Haid**, Vom neuen Leben. Alternative Wirtschafts- und Lebensformen in den Alpen. Innsbruck, Haymon, 1989, 287 Seiten, Abb.

**Ernest-Théodore Hamy**, Les Origines du Musée d'Ethnographie (= Cahier de Gradhiva 7). Paris, Éditions Jean-Michel Place, 1988, 321 Seiten.

**Helmut Hane (Bearb.)**, Kindheit in Köln. Die Bestände des Kölnischen Stadtmuseums. Köln, Stadtmuseum, 1989, 296 Seiten, Abb.

**Michel Hary**, Decapiter pour jouer. Bd. 1. (Laurenan), Eigenverlag, 1986, 155 Seiten, Abb.

**André-Georges Haudricourt**, La technologie science humaine. Recherches d'histoire et d'ethnologie des techniques. Paris, Éditions de la Maison des sciences de l'homme, 1987, 343 Seiten, Abb.

**Gerhard Heilfurth**, Einzelzüge im geschichtlich-kulturellen Antlitz des Erzgebirges mit Ausblicken auf sein Umfeld. Beiträge zur Erkundung einer regionalen Lebenswelt im ostmitteleuropäischen Grenzbereich (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 44). Marburg, Elwert, 1989, 341 Seiten, 115 Abb., Kt.

**Karin Heller (Bearb.)**, Barocke Dichtung aus den 7 Gemeinden. Zimbrische Texte aus dem 17. und 18. Jahrhundert (= Beiträge zur Sprachinselforschung, Bd. 6). Wien, VWGÖ, 1988, 139 Seiten, 1 Kt.

**Manfred Hermann**, Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra, Zeugnisse der Volksfrömmigkeit auf der Zollneralb. Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1974, 124 Seiten, Abb.

**Torkild Hinrichsen (Red.)**, Die Vierlande und ihre Menschen. Landschaft – Häuser – Alltag. Fotografien von Werner Schröder aus 26 Jahren. Hamburg, Altonaer Museum, Norddeutsches Landesmuseum, (1989), 60 Seiten, Abb.

**Tamás Hofer, Péter Niedermüller (Hrsg.)**, Life History as Cultural Construction/Performance. Proceedings of the IIIrd American-Hungarian Folklore Conference held in Budapest, 16.–22. August 1987. Budapest, Ethnographic Institute of the Hungarian Academy of Science, 1988, 491 Seiten.

(Inhalt: **Linda Dégh**, Beauty, Wealth and Power: Career Choices for Women in Folktales and Modern Media. 13–47; – **Tamás Hofer**, Life-Course as Cultural Construct Anthropological Approaches. 48–49; – **Mahadev L. Apte**, Unsung heroines: Cultural Models of Gender Roles and Selfhood in Marathi Autobiographies. 50–81; – **Gábor Klaniczay**, Legends as Life Strategies for Aspirant Saints in the Later Middle Ages. 82–118; – **Tekla Dömötör**, Life Models as Mirrored in Personal Recited Laments. 119–130; – **Barbara Kirshenblatt-Gimblett**, Authoring Lives. 133–178; – **Elliott Oring**, Generating Lives: The Construction of Autobiography. 179–211; – **Vilmos Voigt**, Why do People Lie? Origins of the Biographical Legend Pattern. 212–246; – **Richard Bauman**, The Performance Career of a Texas Storyteller. 247–280; – **Barbara Babcock**, Shaping Selves, Reshaping Lives: The Art and Experience of Helen Cordero. 281–309; – **Dunja Rihtman-Auguštin**, Biographic Items in Yugoslav and Italian Death Notices. 310–326; – **Inta Carpenter**, Exile as Life Career Model. 329–344; – **Ferenc Erös, András Kovács**, The Biographical Method in the Study of Jewish Identity in Present-Day Hungary. 345–356; – **Ferenc**

**Pataki**, Identity Models and Identity Construction. 357–378; – **Éva V. Huseby-Darvas**, Migrating Inward and Out. Validating Life-Course Transitions through Oral Autobiography. 379–408; – **John Bodnar**, Memory and Discourse in Oral History: Autoworkers at Studebaker. 409–450; – **Péter Niedermüller**, From the Stories of Life to the Life History: Historic Context, Social Process and the Biographical Method. 451–474; – **Hermann Bausinger**, Constructions of Life. 477–490).

**Ulrike Höflein**, Vom Umgang mit ländlicher Tracht. Aspekte bürgerlich motivierter Trachtenbegeisterung in Baden vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart (= *Artes populares*, Bd. 15). Frankfurt/M.–Bern–New York–Paris, Peter Lang, 1988, 340 Seiten, Abb., Tbn. (R)

**Douglas R. Holmes**, Cultural Disenchantments. Worker Peasantries in Northeast Italy. Princeton, Princeton University Press, 1989, 238 Seiten, Abb., Tbn.

**Peter Höpffen**, Kommunionserinnerungsbilder. Grundlegung eines jungen Forschungsthemas zwischen Volkskunde und Religionshistorie. Köln–Wien, Böhlau, 1988, 106 Seiten, 20 Abb. i. Anh. (R)

**Sabina Ispas, Doina Truta**, *Lirica de Dragoste*. Index motivic și tipologic. Bd. III (I–R), Bd. IV (S–Z), Bukarest, Editura Academiei Republicii Socialiste Romania, 1988/1989, 580, 422 Seiten (Summary „Love Lyrics“, Bd. IV, S. 418–422).

**Reinhard Kannonier**, Zeitwenden und Stilwenden. Sozial- und geistesgeschichtliche Anmerkungen zur Entwicklung der europäischen Kunstmusik (= *Kulturstudien*, Bd. 2). Wien–Köln–Graz, Böhlau, 1984, 294 Seiten, Abb.

**Peter Karner (Hrsg.)**, Die evangelische Gemeinde H.B. in Wien (= *Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte*, Bd. 16). Wien, Franz Deuticke, 1986, 260 Seiten, Abb.

**Helmut Keim, Ute Rautenberg**, Die Getreidemühle aus Fischbach (= *Dokumentation II*). Großweil, Freilichtmuseum Oberbayern, 1988, 56 Seiten, Abb.

**Eva Kimminich**, Religiöse Volksbräuche im Räderwerk der Obrigkeit (= *Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien*, Bd. 4). Frankfurt/M.–Bern–New York–Paris, Peter Lang, 1989, 264 Seiten, Abb. Karte beigegebunden. (R)

**Barbara Kindermann-Bieri**, Heterogene Quellen – homogene Sagen. Philologische Studien zu den Grimmschen Prinzipien der Quellenbearbeitung, untersucht an Hand des Schweizer Anteils an den Deutschen Sagen (= *Beiträge zur Volkskunde*, Bd. 10). Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1989, 421 Seiten. (R)

**Wolfgang Klose (Hrsg.)**, *Stammbücher des 16. Jahrhunderts* (= *Wolfenbütteler Forschungen*, Bd. 42). Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1989, 171 Seiten, Graph., Tbn. (R)

**Otto Koenig**, *Tiroler Tracht und Wehr. Schützenkompanien aus dem Blickwinkel der vergleichenden Verhaltensforschung*. Wien–München, Jugend & Volk, 1989, 230 Seiten, Abb. (R)

**Gretl Köfler, Gertha Hofmüller (Red.)**, *Beiträge zur Tiroler Frauenforschung. Ein Arbeitsbericht* (= *Veröffentlichungen der Universität Innsbruck*, Bd. 170). Innsbruck, Universität, 1989, 280 Seiten.

**Bernhard Kötting**, *Ecclesia peregrinans. Das Gottesvolk unterwegs. Gesammelte Aufsätze*. 2 Bände (= Münsterische Beiträge zur Theologie, Bd. 54, 1/2). Münster, Aschendorff, 1988, 548, 339 Seiten.

**Helmut Krajčec**, *Volksfrömmigkeit. Gegenstände der persönlichen Andacht* (= Schriftenreihe, H. 8). Großweil, Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern, 1989, 60 Seiten, Abb.

**Walter Kramolisch**, *Die Kuhländer Volksliedsammlungen von J. G. Meinert (1817) und Felix Jaschke (1818). Teil 2: Die Sammlung Felix Jaschke (1818). Lieder im Kuhländer Volkston*. Marburg, Elwert, 1988, 374 Seiten, Noten.

**Leopold Kretzenbacher**, *Volkskunde im Mehrvölkerraum. Ausgewählte Aufsätze zu Ethnologie und Kulturgeschichte in Mittel- und Südost-Europa* (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des nahen Orients, Bd. XLI). München, Dr. Dr. Rudolf Trofenik, 1989, 416 Seiten.

**Marcel Lachiver**, *Vins, vignes et vigneronns. Histoire du vignoble français*. o. O., Fayard, 1988, 714 Seiten, Tbn., Ktn.

**Susanne Lawson**, *Von Marktfahrern und Standlern. Das Wiener Marktwesen einst und jetzt*. Wien, Compress, (1989), 143 Seiten, Abb.

**Gregor Martin Lechner OSB**, *Spitzenbilder als Gratulationsbillets. Virtuos geschnittene Angebinde aus der Barockzeit. Ausstellung des Graphischen Kabinetts des Stiftes Göttweig/Niederösterreich*, 4. 6.–29. 10. 1989. Göttweig, Stift, 1989, 108 Seiten, Abb.

**Ulf Leinweber**, *Karl Rumpf (1885–1968). Mit Beiträgen von Alfred Höck. Alte Handwerkskunst in dokumentarischen Zeichnungen. Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlung Kassel, Ballhaus am Schloß Wilhelmshöhe*, 9. 4.–15. 10. 1989 (= Schriften zur Volkskunde, Bd. 4). Kassel, Staatl. Kunstsammlungen, 1989, 621 Seiten, Abb.

**Sinikka Mäntylä**, *Länsipohjalainen kaappikello. Innovaatiosta folklorismiin* (= Kansatieteellinen arkisto, Bd. 35). Helsinki 1989, 228 Seiten, Abb. (Summary: The longcase clock in northwestern Finland and northern Sweden. From innovation to folklorism. S. 219–228).

**Mary Maragno Flamma**, *Le tradizioni del natale in Dalmazia: Le funzioni delle Kolede nell'isola di Lesina (Hvar)*. Abano Terme, Piovan Editore, 1988, 93 Seiten, 2 Ktn.

**Kathryn Mc Nerney**, *Pine Furniture. Our American Heritage*. Paducah, Collector Books, 1989, 150 Seiten, Abb.

**Barbara Michal**, *Holzwege in Plastikwelten. Holz und seine kulturelle Bewertung als Material für Bauen und Wohnen* (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 6). Bamberg, WVB, 1989, 192 Seiten, Abb. i. Anh. (R)

**Louis C. Morsak, Markus Escher (Hrsg.)**, *Festschrift für Louis Carlen zum 60. Geburtstag*. Zürich, Schulthess Polygraphischer Verlag, 1989, 703 Seiten, Abb.

(Inhalt u. a.: **Karl Heinz Burmeister**, *Der Würfelzoll der Juden*. 121–132; – **Luciano Musselli**, *Diritto e civiltà rurale in alta Italia: la conclusione del contratto per stretta di mano* [„Handschlag“; „Palmata“]. Note per la storia di un uso mil-

lenario. 179–182; – **Rudolf Palme**, Einige Bemerkungen zu den ältesten Bodenleihverhältnissen in Tirol. 183–194; – **Enrico Rizzi**, Sul ruolo del servizio militare nel diritto e nella storia Walser. 195–210; – **Kenji Wakasone**, Zur Entstehung des Übersiebnungsverfahrens gegen die landschädlichen Leute in Süddeutschland. 211–226; – **Nikolaus Grass**, Royaumes et Abbayes de la Jeunesse – „Königreiche“ und „Abteien“ der Jugend. 411–460; – **Claud Dieter Schott**, Die Zwangsversöhnung: ein Löffel, eine Schüssel. 461–472; – **Franz-Xaver von Weber**, Die Schwyzer Landeswallfahrten nach staatlichen Quellen. 473–489; – **Gernot Kocher**, Mittelalterliche Bildtradition und der Rechtsbegriff. 493–506; – **Karl Kroeschell**, Der Roland von Göttingen. 507–511; – **Witold Maisel**, Der Meilenstein von Konin. 513–519; – **Peter Putzer**, Das barocke Szepterpaar der Universität Salzburg. 521–543; – **Jean Bart**, Charivari et Révolution. 557–567; – **Josef Wiget**, Heiratsnöte zur Restaurationszeit. 569–583; – **Theodor Bühler-Reimann**, Die Grenzziehung als Musterbeispiel von faktischem Handeln mit direkten Rechtswirkungen. 587–601).

**Barbara Mott**, Pfälzer am Niederrhein. Die Geschichte der Pfälzersiedlungen Pfalzdorf, Louisendorf und Neulouisendorf im Rahmen der preußischen Binnenkolonisation des 18. und 19. Jahrhunderts. Ausstellungskatalog (= Führer des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte Kevelaer, Bd. 26). Kevelaer, Kreis Kleve, 1989, 86 Seiten, 37 Abb.

**Heidi Müller (Red.)**, Dienstboten in Stadt und Land. Vortragsreihe zur Ausstellung Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten im Museum für Deutsche Volkskunde Berlin. Februar bis März 1981. Berlin 1982, 111 Seiten, Tbn.

(Inhalt: **Rolf Engelsing**, Die Lebenswirklichkeit des Hauspersonals in der Geschichte. 8–21; – **Hermann Kaiser**, Mägde, Knechte, Heuerlinge, Gesinde auf dem Lande zwischen Weser und Ems. 22–41; – **Ingeborg Weber-Kellermann**, Wie der Herr – so's Gescherr. Normen und Wertvorstellungen einer abhängigen Gruppe. 42–58; – **Georg R. Schroubek**, Die böhmische Köchin. Ihre kulturelle Mittlerrolle in literarischen Zeugnissen der Jahrhundertwende. 59–72; – **Dorothee Wierling**, Vom Mädchen zum Dienstmädchen. Kindliche Sozialisation und Berufsvorbereitung. 73–89; – **Dieter Krickeberg**, Es schlief ein Graf bei sein' Mamsell. Lieder der städtischen Dienstmädchen zwischen 1830 und 1930. 90–111).

**Helmut Nemeč, Helmut Birkhan**, Irland – Insel der Heiligen. Mattersburg-Katzelsdorf, Edition Tau, 1989, 208 Seiten, Abb. (R).

**Virpi Nurmi**, Lasinvalmistajat ja lasinvalmistus suomessa 1900–luvun alkupuolella (= Kansatieteellinen arkisto, Bd. 36). Helsinki 1989, 186 Seiten, Abb. (Summary: Glassworkers and glass manufacturing in Finland during the early 20th century [1900–1930]; an ethnological study of workers and work. S. 184–186).

**Charlotte Oberfeld u. a. (Hrsg.)**, Brüder Grimm Volkslieder. Aus der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Marburg. Bd. 2: Kommentar. Marburg, N. G. Elwert, 1989, 343 Seiten. (R)

**Rudolf Palla**, Die Mitte der Welt. Bilder und Geschichten von Menschen auf dem Land. Photos von Karl Piaty, mit einer Reportage von Christoph Ransmayr. Wien, Christian Brandstätter, 1989, 143 Seiten, Abb.

**Jean Peltre, Claude Thouvenot (Red.)**, Alimentation et Regions. Actes du colloque „Cuisines, régimes alimentaires, espaces regionaux“, Nancy, 24.–27. 9. 1987. Nancy, Presses Universitaires, 1989, 523 Seiten, Tbn., Graph.

(Inhalt: **Emmanuel Calvo**, La diversité des pratiques alimentaires dans le macro espace social. 11–30; – **Guy Mergoil**, Une flot insolite de consommation du stock-fisch: les confins du Rouergue-Quercy. 33–50; – **Henri Picheral**, Analyse spatiale des habitudes alimentaires en Lozère: huile, soupe et cochonaille. 51–70; – **Colette Mechin**, Le porc comme discriminant culturel dans le Nord-Est de la France. 71–80; – **Lourdes March, Alicia Rios Ivars**, Cuisine et alimentations: le cas des olives. Recherche méthodologique interdisciplinaire. 81–90; – **Françoise Guillon-Meth**, Persistance de consommation de quelques plats anciens en Basse-Normandie. Premiers résultats d'une enquête nutritionnelle. 91–102; – **Jean-Paul Moreau**, Le régime alimentaire du paysan de Basse-Bourgogne d'après Rétif de la Bretonne. 103–112; – **Alain J. M. Bernard**, Viandes et Sociétés à Compiègne. 113–124; – **Michel Cabouret**, Signification culturelle de l'utilisation des produits laitiers traditionnels dans l'espace finlandais. 125–140; – **Lise Cyr**, Les magasins généraux dans les habitudes alimentaires et sociales en Gaspésie. 141–156; – **Arlette Schweitz**, Changer de cuisine en Touraine. 157–174; – **Jocelyne Mathie**, Analyse comparative des cuisines [aspects matériels] Perche, Québec, XVIII<sup>e</sup> siècle. 175–184; – **Thierry Goguel d'Allondans**, Salade mixte: homme biologique et homme social. D'un collectif „cuisine“ pour une cuisine de collectivité. 185–197; – **Xavier de Planhol**, Strates culturelles dans la cuisine et l'alimentation des Turcs ottomans. 201–208; – **Marceau Gast**, Manger à Tamanrasset. 209–222; – **Bernard Formoso**, Influence du milieu et des activités de productions sur le régime alimentaire de deux villages du Nord-Est de la Thaïlande. 223–244; – **Annie Hubert**, Alimentation et espace chez les Yao de Thaïlande du Nord. 245–260; – **Jean-Pierre Doumenge**, L'alimentation et la cuisine dans les territoires français du Pacifique: entre tradition et „maggi“. 261–274; – **Claude Bourguignon**, Pratiques alimentaires irlandaises dans un contexte culturel franco-québécois rural: spécificité, acculturation, apport culturel [1821–1920]. 275–298; – **Pierre Flatres**, Géographie alimentaire traditionnelle de l'Europe atlantique moyenne. 299–310; – **Gabriel Wackermann**, Régimes alimentaires et force de travail: l'exemple de l'espace transfrontalier du Rhin supérieur depuis l'ère industrielle. 311–324; – **Christiane Rolland-May**, Comportements alimentaires et organisation spatiale floue. Application au Nord-Est de la France. 325–344; – **Jean-Louis Flandrin**, Problèmes, sources et méthodes d'une histoire des pratiques et des goûts régionaux avant le XIX<sup>e</sup> siècle. 347–362; – **Jean-Robert Pitte**, Les origines de la passion gastronomique des Français. 363–374; – **Carole Lambert**, La cuisine française au Bas Moyen Age. Pays d'Oil versus Pays d'Oc. 375–386; – **Danielle Musset**, Une „spécialité de pays“: Les tourtes de la Roya. 387–396; – **Anita Bouverot-Rothacker**, La cuisine d'une vallée provençale [Apt]. 397–410; – **Vito Teti**, L'invention d'une cuisine régionale: Le cas de la cuisine calabraise. 411–422; – **Claire Delfosse**, La Picardie à la recherche de sa cuisine régionale. 423–440; – **Yves Bergeron, Antoine Samuelli**, Existe-t-il des cuisines régionales au Québec? 441–456; – **Jacques Pinard**, L'invasion de „fast-food“ et la fin des cuisines régionales? 457–466; – **Anne Vallee**, L'industrie de la néo-restauration à Québec: vers de nouveaux lieux alimentaires et nouvelles formes urbaines. 467–496; – **Joel Rouffignat**, Convivialité et nutrition: Des lieux et des espaces de la restauration dans le champ urbain de Québec. 497–516; – **Claude Thouvenot**, Bilan et perspectives. 517–520).

**Leander Petzoldt**, Märchen – Mythos – Sage. Beiträge zur Literatur und Volksdichtung. Marburg, Elwert, 1989, 278 Seiten, Abb. (R).

**Wolfgang Pircher**, Verwüstung und Verschwendung. Adeliges Bauen nach der Zweiten Türkenbelagerung (= Forschung und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Bd. 14). Wien, Franz Deuticke, 1984, 104 Seiten, Tbn.

**Rudolf Post, Josef Schwing (Bearb.)**, Pfälzisches Wörterbuch. Hrsg. v. d. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Bd. V., Lfg. 36, Wiesbaden-Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 1989 (Rasselbände – rollen).

**Neil Postman**, Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt/M., Fischer, 1988, 207 Seiten.

**Johann Prassl**, „Mei Hoamat“ zwischen Raab und Gleichenberg. Mühldorf, Gemeinde, 1988, 426 Seiten, Abb.

**Markus Rabanser, Martin Hebenstreit**, Die Bregenzerwaldbahn. Die Geschichte einer Eisenbahn oder „d'Zuokumpft rumplot mit G'wault daher“. Hard, Hecht Verlag, 1989, 249 Seiten, Abb.

**Hermann Rafetsberger**, Bücherverbrennungen. Die öffentliche Hinrichtung von Schriften im historischen Wandel (= Kulturstudien, Bd. 12). Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1988, 360 Seiten, Abb.

**Christian Rätsch, Andreas Guhr**, Lexikon der Zaubersteine aus ethnologischer Sicht. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 1989, 204 Seiten, Abb.

**Oskar Reichmann (Bearb.)**, Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Robert A. Anderson, Ulrich Goebel, Oskar Reichmann. Bd. 1, Lfg. 4, Berlin-New York, Walter de Gruyter, 1989 (angarie – äpfelkern).

**Ralf Rissler**, Kommunikation und Kultur des Straßenverkehrs. Wien, Literas, 1988, 310 Seiten.

**Annamaria Rivera**, Il mago, il santo, la morte, la festa. Forme religiose nelle cultura popolare. Bari, Edizioni Dedalo, 1988, 415 Seiten, 104 Abb.

**Georges Henri Rivière, Paul Rivet**, Bulletin du Musée d'Ethnographie du Trocadéro (= Cahier de Gradhiva 9). Paris, Éditions Jean-Michel Place, 1988, 295 Seiten, Abb.

**Daniel Rogger**, Oberwaldner Landwirtschaft im Spätmittelalter (= Oberwaldner Geschichtsblätter, H. 18). Sarnen, Historisch-Antiquarischer Verein Oberwalden, 1989, 296 Seiten, Graph.

**Lutz Röhrich, Erika Lindig (Hrsg.)**, Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (= ScriptOralia, Bd. 9). Tübingen, Gunter Narr Verlag, 1989, 327 Seiten, Abb. (R)

**Harriet G. Rosenberg**, A Negotiated World. Three Centuries of Change in a French Alpine Community. Toronto-Buffalo-London, University of Toronto Press, 1988, 234 Seiten, Abb., Ktn. Tbn.

**Robert Rüegg (Bearb.)**, Haussprüche und Volkskultur. Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler. Hrsg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel, G. Krebs, 1970, 497 Seiten, 140 Abb.

**Dieter Rünzler**, Machismo. Die Grenzen der Männlichkeit (= Kulturstudien, Bd. 16). Wien-Köln-Graz, Böhlau, 1988, 195 Seiten, Abb.

**Horst Scheffler**, Westpreußen (= Eckartschriften, H. 110). Wien, Österr. Landsmannschaft, 1989, 107 Seiten, Abb.

**Anke Schmidt**, Der Zinngießer und seine Kunden. Artland, Bersenbrück, angrenzende Gebiete. 2 Bde. (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, H. 14 und H. 15). Cloppenburg, Niedersächs. Freilichtmuseum, 1989, Textteil: 312 Seiten, Abb., Tbn.; Bildteil: 336 Seiten. (R)

**Rainer Schoch (Bearb.)**, Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit. 200 Jahre Französische Revolution; Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg vom 24. 6. bis 1. 10. 1989 (= Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums). Nürnberg, German. Nationalmuseum, 1989, 808 Seiten, Abb.

**Herbert Schwedt (Hrsg.)**, Brauchforschung regional. Untersuchungen in Rheinland-Pfalz und im Saarland (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, Bd. 14). Stuttgart, Franz Steiner, 1989, 391 Seiten, Abb. (R)

**Ernst Helmut Segsneider, Martin Westphal (Bearb.)**, Zeichen der Not. Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Bd. 6). Detmold, Westfäl. Freilichtmuseum, Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, 1989, 208 Seiten, Abb.

**Birgitta Skarin Frykman, Elisabeth Tegner (Hrsg.)**, Working Class Culture. An international symposium, organized by the Museum of Work, Norrköping, and the Department of Ethnology, University of Gothenburg, September 1986 (= Ethnological Publications, Bd. 2). Göteborg 1989, 354 Seiten. (R)

**Gerd Spies (Hrsg.)**, Totentanzfolgen. Aus der Sammlung eines Braunschweiger Bürgers (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Bd. 11/Der ganzen Reihe Bd. 74). Braunschweig, Städtisches Museum, 1989, 98 Seiten, Abb.

**Johannes Stahl (Hrsg.)**, An der Wand. Graffiti zwischen Anarchie und Galerie. Köln, DuMont, 1989, 208 Seiten, Abb.

**Karl Stich (Bearb.)**, Heimat in Böhmen. Semeschitz – Kreis Bischofteinitz. Regensburg, Eigenverlag, 1988, 849 Seiten, Abb., Ktn., Tbn.

**Siegfried Stölting (Hrsg.)**, Schiffe aus Papier. Vierzehn Beiträge über das hundert Jahre alte Hobby Karton-Modellbau. o. O., Worpsweder Verlag, 1989, 55 Seiten, Abb.

**Imke Tappe**, Kinderleben in Lippe (= Westfälische Volkskunde in Bildern, Bd. 3). Münster–Hiltrup, Landwirtschaftsverlag, 1989, 198 Seiten, Abb. (R)

**Werner Thuswaldner**, Salzburg – Fest und Alltag. Salzburg, Salzburger Druckerei, Edition Schön & gut, 1989, 143 Seiten, Abb. (Deutsch/Englisch/Italienisch).

**Ursula Timann (Bearb.)**, Von Stettin bis Breslau. Ansichten, Stadtpläne und Landkarten von Pommern, östlicher Mark Brandenburg und Schlesien aus der Graphischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Überarb. u. erw. Neuausgabe (= Kataloge des Germanischen Nationalmuseums). Nürnberg, German. Nationalmuseum, 1988, 353 Seiten, 605 Abb.

**László Vikár, Gábor Bereczki**, Votyak Folksongs. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1989, 521 Seiten, Noten, Abb. i. Anh. (R)

**Hans D. Walz**, Sozialisationsbedingungen und Freizeitverhalten italienischer Jugendlicher. Eine empirische Untersuchung in einer süddeutschen Kleinstadt (= DJI Forschungsbericht). München, Verlag Deutsches Jugendinstitut, 1980, 288 Seiten, Graph., Tbn.

**Florence Weber**, *Le travail à-côté. Étude d'ethnographie ouvrière* (= Recherches d'Histoire et de Sciences Sociales, Bd. 35). Paris, Éditions de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, 1989, 212 Seiten, Abb.

**John O. West**, Mexican-American Folklore. Legends, Songs, Festivals, Proverbs, Crafts, Tales of Saints, of Revolutionaries, and More (= The American Folklore Series). Little Rock, August House Publ., 1988, 315 Seiten, Abb.

**Maria Theresia von Wietersheim-Meran**, Von der Ritteridylle zum Bilddokument. Matthäus Loder (1781–1828). Ein Kammermaler des Erzherzogs Johann von Österreich. 2 Bde. (= Dissertationen zur Kunstgeschichte, Bd. 29). Wien–Köln, Böhlau, 1989, 172, 577 Seiten, Abb.

**Harald Windisch**, Das Beste aus dem Musikantenstadl. Humor und Herz, G'spaß und Lieder. Die ungewöhnliche Geschichte einer ungewöhnlich erfolgreichen Sendung. Wien, Kremayr & Scheriau, 1988, 159 Seiten, Abb.

**Reingard Witzmann, Ursula Storch (Red.)**, Aufbruch in das Jahrhundert der Frau? Rosa Mayreder und der Feminismus in Wien um 1900. 125. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien vom 21. 9. 1989 bis 21. 1. 1990. Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, 1989, 221 Seiten, Abb.

**Verena Zessnik**, Die Kunst der süßen Sachen. Aus der Sammlung des Konditormeisters Fritz Hahn (= Schriftenreihe des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, Abt. Schloß Stainz, Nr. 1). Stainz 1988, 64 Seiten, Abb.

**Harm-Peer Zimmermann**, „Der feste Wall gegen die rote Flut“. Kriegervereine in Schleswig-Holstein 1864–1914 (= Studien zur Volkskultur und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 22). Neumünster, Karl Wachholtz, 1989, 841 Seiten. (R)

**La Muséologie selon Georges Henri Rivière**. Cours de Muséologie, Textes et témoignages. Hrsg. v. d. Réunion des musées nationaux. o. O., Dunod, 1989, 402 Seiten, Abb.

**Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch in Österreich?** Auswirkungen der Französischen Revolution auf Wien und Tirol. 124. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Wien (1989), 264 Seiten, Abb.

**Frauenalltag – Frauenforschung**. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg, 22.–25. Mai 1986, Frankfurt–Bern–New York–Paris, Peter Lang, 1988, 353 Seiten, Abb. (R)

**Troi di Mindusiis**. Momenti di Religiosità Popolare in Friuli. Udine, Cooperativa Editoriale Il Campo, 1988, 93 Seiten, Abb.

**Die Jagd in Granbünden vom Mittelalter bis 1913** (= Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 35). Chur, Rätisches Museum, 1989, 140 Seiten, Abb.

**Raumklima im Freilichtmuseum**. Klimastabilisierende Maßnahmen. Internat. Symposium im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten 5./6. Mai 1988 (Schriftenreihe, H. 7). Großweil, Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern, 1989, 52 Seiten, Abb.

**1200 Jahre Weibern, 785–1985.** Festschrift zum Jubiläum. Weibern, Gemeinde (1985), 128 Seiten, Abb.

**Staats Lexikon.** Recht – Wirtschaft – Gesellschaft. 5. Band: Sozialindikatoren – Zwingli. Hrsg. v. d. Görres-Gesellschaft. Freiburg–Basel–Wien, Herder, 1989, 1192 Spalten, 72 Seiten Register, Tbn. (Artikel Volkskunde von **Wolfgang Brückner**, Sp. 801–806).

Eva Kausel

### Verzeichnis der Mitarbeiter

Univ.-Doz. Dr. Olaf Bockhorn  
Institut für Volkskunde  
A-1010 Wien, Hanuschgasse 3  
Dr. Werner Endres  
D-8400 Regensburg, Josef-Adler-Straße 17  
Dr. Helene Grün  
A-2500 Baden, Braitnerstraße 71  
Mag. Kriemhild Kapeller  
A-6971 Hard, Sandgasse 6  
Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger  
A-3420 Kritzensdorf, Hauptstraße 20  
Eva Kausel  
Institut für Gegenwartsvolkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19  
Dr. Günther Kohlprath  
A-1190 Wien, Hohe Warte 68/25  
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser  
A-8010 Graz, Wilhelm-Raabe-Gasse 19/3  
Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner  
GR-10602 Athen, Soutani 19  
Dr. Margot Schindler  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudongasse 15–19  
Kurt Schuller  
A-8330 Feldbach  
Mag. Peter Strasser  
Montafoner Heimatmuseum  
A-6780 Schruns, Kirchplatz 15



Abb. 1: Ausschnitt einer Schützenscheibe vom Jahre 1777. Nach dem Original im Landesmuseum Joanneum in Graz. Das Bild zeigt einen Gärtner oder einen herrschaftlichen Diener (Lakai) in Livree mit blauem „Fürtuch“.

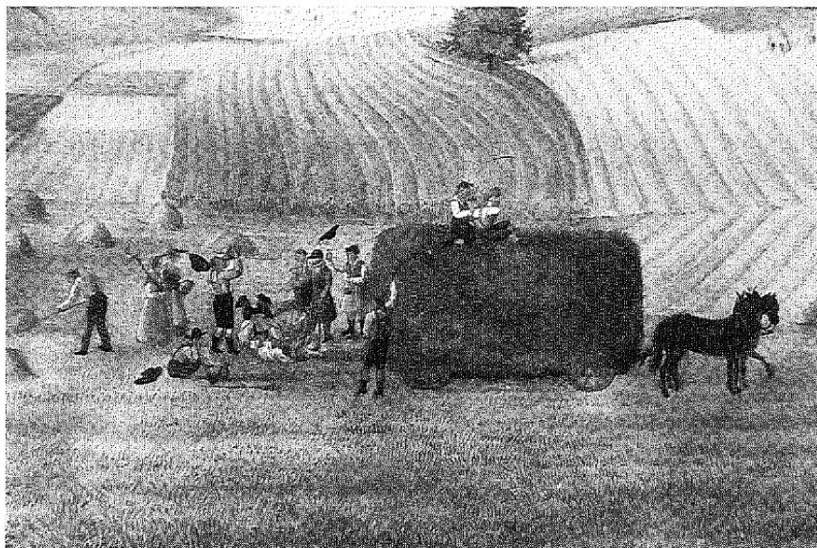


Abb. 2: Der Ausschnitt eines Bildes von Leopold Kuwasseg aus dem Jahre 1837 zeigt Bauern bei der Heuernte in Arbeitstracht.

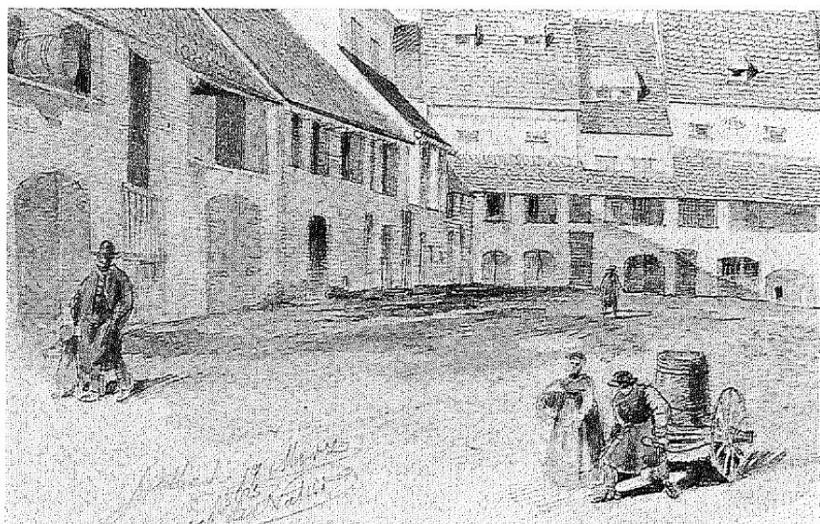


Abb. 3: Der Bildausschnitt nach einer aquarell. Bleistiftzeichnung von K. Mayer zeigt einen Mann im langen blauen Vortuch in Feldbach.



Abb. 4: Das Foto aus dem Jahre 1915 zeigt Bauern aus Johnsdorf-Brunn (Bez. Feldbach) bei Erntearbeiten. (Die zwei Männer ohne Schürze sind vermutlich russische Kriegsgefangene aus dem Lager Feldbach.) Der Mostträger hat seinen „Heimatschein“ hochgenommen, um leichter auf das Feld gehen zu können.



Abb. 5: Das Foto aus der Zeit um 1920 zeigt Bauern aus der Gegend von Johnsdorf-Brunn mit besonders langen Vortüchern. Die Aufnahme dürfte am Sonntagnachmittag entstanden sein.



Abb. 6: Herr Johann Kohl aus Burgfeld 20, Petzelsdorf, trägt noch bei der Arbeit das lose herabfallende Vortuch. Der Wetzsteinkumpf wird vom Schürzenband gehalten. Die Aufnahme entstand im September 1985.



Abb. 7: Herr Michael Meixner, Altenmarkt 83, zeigt hier die mit der Hand gehaltene Tragweise. Das Foto entstand im Sommer 1986.



Abb. 8: Beutelform mit mehrfach herumgedrehten Schürzenzipfeln.



Abb. 9: Die Abbildung zeigt die häufig verwendete Beutelform.

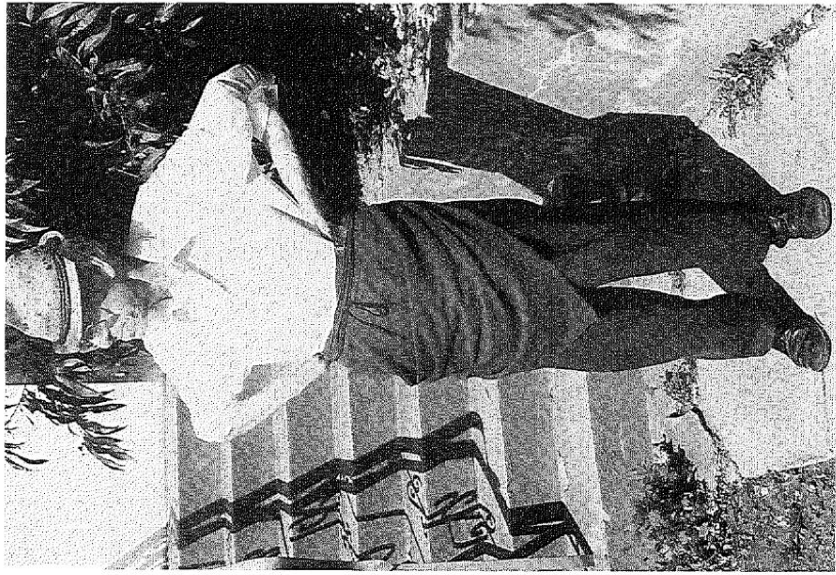


Abb. 10: Der Riegersburger Schriftsteller Christian Schölnast zeigt hier die faltenreiche Form, die er um 1920 im Bezirk Fürstenfeld besonders häufig angetroffen hat. Die Aufnahme entstand im Sommer 1986.



Abb. 11: Der alte Marx aus Untergiem (Bezirk Feldbach) im Sommer 1986.

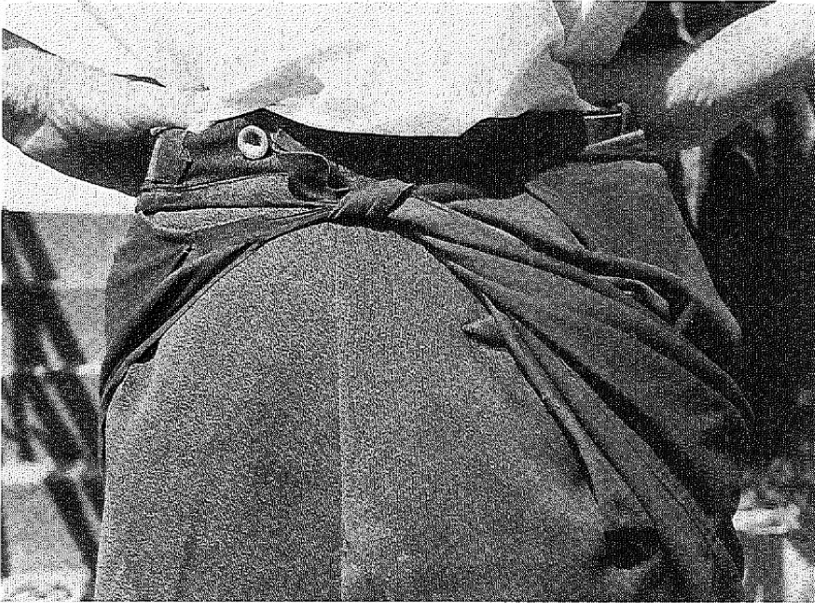


Abb. 12: Rückenansicht zu Abb. 10. Der Schürzenzipfel wurde hier einmal um das Band gewickelt, damit die Schürze ihre Form behält.

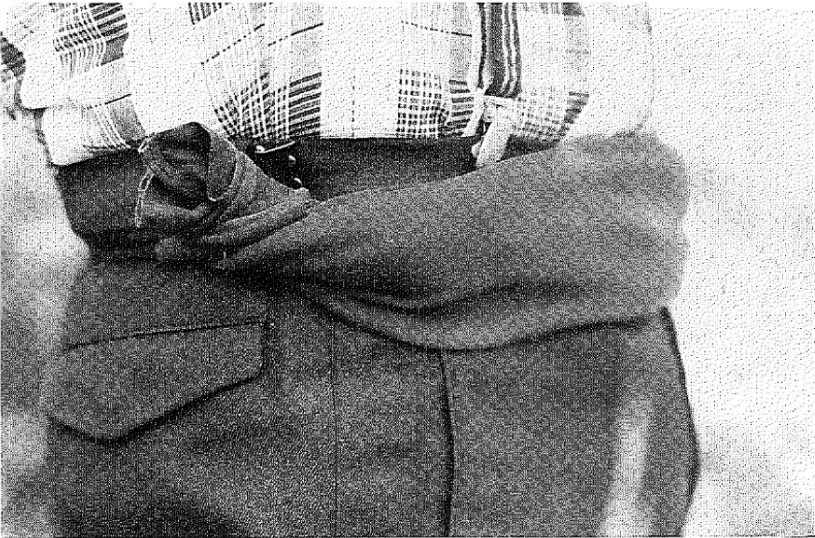


Abb. 13: Teilansicht der hochgerollten Tragweise.



Abb. 14: Vorderansicht der Badehose.

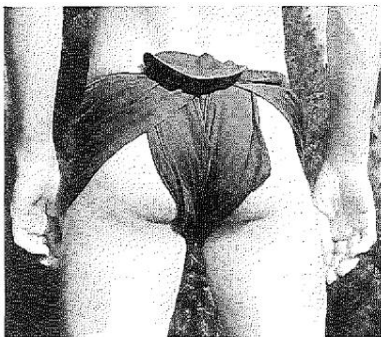


Abb. 15: Rückenansicht zu Abb. 14.

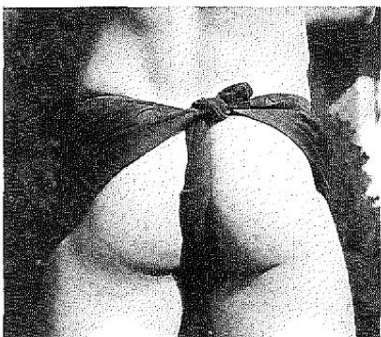


Abb. 16: Rückenansicht der wulstförmigen Badehose, die eine starke Ähnlichkeit mit den Hosen der japanischen Sumoringer aufweist.